



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

6
112/3



24

~~Leo in der Kunst~~
Lorenz
1902

ie K

Zeitschrift

für

~~Leo in der Kunst~~
Lorenz

Wissenschaft, Literatur und Kunst.

III. Jahrgang.

1901/1902.

Herausgegeben

von der

Österreichischen

Leo-Gesellschaft.

Wien und Stuttgart.

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

1902.

AY

862

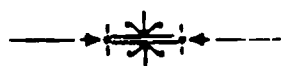
170

170

Inhalt des dritten Jahrganges.

Aufsätze:	Seite	Seite
Baumgarten, Msgr. Dr. Paul Maria, in München: Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholicismus.	241	Kralik, Dr. Richard von, in Wien: Altnordische Dichtkunst. 81, 214
Dürrmaechter, Dr. A., Gymnasiallehrer in Würzburg: Donau und Rhein. Ein Essay.	519	— —: Adam Trabert. 253
Grimmich, Dr. Virgil, o. ö. Prof. an der deutschen Universität in Prag: Otto Willmann's fünfundzwanzigjährige Thätigkeit am Prager pädagogischen Universitätsseminar.	223	— —: Kulturideale. 321
Hamann E. M., in Gößweinstein, Oberfranken: Franz Eichert	415	(Rupelwieser) Leop. Rupelwieser. Erinnerungen seiner Tochter. 502
Hartwig Th., Oberrealschulprofessor in Wr.-Neustadt: Über flüssige Luft.	90	Mantuan, Dr. Jos., Amanuensis der Hofbibliothek in Wien: P. Hartmann's Oratorium „Sanct Franciscus“ 379
Helfert, Dr. Jos. Alex. Freih. v., Sr. Maj. wirkl. Geh. Rath in Wien: Erlebnisse und Erinnerungen. II. Ministerium Schwarzenberg-Stadion. — III In Kremier. — IV. Die große Unterrichtsreform. 1, 97, 183, 273, 343, 449, 590	590	Müller, Dr. Alois, in Bonn: Die Philosophie der Astronomie. 330, 428
Sirn, Dr. Jos., o. ö. Prof. an der Universität Wien: Der Katholicismus und das XX. Jahrhundert	161	Muth, Dr. Richard v., Director des nied.-österreich. Landes-Lehrerseminars in St. Pölten: Die neue deutsche Rechtschreibung 171
Innerkofler, P. Adolf, C. SS. R., in Grulich: Dr. Joh. Emm. Veith. Eine biographisch-litterarische Studie.	471	— —: Zur Würdigung Friedrich Hebbel's nebst allerlei Excursen über Wiener Theater und Epigonen. 577
Jppen Th. A., k. und k. General-Consul in Skutari: Das religiöse Protectorat Österreich-Ungarns in der Türkei.	298	Nagl, P. Erasmus, O. Cist., in Heiligenkreuz: Die «Dormition de la sainte Vierge». 36
Kneib, Dr. Philipp, Prof. am Priester-Seminar in Mainz: Moderne Einwände gegen die christliche Moral.	561	Neuwirth, Dr. Joseph, o. ö. Prof. an der techn. Hochschule in Wien: Wiener Kunstleben (Jänner bis Juli 1901). 49, 134
		— —: Wiener Kunstleben (Herbst 1901). 359
		— —: Wiener Kunstleben (Jänner bis Juni 1902). 612
		Rösler, P. Augustin, C. SS. R., in Mautern (Steiermark): Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Zacharias Werner's Entwicklungsgang. 19
		Schleinitz, D. Frh. v., in London: Entdeckung altfranzösischer Bronzereliefs in Rem. 46

	Seite		Seite
Schleußner, Dr. W., Oberlehrer, in Mainz: Unfehlbarkeit und freie Forschung.	401	Rießgen Laurenz, in Köln: Der Winter.	147
Schlögl, Dr. P. Nivard, O. Cist., Theol.-Prof. in Heiligenkreuz: Die heilige Poesie der Hebräer. II., III.	125, 489	Kralik, Dr. Richard v., in Wien: Gedichte.	528
Tacoli, Anton Marquis, in Wien: Darwin und das Überleben des Passenden.	121	Trabert, Dr. Adam, in Wien: Vision.	272
Wehofer Thomas (+): Bischof Wilhelm Ketteler.	602	Wittkop Philipp, in Münster i. W.: In der Academia dell'arte zu Venedig.	611
Erzählungen:		Rundschau:	
Eschelbach Hans, in Köln: Wie ich Dichter wurde. Jugend- erinnerungen.	148	Gefälschte alte Manuscripte.	78
Handel-Mazzetti, Enrica Freiin v., in Wien: Der Verräther. Novelle.	66	Deutsche Litteratur in Frankreich . . .	78
Vagerlöf Selma, in Falun (Schweden): Das Rothkehlchen. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. . .	637	Autographenhandel.	79
Sabil, P. Meinrad, O. S. B., in Wien: Otfried. Epische Dichtung in 9 Gesängen.	311, 386, 630	Prof. Max Müller's Bibliothek.	79
Gedichte:		Was ein Lied wert sein kann.	80
Castelle Friedr., in Aachen: Abend. .	488	Breisaufgaben.	80
Domanig, Dr. Karl, in Klosterneu- burg: Parabel.	310	Der Antheil der Katholiken am aca- demischen Lehramte in Preußen (B.)	158
		Fechner über die Kunst (A. M.). . . .	159
		Wie das „Nezer und Welte'sche Kirchenlexikon“ zustande kam. . . .	237
		Helfert, Joseph Frh. v., Das neue Herder'sche Conversationslexikon. .	240
		Neuwirth, Prof. Dr. Joseph, Ein neues Werk über die Sixtinische Capelle.	556
		Müller Alons, Kant und die Sternen- bewohner.	558
		Die dritte Emission der classischen An- dachtsbilder der Leo-Gesellschaft (J. N.).	560



Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

II.

Ministerium Schwarzenberg-Stadion.

1.

Als Fürst Felix Schwarzenberg im October 1848 in Olmütz erschien galt er den Leuten, die um seine Ankunft wußten, einfach als ein General von der Armee Radetzky's, wie ja zu jener Zeit auch andere höhere Officiere in der mährischen Hauptstadt erschienen. Von einer höheren Bestimmung des Fürsten hatte im Publicum und, wie wir gesehen haben, selbst in Abgeordnetenkreisen niemand eine Ahnung. Schwarzenberg hatte damals sein 48. Lebensjahr eben erst zurückgelegt, — geb. 2 October 1800 zu Krumau in Böhmen, — er war hoch und schlank von Wuchs, soldatisch aufrecht und gerade in seiner Haltung; seine Gesichtszüge, die Feinheit seiner Hände und seiner ganzen Gestalt trugen ein ausgesprochen aristokratisches Gepräge; der kurze und schnelle und dabei leichte Schritt verrieth — diesen Eindruck hat er mir von allem Anfang gemacht — Vertrautheit mit dem glatten Boden des Hofmannes und des Diplomaten.

Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe war auch Graf Franz Stadion, um sechs Jahre jünger als Schwarzenberg, geb. zu Wien, 27. Juli 1806. Bei Stadion war alles lang, sein Gesicht, sein Hals, seine Gestalt, die sich, wie es bei hochgewachsenen Männern vorzukommen pflegt, mit dem Oberkörper etwas nach vorn neigte. Seine ganze Erscheinung war, wie sich Heinrich Clam von ihm ausdrückte, eine solche, die, in einer noch so großen Gesellschaft einmal gesehen, einen bleibenden Eindruck zurückließ. Stadion's Auftauchen in Olmütz erfuhr die gerade entgegengesetzte Deutung als jene Schwarzenberg's: alle sahen in ihm den künftigen Minister und huldigten ihm als solchem. Er selbst lehnte dies in entschiedener Weise ab, in vertrauten Kreisen wollte er höchstens als Ministermacher gelten.

Doch dies war er im Grunde nicht. Er war für den Augenblick nur Ministermacher: Ministermacher war ein anderer. Am demselben 19 October,

von welchem das gemilderte kaiserliche Manifest datierte und an dessen Vorabend Schwarzenberg mit Lasser, Mayer und mir das Spiel der Raze mit der Maus, nur nicht mit so grausamem Ausgang gespielt hatte, war von Se. Majestät ein Handschreiben unterzeichnet, das den Fürsten mit dem Auftrage betraute, ein neues Ministerium zu bilden. Baron Wessenberg wurde mit huldvoll gnädigen Ausdrücken seines Postens enthoben und mit dem Großkreuz des St. Stephansordens ausgezeichnet . . ., das er bereits seit dreißig Jahren besaß. Derlei Mißgriffe kamen in jener Zeit, wo man vielfach ohne Prioren arbeitete, mehr als einmal vor.

Fürst Schwarzenberg, seit mehr als zwei Decennien an den Höfen von St. Petersburg, London, Turin, Neapel verwendet, war dadurch den inneren Verhältnissen seines Vaterlandes entfremdet worden, und aus diesem Grunde war ihm Stadien, der die österreichischen Zustände und Verhältnisse genau kannte, höchst willkommen und nützlich, da er ihm bei der Auswahl der Persönlichkeiten für die verschiedenen Portefeuilles behilflich sein konnte.

2.

Die Lage des Reiches, von den auswärtigen Verhältnissen ganz abgesehen, war damals eine nahezu verzweifelte: die Haupt- und Residenzstadt in hellem Aufstand, ein ungarisches Heer jenseits der Leitha und der March, von wo ihm die Vorrückung gegen Wien freistand, im lombardisch-venezianischen Königreich momentane Waffenruhe, die jeden Augenblick gebrochen werden konnte, Galizien und Krakau zur Noth in Ordnung gehalten, in allen anderen Reichslanden, das treue Tirol allein ausgenommen, eine gereizte, mindestens eine zweifelhafte Stimmung.

Dies galt zumal von Böhmen, das unter den derzeitigen Verhältnissen von besonderer Wichtigkeit war. Die Stimmung hier war und blieb eine getheilte: die einen für, die anderen gegen Wien.

Die deutschen Vereine, die deutschen Journale, die deutschen Städte groß und klein schwärmten für Wien. „Der Kampf in Wien“, hieß es in einer Adresse der Stadt Aussig vom 16., „ist nicht, wie man uns weismachen will, ein Kampf der Wühlerei und Anarchie gegen die gesetzliche Gewalt, sondern ein Kampf der gesetzlichen Freiheit und der gerechten Entrüstung gegen die Ränke einer anti-deutschen, reactionären Hofpartei. Das Volk von Wien, Legion, Nationalgarde und Arbeiter, ist bewunderungswürdig, das Benehmen der hohen Reichsversammlung über alles menschliche Lob erhaben.“ Der deutsche Verein in Aussig drückte in einer Adresse vom gleichen Tage „seine tiefe Verachtung allen jenen aus, die theils in böser Absicht, theils aus Feigheit und Pflichtvergessenheit den Posten, an den sie das Vertrauen des Volkes berufen hat,

schmachvoll verlassen haben“. Der Bezirksverein von Leitmeritz verlangte, daß die Abgeordneten von Trautenau (Med. Dr. Franz Reiß) und Tachau (meine Benignität) ihrer Mandate verlustig erklärt und andere an ihrerstatt gewählt werden. In Reichenberg erhob der deutsche Centralverein seine Stimme gewaltig für Wien; es hieß sogar, es würden Freischaren von dort Wien zu Hilfe eilen. Uffo Horn polterte und donnerte dort. „Ist es denn noch nicht an der Zeit,“ fragte ein Prager Blatt, „daß Uffo Horn seinen allorts mißglückten Gastspielen ein Ende macht? Kann er denn nicht ohne Fiasco leben?!“ Ähnlich gieng es in den Städten mit gemischter Bevölkerung zu, wenn die Deutschen das Übergewicht hatten; so in Pilsen, wo dem Kreisarzt Dr. Franz Škoda eine Katzenmusik dargebracht wurde, weil er den Reichstag verlassen hatte.

In der böhmischen Hauptstadt war jene Stimmung überwiegend, die in der Wiener Revolution ein slavenfeindliches Bündniß zwischen der Frankfurter Linken und dem Rossuth'schen Magyarismus erblickte. Doch gab es selbst im slavischen Theil der Prager Bevölkerung immer noch einige, die gleich ihren deutschen Landsleuten mit Wien sympathisierten. Am 15. October stellte in einer geheimen Sitzung der Slovanská Lída Jur. Dr. Wital den Antrag, die Deputierten aufzufordern, für Wien vermittelnd einzuschreiten. Sabina oder ein anderer unterstützte den Antrag: „Siegt Wien, so zerfällt die Monarchie; fällt es, dann tritt Militär-Despotismus ein!“ Dr. Schebek trat dieser Auffassung entgegen: „Wien muß gedemüthigt werden; denn es hat sich die Suprematie angemacht, und das steht mit den Grundsätzen der Conföderation und der Gleichberechtigung im Widerspruche.“ Kieger sagte: „Siegt Wien, dann ist es mit unserer Nationalität aus; fällt es, dann ist die Freiheit darum noch nicht begraben. Die Erhebung von Wien ist eine frankfurtisch-magyarische; auch wenn sie gebrochen sein wird, kann in Wien nicht weiter frei getagt werden; man wird den Reichstag an einen anderen Ort verlegen müssen.“

Wital's Antrag fiel, und es wurde auf den Antrag Franz Pawlicel's beschlossen, sich unbedingt mit den Schritten der böhmischen Abgeordneten einverstanden zu erklären. Am Tage darauf erschien eine Deputation der Slovanská Lída in der Bürger-Messource, wo sich unsere Abgeordneten noch immer zu versammeln pflegten, und überreichte den letzteren eine Vertrauens-Adresse: „Der Ausschuß der Slovanská Lída hat in Erwägung der jetzigen entscheidenden Epoche und um einen einigen und einträchtigen Geist in unserer Nation zu erhalten, den Beschluß gefaßt, allen in Prag anwesenden Herren Reichsraths-Abgeordneten auszusprechen, daß er mit ihrer Handlungsweise einverstanden sei, daß er die von ihnen unternommenen Schritte billige und daß er sie

in ihrem Bestreben, die nationale Freiheit zu wahren, zu unterstützen bereit sei.“ Palacký nahm die Adresse dankend entgegen und drückte seine Freude darüber aus, „daß ein so bedeutender Verein wie die Slovanská Lída der gleichen politischen Meinung sei wie er und seine reichstäglichen Collegen.“

Die Sicherheit von Prag blieb, wie es WindischGrätz in seiner Proclamation ausgesprochen hatte, der Bürgerschaft und den Studenten überlassen. Am 16. erhielten die Studenten 1500 Gewehre zu ihrer Bewaffnung und wählten den Juristen Jaros zu ihrem Commandanten; sie baten, daß ihnen im Gebäude des Normal-Schulbücherverlags eine Räumlichkeit für ihre Hauptwache eingeräumt werde.

Auch die Slovanská Lída nahm sich der Sache an. Einer ihrer Beschlüsse betraf die Wehrkraft des Landes: der Stadtrath möge die Regierung angehen, daß die Nationalgarde ordentlich bewaffnet werde; Wáwra und Chrudimský beantragten, einen Congress von Abgeordneten aller Nationalgarden Böhmens in Prag abzuhalten.

Unter der Studentenschaft war die Stimmung getheilt: die böhmischen Studenten hielten zu den Abgeordneten, die deutschen schwankten. In einer Versammlung der letzteren wurde die Frage berathen, ob sie ihre Wiener Commilitonen mit einer Adresse begrüßen sollten. Einige sprachen dagegen: man kenne die Ursachen und die Ziele der Wiener Bewegung nicht genau; würde man sich für dieselbe aussprechen, so würde daraus ein neuer Zwiespalt mit ihren böhmischen Collegen entstehen; auch sei ja den Wienern mit bloßen Worten nicht gedient. Andere sprachen für thatsächliche Hilfeleistung, am heftigsten ein Ausländer, ein Student aus Breslau: der Kampf des Militärs sei unconstitutionell; Jellacic habe gesagt: er folge dem Rufe der Kanonen, darum stehe er vor Wien; WindischGrätz habe in seinen Abschiedsworten an die Prager geschrieben, seine Pflicht rufe ihn nach Wien: „also kein Befehl, verfassungsmäßig contrasigniert, hat die beiden Generale an die Posten gestellt, die sie einnehmen!“ Zuletzt entschied die Mehrheit dafür, daß die Wiener Studenten durch eine Adresse begrüßt werden. Auch der deutsche Verein in Prag sandte einige Tage später eine Sympathie-Adresse nach Wien.

3.

Was gieng in dieser Zeit in Wien vor, und wie stand es da mit dem Reichstage?! In Wien nahm der Finanzminister Baron Kraus, der einzige von allen Mitgliedern des Cabinetes Wessenberg-Doblhoff, der daselbst zurückgeblieben war, eine Stellung ein, die einen falschen Schein auf ihn werfen mußte und die in der That von denen, die außerhalb standen, besonders von der conservativen Partei, den sogenannten Gutgefinnten, ihm gewaltig verübelt wurde.

Neben ihm stand in der der Revolution verfallenen Stadt der Präsident des constituierenden Reichstages, in Wahrheit des um mehr als die Hälfte seiner Mitglieder verminderten Restes desselben, an oberster Stelle. Franz Smolka, trotz seiner nordischen Herkunft eine heißblütige Natur, war vom Haus aus Revolutionär. „Wenn es nicht um Euretwillen wäre“, schrieb er an die Seinen nach Lemberg, „so befände ich mich, statt hier in den Räumen der Winterreitschule zu sitzen, draußen an den Linien, um mit den Soldaten Kugeln zu wechseln.“ Allein er bekämpfte seine Natur, er hielt in der Stellung aus, die ihm das Vertrauen seiner Mit-Abgeordneten angewiesen hatte, und kam den mit dieser Stellung verbundenen Obliegenheiten gewissenhaft nach. In der That, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe gebieten anzuerkennen, daß der All-Minister Kraus und der vorsitzende Leiter des Wiener Rumpfparlamentes Smolka gerade dadurch, daß sie auf ihren Posten ausharrten, unabsehbares Unheil von der Stadt, ja von der Monarchie abgewendet haben. Denken wir uns den Reichstag weg, welchen Smolka mit Klugheit und maßvoller Ruhe von extremen Maßregeln fernzuhalten mußte, und denken wir uns Baron Philipp Kraus weg, der in seiner Person die ganze Regierung repräsentierte und dies mit ebenso großer Umsicht als Geschicklichkeit durchzuführen mußte, so läßt sich gar nicht absehen, was aus Wien, was aus Österreich, was aus ganz Mittel-Europa geworden wäre. Entweder gewann das Proletariat die Oberhand und es entstand eine Anarchie der wildesten Art, oder ein entschlossener Revolutionär riß die Gewalt an sich und führte eine Schreckensregierung ein, die vor keinem Blutbade zurückschauderte. Es gab Männer in Wien, selbst unter den Abgeordneten, die man solcher Handlungen fähig halten konnte!

Die Stellung Kraus' war einfach und klar: er war kaiserlicher Minister, keiner der anderen Rätthe der Krone war auf seinem Blase, folglich hatte er sie alle zu ersetzen. Auch Smolka's Stellung war klar: er war erster Vice-Präsident des constituierenden Reichstages und hatte, da der Präsident nicht zur Stelle war, den Reichstag zu leiten. Die Schwierigkeit lag nur darin, daß es einen activen Reichstag eigentlich nicht gab, weil von den Mitgliedern nicht so viele in Wien geblieben waren, als man zur Beschlußfähigkeit brauchte, nämlich über die Hälfte. Denn die böhmische Rechte war es ja nicht allein, die Wien den Rücken gekehrt hatte; außer vielen einzelnen Abgeordneten aus verschiedenen Ländern waren es neun nord-tirolische, die in Innsbruck dasselbe thaten, was die böhmischen in Prag. Sie versagten dem Reichstage in dessen jetziger Gestalt die Anerkennung, und mit ihnen hielten es der Ausschuss des Tiroler Landtages, die Regierungs- und Landes-Behörden, die Bürgerschaft von Innsbruck. Am 14. October

wurde eine Adresse an den Kaiser ausfertigt. Es wurde darin Abscheu vor den Gräueln des 6. October ausgesprochen: alle Ehrfurcht gegen die geheiligte Person Sr. Majestät sei verletzt; der constitutionelle Thron sei nur dort, wo sich der Kaiser in Person befinde; Ruhe und Geseßlichkeit könne erst wiederkehren, „bis Eure Majestät, umgeben von einem in seinen Berathungen nicht gestörten Reichstage und von freigewählten Ministern, in der Lage sein werden, Ihren treuen Völkern die zugesicherten Wohlthaten zu verwirklichen.“ Also auch von dieser Seite ein Mißtrauen gegen den Wiener Reichstag und zugleich die Hindeutung, denselben aus seiner gegenwärtigen Mißlage herauszuziehen. Es wurde von den Tirolern beschlossen, die Adresse durch eine Deputation nach Olmütz zu befördern.

Von den nordtirolischen Abgeordneten waren bloß zwei in Wien zurückgeblieben: Dr. Johann Georg Wörz (für Imst) und der in Wien ansässige Advocat Dr. Andreas Gredler (für Schwaz); von der böhmischen Rechten fünf: Sidon (Ticín), Sabil (Deutschbrod), Loos (Rourím), Šembera (Pilgram) und Borrošch (Brag IV.); Dr. Eberhard Jonák (Brandeis a. d. E.) war nicht mit seinen Landsleuten nach Brag gegangen, aber auch nicht in Wien geblieben, sondern hatte sich, um neutral die weitere Entwicklung abzuwarten, in das nahe Baden — „Schwarzgelbowitz“, wie es von der Linken genannt wurde, — zurückgezogen. Dafür waren, wie schon früher erwähnt, von den Abgeordneten anderer Länder manche abgefallen, so daß die Bänke in der Winterreitschule täglich mehr Lücken aufwiesen. Bezeichnend in dieser Richtung war die Art und Weise, wie am 11. October die Präsidentenwahl vorgenommen wurde, nämlich per acclamationem. Nach der Geschäftsordnung sollte die Wahl durch Stimmzettel vorgenommen werden, und Smolka machte darauf aufmerksam; allein Adam Potocki und Pilleršdorff ließen das nicht zu, wahrscheinlich weil sie fürchteten, es möchte dann zu Tage kommen, daß die beschlußfähige Anzahl nicht vorhanden war. Der Präsident und der Schriftführer gaben sich alle erdenkliche Mühe, zusammenzuhalten, was noch beisammen war. Wenn einer der Anwesenden Miene machte, den Saal zu verlassen, etwa um eines leiblichen Bedürfnisses halber, so paßte der Schriftführer Wiser oder einer der anderen sogleich auf und ließ ihn nicht gehen, bevor er sein Ehrenwort gegeben, daß er zurückkehren wolle. Wenn es zu einem Beschlusse kam und sich ein und der andere nicht fügen wollte, suchten ihn die anderen einzuschüchtern. So blieb bei einer Abstimmung der Abgeordnete Dr. Ganzwohl (für Bučovic in Mähren) sitzen; da rief ihm der radicale Smreker (für Lichtenwald in Steiermark) zu: „Werdet Ihr aufstehen, Ihr Jesuit?!“; er gieng auf ihn los und würde sich vielleicht thätlich an ihm vergriffen haben, wenn nicht andere dazwischen

getreten wären. Als man erfuhr, daß Lasser im Permanenz-Ausschusse Äußerungen gethan hatte, die gegen das herrschende Treiben gerichtet waren, wurde sein Name auf die Proscriptionsliste gesetzt und empfing er von wohlmeinender Seite den Rath, sich ein andermal klüger zu halten. In den öffentlichen Sitzungen legte sich mitunter der Präsident selbst ins Mittel. In irgend einer Angelegenheit wollte Lasser einen Antrag stellen; Smolka, der einsehen mochte, daß der Sache dadurch doch nicht geholfen würde, gab ihm von seinem Sitze herab einen Wink, sitzen zu bleiben, was denn Lasser auch that.

Überhaupt wußten unsere nach Olmütz gekommenen Collegen, wie Fischer, Neumall, besonders aber Lasser, welch' letzterer der Reichstags-Permanenz angehörte, uns allerhand zu erzählen, was in Wien hinter den Coulißen vorgieng. Am 16. October half sich Smolka damit, daß er dem Reichstage berichtete, es seien 222 Quittungen von den Abgeordneten eingelaufen und von der Cassa 202 ausbezahlt worden, „darnach wir immer in der Lage sind, vollzählig hier zu erscheinen“. Daß unter diesen Quittungen eine große Anzahl bloß eingeschickt, nicht persönlich übergeben war, wurde von ihm weißlich verschwiegen. Als gegen Ende der Sitzung sich Szaszkiewicz erhob und aufmerksam machte, es sei nicht die beschlußfähige Anzahl vorhanden, wurde ihm zugerufen: „Nein, nein; das war früher, weil da mehrere weggegangen waren!“ In einer der nächsten Sitzungen wollte der galizische Abgeordnete Popiel (Starasól) die Namen derjenigen wissen, die sich am 16. zu der Reichstagscassa gedrängt hätten; wie es heiße, seien es 222 gewesen und nun, da es zur Abstimmung komme, seien kaum 150 anwesend.

Reichstags-Abgeordnete waren im Ganzen 379, mehr als die Hälfte davon war zur Beschlußfähigkeit nothwendig (§ 34 der Geschäftsordnung), also 190. Wie sollte man diese Zahl zusammenbringen? Dazu waren curiose Kunststücke nothwendig! Adolphe Thiers hat einmal gesagt: die Kunst, ein annehmbares Budget zusammenzubringen, bestehe darin, die Ziffern geschickt zu gruppieren. Das wandte nun Smolka auf die Auszählung der Abgeordneten an, die er z. B. in folgender Weise gruppierete:

anwesend im Saale	160
im Permanenz-Ausschusse	23
an Jellačić abgesandt	2
Deputation nach Olmütz	10

Summa 195

Nun ist es ja eine bekannte Sache, daß bei Beschlußfassungen und diejenigen gezählt werden können, die persönlich anwesend sind und wirklich

ihre Stimmen abgeben. Allein im October wurde als Grundsatz aufgestellt und ausgesprochen, daß die im Dienste des Reichstages ausgesandten oder beschäftigten Mitglieder mitgezählt werden müssen. Es hieß das: aus der Noth eine Tugend machen. Dazu kam aber, daß von den Mitgliedern der Permanenz-Commission, die Smolka zu den 160 Anwesenden hinzugezählt hatte, viele, vielleicht der größere Theil, im Saale selbst waren, die auf solche Art doppelt gezählt wurden. In der Sitzung vom 17. sagte Smolka: „Nach der Zählung sind 172 anwesend, im permanenten Ausschusse sind 25, zusammen also 197“. Abgeordneter Böse (Kloster-Grabisch): „Die meisten aus dem Ausschusse sind hier anwesend.“ Smolka sagte, er werde in den Ausschuss hinaufschicken. Horrosch: „Und ins Lesezimmer, wenn ich bitten darf.“ Ob diesen beiden Anregungen entsprochen wurde und mit welchem Erfolg, darüber schweigt die Geschichte.

4.

Während in solcher Weise in Wien und in Prag debattiert und deputiert, adressiert und petitioniert wurde, nahmen die militärischen Maßregeln zum Anmarsch gegen Wien ihren unaufgehaltenen Fortgang. Am 17. fuhr von Prag die Feldpresse ab, aus der Haas'schen Schriftgießerei mit Lettern für die verschiedenen Landessprachen ausgestattet. Am 18. war eine Batterie von Zwölfpfündern zur Abfahrt bereit, sie war mit Kränzen und Gewinden von Blumen geschmückt, als gienge es zu einer Hochzeitsfeier. Daneben wirkten die beiden Slovakenführer Štúr und Hurban, um zur Unterstützung der kaiserlichen Armee eine bewaffnete Erhebung in ihrer Heimat in Gang zu setzen. Auf Štúr's Antrieb wurde von der Slovanská Lipa beschlossen, eine Commission niederzusetzen, welche Mittel und Wege ausfindig machen sollte, um südslavischen Studenten, die mit Umgehung von Pest in Prag studieren wollten, bei den Bürgern Wohnung und Unterhalt zu verschaffen.

Die Truppen Windisch-Grätz, die „böhmische Armee“, zogen näher und näher gegen Wien heran. Das Wiener Regiment Deutschmeister Nr. 4 bekam eine andere Bestimmung, was ja begreiflich war, da man die fidelen Lerchenfelder, Lichtenthaler, Fungelbrunner zc. nicht gegen ihre eigenen Vettern und Brüder ins Feuer schicken wollte. Das Regiment wurde auf der Nordbahn gegen Olmütz dirigiert und sollte weiter nach Troppau kommen; es hätten sich, hieß es in Wien, unter den Soldaten Sympathien für den Aufstand gezeigt. Auch auf die deutschen Truppen aus Böhmen und Mähren, sagte man weiter, könne sich Windisch-Grätz nicht verlassen. In Jglau hätten

die Officiere ihren aus Königgrätz und Josephstadt heranmarschierenden Truppen das Wort geben müssen, daß man sie nicht gegen Wien gebrauchen werde, sondern nur gegen den äußeren Feind. Es wäre daher, meinten die Wiener Journale, hoch an der Zeit, daß der Reichstag eine freisinnige Proclamation an das Militär richte.

Allein die Thatfachen widersprachen diesen Gerüchten. Die einzige Stadt in Mähren, wo sich die Sympathien für Wien nicht auf bloße Phrasen und Declamationen beschränkten, war Brünn. Dort bestieg am 18. morgens eine Anzahl Nationalgarden und Studenten — wohl solche, die sich aus Olmütz entfernt hatten — den Eisenbahnzug, um den Wienern zu Hilfe zu eilen. Allein in Lundenburg wurden sie von einer Abtheilung Rhevenhüller Nr. 35, Werbbezirk Pilsen, also größtentheils Deutsche, in Empfang genommen und entwaffnet. Mit dem nächsten Zug kam nach Brünn die Nachricht davon mit allerhand gehässigem Aufpuß: die kaiserlichen Soldaten seien mit den Brünnern roh umgegangen, hätten ihnen Uhren, Ringe und andere Werthsachen geraubt. Darüber entstand in den ersten Nachmittagsstunden eine gewaltige Aufregung. Haufen von Arbeitern, mit Knütteln, Holzblöcken, Hacken, Hämmern u. dgl. bewaffnet, zogen durch die Straßen, beschimpften und bedrohten die Soldaten der Garnison. Das Militär wurde in die Kasernen gezogen, die Nationalgarde wurde alarmiert, von welcher sogleich die Hauptwache und alle einzelnen Wachposten besetzt wurden. Der Nationalgarde-Commandant G.-M. Joseph Ritter von Malter erließ eine Rundmachung und sandte den Platzmajor Joseph Schmitt von Kämmerzell mit einigen Abgeordneten der Nationalgarde nach Lundenburg, um an Ort und Stelle eine Untersuchung über den Vorfall einzuleiten. Hierauf trat gegen 4 Uhr nachmittags in der mährischen Hauptstadt Ruhe ein. Doch der Vorfall zeigte nur zu deutlich, daß die Wiener Aufständischen im Irrthum waren, wenn sie auf einen Abfall von „deutschen“ Truppen rechneten. In dieser steigenden Noth beschloßen der Reichstag, der Gemeinderath von Wien und die Nationalgarde eine neue Adresse an den Kaiser; einer großen Deputation dieser drei Körperschaften sollten sich Abgeordnete jener auswärtigen Wehrmannschaften anschließen, die aus Brünn, Linz, Salzburg und Graz den Wienern zu Hilfe gezogen waren.

Der Reichstag, hieß es in jener Adresse, halte es für seine Pflicht, dem Kaiser die bestimmteste Versicherung zu geben, daß die Ruhe und Sicherheit Wiens keiner Wiederherstellung bedürfe, da diese nicht im geringsten gestört seien; nur allein die in der Umgebung der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen und die feindselige Haltung derselben seien es, was die Wiener Bevölkerung in Aufregung versetze und zu Rüstungen gegen drohende

Angriffe nöthige. „Wenn Wien beschuldigt wird“, sagte der Gemeinderath, „daß in seinen Mauern Anarchie herrsche, so kann nur erwidert werden, daß in Wien die Ordnung und die Ruhe einer belagerten Stadt zu finden sei.“ Es mögen daher die Truppen zurückgezogen, der Banus von Kroatien von Wien wegbeordert werden und die Sendung des Fürsten WindischGrätz gegen Wien unterbleiben; es möge die Garnison von Wien auf ein Minimum herabgesetzt und dabei auf „Verwendung volksthümlicher Militärförpser“ gesehen werden. „Der Herr General der Cavallerie Graf Kuersperg“, hieß es in der Adresse der Nationalgarde, „beziehe mit seinem Militär die Garnison von Wien, deren Anzahl aber 10.000 Mann in allem nie übersteigen möge“ und wodon namentlich „die Linienregimenter Nassau, Latour, sowie auch Urbna Chevauxlegers“ ausgeschlossen werden sollen. Das Militär werde auf die Verfassung beeidigt und erhalte die Weisung, daß es im Innern des Landes nur über Aufforderung der Civilbehörden einschreiten dürfe. Die Volkswehr werde durch ein vom Reichstage sogleich zu erlassendes Gesetz organisiert, und Se. Majestät möge sechs Männer aus der gesammten Nationalgarde zum Adjutantendienste in der Hofburg bestimmen. Das von Sr. Majestät zugesagte „volksthümliche Ministerium“ werde schleunigst gebildet. Se. Majestät geruhe, „Sich in Ihr allzeit getreues Wien zurückzugeben,“ und, „dem Drange Ihres Herzens folgend, eine allgemeine Amnestie nach dem Antrage des Reichstages zu erlassen.“ Schließlich gab der Reichstag „zur Wahrung seiner Würde“ die feierliche Erklärung ab, „daß er niemals in seiner vollkommen freien Berathung von irgend einer Seite gestört wurde und daß er seine Verlegung an einen anderen Ort als eine Zumuthung zurückweisen müsse, als habe er seine hohe Stellung, seine heilige Pflicht jemals durch Einflüsse von außen her außer Augen gelassen oder als sei er fähig, dies in Zukunft zu thun.“

Die große Wiener Deputation, eigentlich die drei Deputationen, trafen am 20. in Olmütz ein. Die Deputation des Wiener Gemeinderathes erhielt noch denselben Abend von Wessenberg den Bescheid, ihre Adresse sei Sr. Majestät vorgelegt worden; da sie aber Bitten enthalte, auf deren Erfüllung man unter gegenwärtigen Umständen nicht eingehen könne, so würde ihnen bekannt gegeben, daß man sich in allem, was die Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Wien betreffe, an den Fürsten WindischGrätz zu wenden habe; übrigens dürfe man hoffen, daß durch die Kundmachung Sr. Majestät vom 19. den billigen Wünschen der Wiener Bürger entsprochen worden sei. Auch die beiden anderen Deputationen wurden weder beim Kaiser noch beim Erzherzog Franz Karl vorgelassen; von Wessenberg empfingen sie keinen Bescheid, sondern wurden einfach an den Fürsten WindischGrätz gewiesen.

5.

Am 20. abends waren Brauner und ich zurück in Prag, wohin wir das Manifest vom 19. brachten. Am andern Tage war es in böhmischer Übersetzung in *Nár. Nov.* č. 165 zu lesen; aber auch jenes vom 16., welches letztere bis dahin, soviel ich weiß, von keinem andern Prager oder Wiener Journale gebracht worden war.

An demselben Tage, 21. October, prangte die erste Kanone der Bürgerwehr vor dem Altstädter Rathhaus. Deutsche Blätter machten sich darüber lustig: „Wie viel Kanonen hat Prag?“ fragten sie; Antwort: „Eine am Altstädter Ring und 36*) auf der Marienschanze!“ An einem schönen Morgen, hieß es weiter, habe man unter der Altstädter Kanone eine kleine hölzerne gefunden: „Die Kanone am großen Ring kriegt Junge“, spöttelte das Prager Abendblatt.

Die erste Stimme in allen Angelegenheiten, nicht bloß der Stadt Prag, sondern des ganzen böhmischen Landes, hatte jetzt so ziemlich die *Slovanská Lída*. Sie hatte nach ihren Statuten zwei Sitzungen in der Woche abzuhalten; sie hielt aber jetzt alle Tage welche ab. Die bedeutendsten Männer der Hauptstadt fanden sich da ein; was von slavischen Berühmtheiten nach Prag kam, wurde bei ihr eingeführt. Sie klärte das Publicum in Placaten über die allgemeine Lage auf, berichtigte falsche Nachrichten, trat Lügen und Entstellungen entgegen. Sie zog praktische Fragen in den Bereich ihrer Erörterungen, suchte die Behörden in Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt zu unterstützen. Sie nahm Gesuche ihrer Mitbürger in allen Angelegenheiten entgegen, in denen sich diese vertrauensvoll an sie wandten, und suchte dieselben, falls sie mit dem Inhalte einverstanden war, bei den Behörden zu unterstützen und zu fördern. Es kam vor, daß selbst aus deutschen Gegenden Private oder Gemeinden sich an die *Slovanská Lída* wendeten und ihr ihre Beschwerden ans Herz legten. Mitunter kamen die Pfingst-Ereignisse wieder zur Sprache. In der Sitzung vom 21. wurde eine Eingabe der Frau Honorata Zap verlesen, worin dieselbe bat, die *Slovanská Lída* möge sich verwenden, daß eine Anzahl von Beschuldigten, wie Graf Potocki, Turanůski, Kadajewski, Bürger Špaček u. A., die seit den Pfingsttagen ob dem Prager Schlosse in Haft saßen, freigelassen würden. Der Zeitpunkt für die Vorbringung einer solchen Bitte schien bei der günstigen Stimmung, die jetzt im Hauptquartier des Fürsten Windisch-Grätz gegen die Prager herrschte, nicht übel gewählt. Auch wollten *Nár. Nov.* (č. 167, S. 658) wissen, daß der Steckbrief, mit welchem nach den Funitagen Dr. Kampelík verfolgt wurde, zurückgenommen sei.

*) Nämlich die militärischen.

Ein wechselvolles Bild bot die Sitzung vom 22. Da kam die Reorganisation der Justiz in Frage; Jur. Dr. Aliebert sprach für Einrichtung von Collegiatgerichten, was Hofrath Wenzel Kulhanek, welcher der Sitzung beizuhnte, befürwortete; es wurde beschlossen, an alle Gemeinden Böhmens die Aufforderung zu richten, ihre Zustimmung zu diesem Beschlusse zu erklären und schriftliche Eingaben hierüber an die Adresse der Slovanská Lira, Altstadt Bethlehemsplatz Nr. C. 258, zu richten. Urban und Štúr sprachen für ihre Slovaken; ersterer dankte in herzlichen Worten für alles, was die Slovanská Lira bisher in ihrem Interesse gethan und hat, ihnen diese Theilnahme auch für die Zukunft zu bewahren; Štúr hob hervor, „daß nirgends das slavische Element so blühe, nirgends die slavische Idee so zur Reife gediehen sei, wie in Prag“. Dann trat Vilém Dušan Lambel auf, der, eben aus Agram heimgekehrt, freundliche Grüße der Südslaven brachte, die fortan die gleiche Politik mit den Čechen einhalten wollten. Zum Schlusse wurde Franz Ladislaus Čelakovský, seit 1842 expatriirt und als Professor der slavischen Sprache und Litteratur in Breslau angestellt, in den Saal geführt und von der ganzen Versammlung mit Zuruf und Händeklatschen begrüßt; tief ergriffen von dieser ungezwungenen Huldigung, dankte er mit warmen Worten. „Die sieben Jahre,“ sagte er, „die ich außerhalb meiner theuren Heimat zugebracht, erachte ich für die mageren Röhre der Bibel; ich hoffe, daß nun sieben fette nachfolgen werden, wo ich in meiner Heimat und zum Nutzen derselben werde wirken können“.

In solcher Weise war die Slovanská Lira in Prag ungefähr dasselbe, was im Frühling und ersten Sommer der Sicherheits-Ausschuß für Wien gewesen war. Sie wurde aber mit der Zeit weit mehr als dieser, weil sie sich über das ganze Land, soweit es nicht von Deutschen bewohnt war, mehr und mehr ausbreitete. In allen wichtigeren Orten entstanden Zweigvereine; ja in Prag selbst bildete sich ein solcher auf der Kleinseite, unter dessen Statuten die Bestimmung aufgenommen wurde, daß die Mitglieder des Hauptvereines auch bei den Versammlungen des Zweigvereines Zutritt haben sollten. Außerhalb der Grenzen Böhmens, im fernen Croatien, in Dalmatien bildeten sich Vereine nach dem Muster der Prager Slovanská Lira und traten mit ihr in Correspondenz und Verkehr. Ohne Frage war dies ein ganz abnormes Verhältniß. In ruhigen, geordneten Zeiten hat alles seinen bestimmt angewiesenen Platz, seinen genau umschriebenen Wirkungskreis; da waltet die landesfürstliche Regierung und sind die Behörden in ihrer verschiedenen Unter- und Überordnung; in constitutionellen Staaten sind daneben die von der Verfassung zur Theilnahme an der Gesetzgebung und autonomen Verwaltung getroffenen Einrichtungen; Privatvereine politischen Charakters, noch dazu solche mit

weiter Verzweigung im Lande, ja über die Grenzen des Landes hinaus, die neben den Behörden und verfassungsmäßigen Organen den Beruf, sich in die innere und selbst äußere Politik zu mischen, aus ihrem eigenen Willen und Ermessen herleiten, können da nicht geduldet werden. Aber jetzt waren eben keine ruhigen Zeiten, keine nach allen Seiten geordneten Verhältnisse, und so konnte es kommen, daß ein großer Theil der Bevölkerung einer derartigen Vereinigung von Mitbürgern wie die Slovanští Lipa Dank wußte und daß die Regierungsbehörden selbst sie gewähren ließen, so lang sich dieselbe in ihrem Auftreten umsichtig und loyal hielt und sich von dem Bestreben leiten ließ, überall für Aufrechthaltung der Ordnung und eines guten Geistes zu wirken, löbliche Zwecke zu fördern und zu unterstützen.

* * *

Seit Brauner und ich aus Olmütz zurück waren, war man in Prager Kreisen schon darüber einig, daß der constituierende Reichstag nicht länger in Wien bleiben könne, und die Frage war nur: in welche andere Stadt er verlegt werden solle? Wir Abgeordnete hatten, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, ursprünglich Brünn dafür vorgeschlagen. Hawel Borowski hatte sich in seinem Mär. Nov. lebhaft dafür eingesetzt, Brauner und ich hatten während unseres Weilens am kaiserlichen Hoflager daran festgehalten. Allein die von uns vorgeschlagene vorläufige Zusammenkunft am 20. hatte in Brünn vollständig Fiasco gemacht.*)

In den leitenden Kreisen in Olmütz machte man keine Miene, auf unseren Vorschlag einzugehen, was nach den Brünner Vorgängen vom 18. niemand Wunder nehmen konnte. Auch Hawlicek kam jetzt von seiner früheren Behauptung zurück, indem er erklärte, daß sich neuester Zeit in Brünn ein den Böhmen und Slaven entschieden feindseliger Geist kundgegeben habe. So verfiel man denn auf Kremšier, ohne daß ich anzugeben wüßte, von wem der Gedanke zuerst angeregt worden. Mär. Nov. brachten die

*) In meinen Papieren findet sich folgende:

Telegraphische Depesche aus Prag eingelangt um 3¹/₄ nachmittags.

Gubernial-Präsident an Kreishauptmann in Olmütz.

Abgeordnete Brauner und Helfert haben Zug Nr. VII morgen im Olmüger Bahnhofe zur Besprechung mit zwei Prager Deputierten abzuwarten. Es wird bemerkt, daß der Zug VII bei regelmäßigem Verkehr um 4 Uhr früh in Olmütz eintreffen soll.

Vom k. k. Telegraphen-Bureau zu Olmütz am 17. October 1848.

Pfeiffer, k. k. Telegraphist.

In meiner Erinnerung ist dieser Zwischenfall vermischt; ich denke, es waren Karl Hawlicek und ein Zweiter auf der Durchreise nach Brünn begriffen, wo sie für den 20. „Menschen“ suchten, d. h. Reichstagsgenossen, aber nicht einen fanden.

Mittheilung in derselben Nummer, in welcher sie Brenner's und meine Rückkehr aus Olmütz gemeldet hatten, mit dem Beisatze, daß alle Wahrscheinlichkeit dafür spreche, daß der Reichstag nach Kremsier werde verlegt werden. Am 22. sprach davon im gleichen Tone Ranní List. č. 19. Um in dieser Sache sicher zu gehen, wurde von uns böhmischen Abgeordneten beschlossen, zwei aus unserer Mitte nach Olmütz zu senden und dem Kaiser die Bitte vorzutragen: „Er möge sobald als möglich den constituierenden Reichstag nach Kremsier einberufen“. Gewählt wurden Balacký und Pinkas.

* * *

Von der böhmischen Journalistik wurden unsere Bestrebungen fortwährend unterstützt. Sie blickten voll Zuversicht einem Umschwung in der österreichischen Politik entgegen. „Die Politik des österreichischen Herrscherhauses war bisher eine ausschließlich deutsche, nun wird sie eine slavenfreundliche sein.“ Diesen Satz behandelten die böhmischen Tagesblätter und Zeitschriften in der mannigfachsten Weise. „Man wirft den österreichischen Slaven vor, daß sie die Nationalität über die Freiheit setzten. Allein dieser Vorwurf ist ungerecht. Die Slaven lieben die Freiheit so gut, wie andere Völker; aber vor allem handelt es sich darum, das nationale Selbstbewußtsein zu kräftigen, denn erst dieses macht ein Volk für die Freiheit fähig, macht es derselben würdig. Eine Nation muß erst sein, ehe sie frei sein kann. Unsere Abgeordneten wußten sehr wohl, warum sie in Wien mit dem Ministerium giengen, dasselbe zu halten und zu unterstützen suchten; denn die Gegner des Ministeriums waren jene Deutschen, die kein Fehl daraus machen, daß ihnen an der Dynastie nichts liege, daß es ihnen nur um die Einheit Deutschlands zu thun sei, der sodann das Slaventhum der westlichen Länder zum Opfer fallen müßte, wie jenes der östlichen der Alleinherrschaft des Magyarismus. Der österreichische Deutsche ist so lange unser Feind und jener der Regierung, so lange er nicht anerkennen will, daß ein Staat wie Österreich nur in einer Conföderation seiner so vielen und verschiedenen Völkerstämme seinen Bestand und sein Ziel finden könne.“

Die Nummer 165 der Mähr. Nov. enthielt auch einen Leitartikel Samuel Boromský's, worin er ausführte, die Interessen des kaiserlichen Hofes und die Interessen der österreichischen Slaven seien in diesem Augenblicke auf das innigste miteinander verflochten. „Wir müssen an der Regierung halten, damit wir in Verbindung und Wechselwirkung mit unseren slavischen Brüdern bleiben.“ Der Hof müsse an Österreich halten, weil dies seine Kaiserkrone sei, welche von der einen Seite die Deutschen, von der anderen die Magyaren entzweibrechen wollen. Alle österreichischen Slaven, sagt Sawlíček weiter,

seien in dieser Politik mit uns einverstanden: die Südslaven, die Slovaken und Ruthenen, nur die Polen nicht.

6.

Wie sich denken läßt, war die Revolutionärpartei in Wien über die Haltung der böhmischen Abgeordneten und der Prager Bevölkerung auf das äußerste erbittert; daß sie ganz offen zum Hofe hielten und mit diesem verkehrten, versetzte die Radikalen in eine wahre Wuth. Unter dem Titel „Die Dankbarkeit der Tschechen“ veröffentlichte L. Hauck ein Flugblatt, worin es hieß: „Ist das der Dank, den ihr dem freisinnigen Wien, der Vorkämpferin der Freiheit, dafür abstattet, daß es, als ihr (im Juni) von Windisch-Grätz bedroht waret, euch in Wort und Schrift vertheidigte? Ihr lohnt das, wie es euch ziemt: indem ihr euch mit unseren Unterdrückern verbindet; indem ihr lügt und Thatfachen entstellt; indem ihr unsere heilige gerechte Nothwehr verläumdet!“ Hatten vordem die Tschechen den Wienern als nationale Separatisten gegolten, so wurden sie jetzt des Servilismus beschuldigt, als unterwürfige Schleppträger der Dynastie bezeichnet. „Sie, die böhmischen Abgeordneten, sind die jüngste Raupe, die an der Blüte unserer Freiheit nagt. Doch zum mindesten treten sie offen auf. Wir wissen, was unser jetzt harret: ein österreichisches Staatsministerium — in Caslau oder Leitomischl!“

In Wien kam der Reichstag mehr und mehr ins Gedränge. Am 21. brachte der „Vote für Tirol und Vorarlberg“ eine Erklärung der deutsch-tirolischen Abgeordneten: der Wiener Reichstag habe die Executivgewalt an sich gerissen und dadurch seine Befugnisse überschritten; sie für ihre Person hielten sich durch ihr Mandat nicht für berechtigt, an Beschlüssen solcher Art theilzunehmen und durch ihre Anwesenheit dieselben zu sanctionieren. Am 22. October setzte in Feistritz an der Mur der steirische Abgeordnete Edler v. Thinnfeld eine „offene Erklärung“ auf, die einige Tage später im Grazer „Herold“*) zu lesen war. Er nannte ohne Umschweife das Treiben in Wien ein anarchisches; er klagte die Übergriffe an, deren sich die in Wien zurückgebliebenen Abgeordneten als Reichstag schuldig machten; sobald einmal gesetzliche Zustände in Wien geschaffen, der Reichstag in die Lage versetzt sein werde, seine Arbeiten ungestört und mit voller Freiheit wieder aufzunehmen, werde er, Thinnfeld, nicht säumen, sich an den Ort seiner Bestimmung zu verfügen und seine Pflichten als Abgeordneter mit allem Eifer zu erfüllen.

In der That wurde der Terrorismus der revolutionären Partei in Wien immer unerträglicher. In einer Sitzung stellte Graf Adam Potocki einen Antrag, für den sich etwa 10 Mitglieder erhoben; doch unbändiges

*) Nr. 67 vom 25. October, S. 267.

Bisken von den Galerien nöthigte sie, sich wieder zu setzen. Alles Gefühl für parlamentarische Sitte und Anstand schien aus dem Reichstagssaale geschwunden. Als eines Tags, so wurde mir erzählt, eine Abstimmung durch Stimmzettel vorgenommen werden sollte, zählte man in der bekannten Weise 184 Abgeordnete; doch beim Herausziehen aus der Urne fanden sich 28 Zettel mehr. Wie war das gekommen? Ganz einfach: es hatten einzelne der Anwesenden mehr als je einen Zettel abgegeben. Einer von der Linken erzählte es nachträglich lachend: er habe drei Zettel in die Urne geworfen.

Aber noch Ärgeres kam vor. In einem Artikel der *När. Nov.* hieß es, man habe sich in Prag anfangs verwundert, wie es denn möglich sei, daß der Reichstag in Wien noch immer beschlußsfähig sei: „Doch unsere Verwunderung hat aufgehört und sich in die gründlichste Verachtung umgewandelt, seit wir die Gewissheit erlangt haben, daß fremde Personen auf den Bänken der Abgeordneten sitzen und bei der Abstimmung mitgezählt werden. Wir sprechen diese Beschuldigung nicht leichtsinnig aus, wir könnten Namen nennen.“ In der That wurden mir ganz bestimmte Personen bezeichnet: der Abgeordnete Sabil habe seinen Bruder in den Saal mitgenommen; ein Kaufmann Kulka aus dem Wahlbezirke Deutschbrod, einer der Gebrüder Stradal seien unter den Abgeordneten gefessen. Aufrichtige Abgeordnete, die in Wien geblieben waren, haben nachderhand uns bestätigt, sie hätten in den Bänken Personen gesehen, deren Physiognomie ihnen ganz unbekannt war und die auch keiner ihrer Nachbarn ihnen zu nennen wußte. Der Präsident und die Schriftführer, der ungemein aufmerksame und fleißige Wiser nicht ausgenommen,*) ließen sich derlei Umstände entgehen.

In diesen Tagen der Tollheit und Verwirrung tauchten in Wien die abenteuerlichsten Gerüchte auf; die Revolutionäre suchten damit der Bevölkerung Muth einzuflößen. „Wir können es erleben, daß hinter dem Rücken des (aus Prag) abziehenden Bombardiers WindischGrätz eine furchtbare Erhebung stattfindet, die den schwankenden Thron vollends in Trümmer schlägt.“ Bald darauf wurde in der Stadt verbreitet, in Böhmen sei eine Revolution ausgebrochen, Fürst WindischGrätz habe eilig Olmütz verlassen und seine Truppen statt nach Wien gegen Prag führen müssen. „Es wird berichtet,“ war im „Studenten Courier“ zu lesen, „daß in Eger eine große Militärrevolution

*) Ich habe mir sagen lassen, daß Dr. Wiser als Schriftführer in der Octoberzeit ein genaues Tagebuch führte und darin auch die geringsten Zwischenfälle, die zu seiner Kenntniß kamen, aufzeichnete. Diese Aufzeichnungen sind, wie mir später mitgetheilt wurde, aus seinem Nachlaß in das Linzer Museum oder ins Landes-Archiv gekommen, und es verlohnte sich wohl der Mühe, in dieser Hinsicht Nachschau zu halten.

ausgebrochen sei; möge der gütige Himmel ihr guten Erfolg verleihen!“ Dann sprach man wieder von einem Attentat in Olmütz: auf den Kaiser, nach Andern auf den Erzherzog Franz Karl sei geschossen und derselbe verwundet worden.

Selbstverständlich brachte immer der nächste Tag die Überzeugung, daß an all' diesen Redereien kein wahres Wort war. Was von verlässlichen Nachrichten zu den Wienern gelangte, lautete ganz anders. Die große Deputation des Reichstages und des Wiener Gemeinderathes war, wie wir erzählt haben, in Olmütz gar nicht gehört, sondern einfach an den Fürsten WindischGrätz verwiesen worden. Als sie aber am 21. spät abends in Lundenburg eintraf, konnte sie nicht mehr vorgelassen werden und mußte, da alle verfügbaren Räume vom Militär besetzt waren, die Nacht in den Waggonen zubringen. Karl Bernbrunn, bekannter unter den Namen Director Carl, Gemeinderath und Mitglied der Deputation, verließ hier seine Genossen und eilte nach Wien voraus, um daselbst Bericht von dem kläglichen Ausgang ihrer Mission am kaiserlichen Hoflager abzustatten; er ahnte wohl, daß es seinen Genossen beim Fürsten WindischGrätz nicht besser ergehen werde. So kam es auch. Am selben Tage verlegte der k. k. Feldmarschall sein Hauptquartier nach Stammersdorf, also näher nach Wien. Die Deputierten, mit Ausnahme des Directors Carl, reisten ihm nach. Erst am 22. morgens konnten sie vor dem Allgewaltigen erscheinen. Er ließ sie kaum zu Wort kommen. „Meine Herren,“ sagte er im strengen Tone, „was Sie mir zu sagen haben, weiß ich alles. Sie sind, hoffe ich, Männer aus den Reihen der Gutgesinnten. Helfen Sie mir, meine schwierige Aufgabe so schnell als möglich lösen. Dazu gehört die unbedingte Übergabe der Stadt und die Ablieferung der Waffen. Geschieht dies gleich, wohl und gut; geschieht es nicht, werde ich, so schwer es mir ankommt, zu den energischsten Mitteln greifen.“ Als sich einer der Abgeordneten die Frage erlaubte, wie es mit den März- und Mai-Errungenschaften stehe, sagte er: „Das finden Sie in dem Manifest Sr. Majestät des Kaisers!“ Dabei ließ er ihnen zwei große Paquete und ein versiegeltes Decret überreichen, mit dem sie nach Wien zurückfuhren. Doch nicht alle; einige erbat sich Pässe aus dem Hauptquartier, um in eine der Provinzial-Hauptstädte zurückzukehren; dadurch wurde die Zahl der in Wien zurückbleibenden Abgeordneten abermals geringer. Drei von ihnen wurden in Floridsdorf vom Militär angehalten. Smolka sandte einen Eilboten in das kaiserliche Hauptquartier. Von dort kam der Befehl, sie freizulassen; es hieß: es sei ein Mißverständnis gewesen.

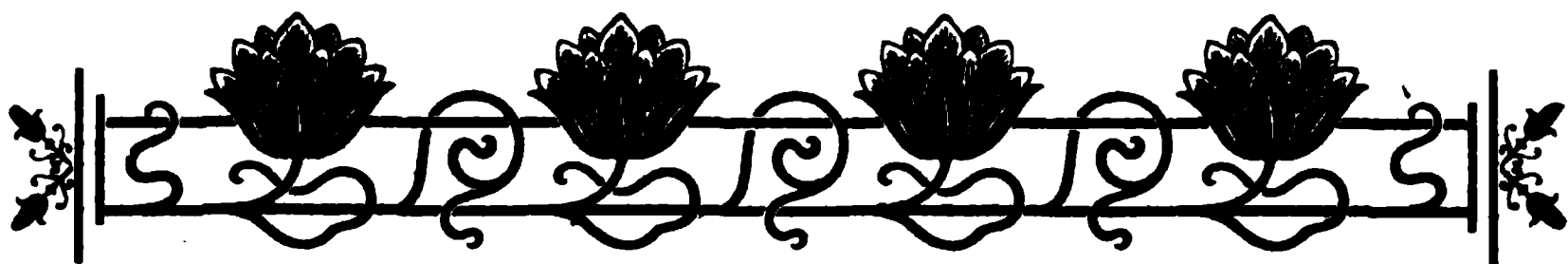
Was aber befand sich in den beiden Paqueten? Exemplare des kaiserlichen Manifestes vom 16. und eine Proclamation des Feldmarschalls, laut

deren er Wien in Belagerungsstand erklärte! Das versiegelte Schreiben an den Gemeinderath enthielt den Befehl des Fürsten WindischGrätz, das Manifest und die Proclamation unverweilt zu veröffentlichen, und die Erklärung, daß er den Gemeinderath für den Vollzug verantwortlich mache. Das war deutlich gesprochen; man wußte nun in Wien, wie man mit dem Feldmarschall stand!

Noch eine andere Sendtschaft traf am 22. in Stammersdorf ein. Die deutsche National-Versammlung hatte den badischen Geheimrath Karl Welcker und den württembergischen Oberst Mosle nach Österreich gesandt, um daselbst „in dem Kampfe der Parteien“, wie man es in Frankfurt nannte, eine Vermittlung zu versuchen. Nach Wien selbst giengen die beiden Abgeordneten nicht, sie wandten sich unmittelbar an den Fürsten WindischGrätz und trafen in der Nacht vom 21. zum 22. in Stammersdorf ein. Sie wurden im kaiserlichen Hauptquartier höflich empfangen. General Wyls kam, sie im Namen des Feldmarschalls zu begrüßen. Sie speisten mit den kaiserlichen Generalen, in deren Gesellschaft sie sich sehr behaglich fühlten. Sie äußerten ihre Verwunderung, so viel Truppen zu finden, „sie hätten geglaubt, alle seien in Italien“. Als sie vor den Fürsten geführt und vorgelassen wurden, war ihr Empfang freilich ein anderer, als sie gehofft hatten. Sie zogen ihre Vollmacht aus der Tasche, der kaiserliche Feldmarschall erklärte, er brauche sie nicht zu sehen, sie gelte bei ihm nichts. „Es scheint fast“, sagte er ihnen beißend, „daß sie für die Wiener Rebellen Partei nehmen!“ Als sie sich verwahrten: daß sei nicht ihre Meinung, sie seien bloß beauftragt, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, erklärte er ihnen, es gebe hier keine Parteien, es gebe nur die kaiserliche Macht und die Revolution in Wien; er brauche keine Vermittlung und dulde keine; sein eigener Kaiser vermöge das nicht. Sie glaubten sich auf das Beispiel in Prag berufen zu dürfen. „Ich bin in Prag nur zu mild verfahren“, entgegnete barsch der kaiserliche Feldherr. „Damals hat man mich in meinen Vorkehrungen dreimal gekreuzt. Ich habe mir darum jetzt uneingeschränkte Vollmacht erbeten; ich würde sonst meinen Degen zu den Füßen Sr. Majestät niedergelegt haben.“ Es würde ihnen, sagte er zum Schlusse, darum auch nichts nützen, nach Olmütz zu gehen, da von dort nach Frankfurt eine Erklärung abgegangen sei, daß man keine Art der Vermittlung anzunehmen gesonnen sei.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)





Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Zacharias Werner's Entwicklungsgang.

Von Aug. Röslcr.

Der gefeierte Nationalökonom Gustav Schmoller veröffentlichte 1888 ein Werk: „Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften“, eine Sammlung von Abhandlungen, unter denen die erste Stelle eine kritische Darstellung des ethischen und kulturgeschichtlichen Standpunktes Schiller's einnimmt. Auf den ersten Blick könnte es befremden, daß hier Schiller's 1795 erschienene „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ von einem heutigen Vertreter der Socialwissenschaft auf ihren Wert für die Gegenwart geprüft werden. Allein mit Recht hat Schmoller hiermit die hohe Bedeutung der Poesie überhaupt für die Geistesentwicklung der Völker und der Menschheit anerkannt. Wer wollte auch eine Kulturgeschichte für möglich halten, ohne Homer und Sophokles, ohne Dante und Shakespeare zu erwähnen! Aus demselben Grunde möchte ich die Aufmerksamkeit auf die kulturgeschichtliche Bedeutung eines Dichters lenken, der zwar nicht als Stern erster Größe am Himmel der Poesie glänzt, dessen persönlicher Entwicklungsgang aber desto interessanter ist, bei dem Dichten und Leben in seltener Weise eins ist, auf Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Merkwürdig, wie selten bei einem Manne, sind schon die äußeren Verhältnisse in Werner's Entwicklungsgange, wenn wir sie nach den geographischen Stationen seines Lebensweges verfolgen. In Königsberg 1768 geboren, verlebte er dort seine Kindheit; dort eignete er sich als einziger Sohn des Universitäts-Professors und Theater-Censors Werner den scharfen Dialekt an, der ihn auf den Kanzeln von Wien als Preußen kenntlich machte. Auf der Königsberger Universität ist er der Schüler Kant's, der seine Freundschaft gegen Werner's Vater auf den Sohn überträgt. Dort hat Werner die damals angestaunte neue Weisheit aus der Quelle getrunken. Seine zweite Lebensstation ist Warschau. Als Secretär der preussischen Domänenkammer legt er seine damaligen phantastischen, unklaren Pläne zur Reform der Welt in dem einzigartigen Drama „Die Söhne des Thals“

nieder. Nie hat kleinlicher Nationalitätsfanatismus Werner's für Deutschlands Größe begeistertes Herz eingeengt. Dort aber, in der ehemaligen Hauptstadt des unglücklichen Polen, ist sein weites Herz im Mitgefühl noch weiter geworden. Seine sonderbare, aus bloßer Herzensneigung in Warschau geschlossene Ehe mit einer Polin, die ebensowenig deutsch wie er polnisch verstand, gibt davon Zeugnis. 1805—1807 finden wir Werner in Berlin, im Mittelpunkte der damaligen Aufklärung. Hier zeigt er in der durchgängig veränderten zweiten Auflage seines Dramas „Die Söhne des Thals“ den Fortschritt seiner Ansichten und seines poetischen Könnens. Hier geht sein Drama „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ über die Bühne. Allein gerade hier konnte Werner's Geist am wenigsten Ruhe finden. Dieses Verlangen nach Frieden führt ihn zu Goethe nach Weimar. Goethe ist es gewesen, der Werner zur Abfassung jenes kurzen Trauer- und Schauspielers „Der 24. Februar“ veranlaßte, das ihn unter die Schicksalsdichter eingereiht hat. Auf dem Weimarer Theater wurde dasselbe unter Goethe's Leitung aufgeführt, und dieselbe Ehre widerfuhr seiner Tragödie „Wanda“, die viel mehr als „Der 24. Februar“ fatalistisches Gepräge zeigt, sogar dreimal. Bis zum Tode hat Werner für den Dichter Goethe eine begeisterte Verehrung bezeugt, obwohl bald eine unausfüllbare Kluft den „alten Heiden“ von dem „Prediger des Kreuzes“ trennte. Auf die persönliche Bekanntschaft mit dem „universellsten und klarsten Manne seiner Zeit“, wie Goethe von Werner genannt worden ist, folgt für diesen der mehrmonatliche Aufenthalt in Coppet am Genfersee bei der geistreichsten Frau jener Zeit, der Baronin v. Staël. Richtiger ist Werner bis dahin kaum von Jemand durchschaut worden, als von dieser Frau. Sie sagte ihm auch, was ihm fehle, und bezeichnete ihm Rom als den Ort, wo er finden würde, was er brauche. So kam Werner nach Rom. Der fast vierjährige Aufenthalt daselbst schließt den entscheidendsten Wendepunkt seines Lebens ein, seine am 19. April 1810 erfolgte Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses. Nach seiner Priesterweihe in Aschaffenburg hat er Wien zum Schauplatz seiner rastlosen geistlichen Thätigkeit bis zu seinem Tode 17. Jänner 1823 gemacht. —

Was ist nun Werner innerlich auf diesem Wege von Königsberg nach Warschau, von Warschau nach Berlin, von Berlin nach Weimar, von Weimar zum Genfersee, von dort nach Rom und von Rom nach Wien geworden? Das ist's, was unser Interesse fesselt und was uns seine Schriften, seine Worte und seine Sitten und seine Thaten beantworten sollen. Das ist zunächst Werner's höchst eigene Kulturgeschichte. Denn des edlen Friedr. Leop. von Stolberg Wort ist wahr: „Jeder Mensch hat seine

Geschichte zu thun, — und daß sie gut ausfalle, hängt nicht vom Talente ab, welches sich keiner gibt, sondern vom Willen, den wenige mit Reuerkeit des Sinnes und unbedingt haben wollen.“ Es ist wahr, daß die Naturanlagen den glücklichen oder unglücklichen Charakter der Lebensgeschichte nicht allein bedingen, aber die Verschiedenheit dieser Anlagen bewirken doch, daß jeder Mensch eine von allen anderen verschiedene Geschichte hat und manchmal einen sehr auffallenden Bildungsgang durchmacht. Von Werner's geistiger Begabung müssen wir daher ausgehen. Schwerlich kann Jemandem der Idealismus mehr angeboren sein als Werner. Kunst und Religion sind ihm, vereint mit echter Liebe, die Dreieinigkeit, von der das Heil der Menschheit abhängt. Im Gegensatz zu dem schalen Rationalismus, der das Ende des 18. Jahrhunderts geistig verödet hatte, schließt er sich daher begeistert an die Romantiker an. Die Sehnsucht nach der höchsten Wahrheit verzehrt ihn. Allein er theilt mit den Romantikern auch das unsichere Umhertappen, das unbefriedigte Sehnen, die Unklarheit der Gedanken. Er preist den Glauben und rühmt das Wissen, aber er weiß eigentlich weder von dem einen, noch von dem andern Rechenschaft zu geben. Ein pantheistisches und naturalistisches Chaos kann seine Weltanschauung genannt werden. Seine ersten Dramen versetzen unsern Geist in ein Nebelland. Hierzu kommt der ausgeprägte, stark melancholische Zug in Werner's Wesen, der sich in seiner Liebe zum Geheimnißvollen offenbart. So gestaltet sich sein Sinnen und Dichten zu einem schwärmerischen, wehmüthigen Mysticismus. „Ich halte“, schrieb er damals, „Jesum Christum für den einzigen, höchsten Meister der Maurerei, halte Maurerei, Kunst und Religion für innigst verwandt, Religion als Mutter, Maurerei und Kunst als Schwestern; ich halte Kunst nicht für ein Spielwerk, sondern für das ernste, hohepriesterliche Geschäft, zugleich aber auch für die lebenslängliche holde Gefährtin der Glücklichen, denen sie sich offenbart. Ich glaube, daß der Künstler nicht bloß charmanter Gesellschafter oder Lebensphilosoph, sondern Priester des Ewigen sei, daß die durch jämmerliche einseitige Aufklärung des Verstandes so tief hinabgesunkene Menschheit nicht noch mehr aufgeklärt, sondern abgeklärt werden muß durch die Gemeinde der Heiligen nicht im groß-katholischen, sondern im veredelten, wahrhaft katholischen Sinne. Ich glaube, daß der jetzt alles unter die Füße tretende Egoismus als der wahre Antichrist durch Religion, Kunst und Maurerei gemeinschaftlich verdrängt, daß der Menschheit der ganz vernichtete Sinn für das Heilige, koste es was es wolle, wiedergegeben werden muß.“ Sein großes 1803 vollendetes dramatisches Gedicht „Die Söhne des Thals“, dessen ersten Theil er „Die Templer auf Cypern“ benannte, während der zweite Theil „Die Kreuzesbrüder“ heißt, ist die Frucht dieser Weltanschauung.

Der selbstverschuldete Untergang des geheimnißvollen Templerordens wird im ersten Theile vorgeführt; allein der Geist des Ordens ist nicht untergegangen. Werner läßt denselben im zweiten Theil verklärt auferstehen.

Der Menschen Tugend unterliegt der Prüfung,
Der Menschen Bosheit trotzt in stolzer Ohnmacht,
Und beider Augen deckt die Finsterniß;
Allein das Laster dient dem ew'gen Willen;
Verkläret wird die Tugend an dem Grabe,
Es straft die Nemesis, und durch die Gährung
Sieht man des Friedens schönen Stern entglühn.

Im Prologe zum zweiten Theile, dem diese Strophe entnommen ist, schildert er, wie viele tausend Zwerglein, d. i. die materialistische, rationalistische Philosophie, das alte Kreuz zu beseitigen sich bemühen. Doch diese Bemühungen mißlingen:

Da schallet ein gewalt'ger Laut von oben:
„Genug des eiteln frechen Narrentheiding!“ —
Und furchterfüllt verkroch das Völklein sich.
Dann schwebte strahlend aus dem off'nen Himmel
Das große, wahre, alte Kreuz herunter.
Es schwebte unverfehrt auf Taubenschwingen,
Die Fragenköpfe schwanden in ihr Nichts.

Und eine große Kirche ward der Weltball
Auf einem ewig grünen Grabesrasen,
Und auf der Kirche stand das große Kreuz;
Die Erde ward ein Sacrament des Fleisches,
Das Meer ein Sacrament des heil'gen Blutes,
Die Zwerge wurden Riesen, denn sie huben
Die Häupter sich empor zum ew'gen Licht.

Und aus der Luft und Flamme tönt es nieder,
Und Erd' und Wasser tönten laut es wieder,
Und alle Wesen sangen den Choral:
Das Leben soll den grausen Tod bezwingen,
Der Staub hinauf zu seinem Urquell dringen,
Wenn er sich selbst verlieret und mit Freude
Sich in das große Wesenall ergießt.

Das ist „der idealistische Katholicismus“, wie Werner damals das Ziel seines geistigen Ringens nannte. Aber derselbe ist so dunkel, so nebelhaft; er befriedigt weder die Gläubigen, noch die Ungläubigen. Dunkler freilich ist dieser untergegangene und wiedererstandene Templerorden, das Symbol der nach Erlösung ringenden Menschheit nicht als das, was Goethe in den beiden Theilen seines Faust darzustellen sich bemüht hat. In der That steht Werner's zweitheiliges Drama zu dem zweitheiligen Goethe'schen Faust in

merkwürdiger Parallele. Jeder der beiden Dichter hat in diesen Stücken sich selbst und seine Weltanschauung geschildert. Das Auffallendste an dieser Parallele ist nur, daß sie bisher den Litterarhistorikern so wenig aufgefallen ist. Der größere Dichter und Meister der Sprache tritt uns im Faust entgegen; in den „Söhnen des Thals“ aber der tiefere Psycholog und die kraftvollere Religiosität. Der Vergleich fällt nicht zu Werner's Ungunsten aus, wenn wir mit seinen Phantasien das träumerische Herrbild des katholisch gedachten Himmels am Schlusse von Goethe's „Faust“ vergleichen und z. B. den Hymnus hören, den Goethe seinen „aufabschwebenden Pater ecstaticus“ singen läßt.

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Reulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchmessert mich;
Daß ja das Richtige,
Alles verflüchtige
Glänzen des Dauerstern
Ewiger Liebe Kern.

Es ist freilich rhetorischer, aber auch ernster und wahrer und tröstlicher, wenn Werner in seinem Epilog selbst die Deutung der „Thalsöhne“ gibt und seine eigene Unsicherheit bekennt:

O traurig Bild von armen Menschenleben!
Soll unser Loos das auch, Ihr Brüder, sein?
Soll aller Guten angestrengtes Streben
Durch plumpe Bosheit immer mißgedeih'n?
Ward darum uns allein das Licht gegeben,
Um uns zu Staubesknechten einzuneh'n?
Der hohe Traum, die Menschheit zu vollenden,
Soll er in einem ew'gen Schummer enden?

Ich heb', es Euch zu sagen, meine Brüder,
Was mancher wohl von Euch schon lang empfand:
Auch uns're Flamme, die vom Himmel nieder,
Die Welt zu reinen kam, — ist ausgebrannt.
Was hilft der Altar uns! — sie kehrt nicht wieder,
Sie zog von dannen in ein fremdes Land.
Vielleicht, daß wir sie treulich nicht gehütet,
Vielleicht, daß sie ein neues Leben brütet!

Doch was es sei, — bereitet Euch und betet;
Denn ewig stirbt es nicht, das heil'ge Licht!

Mir ist, als ob ein neuer Tag sich röthet, —
 Den alten, Brüder, den erweckt Ihr nicht!
 Noch wird der Urtheilsspruch gewogen, — tretet
 Mit frommer Scheu vor's heilige Gericht! —
 Denn das bleibt wahr: das Thal ist nicht gestorben,
 Und nur im Glauben wird das Heil erworben.

Von dem Glauben aber, den er hier preist, und seinem Correlat, dem Wissen, hatte Werner damals, als er 1807 am Vätarsonntag noch die Zueignung zur zweiten Auflage seines Dramas schrieb, keine klare Vorstellung. Den Katholicismus, den er läutern wollte, rühmte er zwar damals schon nicht bloß als „das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft, sondern auch, wenn er geläutert wird, als das beste unter den Erzeugnissen der Christusreligion, das allen übrigen christlichen und unchristlichen Religionsformen für ein Zeitalter, welches den Sinn der schönen Griechheit auf immer verloren, vorzuziehen sei“. Allein diese Hochschätzung bezog sich nur auf den poetischen Gehalt des Katholicismus; derselbe galt ihm nur als eine wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube.

Wie ganz umgeändert, wie klar finden wir ihn sieben Jahre später, als er, nach gründlichen Studien von Rom zurückgekehrt, in Wien die katholische Glaubenslehre verkündet! Das nebelhafte All war der Erkenntniß des persönlichen Gottes gewichen, der erdichtete Thalbund zur wahrhaften Kirche geworden, er unterschied auch jetzt noch zwischen geläutertem Katholicismus und ungeläutertem, aber er suchte den Unterschied nicht mehr in der Lehre, sondern in den Herzen, welche diese Lehre aufgenommen hatten. Werner selbst hat den Weg und die Gründe zu dieser Umwandlung dem Fürsten Dalberg also angegeben: „Von Reue über eine Unzahl früherer Verirrungen gefoltert, kam ich nach Rom. Ungleich mehr, das kann ich behaupten, als der ästhetische Pomp unseres Ritus, hat diese Reue und die Leere, die ich nach einem lebenslänglichen Jagen nach leeren Genüssen in meinem Innern empfand, gesellt zu dem für jeden consequenten Menschen Unbefriedigenden des Protestantismus und Deismus, welchen ich wie die Genüsse in seinen meisten Formen erschöpft und daher um so gründlicher verachten gelernt hatte, mich für die Gnade empfänglich gemacht. Ihr göttlicher Strahl traf mein Herz; ich gieng am Gründonnerstage als am 19. April 1810 zu Rom zum Glauben der Väter über.“ — Daher die Klarheit und Sicherheit, womit er jetzt in seinen Liedern wie in seinen Predigten auftritt. Über das schmachtende, süßliche Liebesträumen der Romantiker, von dem auch der edle Novalis nicht frei ist, bricht er in Aschaffenburg am 17. Februar 1813 in dem Sonett „an die modernsten deutschen und christlichen Dichterlinge“ den Stab.

Dem argen Franzthum sollt ihr zwar entsagen,
Doch nicht durch schlechten Sang uns Deutsche schrecken;
Denn eure Verfelei, biderbe Reden,
Ist holpricht, um selbst Satan zu verjagen.

Als tücht'ge Christen sollt ihr euch betragen,
Doch nicht im süßen Liebestrieb euch strecken,
Denn Christi Jünger waren nimmer Gecken;
Am Glauben muß Vernunft empor auch ragen!

O Gott, Du weißt und ich weiß mein Gebrechen!
Ich habe selber viel und schwer gesündigt,
Ich kann den Stab nicht über andre brechen.

Doch sagen darf ich's, frei und unverholen,
Daß, eh' dein Wort in Deutschland wird verkündigt,
Ulfanzerei der Teufel erst muß holen.

Dagegen betont er jetzt immer wieder, daß der Glaube und das Christenthum alles natürlich Wahre und Schöne veredlen. Nirgends vielleicht hat er es besser gethan, als in seiner Predigt auf den heiligen Augustinus am 3. September 1815. „Das Herrlichste aller Zeitalter in sich vereinigend,“ sagt er, „steht St. Augustinus auf dem Gipfel aller menschlichen Bildung und widerlegt auf's glorreichste durch sein bloßes Dasein schon den ebenso scheinbaren als wesenlosen Einwurf, daß das Christenthum die freie Entfaltung und mannigfaltigste Ausbildung der edelsten Kräfte des Menschen hemme. Nein, im Strahle unserer Gnadensonne verdorren die schönsten Blüten der Menschheit nicht, sie sprießen nur umso herrlicher empor.“ Und indem er sich insbesondere an die Gebildeten unter seinen Zuhörern wendet und ihnen „die Theaterkritik des gebildetsten aller christlichen Weisen“, nämlich des heiligen Augustinus, vorführt, fügt er bei: „Glaubt Ihr, mich treibt, das zu sagen, fanatischer Eifer? Keineswegs! Ich verwerfe die Theater nicht unbedingt; mögen von ihnen herab gescheidte Leute das Volk belehren oder sich belehren lassen, lächelnd oder weinend über das dort bildlich dargestellte troßige und verzagte Ding, genannt Menschenherz! Aber kann der noch ungeprüften Jugend das nicht Gift sein, was der schon geprüften Erfahrung vielleicht Balsam ist? . . . Und weil ich nicht nach Eurem zeitlichen, wohl aber nach Eurem ewigen Beifall geize, so rufe ich noch einmal: Thörichte Mütter, unweise Väter und Erzieher, laßt ab, die Euch bei Eurer eigenen ewigen Verantwortlichkeit von Gott anvertrauten jungen Gemüther durch albernen Taumel zu vergiften, sondern durch schuldlose Freuden bildet sie zum Höchsten der Menschheit, dem klaren, gesunden rüstigen Ernste!“ — „Bin ich“, so fügt er in einer für Gebildete

bestimmten Nachschrift zu dieser Predigt hinzu, „dieser Bitte wegen etwa ein Schwärmer oder gar ein poetischer Renegat, der, weil er den Priesterrock angezogen hat, das Flügelleid der Poesie verdammt? Nein, es gibt wohl nicht zwei Gewänder inniger vereint, als jenen Rock und dieses Kleid. Jedoch jener herrliche Talar, er ward mir über mein Verdienst geschenkt, wenn auch für die Ewigkeit! Dieses schöne Flügelleid aber, es ward mir angeboren, und dankbar und freudig hoffe ich es, mein höchstes irdisches Gut, nicht bis zum Grabe bloß, sondern — wenn Gott mir barmherzig ist — auch am verklärten Leibe noch zu tragen! Also Ihr, die Ihr mich mein Leben lang mißverstanden habt und mißverstehen werdet, erlaubt, daß ich Euch, zwar wider Euren Willen vielleicht, liebe, aber doch ein wenig auch belächle!“ — Das klingt nun ganz anders als die frühere mythologische, melancholische Schwärmerei; so spricht auch kein religiöser Fanatiker und in religiösem Wahn Verstrickter. So ist Werner fortgeschritten aus dem Geistesnebel zur Geistesklarheit, vom Irrthum zur Wahrheit, vom krankhaft mystischen Schwärmer zum christlichen Mystiker. Für ihn bedeutete das so viel, als von Fieberphantasien zum gesunden frischen Leben.

Viel schärfer und viel auffallender jedoch als diese intellectuelle Entwicklung ist die moralische von der Unsittlichkeit zu sittlicher Selbstbeherrschung. Neben dem tiefen religiösen Gefühl und im schärfsten Gegensatz dazu hatte Werner eine unheimlich glühende und frevelhaft frühzeitig zur hohen Flamme entzündete Sinnlichkeit als Naturanlage in sich. Trug ihn sein idealer, religiöser Schwung auf die höchsten Höhen des Geistes, so zerrte ihn diese gemeine Sinneslust in die tiefen Abgründe unsittlichen Schmutzes hinunter. Mit diesem Zwiespalt im Herzen steht er am 20. Juli 1808 am Rheinfall zu Schaffhausen. Er sieht in den tanzenden und tosenden Wasserkarren sein eigenes Bild, und in seinem Geiste entspinnt sich zwischen ihm und den Wagen ein Zwiegespräch, das seine hohe dichterische Begabung bezeugt:

Gewässer, ihr rasselnden, rauschenden, rast ihr? — von wannen, wozu?
„Entronnen aus Liebe, wir rangen und ringen zur Liebe, wie du!“

Rasselnde, träumende Töchter vom ewigen Schaum,
Nehmt mich mit aus dem Raum, aus der Arbeit der Zeit
In die Ewigkeit! — „Was heischest Du?“ — Ruh!
Und sie lachen dazu.

Ach, könnt' ich noch weilen bei Euch,
Euch gleich! Ach, könnt' ich lieben! —

Werner stand damals im 40. Lebensjahre, als er vor den Wagen am Rheinfall über sein liebeleeres Herz klagte. Was Anacreon, Horaz, Ovid als

Liebe besungen haben, das hatte er allerdings verkostet. Aber das war eben sein Schmerz, daß er die wahre Liebe mit sinnlichem Genuß schuldvoll verwechselt hatte. Als er vier Jahre später in Florenz weilte, setzte er über folgende Sonette die Überschrift: „Am Schlusse meines 44. Lebensjahres.“

Was ich auf Erden noch zu bitten habe,
Ist wenig, und ich will es Euch erzählen;
Um Ruhm und Reichthum mag ich Gott nicht quälen,
Des Teufels Stricke sind der Stolz, die Habe.

Nur Unschuld möcht' ich wieder mir erwählen.
Doch nichts erweckt die, wenn sie gieng zu Grabe;
Der ird'schen Liebe Taumeltelch, die Labe
Von Gift, that sie dem Tode mir vermählen.

Den Wollustbecher, ich hab' ihn geleeret,
Selbst das Gelüst nach Vorbeern ist geschieden
Von mir, und matt vom Rennen, Hasten, Lärmen,

Bitt' ich nur um ein Winkelchen mit Frieden,
Wo die, wonach ich lechze, mir beschieden,
Die drei mir würden: Ordnung, Stille, Wärme.

* * *

Die regelrechte, stille, warme Hütte,
Und d'rin mein Dornenlager aufgeschlagen;
Das ist, was Gott ich darf zu bitten wagen,
Wenn aus ich mein gepresstes Herz ihm schütte.

In meines wilden Daseins Blütentagen,
Da hatt' ich wohl noch manche kühne Bitte,
Noch damals hatt' ich sie, als ich die Schritte
Besflügelnd, Rom zuerst empor sah ragen!

Doch was ich sah auf Roma's heil'gen Zinnen,
Das Gorgohaupt meines verprassten Lebens,
Versteinert mich! — Ein Todter nach Belebung

Schmacht' ich — ob tausend Lebensbäche rinnen —
Aus einem, der vielleicht mir rann vergebens,
Brüder, das ist ein schweres Wort: „Vergebung“.

* * *

Vergebung! — Ach wie soll ich Dich erstreben? —
Ihr Schwachen, denen Gift ich hab' gedichtet,
Ihr andern, deren Seufzerlast geschichtet
Auf's Herz mir ist, das nicht den Stein kann heben!

Vergebung mir? — Und ihr, die meinem Leben,
Als es noch schuldlos war zu Gott gerichtet,
Den Gistfelch reichtet, der es hat vernichtet,
Vergebung will ich, d'rum sei euch vergeben!

Der, welcher rein ist, bete mit dem Reinen
Und meide mich! Wer Sünder ist und zittert,
Ihn lad' ich ein zu meinem Haus, dem stillen!

Doch dir, Gemengsel, das nur Ritzel wittert,
Bereu'n nicht will, noch thun, nur plappernd scheinen —
Dir will ich fortan nicht mehr thun den Willen.

So hat Werner selbst seine Entwicklung vom unsittlichen Schwächling zu sittlicher Kraft, von der Sklaverei der Sünde zur Freiheit der Gnade nicht einmal nur, sondern im Übermaß oft bekundet, nicht mit Worten bloß, sondern in der That. Es war ihm schmerzlich ernst mit dem Worte, daß die Reue im Bußethun besteht, und von seiner Rückkehr zur katholischen Mutterkirche an haben auch seine Gegner ihm keinen sittlichen Makel mehr nachweisen können. Von da an hat er nicht mehr ohnmächtig geseufzt: „Ach könnt' ich lieben!“ Das feige Aufgeben der Persönlichkeit, die gleichsam vor sich selber in ein unbekanntes All flüchten wollte, wurde zur besonnenen, heiligenden Entsagung der Sünde. Von Rom zurückgekehrt, hat er in Aschaffenburg 1814 in seiner „Weihe der Unkraft“ seiner energischen Hinfuhr zur wahren Liebe Ausdruck gegeben:

„Durch falsche Lust verlocket und durch das Spiel der Sinne,
Doch wissend, daß aus Liebe der Quell der Wesen rinne,
Setzt' ich derranken Wollust Bild fest auf der Liebe Thron,
Und durch dies Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn.“

„Es ist ein Hauptmangel unserer deutschen Sprache,“ sagt er in einer Anmerkung zu diesem poetischen Bekenntnis, „daß wir für Charitas kein deutsches Wort haben! Ich würde vorschlagen, sie Liebe zu nennen und mit diesem so oft mißbrauchten Worte sparsam umzugehen; dagegen für die sogenannte (irdische) Liebe das alte Wort Minne wieder in Kurs zu setzen“.

In seinem selbsterlebten, letzten Gedichte „Unstätt's Morgenpsalm“, worin er das Verhältniß von Natur und Gnade schildert, läßt er sich selbst anreden:

„Du altes Kind und junges Blut,
Mußt kreuz und quer zur Liebe!“

Ein unbefangener Blick auf die Litteraturgeschichte zeigte uns mehr als eine Koryphäe auf dem deutschen Parnass als Werner's Genossen in der Verirrung. Ja, Werner steht, abgesehen von seinem Leben, in seinen Poesien reiner da, als die meisten; in keiner Periode findet man bei ihm ein ästhetisches Hätscheln der Sünde. Dagegen hat die Geschichte wenige litterarische Größen

verzeichnet, die aus ähnlichen Verirrungen sich so ernst herausgearbeitet haben. Die Herzenskultur ist bei Werner durch Kampf zum vollen Siege gelangt; er hat seine sittliche Geschichte wirklich gethan.

Damit hängt die fernere Entwicklung nach einer dritten Richtung hin zusammen: nämlich der Fortschritt von unthätiger Träumerei zu thatkräftiger Arbeit am Wohl der Menschheit. Werner hat nie seinen Beruf zum sittlichen Reformator und Prediger trotz aller Ungeschicklichkeit zu praktischer Thätigkeit verleugnen können. Ihm war auch sein dichterisches Talent nur Mittel zu diesem Zweck. „Ich versichere und betheuere Dir“, schrieb er 1803 an seinen Herzensfreund Hübner, „daß ich alle poetischen Lorbeerkrone für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, bloß Mitglied einer echt religiösen Secte zu sein, denn ich bin überzeugt, daß das die Hauptsache ist, warum es der Welt noth thut, und daß alle Kunst nur Propyläen zu diesem Endzweck sind. Was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge zu einem Zwecke verbündet, mit der Welt in religiöser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr thun wollten, und wenn es möglich wäre, noch junge Leute zu finden. — Daher thut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, des Schlegel, des Tieck, des Schleiermacher u. s. w. verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen, Sonetts und Gott weiß was liefern sehe, sie von großen Zwecken, wie die Franzosen von der Landung in England prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz, keine verbundene Harmonie zu dem großem Ziele, keine Realisierung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zweck erblicke . . . Alles poetische Andeuten von hohen Verbindungen, anbrechender Morgenröthe u. s. w. kann nichts helfen; geben muß man der Welt, der jämmerlichen, von Gott entfremdeten Welt, das Beispiel einer solchen Verbindung in Prosa, in natura; sie mag Secte, Orden, wie sie will getauft werden, und kann ich zu einem solchen Zwecke mitwirken, so will ich gern meine poetische Feder, die mir nur dazu ein Behülfel ist, niederlegen auf ewig, dann werde ich sagen können: „i c h l e b e“. — Als Werner bei Frau v. Staël weilte, konnte er diese seine Absicht so wenig verbergen, daß sie ihn in ihrem Werke »De l'Allemagne« (c. 24) charakterisiert hat: es habe den Anschein, als wolle er „ein geheimnißvolles System der Religion und der Liebe mit Hilfe der dramatischen Kunst verbreiten“. Allein mit seiner unklaren Schwärmerei, die heute dem Leser in seinen „Söhnen des Thals“ neben so viel Geistesblitzen oft genug Kopfschütteln verursacht, wäre er nie ans Ziel gekommen. Von Rom aber zurückgekehrt, entwickelt er eine fruchtbare Thätigkeit auf der Kanzel, die er kaum gesucht hatte, die aber desto mehr begehrt wurde. In

seiner ersten Predigt erklärt er das Wort Christi an die Sünderin: „Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat“, dasselbe Wort, das nach seinem Testamente auf seinem Grabstein eingemeißelt werden sollte, und darin schildert er das Wesen der mißgeleiteten Liebe, deren Folgen und deren Heilung.

So ist Werner auch hier an's Ziel gekommen; von einem unpraktischen Schwärmer, dessen phantastische Pläne mit Lachen aufgenommen wurden, hat er sich zu einem seltenen Verkünder der christlichen Wahrheit kultiviert. Seine „Kulturgeschichte“, in der so viele Dissonanzen uns stören, klingt daher schließlich in einem reinen, frohen Friedenssacord aus. Nachdem er sich buchstäblich in Wien zu Tode gearbeitet, heißt es von seinen letzten Tagen auf dem Todesbette: „Seine liebste Beschäftigung während seiner letzten Krankheit war das Gebet . . . so heiter war und blieb sein Geist, daß er, obgleich von Todeschwäche niedergedrückt und unfähig irgend einer Labung oder Erquickung, dennoch Wiß und Laune genug übrig behielt, um mit manchem Scherze die Herrschaft seines Geistes über alles leibliche Elend und, was unendlich mehr ist, die Gnade zu bezeugen, womit der Vater der Erbarmungen seine Seele kräftigte.“ —

Mit dieser Erwähnung der apostolischen Arbeiten Werner's in Wien stehen wir bereits bei der Antwort auf die Frage, was sein Entwicklungsgang für seine Zeitgenossen, für den Anfang des 19. Jahrhunderts kulturgeschichtlich bedeutet. In einem Worte ausgedrückt lautet die Antwort: Werner's Entwicklungsgang zog nach sich eine Scheidung der Geister. Sein Auftreten auf den Kanzeln von Wien bleibt auch dem nicht christlichen Kulturhistoriker, falls er nur die Wahrheit liebt, ein Phänomen. Kein anderer hat damals neben dem apostolischen P. Hofbauer so mächtig die Einwohner von Wien angezogen und in der Augustinerkirche zur Zeit des Wiener Congresses die gekrönten Häupter um seine Kanzel versammelt, wie er. Als er einmal in der Franziskanerkirche predigte, heißt es, rollten die Carossen in Unzahl vor die Kirchthüre, die Leute drängten sich massenhaft hinzu, und die Polizeiwache reichte nicht mehr aus, um die Ordnung auf der Straße aufrecht zu erhalten; es mußte noch eine Wache-Abtheilung Kürassiere erscheinen. (Seb. Brünner, Clemens Hofbauer. S. 178.) Eine interessante Berichterstattung hierüber besitzen wir in einem Briefe der berühmten Tochter Mendelssohn's (II. 339), Dorothea v. Schlegel, an ihren Mann, Friedrich v. Schlegel, vom 16. März 1816. Es ist höchst interessant, die Wandlung des Urtheiles über Werner an ihr zu beobachten. Die geistreiche Frau hatte Werner's Besehrung mit Mißtrauen betrachtet. Sie geht in ihrer Kritik über die „Weihe der Unkraft“, die ja Sonderbar-

keiten und Geschmacklosigkeiten enthält, bis zur Ungerechtigkeit. Nachdem sie ihn 1814 persönlich kennen gelernt hat, findet sie, daß seine Unterhaltung weit ungezwungener und natürlicher sei, als seine Schriften. Ganz unleidlich kommt ihr nur „die ungeheuerere Schnupstabaßdose und der gemeine Berliner Dialect“ vor. In dem erwähnten Briefe anderthalb Jahre später aber berichtet sie ihrem Vatten Folgendes: „Werner predigt Freitag Nachmittag bei den Ursulinerinnen und Sonntag nachmittag bei den Augustinern. Die Sonntagspredigten . . . habe ich gehört und werde die drei folgenden auch hören. Bei den Ursulinen ist es immer zu voll, die Kirche zu klein. Die Predigten von Werner fahren fort, Furore zu machen; man drängt sich hinzu, daß es eine Lust ist. Leute gehen hin, die seit Menschengedenken in keiner Kirche waren; sie schimpfen auf ihn, gehen doch aber immer wieder hin; die vornehmen Leute schon um 6 Uhr abends, um nur die Predigt zu hören. Er thut sehr vieles Gute, denn nicht allein seine Predigten werden besucht, sondern auch alle anderen Prediger der Stadt und der Vorstädte, und diese geben sich mehr Mühe, da sie sehen, daß die Kirchen wieder besucht werden. Auf den Abend fragen sich die eleganten Damen und Herren: Wo waren Sie in der Predigt? wie hat Ihnen die Predigt gefallen? — so wie man sonst nach dem Theater oder Concert fragt.“ — Das ist ein Bericht über den lebenden Werner; nehmen wir hiezu den, welcher 1823, nachdem er verschieden, über seinen Tod und sein Begräbniß gedruckt wurde: „Bornehme und Niedere, Feingebildete und Menschen der gemeinen Classen drängten sich hinzu, um dankbar die erkalteten Hände zu küssen, ja nicht durch dieses Benehmen bloß, sondern vor allen Anwesenden freimüthig zu bekennen, daß sie durch ihn wieder auf den Weg des Heiles und zur Erkenntnis der Wahrheit geführt worden seien.“

Welchen Einfluß Werner auf die Poesie seiner Zeit ausgeübt hat, kann in kurzen Worten gesagt werden. Er hörte nicht auf zu dichten, wie seine Tragödien „Runigunde“ und „Die Mutter der Makkabäer“ bezeugen, obgleich ihm seine apostolischen Arbeiten kaum einige Stunden dazu ließen. Die Liebe zum Vaterlande und zur Religion sind die Motive davon. Vollendete Kunstwerke sind sie trotz allen echt dichterischen Geistes so wenig wie die früheren. Darin aber besteht der heilsame Einfluß Werner's, daß er, wie Friedrich Schlegel, „die Romantik ernst und consequent in sich durchgelebt hat“. (Eichendorff.)

Aber ist er nicht auch für sein Zeitalter der berühmte Vater des Schicksalsdrama geworden? So ist wenigstens in den Handbüchern der deutschen Litteratur zu lesen, und die meisten Gebildeten wissen von Werner kaum etwas anderes. In Wahrheit hat weder Werner selbst daran gedacht,

dem Drama diese Richtung zu geben, noch ist er darin maßgebend gewesen. Mit Recht hat Eichendorff in seiner Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands in dem Abschnitte über Werner (II. 83—126) diesem Gegenstande kein Wort gewidmet. Jeder Dichter, der nicht gläubig die Vaterhand der Vorsehung im christlichen Sinne anerkennt, wird unwillkürlich fatalistische Züge in das Menschenleben zeichnen, sobald er dasselbe von seiner ernstesten Seite darzustellen unternimmt.

Viele wandten sich Werner infolge seines Entwicklungsganges zu; aber ebenso viele, die anfänglich ihm zugethan waren, zogen sich von ihm zurück. Durch seine entschiedene Hingabe an die Religion des Kreuzes war er selbst für Viele zum Zeichen des Widerspruches geworden. Und hierin besteht nicht minder seine kulturgeschichtliche Bedeutung für seine Zeit. Am interessantesten ist die veränderte Stellung, die Goethe gegen ihn einnahm.

Der anfänglichen freundschaftlichen Beziehungen Goethe's zu Werner in Weimar wurde schon gedacht. So grundverschieden beide auch schon damals waren, so sehr Goethe als Dichter Werner überragte, und so wenig Werner's tief-religiöser Zug dem Altmeister zusagte: Goethe konnte ihn doch gut leiden und schrieb 1808: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderbar vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.“ — Am wenigsten stieß er sich daran, daß bei Werner der sittliche Leichtsinns damals so oft mit dem idealen Streben in Widerspruch gerieth. Man kann wohl fragen, wer leichtsinniger gewesen sei. Gern disputierte Goethe mit ihm über das Christenthum. Einst richtete Werner bei solcher Gelegenheit am Hofe des Großherzogs von Weimar die Frage an Goethe, ob er zugebe, daß Gott die Liebe sei. Statt zu antworten, wandte sich Goethe an die Umstehenden und sagte: Gebe ich ihm zu, daß Gott die Liebe ist, so deduciert er mir das ganze Christenthum. Das will ich aber nicht. Zu Werner sich wendend sprach er: „Gott ist nicht die Liebe, Gott ist alles.“

Die Differenz zwischen dem Pantheismus Goethe's und den christlichen Gesinnungen Werner's hob indes den Verkehr zwischen Beiden nicht auf. Ganz anders war es, als Werner, von Rom zurückkehrend, Goethe wieder besuchen wollte. Goethe schickte ihm seinen Sohn entgegen mit der Erklärung, er möge ihm nicht über seine Schwelle kommen. Werner hat auch als Katholik die Bedeutung Goethe's verstanden und lebenslänglich seinen poetischen Genius hochgeschätzt; Goethe aber konnte Werner nicht mehr verstehen. Nicht besser ergieng es Werner bei kleineren Geistern. Sein Mysticismus bildete sich, so heißt es von ihm, in Rom zur völligen Verrücktheit aus. Die selbst-

füchtigsten Motive wurden ihm unterschoben. „Es ist vielleicht kein Romantiker“, schreibt Eichendorff von ihm, „im Leben und noch im Grabe so unverständig oder böshaft verunglimpft worden, wie Werner.“ Wer die Litteratur über Werner bis heute kennt, kann das bestätigen. Wie wohlthuend ist demgegenüber das Urtheil, welches Werner's treuer Jugendfreund von Warschau her, der edle Protestant Hitzig, bald nach dem Tode Werner's 1823 in dessen Lebensabriß abgegeben hat. Sehr wenige haben Werner so gekannt wie er. „Es hat wohl“, so schreibt er über ihn, „nicht leicht einen mit herrlicheren Gaben für das geistliche Lehramt Ausgerüsteten gegeben, als Wernern, denn wie oft auch in verschiedenen Abschnitten seines Lebens er seine Ansichten änderte, immer blieb er sich doch in der Hauptsache getreu, das heißt, diese Hauptsache, Wirksamkeit im Reiche Gottes, blieb für ihn die Hauptsache; immer war er ganz erfüllt von dem, was er eben in sich verarbeitete, und immer gieng ihm der beredte Mund von dem über, wovon ihm das glühende Herz voll war. Der Verfasser kann es ihm nie genug danken, daß er in ihm, dem in alle Weltlust hinausstürmenden Jüngling, zuerst den Sinn für das Höhere anregte und daß er ihn bis an den Rand seines Grabes nicht aus den Augen verloren hat.“ Nachdem er Werner's wirkliche Fehler nicht entschuldigt, aber seinem Ringen und Streben gegenübergestellt hat, ruft er seinen unberufenen Richtern zu: „O Ihr, an die diese Worte gerichtet sind, wenn Ihr diese Blätter zur Hand genommen, um darin einige Scandale zu suchen, wie Ihr sie in Euren Theezirkeln mit geläufiger Zunge zu verarbeiten gewohnt seid, und wenn Euch Eure Scheu vor jedem ernststen Worte bis hieher hat kommen lassen, möchte Euer Gewissen Euren Augen einen Spiegel vorhalten, in dem Ihr Euer glattes und mattes Bild in seiner wahren Gestalt erblicken könnet, und in Eure schwerhörigen Ohren mit dröhnender Stimme die Worte unseres Heilandes donnern: „Ihr Heuchler, ziehet zuerst den Balken aus Euren Augen, darnach sehet, wie Ihr den Splitter aus Eures Bruders Auge ziehet!“

In der That: man kann einen hohen Preis für den aussetzen, der in Werner's Predigten oder Dichtungen nach seinem letzten Schritt zum Ziele ein Zeichen der Verrücktheit finden kann; es müßte denn sein, daß der Sucher den Glauben an Christus den Gekreuzigten selbst für Ärgerniß und eine Thorheit hält. Wenn trotzdem Werner's Neue und Arbeit für Aberglaube erklärt worden ist, so ist von den Feinden des Christenthums eben seine kulturgeschichtliche Bedeutung für seine Zeit gekennzeichnet: er bahnte als Herold dem Kreuze den Weg durch seine Zeit. An das vom „Normaltyrannen“, wie er Napoleon nannte, befreite Deutschland hat er 1814 einen flammenden Aufruf gerichtet, die Zeit zu bessern.

dem Drama diese Richtung zu geben, noch ist er darin maßgebend gewesen. Mit Recht hat Eichendorff in seiner Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands in dem Abschnitte über Werner (II. 83—126) diesem Gegenstande kein Wort gewidmet. Jeder Dichter, der nicht gläubig die Vaterhand der Vorsehung im christlichen Sinne anerkennt, wird unwillkürlich fatalistische Züge in das Menschenleben zeichnen, sobald er dasselbe von seiner ernsten Seite darzustellen unternimmt.

Viele wandten sich Werner infolge seines Entwicklungsganges zu; aber ebenso viele, die anfänglich ihm zugethan waren, zogen sich von ihm zurück. Durch seine entschiedene Hingabe an die Religion des Kreuzes war er selbst für Viele zum Zeichen des Widerspruches geworden. Und hierin besteht nicht minder seine kulturgeschichtliche Bedeutung für seine Zeit. Am interessantesten ist die veränderte Stellung, die Goethe gegen ihn einnahm.

Der anfänglichen freundschaftlichen Beziehungen Goethe's zu Werner in Weimar wurde schon gedacht. So grundverschieden beide auch schon damals waren, so sehr Goethe als Dichter Werner überragte, und so wenig Werner's tief-religiöser Zug dem Altmeister zusagte: Goethe konnte ihn doch gut leiden und schrieb 1808: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.“ — Am wenigsten stieß er sich daran, daß bei Werner der sittliche Leichtsinn damals so oft mit dem idealen Streben in Widerspruch gerieth. Man kann wohl fragen, wer leichtsinniger gewesen sei. Gern disputierte Goethe mit ihm über das Christenthum. Einst richtete Werner bei solcher Gelegenheit am Hofe des Großherzogs von Weimar die Frage an Goethe, ob er zugebe, daß Gott die Liebe sei. Statt zu antworten, wandte sich Goethe an die Umstehenden und sagte: Gebe ich ihm zu, daß Gott die Liebe ist, so deduciert er mir das ganze Christenthum. Das will ich aber nicht. Zu Werner sich wendend sprach er: „Gott ist nicht die Liebe, Gott ist alles.“

Die Differenz zwischen dem Pantheismus Goethe's und den christlichen Gefinnungen Werner's hob indes den Verkehr zwischen Beiden nicht auf. Ganz anders war es, als Werner, von Rom zurückkehrend, Goethe wieder besuchen wollte. Goethe schickte ihm seinen Sohn entgegen mit der Erklärung, er möge ihm nicht über seine Schwelle kommen. Werner hat auch als Katholik die Bedeutung Goethe's verstanden und lebenslänglich seinen poetischen Genius hochgeschätzt; Goethe aber konnte Werner nicht mehr verstehen. Nicht besser ergieng es Werner bei kleineren Geistern. Sein Mysticismus bildete sich, so heißt es von ihm, in Rom zur völligen Berrücktheit aus. Die selbst-

seinem pantheistischen Naturalismus gepredigt hat, verwirklicht werden? Es bleibt nur übrig, auf das Ideal Werner's hinzuweisen, das er von der katholischen Kirche gelernt hat, und das von Christus dem Gekreuzigten realisiert worden ist. Das ist die katholische Superiorität, welche berufen ist, den Sieg über die Inferiorität des materialistischen Zeitgeistes davonzutragen. Freilich blicken auch heute viel tausend Zwergelein, wie sich Werner vor hundert Jahren ausgedrückt hat, auf die Höhe der Kultur, die vom Kreuze ausgegangen ist und ausgeht, und weil sie dieselbe nicht zu erreichen vermögen, nennen sie dieselbe mit dem Fuchse vor den hochhängenden Weintrauben in der Fabel „Inferiorität“. Von ihnen gilt das Wort Werner's: „Die That ist heut ein Zwerg, das Maul ein Riese.“



Die „Dormition de la sainte Vierge“.

Von Erasmus Nagl.

Als im Herbst des Jahres 1898 die telegraphische Nachricht durch die Zeitungen gieng, Kaiser Wilhelm II von Deutschland habe die »Dormition de la sainte Vierge« erworben und ergreife am 31. October 1898 davon Besitz, mag sich mancher Leser dieser Zeitschrift gefragt haben: Was ist das für eine Örtlichkeit, was hat es damit für eine Verwandtnis, daß man sich so beeilt, Europa von deren Erwerbung in Kenntnis zu setzen? Die nöthigsten Aufschlüsse konnte auch jeder sofort in der Tagespresse erhalten. Es sei ein Grundstück in Jerusalem, auf Sion (dem südwestlichen und höchsten der Hügel, auf denen die Stadt erbaut ist), außerhalb der Stadtmauer, zwischen dem sogenannten Haus des Kaiphas und dem Cönaculum westwärts, gelegen. Auf diesem werde nach einer Tradition der Sterbeort (dormitio das Entschlafen) der seligsten Jungfrau Maria gesucht. Sehr Viele mögen damals den Wunsch gehegt haben, Näheres über diese Tradition zu erfahren, zu wissen, ob wir es da mit einer aus apostolischer Zeit stammenden Überlieferung zu thun haben und welche Gewissheit ihr in dieser Hinsicht zukomme. Solchem allgemein berechtigten Wunsche zu entsprechen, wurde die Frage von verschiedenen Seiten zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht. Bis heute liegen darüber drei größere Arbeiten vor, zwei von katholischer, eine von protestantischer Seite. Die ersteren sind zu danken: Dr. Carl Mommert, Pfarrer zu Schweinitz (Preuß.-Schlesien), mit dem Titel: „Die Dormitio und das deutsche Grundstück auf dem traditionellen Sion.“ (Leipzig 1899.) und dem als Patristiker allbekannten Domdechant Dr. Jos. Nirschl in Würzburg: „Das Haus und Grab der hl. Jungfrau Maria.“ (Mainz 1900); die protestantische stammt von dem gelehrten Professor Dr. Theod. Zahn in Erlangen: „Die Dormitio Sanctae Virginis und das Haus des Joh. Marcus.“ (Leipzig 1899, Separatabdruck aus der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“.) Manchem mag die Frage noch als ungelöstes Räthsel im Herzen schlummern, andere werden eine Belehrung, wenn auch nicht gerade eine zufriedenstellende, erfahren haben.

So möchten denn auch die folgenden Zeilen eine Antwort auf diese, immer noch actuelle Frage geben.

Wenn wir an die Erforschung der angedeuteten Tradition herantreten*), so begegnen wir sogleich zwei großen Parteien. Die einen Gelehrten suchen mit der Menge der alten Zeugen Sterbehauß und Grab Mariens in Jerusalem, die anderen aber wollen, Maria habe ihr Leben in Ephesus beschlossen und dort ihr Grab gefunden. Letztere Ansicht war, wenn man von dem syrischen Schriftsteller Abulfaradsch des 13. Jahrhunderts abieht, bis in das 17. Jahrhundert unbekannt. Erstmals wurde sie verfolgt von dem gelehrten und frommen französischen Abbé Tillemont in seiner Kirchengeschichte »Memoires pour servir à l'histoire ecclesiastique des six premiers siècles.« (Paris 1693.) Ihm folgten hierin Gelehrte verschiedener Länder bis in die neueste Zeit. Sie stützt sich hauptsächlich auf einige Worte eines Schreibens der Väter des Concils von Ephesus an den Clerus und das Volk von Constantinopel vom Jahre 431. Dieses Concil war zusammengetreten wegen der Lehre des Patriarchen Nestorius von Constantinopel, der die gottmenschliche Person Christi leugnete und darum Maria nicht das Attribut „Gottesgebärerin“ zuerkennen wollte. In dem genannten Schreiben wollen die Väter des Concils Clerus und Volk von Constantinopel mit der Verurtheilung ihres Patriarchen bekannt machen und deuten auf ein wunderbares Walten der göttlichen Vorsehung hin, das sich darin offenbart, daß Nestorius gerade in Ephesus verurtheilt wurde, in jener Stadt, die sich besonderer Beziehung zum Apostel Johannes und zur Muttergottes erfreute. Die Art der Beziehung wird aber nicht deutlich ausgesprochen; es heißt elliptisch: „in welcher (Stadt) der Theolog Johannes und die jungfräuliche Gottesgebärerin, die heilige Maria“. . . Indem man nun ergänzt „gelebt haben und ihre Grabstätte gefunden“, hat man das Argument. Andere ergänzen zwar bloß die Copula „sind“, die im Griechischen und Lateinischen häufig ausfällt, verstehen aber die Worte in demselben Sinne. Die Möglichkeit einer solchen Sinnesergänzung geben wir ohne weiters zu. Und wenn es die einzig mögliche ist, dann ist es auch gewiß, daß in den Worten die in Rede stehende Tradition ausgesprochen ist. Aber ist es auch wirklich die einzig mögliche? Das muß entschieden geleugnet werden. Der Sinn kann vielmehr sein: wo Johannes und Maria ihre Heiligtümer haben und specielle Verehrung genießen. Denn, wie Nirschl zeigt, war es bereits damals üblich, mit dem einfachen Titel einer Kirche diese selbst zu bezeichnen, so daß „Apostel Johannes“ = Kirche des Apostels Johannes. Und in Ephesus bestand thatsächlich eine Johanneskirche über dem Grabe des Apostels, und in der Marienkirche wurde das Concil gefeiert. Wenn man

*) Zur Litteratur s. Mommert und Nirschl.

jetzt hinzunimmt, daß man in Ephesus und Kleinasien weder vor dem Jahre 431, noch nach demselben von einem dort befindlichen Mariengrabe etwas weiß, so kann man nicht zweifeln, daß die Ellipse in letzterem Sinne ergänzt werden muß. Wäre eine ältere Tradition vorhanden gewesen, so müßten wir eine Spur von ihr wenigstens bei Polykrates und in dem Pilgerbericht der Silvia finden. Polykrates, Bischof und Metropolit von Ephesus, beruft sich zur Rechtfertigung der abweichenden, kleinasiatischen Osterfeier in einem Schreiben an den Papst Victor I. (192—201) auf verschiedene „große Leuchten“, das heißt berühmte, heilige Persönlichkeiten, die in Asien entschlafen sind. Da er darunter den Apostel Johannes, Philippus und seine Töchter aufführt und mit historisch-traditionellen Bemerkungen nicht spart, so kann kein Zweifel sein, daß er auch Maria nennen würde, wenn sie mit Johannes in Kleinasien gewesen wäre. Denn daß Maria eine andere Observanz befolgt hätte als Johannes, der Fall verdient keine weitere Erörterung. Und eine ephesinische Marien-tradition konnte Polykrates von Ephesus nicht unbekannt bleiben. Er erwähnt sie nicht, also hat sie nicht bestanden. Silvia, eine fromme Aquitanerin, deren Reisebericht man seit 1887 wieder kennt, besuchte gelegentlich einer Wallfahrt in das heilige Land (385—88) auch das Johannesgrab in Ephesus. Von einem Mariengrab weiß sie nichts. Zudem haben wir andere mit dem Concilsdocumente gleichalterige Schriftstücke, die alle der Nestorius-sache ihre Entstehung verdanken. In allen, namentlich aber in einer Homilie, die von Cyrill, dem Vorsitzenden des Concils, in der Marienkirche in Ephesus gehalten wurde, hätte die Tradition von dem Mariengrabe geschickt Verwendung finden können. Aber nirgends ist eine Spur davon. Daß man etwa nach dem Concil das Grab Mariens in Ephesus gesucht hätte, dafür hat noch niemand den Beweis erbracht. Unter diesen Umständen kann man in den Worten der Väter von Ephesus unmöglich die Tradition von einem dort befindlichen Mariengrabe finden, wollte man nicht etwa gar mit Zahn dieselbe von einer rasch auftretenden und ebenso rasch wieder verschwindenden Sage verstehen.

Neues Leben wollte man der Ansicht vom Ephesinischen Aufenthalte und Grabe Mariens einhauchen durch Heranziehung der Offenbarungen der Anna Katharina Emmerich. Der Versuch gieng von französischer Seite aus und fand viele Freunde. Der eifrigste und gelehrteste von ihnen ist L. Fond S. J. Katharina Emmerich war Augustiner-schwester auf dem Agnetenberg bei Dülmen und lebte nach Aufhebung dieses Klosters 1812 in klösterlicher Einsamkeit in einem Häuschen des genannten Städtchens († 1824). Seit Ausgang des Jahres 1812 hatte sie Stigmata (Wundmale an Händen, Füßen und an der Seite). Diese fromme Klosterfrau nun hat in Betrachtungen das Leben

Jesu und Mariens geschaut, die durch den bekannten Dichter Clemens Brentano aufgezeichnet wurden. Obwohl sie selbst weit davon entfernt war, ihren Mittheilungen historischen Charakter beizulegen, so glaubte man doch mit Rücksicht auf ihre seltsamen, namentlich geographisch-topographischen Kenntnisse, die stets durch historische Correctheit sich auszeichnen sollen, sie im Interesse historischer Forschung verwerten zu dürfen. Aus ihren Mittheilungen erfährt man, daß Maria ihre letzten Lebensjahre in einem Gebirgshäuschen ungefähr 3 oder 3½ Stunden südlich von Ephesus, das sie genau beschreibt, zugebracht habe und daselbst gestorben sei. Das Häuschen will man in einer Ruine auf dem Nachtigallenberg (Bulbul-dagh), 3½ Stunden südlich von Ephesus, die bei den Griechen Panhagia Kapuli (Allheilige des Thores) heißt, wiedergefunden haben. Bereits hat sich dort neben vielen Einzelpilgern ein großer französischer Pilgerzug eingefunden, um an der Stätte ihres Todes und in der Nähe ihres einstigen Grabes Maria den Tribut der Verehrung darzubringen. Wir können davon absehen, daß die Übereinstimmung zwischen dem von R. Emmerich beschriebenen Häuschen und der aufgefundenen Ruine denn doch keine so vollständige ist, stellen aber, wie es Nirschl thut, den visionären Mittheilungen R. Emmerichs die anderer Klosterfrauen gegenüber, nämlich die der hl. Birgitta von Schweden (1302 bis 1373) und der spanischen Äbtissin Maria von Agreda (1602—1665), die beide Tod und Grab Marias nach Jerusalem verlegen. Überdies weisen wir darauf hin, daß der wesentliche Inhalt von Katharinas Mittheilungen in auffälliger Weise mit der Erzählung des apokryphen Buches De dormitione b. Mariae übereinstimmt und an großen, historischen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten leidet. Um nur etwas hervorzuheben, soll Maria im Jahre 48 unserer Zeitrechnung gestorben und Jacobus der Ältere damals noch am Leben gewesen sein.*) Was über den gleichzeitigen Zustand Jerusalems gesagt wird, scheint ein voller Anachronismus zu sein und nur für die Zeit nach der Zerstörung dieser Stadt, also nach 70 unserer Zeitrechnung zu passen. Wenn wir auch zugestehen, daß die Mittheilungen Anna Katharina Emmerich's interessant und vielfach staunenerregend sind, so daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, vieles habe das ehemalige, arme, westphälische Bauernmädchen nur durch übernatürliche Erleuchtung gewußt, und daß es ein interessantes, kaum vollständig lösbares psychologisches Problem sei, sich im Einzelnen zu fragen, was übernatürliche Gabe sei, was unschuldiges Phantasiespiel mit Verwertung legendarischen Wissens, — aber eine Quelle historischen Wissens können wir in ihnen nicht anerkennen.

*) Nach syrisch-arabischem Texte des B. De dormitione war der bereits verstorbene Jacobus neben anderen für die Gegenwart beim Tode Marias wieder zum Leben erweckt worden.

Wir sind nach dem Gesagten aber auch nur zu sehr berechtigt, unser Interesse und unsere Aufmerksamkeit allein mehr der jerusalemitanischen Tradition zu schenken. Wir wollen aber da sogleich auf unseren eigentlichen Gegenstand losgehen und uns fragen: Wie steht es mit der Tradition, daß Maria auf Sion gelebt habe und gestorben sei?

Der erste, der uns davon Nachricht gibt, ist Modestus; er drückt sich aber noch dunkel und geheimnisvoll aus. Deutlicher lautet die Kunde bei Sophronius. Beide Zeugen gehören dem 7. Jahrhunderte an und waren Patriarchen von Jerusalem; ersterer 631—634, letzterer 634—638. Von ihnen an hören wir dann continuierlich die Nachricht im Morgen- und Abendlande. Wir finden sie bei dem Metropolitens Andreas von Areta, früher Mönch in Jerusalem († 720), im Chronikon des im übrigen so wenig bekannten Hippolyt von Theben (ca. 700), bei dem Sammler der patristischen Traditionen Johannes Damascenus († ca. 760). Im Abendlande sind es die Reiseberichte der Pilger, durch die sie in Umlauf kam. Das erste Mal lesen wir sie im Berichte des gallischen Bischofes Arculf, der um 670 das heilige Land besuchte und dessen Reiseerinnerungen durch Adamnanus, Abt von Iona (Hye an der Nordküste von Schottland), aufgezeichnet wurden. Wir lesen sie sodann in dem Pilgerbuche des Willibald, nachmaligen Bischofes von Eichstätt, der als Mönch von Monte Cassino an den heiligen Stätten gewelt, weiters, um von späteren zu schweigen, in dem Werke *De locis sanctis*, welches der gelehrte englische Benedictiner Beda († 735) auf Grund der damals vorhandenen Litteratur abgefaßt hat.

Auf Sion wird der Tod Mariens auch verlegt in einer lateinischen und der hierin sich widersprechenden arabischen Übersetzung des Schriftstückes *De dormitione* oder *De transitu b. Mariae* (Heimgang Mariä). Dieses apokryphe Buch ist ursprünglich griechisch abgefaßt und erfreute sich einer weiten Verbreitung. Wir kennen davon Übersetzungen in das Lateinische, Syrische, Koptische, Arabische. Die Texte zeigen alle unter einander oft sehr bedeutende Abweichungen, und die Gelehrten sind über ihre Ursprungsverhältnisse nicht einig. Die verschiedenen Gestalten oder Berichte, deren man zwei oder drei zu unterscheiden hat, haben sehr alte Bezeugung, im 5., resp. 6. (ja vielleicht schon im 4.) Jahrhunderte. Nach der wahrscheinlicheren Meinung, wie sie Zahn und Nirschl vertreten, ist die Grundgestalt des Buches Ende des 4. Jahrhunderts abgefaßt worden. Obwohl nun Sion jedenfalls nicht in diesem Urtexte gelesen wurde und es auch mehr als zweifelhaft ist, ob es auch nur von Modestus darin genannt wurde, so war dieser längere Excurs doch gerechtfertigt, da das Schriftstück für unsere Frage von großer Bedeutung ist. Denn die Nachrichten, die wir von anderwärts

her erhalten, berühren sich, wenn sie nicht direct aus ihm genommen sind, mit dem Inhalte dieses Buches auf das innigste.

Aber bei der Mehrzahl der oben aufgeführten Zeugen wird nicht nur allgemein der Sion genannt, sondern sie wissen noch Genaueres zu berichten über die denkwürdige Stätte, wo Maria gestorben sei. So schon Sophronius, der die Kirche auf dem Sion als diesen Ort bezeichnet. Ja, Arculf bezeichnet in dem Plan, den er uns von der Sionskirche gibt, noch genauer die Südostecke als die Stelle, wo Maria gestorben. Ihm folgt mit kleiner Abweichung Beda.

So schön nun diese detaillirte Nachricht ist, sie läßt uns von vorneherein doch zu keiner rechten Freude kommen, da die ganze Tradition sich auf so verhältnismäßig späte Zeugen stützt. Man mißt ihr darum, zumal unter den alten Zeugen noch ein Widerspruch besteht, gar keine Glaubwürdigkeit bei, und auch Mommert ist, soweit es wenigstens die Sionskirche betrifft, anderer Ansicht. Steht es wirklich so schlimm um sie? — Es scheint, daß sie doch auf einige Glaubwürdigkeit Anspruch machen darf.

Im vierten Jahrhundert sehen wir nämlich, daß in Jerusalem eine Localtradition über das Grab Mariens besteht. Freilich, alle Zweifel über die Wahrheit dieser Nachricht sind nicht ausgeschlossen. Denn da wir, wie gesagt wurde, die Urgestalt des Buches *De dormitione* nicht kennen, — und in ihm haben wir allem Anscheine nach den ersten Zeugen dieser Tradition, — so müssen wir auf seine verschiedenen Texte Rücksicht nehmen. Es sind nun griechische Textesfragmente bekannt geworden, die einer auch unter dem Namen des Bischofs Johannes von Thessalonich (vor 800) verbreiteten Textesgestalt angehören, wo die Ortsangabe über das Grab Mariens fehlt. Auch in der Erzählung des hl. Gregor von Tours († 596) über den Tod und die Verherrlichung Mariens, die mit dem wesentlichen Inhalt obigen Buches übereinstimmt, wird kein Ort genannt. Aber von diesen zwei Berichten abgesehen, wird in allen Formen des apokryphen Buches, auch in der sehr stark abweichenden koptischen Erzählung des Evodius, Gethsemane oder das Thal Josaphat als Begräbnisort bezeichnet.*) Wenn man noch dazu nimmt, daß sich auch in einem Texte der Thessalonicher Gestalt an anderer Stelle eine indirecte, dunkle Hindeutung findet, so muß man es als höchst wahrscheinlich bezeichnen, daß die Localangabe über das Mariengrab schon im Urtexte enthalten war. Da nun die apokryphen Erzählungen, wie alle Dichtungen der Sage, sich gewöhnlich an einen historischen Kern, an eine wahre Begebenheit

*) So auch im koptischen „Leben Mariä“ bei F. Robinson, *Coptic apocryphal gospels*. Cambridge 1896, S. 128, 41; vergl. S. 207.

anschließen, durch den sie sich selber den Schein der Wahrheit geben wollen, so ist es mehr als unwahrscheinlich, daß wir es in dieser Ortsbezeichnung mit einer bloßen Fiction zu thun haben, d. h. mit anderen Worten, wir können aus dem Buche auf das Vorhandensein einer Tradition über das Mariengrab schließen. Ihre Heimat kann nur Jerusalem gewesen sein.

Um verschiedenen Einwänden zu entgehen, die gegen sie erhoben wurden und noch erhoben werden könnten, müssen wir sie näher charakterisieren. Vor allem dürfen wir sie nicht als offizielle oder Lehr-Tradition denken. Dann dürfen wir uns auch ihren Verbreitungskreis nicht gar zu weit vorstellen. Denn Bischof Epiphanius auf Cypern († 406), der früher Mönch in Palästina gewesen, und der schon genannte Patriarch Modestus von Jerusalem stellen eine Tradition über den Tod Mariens in Abrede. Auch die Worte des noch zu nennenden Juvenal dürfen nicht anders verstanden werden. Bei solcher Auffassung verschwinden alle Schwierigkeiten. Wir begreifen leicht, warum bei älteren und bei Schriftstellern des vierten Jahrhunderts, die uns so viele historisch = topographische Kenntnisse mittheilen, ihrer keine Erwähnung geschieht. Es war eine localbeschränkte Tradition, die, ehe man das Grab Christi wieder aufgefunden und überbaut hatte, nicht das allgemeine Interesse erregte. Das Grab selbst war jedenfalls noch seit der Titus-Zeit unter Stein und Schutt verborgen.*) Wir werden es aber auch nicht mehr undenkbar finden, daß nicht alle Elemente dieser Tradition bei der ersten Aufzeichnung des Buches *De dormitione* Aufnahme gefunden. Muß ja auch Zahn bezüglich der an der Sionskirche haftenden Traditionen gestehen, daß sie von keinem Schriftsteller des ersten Jahrtausends vollständig aufgezählt werden.

Weitere Zeugen für das Grab Mariens bei Gethsemane haben wir an einem armenischen Brief des sogenannten Dionysius Areopagita, von dem es jedoch nicht allgemein zugegeben ist, daß er von dem Verfasser der übrigen Dionysischen Schriften herrührt (nach den Einen um 500, nach den Anderen im 4. Jahrhundert), an dem Bischofe Juvenal von Jerusalem, der sich dafür auf „eine alte und sehr wahre Tradition“ beruft (451), dessen Zeugnis, wenn auch angefochten, wahrscheinlich echt ist, und seit Ausgang des 6. Jahrhunderts in den fortlaufenden Nachrichten des Morgen- und Abendlandes. Ja es ist nicht unglaublich, was Th. Zahn meint, daß eine diesbezügliche Bemerkung schon in den nur fragmentarisch erhaltenen, gnostischen Johannes-Acten des Leucius Charinus (um 160/170) enthalten war, so daß wir den Faden der Überlieferung zur apostolischen Zeit zurücklaufen sehen könnten.

*) So Mirschl.

Wenn wir es nach solcher Bezeugung wenigstens als höchst wahrscheinlich bezeichnen müssen, daß sich in Jerusalem eine örtliche genaue Tradition über das Grab Mariens erhalten hat, dann haben wir immerhin Grund zu glauben, daß auch die jünger bezeugte Nachricht, Maria habe auf Sion gewohnt und sei am Platze der späteren Sionskirche, des alten *Önaculum* oder gar in diesem selbst gestorben, auf Tradition beruhe, zumal wir ja an der apokryphen Literatur des zweiten Jahrhunderts sehen, daß das Andenken und die Verehrung Mariens bis in die apostolische Zeit zurückreicht. Tatsächlich wird in den Berichten des Buches *De dormitione* der Sterbeort Mariens gewöhnlich im Gegensatz zu Gethsemane in die Stadt verlegt, ja in einer griechischen Textesform wird bei der Übertragung des Leichnams direct der Ausdruck „außerhalb der Stadt“ gebraucht.*) Darin kann man eine Bestätigung für die Annahme der Tradition finden.

Doch wird ihre Existenz durch scheinbar directen Widerspruch gefährdet. Einmal wird in Texten der *Dormitio* von Maria's „eigenem Haus“ (griechisch; ähnlich in der koptischen Erzählung des Theodosius) oder „ihrem Hause“ (in der einen syrischen Gestalt) gesprochen; dadurch erscheint also wenigstens die Annahme einer traditionellen Beziehung zur Sionskirche umgestoßen. Dem gegenüber sei bemerkt, daß es sehr zweifelhaft ist, ob diese Bemerkung zur ursprünglichen *Dormitio* gehört, da sie nicht in allen Textesformen enthalten ist. In noch schlimmere Gefahr kommt sie durch den Reisebericht des Antonin von Piacenza (um 570), der zur Marienkirche bei Gethsemane bemerkt, sie solle (direct) an der Stelle ihres Sterbehauses stehen. Wohl ist auch hier wieder der Text in den Handschriften nicht fix, aber aller Wahrscheinlichkeit nach gehört die Bemerkung zur Urschrift. Eine ganz ähnliche Nachricht, wie bei Antonin, haben wir in einer lateinischen Erzählung der *Dormitio*. Doch auch dadurch wird unsere Annahme nicht in Frage gestellt. Denn in dieser Angabe haben wir aller Wahrscheinlichkeit nach wieder ein jüngerer, historisches Gebilde vor uns. Sein Entstehen dürften wir aus den apokryphen, griechischen *Acta Joannis* des Prochoros (um 500) lernen können, wo bei dem Namen Gethsemane beigefügt wird, „wo auch seine (Christus) ganz unverehrte und allheilige Mutter die Nacht zuzubringen pflegte (ἡνέλιζετο).“**) Die hierin ausgesprochene Wahrheit, die ja jederzeit dem christlichen Empfinden nahe gelegen, daß nämlich Maria oftmals an den Leidensstätten ihres Sohnes geweilt habe, dürfte zu dem Gerüchte

*) Fehlt in einer Münchener Handschrift des 12. Jahrhunderts, wo aber auch andere Zusätze fehlen.

**) Diese Notiz steht zwar nur in einer der vielen Handschriften dieses Buches (Mailand, 10. Jahrhundert), aber man muß mit Zahn auch deren Echtheit erkennen.

(Nebentradition) Anlaß gegeben haben, daß Maria in oder bei Gethsemane selbst gewohnt habe. Dieses Gerücht, das zu den Ohren des Pilgers von Biacenza kam, wurde in seinem Reisebericht fixiert. Die widersprechenden Mittheilungen, die ebenso über Wohn- und Sterbehauß Marias in Jerusalem gemacht wurden und die ein nur en passant anwesender Pilger nicht auf ihre Wahrheit prüfen konnte, dürften auch der Grund für das so befremdende Schweigen des wahrscheinlich afrikanischen Archidiacon Theodosius (um 530) sein. Er erwähnt in seinem Pilgerbuche die Marienkirche im Thale Josaphat, gibt aber keine nähere Erklärung. Der Bearbeiter der arabischen Dormitio aber hat beide Angaben in sein Buch aufgenommen, ohne auch nur auf den Widerspruch irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Wenn wir also auch der Tradition, Maria habe auf Sion gewohnt und sei dort gestorben, in keiner Weise Gewißheit vindicieren können, so läßt sich auf der anderen Seite doch wieder kein Grund finden, wodurch sie um alle Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit gebracht würde.

Noch einige Worte über den Ort, auf den die Tradition lautet! Wir sehen aus den oben vorgeführten Zeugnissen, daß Wohn- und Sterbeort (dormitio) Mariens in innigster Beziehung mit der Sionskirche genannt wird, ja der Todesort der Mutter Gottes in der letzteren verehrt wurde. Mit der Sionskirche blieb diese Verehrung auch bis in das 13. Jahrhundert verknüpft. Erst im 14. Jahrhundert, als man die 1244 durch die Charesmier zerstörte Kirche wieder, und zwar in kleineren Maßstabe, aufbaute, wurde die Stätte aus der Kirche hinausverlegt, zuerst nördlich, seit dem 16. Jahrhundert meist westlich, beim griechischen Patriarchen Chrysanthus (1726) nordwestlich von der Sionskirche, in welcher Richtung auch das neuermorbene Grundstück liegt.

Letzteres hat somit auf die Verehrung der alten Christen keinen Anspruch. Nichtsdestoweniger kommt dieser Neuerwerbung doch hohe Bedeutung zu. Da es nicht möglich ist, das Cönaculum, das auch bei den Mohamedanern hohe Verehrung genießt, — daß es auf dem Grunde der alten Sionskirche steht, wird von allen zugegeben, — zu erwerben, so muß es schon hohe Befriedigung gewähren, auf nachbarlichem Boden eine Stätte zu besitzen, wo die jedem Christenherzen so theueren Reminiscenzen der alten Sionskirche verehrt werden können. Und ihrer sind viele. Denn sie war geheiligt durch Christi letztes Abendmal (daher Coenaculum), bei dem Christus das Liebesgeheimniß des neuen Bundes, die heilige Eucharistie, eingesetzt, sie war geheiligt durch die Erscheinungen des auferstandenen Heilandes, durch die Einsetzung des Bußsacramentes, sie war geheiligt durch die Geistesstaupe am Pfingstfeste, sie war die Geburtsstätte der Kirche Christi und darum schon vor Alters mit dem Titel „Mutter aller Kirchen“ ausgezeichnet. Sie war

auch die erste Kirche der Christen in Jerusalem. Gerade dieser letzte Ehrenvorzug bietet für unsere Marientradition eine Bestätigung. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der Bischof der Stadt und wohl auch die Apostel, solange sie in Jerusalem anwesend waren, sich in der unmittelbaren Nähe oder Umgebung der Kirche, die so voll von heiligen Erinnerungen war, niedergelassen haben. Wenigstens wird im 4. Jahrhundert Jacobus als Bischof in Verbindung mit der Sionskirche genannt.*) Da nun von Christus selbst Maria der Ob Sorge des Apostels Johannes anvertraut war, wo wird sie da anders Wohnung erhalten haben, als mit den Aposteln bei dem „Obergemache“ oder Abendmahlsaal?

Weil es sich beim Cönaculum um einen so überaus ehrwürdigen und geheiligten Boden handelt, so mag sich auch der deutsche Verein für das heilige Land, nachdem es ihm gelungen ist, nachbarlichen Grund zu erwerben, für seine vielen Mühen genugsam entlohnt betrachten. Seit Jahren war er bestrebt, sich, wenn schon das Cönaculum nicht erwerbbar ist, wenigstens in der Nähe auf dem Grunde, der als Dormitio galt, eine Ansiedlung zu schaffen. Alle Bemühungen scheiterten, da auch dieser den Muslimen als geheiligt galt und zudem unveräußerlicher Familienbesitz war. Endlich ist auf diplomatischem Wege das Schwierige erreicht worden. Durch unmittelbares Eingreifen des deutschen Kaisers und Vermittlung des Sultan ist für mehr als 100.000 Mark das gewünschte Grundstück in den Besitz Kaiser Wilhelm II. übergegangen, der es dem Vereine für das heilige Land zur Nutznießung übergab.

Wir stimmen gern in die Freude und den Jubel ein, der die Herzen der deutschen Katholiken deshalb bewegt. Die That war ein Sieg zielbewußter, unermüdblicher Arbeit. Man ist auch bereits daran gegangen, dem Geschenke seine volle Wertung zu geben. Der Grundstein ist gelegt, und fleißige Hände regen sich, den Bau emporzubringen. Wer 1903 das Glück haben wird, die heil. Stadt zu besuchen, dem wird wahrscheinlich bereits Kirche und Kloster „Mariä Heimgang“ von Sion her als Stätte deutscher Pietät und Gastlichkeit entgegenwinken.

*) Bei dieser Annahme lassen sich auch leicht die verschiedenen Angaben, die über den ehemaligen Besitzer dieses Ortes gemacht werden, verstehen.





Entdeckung altfranzösischer Bronzereliefs in Kew.

Von Freih. D. v. Schleinitz.

Unlängst wurden in einem Hause, welches als Dependenz zum königlichen Palast in Kew gehört, fünf alte Bronzereliefs französischen Ursprungs entdeckt, die als Kunstwerke ersten Ranges bei allen Sachverständigen und auch bei den Liebhabern ein so allgemeines Interesse erregten, daß die verstorbene Königin Victoria genehmigte, dieselben in der englischen Kunstabtheilung auf der Pariser Weltausstellung auszustellen. So wie Kaiser Wilhelm der französischen Malerei durch Darlehung seiner Watteau's eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, in ähnlicher Art gedachte die Königin Victoria die französische Bildhauerkunst zu ehren.

Kew, der Fundort des Kunstschazes, ist bekannt durch seinen prachtvollen botanischen Garten und Park. Hier, in dem dunklen Zimmer eines zum Schlosse gehörigen Nebengebäudes, befanden sich bisher die erwähnten Reliefs, etwa zwei Meter von dem Fußboden entfernt, in die Wand eingelassen. In dem Maße, als diese Wand mit Ölfarbe gestrichen wurde, hatten die Reliefs durch den Neuanstrich mitzuleiden, und es ist nur einem Zufall zu verdanken, daß schließlich diese völlig unbeachteten Kunstwerke, die man für Gipsarbeiten gehalten hatte, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne wieder an das Tageslicht hervorgezogen wurden.

Der Ursprung der Werke ist französisch, und die Zeit der Entstehung der in Hochrelief vollendet ausgeführten Arbeiten ist in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zu verlegen. Die Sujets sind Darstellungen von tatsächlichen Begebenheiten aus der Regierungsepöche Ludwigs XIV., im heroischen und monumentalen Stile. Der König ist als der Mittelpunkt und als die Hauptfigur aufgefaßt. Es wird nicht leicht sein, ohne Weiteres zu entscheiden, ob die fünf Arbeiten als eine Folge oder wenigstens als eine in ideeller Beziehung zusammenhängende Kette gelten sollen. Die Größe der Medaillons beträgt drei Fuß im Durchmesser; ihr Gewicht pro Stück annähernd hundert Pfund. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß diese Medaillons als Theile eines öffentlichen, zu Lebzeiten Ludwigs XIV. und ihm zu Ehren gesetzten Monumentes angesehen werden müssen. Wahrscheinlich wurde das Gesamt-

werk in der Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört und die fraglichen Bronzen nach England verkauft. Wie sie aber an ihren jetzigen Fundort gelangten, ist bisher völlig unaufgeklärt. Das Alter des Königs auf den Darstellungen ist auf 40—45 Jahre zu schätzen, und sowohl aus diesem Grunde, wie auch aus anderen Anzeichen kann die Entstehung der Arbeiten in das Jahr 1680 gesetzt werden. Es ist bekannt, daß kurz nach dem Frieden von Nimwegen der König in vielen Städten Frankreichs Siegesmonumente errichten ließ.

In einer der Compositionen ist der König in der Mitte seines Hofstaates dargestellt, wie er ein in Obeliskform errichtetes Monument den Behörden übergibt. Ein anderes Medaillon stellt Ludwig XIV. im Krönungsornat dar, im Begriff, fremde Gesandte zu empfangen, von denen zwei ihm Kronen überreichen. Einer der Gesandten trägt den dänischen Elephantenorden. In den anderen Abbildungen sehen wir den König an der Spitze seiner Regimenter in eroberte Städte einziehen.

Da keine Signatur irgend welcher Art zu entdecken ist, so kommen aus inneren und äußeren Gründen wahrscheinlich nur die Bildhauer Coysevox, Girardon oder Pierre Puget als Hersteller der Werke in Betracht. Trotzdem nun hervorragende Fachmänner in Paris die beste Gelegenheit besaßen, diese kunsthistorisch wichtigen Objecte mit den Meisterwerken der drei genannten Bildhauer zu vergleichen, so vermochten sie bisher doch kein endgiltiges Urtheil zur Sache abzugeben. Coysevox (1640—1720) hätte sehr wohl Aufgaben wie die vorliegende lösen können, doch finden sich meiner Ansicht nach in seinen Werken keinerlei Anklänge an die Darstellungen in den Rower Reliefs. Zu seinen berühmtesten Schöpfungen gehört in erster Linie das Grabmal des Cardinals Mazarin: der Cardinal kniet über dem Sarkophag, hinter ihm ein Genius, links die Bronzestatue der Klugheit, rechts der Treue und vorn des Friedens, ferner die Marmorstatue der Liebe und der Religion. Neben letzterer hat im Louvre die sehr edel ausgeführte Büste Bossuet's Aufstellung erhalten. Bekanntlich führt dieser ganze Saal im Louvre den Namen: »Salle de Coysevox«. Außerdem befinden sich hier von ihm die Porträtbüsten des Malers Le Brun, der Maria Adelaide von Savoyen als Diana und des Künstlers Selbstporträt. Seine Figuren sind ausdrucksvoll und erfüllt von Leben. Eine vorzügliche Arbeit von ihm ist endlich das Grabmal des Ministers Colbert in der Kirche St. Eustache in Paris.

Mehr Wahrscheinlichkeit für die Urheberchaft der Reliefs bietet ein Vergleich mit den Arbeiten Puget's, der in dem Stil Bernini's seine Kunstwerke bildete. Im Jahre 1682 schuf er seine so berühmt gewordene Gruppe für den Park von Marseilles: „Milo von Kroton von einem Löwen zer-

rissen". Weiters führte er im Auftrage Ludwigs XIV. aus: „Perseus befreit Andromeda“ und „Diogenes und Alexander der Große“, dasjenige Werk, welches Puget wohl als Verfertiger der sogenannten „Rew-Reliefs“ erscheinen lassen könnte. In den Zügen Alexanders des Großen findet sich eine gewisse Porträtähnlichkeit mit denen Ludwigs XIV., und in schmeichlerischer Weise ist dieser sehr edel, sein Gefolge dagegen mehr realistisch dargestellt. Wenn nun auch diese besonderen Eigenthümlichkeiten in den Bronzereliefs gleichfalls zum Ausdruck kommen, so gewähren sie doch keinen absolut sicheren Beweis für die Urheberschaft, da zu jener Epoche fast alle französischen Künstler, um die Strahlen der königlichen Gnadensonne auf sich zu lenken, mehr oder minder in derselben Weise schmeichelten.

Meine persönliche Ansicht neigt dazu, Girardon als den Autor der Reliefs anzuerkennen. Girardon's (1630—1715) Blütezeit fällt in die Glanzepoche Ludwigs XIV. Nach Le Brun's Tode (1690) wurde ihm die Leitung der für den Monarchen beschäftigten Bildhauer übertragen. Schon aus diesem Grunde allein wird zum mindesten sein Einfluß überall bemerkbar, so daß wir es hier vielleicht mit Werken zu thun haben, welche seiner Schule entstammen. Aber Girardon war es hauptsächlich, der die eigentlichen Monumente für Ludwig XIV. entwarf, so z. B. die berühmte Reiterstatue, welche 1699 auf dem Place Vendôme errichtet und dann 1792 zerstört wurde. Während Puget Alexander den Großen mit den Zügen Ludwigs XIV. schuf, stellte umgekehrt Girardon den König mit einer an Alexander anklingenden, idealisierten Porträtähnlichkeit dar. Diese Auffassung lassen auch die Rew-Reliefs erkennen, wie Girardon sich überhaupt am besten in die Anschauungsweise seines königlichen Auftraggebers hinein zu denken vermocht hat. Das schöne Grabmal des Cardinals Richelieu in der Kirche der Sorbonne bildet eines der vortrefflichsten Werke des Meisters. Die liegende Figur des Kirchenfürsten mit den allegorischen Nebenstatuen ruht über den irdischen Resten Richelieu's, der als Doctor der Sorbonne im Jahre 1635 den Grundstein zu dieser Kirche legte. Ihre Fassade schmücken vier Statuen berühmter Kirchenlehrer, zu denen Girardon ebenfalls Zeichnungen und Entwürfe geliefert hatte. Die Wand oberhalb des Richelieu-Denkmales schmücken die Bildnisse Bossuet's, St. Bernhard's, Thomas von Aquin's u. a.

Schließlich wird der Umstand nicht uninteressant erscheinen, daß das Bronzematerial der fünf Medaillons als Kanonenmetall jener Epoche analysiert wurde, also jedenfalls von eroberten Geschützen herrührt.





Wiener Kunstleben (Jänner bis Juli 1901).

Von Joseph Reutwirth.

Aber dem Beginne des neuen Jahrhunderts strahlte der Stern der Kunstfreundlichkeit. Die erste Jahreshälfte des neuen Zeitabschnittes, in dem voraussichtlich die Bestrebungen der modernen Richtung über kurz oder lang zu einem ganz bestimmten Abschlusse gelangen müssen und aus dem Stadium des Suchens und Versuchens, verspöttelter Mißgriffe und wunderlicher Schrullen auf die Pfade wahrer Kunst sich zurückfinden und bei aller Betonung des Eigenartigen geänderter Zeiten in lebendiger Fühlung mit dem wirklich Großen der Vergangenheit bleiben werden, eröffnete auf dem Wiener Boden in mehr als einer Richtung verheißungsvollen Ausblick. In einer stattlichen Anzahl größerer und kleinerer Ausstellungen konnte das Publicum wieder zum Theil sehr beachtenswerthen Schöpfungen der zeitgenössischen Kunst näher treten, in welchen dem Ringen nach einem neuen Inhalte und neuen Formen unbestreitbare, wenn auch nicht immer volle Erfolge beschieden waren. Aber mit Genugthuung dürfte man die Fortschritte der Klärung und Läuterung auch in der Richtung verzeichnen, daß weitere Kreise der Bevölkerung das von vielen genannten und beifallsgewohnten Meistern Gebotene nicht mehr blindlings als unbedingt anzustauende Offenbarung eines höheren Geistes, der dem Geschmacksurtheile Anderer alles, selbst geschmacklose Extravaganzen zuzumuthen berechtigt sei, hinnehmen und kritiklos quittieren, sondern immer mehr ihr Recht betonen und geltend machen, über das Gesehene auch ihre Meinung abzugeben. An einem solchen Verhältnisse erstarkt das Interesse für die Kunst, ohne welches eine wahre Kunstförderung nicht denkbar ist; ihrer kann das Neue ebenso wenig entzihen, als das Alte in ihr ja immer erweisenermäßen eine Hauptstütze gefunden hat. In den Ausstellungen zog nicht allein die Mannigfaltigkeit des Ausgestellten an, sondern erfreute auch die Thatfache, daß einheimische Meister und Schulen sich auf der Höhe der Zeit zeigen, mit Ernst und vollster Hingebung für die Erreichung großer Ziele und für die Neubelebung unserer Kunstverhältnisse sich einsetzen. Reifen die jungen Talente in der ihnen durchschnittlich noch nothwendigen Selbstsucht aus und verlieren über dem Gedanken an sich wieder den Blick für das Ganze, noch das Gefühl ihrer Bestimmung für dasselbe, dann braucht uns um einen wirklichen Aufschwung der Kunst in Wien nicht bange zu werden.

Die am meisten anziehenden Ausstellungen veranstaltete wieder die „Secession“. Die erste galt nahezu ausschließlich der Vorführung der Werke eines in der Vollkraft seines Schaffens vom Tode dahingerafften Malers, der seiner Vaterlandszugehörigkeit nach zwar Österreicher war, aber bis zu seinem Hinscheiden eigentlich in den vordersten Reihen der italienischen Maler stand, Giovanni Segantini's. So wurde

wenigstens ein Theil der Anerkennung nachgeholt, die der große Todte von seinem Vaterlande fordern durfte; und Wien muß den Veranstaltern der Segantini-Ausstellung aufrichtig Dank wissen für die Gelegenheit, einen der bedeutendsten Alpenmaltser, in dessen Werken so viel anheimelnde Züge gerade den Österreicher ansprechen, genau kennen zu lernen. Nicht nur eine ganz ansehnliche Zahl von Hauptwerken, sondern auch eine Menge kleinerer Arbeiten und Zeichnungen gestatteten eine auf verlässlichste Anschauung gegründete Verfolgung des hochinteressanten Entwicklungsganges Segantini's von Frühleistungen ab bis zu dem dreitheiligen Alpenpanorama hinauf, über dessen Fertigstellung der Hand des Meisters der Pinsel entsant. Neben der wichtigen Naturauffassung seiner nunmehr in der neuen Pinakothek zu München aufgestellten „Scholle“ entzückten manche wirklich poetisch gestimmte Stücke, Zartheit der Blumen und der Pflanzenstudien, weihewolle und ergreifende Behandlung der Mutterbestimmung, die Feinheit des originellen „Auf“-Motives, die prächtige „Heimkehr vom Walde“, die Naivität der „Modelle“, die Innigkeit der Scene „Beim Kreuze“. Ja, es fällt fast schwer, auf die besondere Erwähnung jedes einzelnen Stückes zu verzichten, da jedem besonderer Reiz zukommt und jedes irgend einen beachtenswerthen Aufschluß über Eigenthümlichkeiten Segantini's zu geben vermag. Die Art seiner Zeichnung und seiner pikant herben Malweise wurde Vielen erst an diesem Ausstellungsmaterial überhaupt verständlich, daß so überzeugend veranschaulichte, wie raffiniert und trotzdem naturtreu der Meister die Malwerte seiner Farbentöne abzuschätzen und zu verwenden mußte. Mit ihm starb ein wirklich bedeutender Maler, der zur Geltendmachung seiner kraftvollen Persönlichkeit sich zwar mühsam, aber erfolgreich durchgerungen hatte und einsamer Zwiesprache mit einer großen Natur sein Größtes dankte. Wie sich dies vollzogen, machten am besten seine Werke klar, deren Vorführung in Wien zum erstenmale das österreichische Publicum mit Nachdruck auf die Leistungsfähigkeit eines aus Österreichs Gauen stammenden, hervorragenden Künstlers hinwies. — Mit künstlerischem Feingefühle gefellte man, offenbar in der Überzeugung, daß nur wirklich Beachtenswerthes der Anreihung würdig wäre, den Segantini-Werken bloß eine ganz kleine Zahl von Schöpfungen anderer Meister verschiedener Nationen bei. Unter denselben ragt besonders der Spanier Jg. Zuloaga hervor, ein Meister der Charakteristik, der einem Velasquez oder Goya zielbewußt nachstrebt und mit Beschränkung auf das künstlerisch virtuos behandelte Hauptfächliche eindringlichster Wirkung sicher bleibt, ob er nun ein Stiergefecht, die Versuchung einer Schönen, die Schauspielerin Lola oder den Dichter Don Miguel de Segovie vorführt oder uns einen Blick in das Treiben der „rue de l'amour“ werfen läßt! Neben ihm sinkt das Braßelfeuer malerischer Blendeffecte Besnard's rasch zusammen; es läßt selbst im Bilde einer Réjane, die ebenso gut Nicht-Réjane genannt werden könnte, kalt. Mehr als die Arbeiten von G. Melchers, Henri Martin, Ch. Woodbury, Gust. Courtois, René Ménard oder Le Sidaner fesselte der gedankenreiche „Ulrich von Hutten“ Hertwich's mit den wundervollen Reflexen auf dem prachtvoll gemalten Panzer. Max Klinger böcklinisiert etwas in einem Cyklus von Landschaften, die im Hinblick auf ihre rein decorative Bestimmung für ein Stiegenhaus von dem die Ausstellungsanordnung leitenden Alfred Roller feinfühlig in die Wand eingelassen wurden. In höherem Grade als der Maler interessierte der Bildhauer Klinger, namentlich durch seine reizende „Kauernde“ und die Halbfigur Asienjeff, welche durch die grünen Edelsteine der funkelnden Augen und durch die Verschiedenheit des Marmortones für Fleischtheile, Haar und Gewand sonst nicht gebräuchliche Anziehungseigenthümlichkeiten

gewinnt und denselben im Gesichtsausdrucke herrische Entschlossenheit und unersättliche Wildheit der Leidenschaft beigesellt. Während die Sculpturen Klinger's rasch Freunde und wie die „Kauernde“ auch Käufer finden, bedarf es immerhin einiger Zeit und Mühe, um das Wesen der Plastik des Franzosen Rodin zu erfassen, deren verschwimmende Umrisse, z. B. an „Mond und Erde“, uns zunächst vielleicht nicht behagen, aber mit ihrem Abgehen von der sonst üblichen statuarischen Strenge ein neues Stilmoment des Empfindungsausdruckes markieren. Am ergreifendsten wirkten seine „Bürger von Calais“, welche bei Unterwerfung der Stadt den siegreichen Engländern ausgeliefert werden, um durch ihren Tod die Vaterstadt und ihre Mitbürger vor weiteren Bedrückungen durch die Feinde zu befreien. Die sechs mächtigen Gestalten verkörpern eine wahre Stufenleiter der Empfindungen, trotziger bewußter Aufopferung, die noch in Feindeshass aufgeht, bis zum heiß emporquellenden Schmerze des in blühender Jugend gerade dem Tode Entgegengehenden.

Die Besucher der Segantini-Ausstellung haben gewiß durchwegs die geringe Zahl der knapp 100 überschreitenden Werke als eine große, die Genußfähigkeit erhöhende Wohlthat empfunden, welche ein Vertiefen in die einzelnen Objecte wesentlich fördert. Sie verdient überall dort Nachahmung, wo man inhaltlich Bedeutendes zur Geltung und wirklichen Anerkennung bringen will; denn die Gegenstandsfülle, an welcher die allerdings größeren Ausstellungen in München oder Berlin — nicht zum Heile der Sache — immer noch festhalten, untergräbt und hemmt die Aufnahmefähigkeit der Besucher in hohem Grade. Je mehr man ihnen wirklich vermitteln will, um so geringer wird die Zahl der Werke einer Ausstellung bleiben müssen, die mit einer solchen Beschränkung ihren kunsterziehlischen Wert wesentlich zu steigern vermag. Man kann diesem von der Secession meist glücklich festgehaltenen Ausstellungsgrundsatz, der von einer sonst gern gehandhabten Gepflogenheit abweicht, nur weite Verbreitung und Nachahmung wünschen.

Die Segantini-Ausstellung weckte begreiflicherweise den Wunsch, daß wenigstens ein Hauptwerk des Meisters — wenn möglich sein großes Triptychon der Alpenwelt — für eine der ersten Wiener Sammlungen erworben werden möchte. Es gelang der „Secession“ selbst, mit Unterstützung von kunstfreundlicher Seite her die den Maler vortrefflich charakterisierenden „bösen Mütter“ zu erwerben, welches Werk in der zu errichtenden „Modernen Galerie“ seinen Platz finden soll. Die ungarische Regierung kaufte für die Budapester Nationalgalerie den „Engel des Lebens“, und in die Berliner Nationalgalerie hielt der nach seinem Tode erst zu größerer Anerkennung gelangende Trentiner Meister eben seinen Einzug. Unter dem für ihn gesteigerten Interesse gab der „Wiener Verlag“ eine mit Abbildungen reich ausgestattete Segantini-Monographie heraus. Das Ministerium für Cultus und Unterricht faßte gleichfalls in's Auge, der Würdigung des großen einheimischen Malers eine vornehme Sonderpublication zu widmen, deren Textbearbeitung dem Schriftsteller Dr. Franz Servaes übertragen wurde, indes die typographische und illustrative Ausstattung des fachmännischen Beirathes von Seite des Hofrathes Dr. Eder, der Künstler Moser und Andri, sowie des Hof- und Universitätsbuchdruckers Holzhausen sich erfreut. Mit der Ausführung dieses Werkes, dem in den besten modernen Reproduktionsverfahren die hervorragendsten Schöpfungen Segantini's überwiegend mit dem Reize der Farbe selbst beigegeben werden sollen, lenkt die Unterrichtsverwaltung an der Schwelle des neuen Jahrhunderts in Bahnen ein deren Weiterbeschreiten nur mit aufrichtiger Freude und Genugthuung begrüßt werden

kann. Gar mancher österreichische Meister — und zwar nicht nur moderne — darf gleichen Anspruch auf ähnliche Würdigung seiner Werke durch eine fachgemäße Monographie erheben. An geeigneten Kräften dafür fehlt es unter dem jungen Nachwuchs der Kunsthistoriker durchaus nicht. Soll die Unternehmung aber eine wirklich volkserziehbliche Bedeutung gewinnen, dann darf man freilich nicht ausschließlich Prachtwerke bringen, deren hoher Kaufpreis nur reichen Liebhabern erschwingbar ist, sondern muß darauf bedacht sein, solchen Monographien, die bei den Fortschritten der modernen Reproduktionstechnik schon mit geringeren Kosten vortrefflich und instructiv illustriert werden können, auch durch eine Preisherabminderung die Kaufmöglichkeit in breiteren Schichten zu sichern. Letztere haben auf Kunst Anregung und auf Belehrung über die Bedeutung der Heimat für die allgemeine Kunstentwicklung ebenso großen Anspruch wie die Begüterten. Die weite Verbreitung der Knadfuß'schen Künstlermonographien, die ganz vereinzelt österreichische Meister, wie Defregger einbeziehen, spricht am besten dafür, daß auch in weiteren Kreisen das Bedürfnis und Verlangen nach allgemein verständlicher kunstgeschichtlicher Aufklärung besteht, die zur Belebung des Heimatgefühles, zur Würdigung und Erhaltung des einheimischen Denkmälerbestandes ganz außerordentlich viel beitragen kann.

Nach dieser Abschweifung, die wohl am naturgemähesten an die Segantini-Ausstellung direct angeschlossen wurde, zurück zu den übrigen Veranstaltungen der „Secession“! Ihre Frühlings-Ausstellung, mit welcher die erste Ausstellungsdekade abschloß, war insoferne noch mehr auf den durch die unmittelbare Vorgängerin angeschlagenen Ton gestimmt, als sie zum erstenmale es unternahm, ein geschlossenes Bild der modernen österreichischen Kunst zu geben und an einer Auswahl des Besten zu zeigen, was sie bereits erreicht und auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln sie weiterzukommen strebe. Der Hauptsache nach mußte diese Ausstellung einen ausgesprochenen Wiener Zug annehmen und zeigte manch' achtenswerten Fortschritt der neuen Richtung, die ebenso energisch als zielbewußt um Geltung ringt und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit wohlverdiente Beachtung zu sichern verstand. Es hatte gewiß viel für sich, erst, nachdem das Publicum — wie das Vorwort des Kataloges versichert — vor den Emanationen fremder Kunstanschauungen seine eigenen theils berichtigen, theils festigen gelernt, vor demselben durch eine Ausstellung des Besten zu markieren, „von welchem Punkte aus die eigene Thätigkeit ihren Ausgang nehme“. Denn man gab an derselben Stelle mit vollem Rechte zu, daß mit dieser Veranstaltung noch „nicht ein erreichtes Ziel gefeiert“ werden solle, welche Bescheidenheit zwar angenehm berührt, aber nicht ganz mit Erörterungen im Anschlusse an die zehnte Secessions-Ausstellung übereinstimmt. Auch heute kann die Wiener Secession trotz manch' schöner Leistung und manches trefflichen Talentes seiner Mitglieder nicht behaupten, daß sie zu ihrem engeren Kreise einen wirklich großen, bahnbrechenden und machtvoll führenden Meister zähle, der, wie in anderen vielgenannten Kunstepochen oder an wenigen Wendepunkten des Kunstlebens, alles in den Bann seiner genialen Persönlichkeit zwingt; Aufsehen zu erregen und im Anschlusse an Kunstschöpfungen lebhaften Gedankenaustausch über dieselben und Grundsätze des Kunstgenußes, sowie über das Recht der Kritik einzuleiten, bezeugt noch nicht das Vorhandensein eines solchen Führers, sondern höchstens einer Darbietung, in deren keineswegs übereinstimmender Beurtheilung entgegengesetzte Anschauungen stark aufeinander prallen.

Dies war der Fall bei Gustav Klimt's „Medicin“, gleich der vielbesprochenen „Philosophie“ als Festsaalschmuck für die Wiener Universität bestimmt. Im Vergleich zu letzterem Werke läßt sich ein gewisser Fortschritt, eine gewisse Abklärung nicht verkennen. Vom Standpunkte der Farbentechnik und der Composition überragt die „Medicin“ unzweifelhaft die „Philosophie“; ihre rein malerischen Qualitäten sind erheblich bedeutender. Gleichwohl stand weitaus die Mehrzahl der Besucher dem Werke mit dem Gefühle ausgesprochenen Unzufriedenseins und Mißbehagens gegenüber. Nicht Vielen gelang es, ohne eingehenden Commentar sich in dem außerordentlich lebhaft bewegten Durcheinander der um den Tod gruppierten Figuren nur halbwegs zurechtzufinden und wenigstens die Hauptmotive richtig herauszuschälen. Die Feststellung dieser Thatsache soll keineswegs den Finger auf einen unter allen Umständen runden Punkt legen. Auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten sind vielgepriesene und noch heute mit Recht bewunderte Meisterwerke weder von allen Zeitgenossen noch von späteren Generationen sofort in allen Einzelheiten verstanden und aufgenommen worden; um die Deutung mancher nicht gerade weit zurückliegender müht sich heute die kunstgeschichtliche Forschung immer wieder ab. Immerhin wird aber die leichte inhaltliche Verständlichkeit einer monumentalen Kunstschöpfung die Verbreitung der Kenntniß und Schätzung des Werkes gar wesentlich unterstützen und zur Festigung einer darin vertretenen neuen Richtung besonders beitragen. Diese Doppelaufgabe, welche für die Einführung neuer Anschauungen ausschlaggebend werden kann, hat Klimt's „Medicin“ nicht gelöst. Auch sie ist ein ernstes, tüchtiges Werk des Meisters, aber kein Triumph der Moderne, die noch Besseres und Ausgereifteres bringen muß, wenn sie neben älteren, derzeit theilweise in Verruf gekommenen Richtungen einst vor dem Urtheile der Geschichte in Ehren bestehen will. Die Heilsgöttin mit dem nachdrücklichsten Hinweise auf alles dem Tode Verfallene in unmittelbarste Verbindung zu bringen, Werden und Vergehen des Menschen ihr beizuordnen, war gewiß ein nicht gerade ferne liegender Gedanke. Aus dem Gestaltengewirr um den Tod in der Klimt'schen „Medicin“ über der durch die Askulap-Schlange kenntlichen Hygiea tritt er viel weniger klar zutage, als er sollte, um zu fesseln, zu überzeugen und dabei zugleich für die Art der Darstellungsweise und ihre Richtung zu gewinnen.

Daß der zehnten Seceffions-Ausstellung Klimt's „Medicin“ trotzdem ein Hauptzugstück wurde, lag in anderen, später noch näher zu erörternden Umständen. Was sie außer diesem Werke enthielt, ließ in den Schöpfungen der modernen Wiener viel lebendigen Schönheitsfönn und oftmals einen feinen Geschmack erkennen, den Prof. Kolo Moser und die Architekten Leopold Bauer und Jos. Plečnik besonders auch in dem ganzen Arrangement der Ausstellung bethätigten. Mit einem unbestreitbaren Behagen nahm man abermals die niedrige Zahl der nur 209 Nummern umfassenden Ausstellungsgegenstände hin, die einem Genuße derselben ohne Abspannung und Ermüdung sehr zustatten kam.

Unter ihnen zog schon durch die Art der Anordnungen eine Galerie von Porträts an, in welcher List, Mehoffer, Muchentaller, Ant. Nowak, Klimt, Andri Kurzweil, Bacher, E. Lufsch-Macowsky sehr achthar vertreten sind. Den Wiener, sprach wohl ganz besonders Bacher's — später auch in München beifällig begrüßtes — „Bildnis zweier Frauen“ mit seiner lebenswürdigen Innigkeit und schlichten Vornehmheit an; auch die duftige Anmuth des von Gust. Klimt beigestellten Damenporträts, über dem ebenso viel Schalkhaftigkeit als holde Weiblichkeit lag, fand laute

Anerkennung. Sie wurde nicht minder Ferd. Andri zutheil für die packende Lebenswahrheit, mit welcher er den Bildhauer Schimkowitz vorführte. Treffliche Charakteristik gelang dem Krakauer Meboffer in dem sonst nicht anziehenden Bildnisse eines Doctors. Sie vernachlässigt zugunsten von Farben- und Beleuchtungsspielereien, die hier gar nicht am Platze sind, der in München lebende Rud. Nigl in seinem Selbstporträt. Auch außerhalb der mit einer gewissen Geschlossenheit auftretenden Bildnisgruppe fanden sich noch mehrere tüchtige Bildnisse an anderen Stellen des Saales; außer einer Klimt'schen Dame in Schwarz mit vielen coloristischen Feinheiten ein Herrenbildnis Engelhart's, dessen „Landstreicher“, trotz gewisser Vorzüge der Auffassung, kaum über Mittelmäßigkeit hinauskommt, weil ihm die eigentliche Vertiefung fehlt.

Nächst dem Bildnisse bot die Landschaft manch' vortreffliches Stück. Mit märchenhafter Farbenstimmung verklärt Max. Venz in seinem anmuthigen Triptychon „Am Wege zum Wunderland“ sowohl den poetischen Lichtertanz und den prächtigen Waldsee, als auch den Laubkönig. Jedes Licht- und Schattendetail steht im Dienste fein abgewogener Wirkung, bei welcher peinlich genaue Berechnung nicht so ersichtlich ist, wie bei Moll's großem Interieur, das zwar eine Fülle verschiedenartigster, glänzend beobachteter und virtuos vorgetragener Lichtwerte bietet, aber von einer gewissen unbehaglich wirkenden Gesuchtheit nicht frei ist. Weit mehr Beifall fanden desselben Künstlers „Gänsemarsch“ oder „Vergißmeinnicht“, seine „Wintersonne“ und „Sumpf“. Mehr als die in blau-violetter Dämpfung verschwimmende Abendstimmung Wilhelm Bernatzik's zieht die helle Farbenfreude Ant. Nowak's an, während sich mit der Hyper-Dachauerei, welcher A. Hölzel bis zur Unschönheit huldigt, kaum Viele zu befreunden vermochten. Wie anders versteht es da F. v. Myrbach intimen Reizen der Landschaft beizukommen, die Gustav Klimt gleichfalls in mehreren kleinen Bildern ebenso zart zu empfinden, wie malerisch festzuhalten weiß. In's Landschaftliche streiften theilweise auch die Alt-Werke „Friesach“, „Platz in Hallstatt“ und „Friedhof in Gastein“ hinüber, an denen des greisen Meisters Verehrer sich aufrichtig erfreuten. Trotz mancher Härten und Absonderlichkeiten durchdringt Franz W. Jäger's Arbeiten ein stark entwickeltes Gefühl für Wirkungen landschaftlicher Eigenart, das freilich an die Kraft des mitunter etwas derb zugreifenden A. Hänisch nicht heranreicht. Ab und zu mochte manch' Ausstellungsbesucher gerade in einzelnen Landschaften, welche ein vielfach erfolgreich und ehrenvoll gepflegtes Genre der österreichischen Kunst nur glücklich weiter zu vertreten schienen, vergebens die eigentlichen Secessionsqualitäten oder das, was die Menge schlechtthin dafür hält, suchen. Es zeigte sich gerade in dieser Gruppe, daß des Trennenden durchaus nicht so viel ist, um erfreuliche Berührung mit andern unbedingt auszuschließen.

In seiner Art einzig stand F. v. Myrbach, dessen Vielseitigkeit auch ein von J. Badhausen ausgeführter Knüpsteppich bezeugte, mit seinem Schlachtenbilde da, das dem heldenmüthigen Vorgehen des 54. Infanterie-Regimentes „Alt-Starhemberg“ bei Sommacampagna am 24. Juli 1848 gewidmet ist. Mit dem geschichtlich bekannten „Držte se Hanaci“ feuert der Oberstlieutenant Baron Sunstenau, dessen Tochter Frau Edith von Mauthner-Markhof das Bild dem Regimente spendete, die Mannschaft zum Sturme an. Der ehemalige Officier im Maler hat hier mit feinfühligster Beschränkung auf alles Wesentliche, mit einer selbst bis in die Pferdehaltung dringenden psychologischen Vertiefung, mit der dunstigen Hintergrundstimmung der Landschaft ein ganz vortreffliches Schlachtenstück geschaffen, das da zeigt, daß es uns nicht an Malern mangelt, welche große Momente unserer Armeegeschichte voll

zu erfassen und wirkungsvoll darzustellen wissen. An innerer Geschlossenheit der Composition wie in den Farbenwerten steht Myrbach's Schöpfung erheblich über dem im vorigen Herbst im Künstlerhause ausgestellten „Cavalleriekämpfe bei Strážetitz“ von Sochor, obzwar letzterer weit prunk- und geräuschvoller auftrat, was allerdings die Mängel des Werkes nicht zu verdecken vermochte. Das wirklich Bedeutende behauptet auch im schlichteren Gewande mit seiner Naturwahrheit immer seinen Wert.

In seinen acht Compositionen zum Märchen „Der gestiefelte Kater“ hat Max Liebenwein ein Werk voll naiver Frische, köstlicher Laune und einer in das Wesen des deutschen Märchens glücklich eindringenden Charakteristik beige stellt, dessen Beachtung wirklich wohlthat. Ein herber Zug geht durch den Cyclus „Die Pest“ von dem Prager Felix Jenewein, der menschlichem Elende tief in's Auge geschaut haben muß um demselben so herzbewegende Töne abzugewinnen; nicht jeder ist ganz rein, aber das Ganze paßt, obzwar Einzelheiten etwas Quälendes und Gequältes besitzen. Als Meister der Radierung erweist sich wieder Ferdinand Schmuze, ob er nun die Züge Paul Hense's mit vorzüglicher Charakterisierungskraft festhält, den Bildhauer Rorschann in seinem Atelier vorführt, harmlose Vorgänge des Alltagslebens behandelt oder mit feinem Blicke sportliche Eleganz einer jugendlichen Reiterin mit ihrem Rosse zum Gegenstande künstlerischer Darstellung wählt. Jettmar's „Stimmungen“ sind nur zum Theil recht gelungen, Kolb's „Apokalypse“ wird des Motives nicht ganz Herr. Manches Unbeholfene boten die Buchschmuckblätter von Hans Brzibram; die Arbeiten von M. Kurzweil und G. v. Kempf fanden freundliche Beachtung, deren sich auch die flotten Entwürfe von A. Synais für Zwickelbilder im böhmischen Landesmuseum zu Prag erfreuten.

Unter den Sculpturen war nächst der Herz Jesu-Statue von Othmar Schimkowitz „Der Wanderer“ von Richard Lufsch, einem noch jungen, viel versprechenden Meister, die bedeutendste Schöpfung, deren Gedanke nach Angabe des Künstlers auf das Gedicht »Sombre Eglogue« zurückgeht. Die Last quälender Gedanken ruht mit schwerer Wucht auf dem Nacken des zögernd und argwöhnisch Dahinschreitenden, der sich schwer auf den Hirtenstab stützt. Der Pole Vol. Biegas wird immerhin noch einige Zeit brauchen, bis ihm die künstlerisch vollendete Herausarbeitung großer Ideen, für die er eine gewisse Vorliebe bekundet, wirklich gelingt. Den „Weltanfang“ oder „Das Ende der Welt“ bewältigt er keineswegs. Das angstvolle Gestaltendurcheinander des letzteren erschöpft durchaus nicht das grandiose Thema. Auch das „Gespräch der Gedanken“ bietet direct unschöne Verzerrungen, in welchen noch Sturm und Drang der Künstlerseele etwas ungeberdig durcheinandermogen. Mag auch viel gesunde Kraft, Ursprünglichkeit der Empfindung und Gefühlsstärke in diesen Arbeiten stecken, so braucht doch das Publikum nicht alle Unarten und Absonderlichkeiten, die keineswegs allein das Wesen der „Moderne“ ausmachen, ruhig hinzunehmen oder dankend anzustaunen. Jede Ungeberdigkeit, die in anerkannt guter Gesellschaft zur Geltung kommen will, muß — ohne daß sie sich dabei selbst vollständig zu verleugnen braucht — dem in derselben herrschenden Brauche gewisse Zugeständnisse machen. Bloße Naturwüchsigkeit wird einfach abgelehnt. An dem Fehlen der Biegas-Werke hätte die Seceffions-Ausstellung nichts verloren; in dem ihnen zugefallenen Halbdunkel sind sie glücklicherweise ohnehin kaum allzusehr beachtet worden. Treffliches Eingehen auf das Wesen einer Persönlichkeit zeigte Richard Jakić in der Porträtbüste des Componisten Vater Hartmann, R. Lautenhayn in jener Rud. Braun's

Die Architektur vertraten Otto Wagner, Leopold Bauer und Josef Plečnik. Mehr als des Ersteren Kapuzinerkirche und Kaisergruft interessierte sein Project für das historische Museum der Stadt Wien, durch das der Ansatz zu einem großen Zuge geht. Eine wirklich große Architektur im Sinne bahnbrechender Schöpfungen anderer Stilepochen ist es nicht; noch weniger Bauer's Entwurf für das Rathhaus in Jägersdorf. Gerade in der Baukunst läßt sich bei der Sprödigkeit des Materiales das Neue durchaus nicht so rasch meistern wie auf den übrigen Kunstgebieten; so sind denn alle Bestrebungen für einen neuen Baustil bisher nicht über bald mehr, bald minder glückliche Versuche hinausgekommen.

Theilweise ganz vortreffliche Formen bieten die Silbergegenstände Otto Wagner's, an deren Ausführung auch die Architekten Emil Hoppe, Karl Fischl, Karl Grünanger und der Maler Karl Ederer sich betheiligt haben. Hier vereinigen sich praktische Nutzbarkeit, die aus dem Zweckmäßigkeitsgeföhle der Constructionübung erwächst, Gediegenheit und Vornehmheit. Unter den kunstgewerblichen Objecten fielen ein den Wiedermeierstil wieder aufnehmender, aber auf die Moderne stimmender Bücherschrank Moser's, eine Briefpapiercassette und ein Rauchkästchen von Leopold Bauer, eine Vitrine von J. Hoffmann ansprechend auf; ihre Ausführung stammt von Portois und Fir.

Die Thatfache, daß die zehnte Seceffions-Ausstellung in ihrer Gesamtheit nur von österreichischen Künstlern besetzt war, also eine österreichische im engsten Sinne des Wortes genannt werden mußte, rechtfertigte hierorts ein etwas näheres Eingehen auf ihre Darbietungen, die bestimmt waren, einen Überblick über die Bestrebungen der Moderne — vorwiegend gerade auf dem Wiener Boden — zu geben. Das Gesamtniveau des Erreichten ist immerhin recht achtenswert; oftmals geben Geschmack und lebendiger Schönheitssinn den Grundton an. Mit München, Berlin oder Darmstadt braucht die Wiener Seceffion den Vergleich nicht zu scheuen. Was sie in wenigen Jahren zu leisten vermochte, wird kein wahrer Kunstverständiger und Kunstfreund mit mitleidigem Achselzucken ablehnen, sondern als Beweise ernsten Strebens, mit neuen Mitteln und mit einer neuen Auffassungsweise Bedeutendes zu erreichen und einen neuerlichen Aufschwung der Kunst anzubahnen, näher in's Auge fassen müssen. Eine Kunststrichtung, die bereits der vollen Beachtung des Auslandes sich erfreut und in angesehenen ausländischen Fachblättern, wie im Londoner „Studio“ oder im „Figaro Illustré“, ernstliche Würdigung und viel Beifall findet, verdient wenigstens, daß jeder, dem ein frisches Kunstleben Herzenssache ist, seine Stellung zu der Moderne nicht bloß mit ostentativer Negation des Ausstellungsbesuches markiere. Nirgends thut für ein verlässliches, selbständiges Urtheil persönliche Anschauung so noth, als in Fragen der Kunst.

Man braucht trotzdem das gute Recht anderer Meinung, ja selbst vollständiger Ablehnung nicht preiszugeben. Blindlings in Kunstfragen unbedingt Gefolgschaft leisten, ist einfach Kopflofigkeit. Gerade bei der zehnten Seceffions-Ausstellung zeigte das Wiener Publicum, daß es sich seine Urtheilsberechtigung nicht verkürzen lasse. Klimt's „Medicin“ erfuhr in weiten Kreisen, deren Besuchermenge gerade durch die an das Bild anknüpfende erregte Discussion in den Tagesblättern und durch eine Interpellation im Parlamente noch wesentlich gesteigert wurde, eine ausgesprochene Ablehnung; alle gegenheiligen Behauptungen können diese Thatfache nicht aus der Welt schaffen. Für jeden, der Kunstfragen vorurtheilsfrei gegenübersteht, gibt es keinen Zweifel darüber, daß die Interpellation v. Stene's und Genossen gegen das Klimt'sche Bild und die

durch dasselbe vertretene Richtung ebenso wenig am Platz war, wie die Erklärung des Seceffionsobmannes Karl Moll, welche die doch weitaus den größten Theil des Besucherpublicums bildenden Laien bloß zum Genießen der Kunstwerke, sonst aber zum Schweigen verpflichten will und das Urtheil über dieselben der Nachwelt zuweist. Weder eine parlamentarische Körperschaft, noch eine behördliche Verfügung kann die Fortentwicklung von Kunstströmungen dauernd beeinflussen, welche, wie der Unterrichtsminister Dr. von Hartel in der Interpellationsbeantwortung sehr zutreffend bemerkte, „durch tieferliegende Wandlungen des gesamten materiellen und geistigen Lebens bedingt werden.“ Im Zusammenhange damit hob der Unterrichtsminister mit Recht hervor: „Der geläuterte Geschmack des kunstsinigen Publicums, in welchem eine gesunde Kunstströmung allein auf die Dauer ihren Halt findet, scheint ein verlässlicherer und gerechterer Richter, als es eine Behörde zu sein vermöchte.“ Gesunde Kunst und Läuterung des Geschmackes des Publicums stehen in unbestreitbarer Wechselbeziehung. Eine Geschmacksläuterung kann sich aber nur vollziehen, wenn Anschauung eines Kunstwerkes und anregender Gedankenaustausch über dasselbe innig Hand in Hand gehen. So gut die Kunst die Freiheit des Schaffens als ihre Lebensbedingung in Anspruch nehmen darf, wird ein gesunder Geschmack jederzeit das Recht uneingeschränkter Erörterung über Kunstwerke und Kunstfragen für sich beanspruchen dürfen. Wer stolz an die Stirn seines Hauses setzt „Der Zeit ihre Kunst — der Kunst ihre Freiheit“, muß auch den Zeitgenossen das volle Recht der Meinungsäußerung über Kunstwerke lassen, ohne welches eine gesunde Kunstströmung einfach undenkbar ist. Ihnen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts zuzumuthen, sich betreffs des Wertes von Kunstschöpfungen mit einer erst von der Nachwelt einzulösenden Urtheilsanweisung zu begnügen, sonst aber in ehrfürchtigem Schweigen zu verharren und an der Bedeutung ausgestellter Kunstwerke nicht zu zweifeln, geht entschieden viel zu weit. Daß die Kunst unserer Zeit, wie Moll behauptet, der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten fremd bleibe, entspricht nicht den Thatsachen. Die alljährlich in so vielen Städten veranstalteten Ausstellungen, ihr wachsender Besuch, die mannigfachen, auch in Privathäuser wandernden Ankäufe bestätigen gerade ein Zunehmen des Kunstinteresses im Vergleiche zu früheren Zeiten. Dasselbe ist ohne freies Aussprechen über Kunstwerke nicht möglich; letzteres läßt sich nicht einfach hinwegdecretieren, wenn man sonst regen Besuch der Ausstellungen, Ertheilung von Aufträgen, Ankäufe erwartet, bei welchen Veranlassungen es den Künstlern doch gewiß lieber sein muß, überwiegend ein Publicum vor sich zu haben, das sich bestrebt, eigenes Urtheil zu fassen. Eine noch um Geltung ringende Richtung sollte etwas mehr Duldsamkeit beweisen; allerdings beobachtet man, daß meist neue Strömungen im Kunstleben gleich rücksichtslos gegen ihre Vorgängerinnen und ihre Zeit gewesen sind. Wer aber selbst Duldung und unbedingte Freiheit für sich in Anspruch nimmt, darf sie nicht gerade demjenigen wesentlich beschränken wollen, an dessen Genusssfähigkeit für die edelsten Darbietungen des Menschengestes seine eigenen Schöpfungen appellieren. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten! Das Joch stummen Genusses läßt unsere Zeit sich nicht mehr auflegen. Der Streit um Klimt's „Medizin“ hat auch noch andere Behauptungen aus Künstlerkreisen gezeitigt, die zu widerlegen den Rahmen dieser gedrängten Übersicht weit überschreiten würde. Nur eine sei noch erwähnt. Therese Feodorowna Ries erklärt: „Der furchtbare Feind, der sich zwischen den schaffenden Künstler und das Publicum drängt, sind die Galerien, die Museen.“ Gewiß, ohne das erhaltene Große vergangener Zeiten käme das Bedeutende, vielleicht sogar das

Mittelmäßige der Gegenwart viel rascher zur Geltung, weil man es als einzige Offenbarung hinnehmen würde. Wirklich Hervorragendes und Geniales wird sich allzeit seinen Platz neben großen Schöpfungen der Vergangenheit erobern und dieselben als Maßstab für seine eigene Bedeutung nicht missen wollen; denn es muß einem großen Meister nur erwünscht sein, daß durch Vergleichung der Werke vor aller Welt offenkundig werde, um wie viel Haupteslängen er die Besten aller Epochen übertreffe. Würde Klimt heute einstimmig der Vorrang vor einem Michelangelo oder Rubens oder einem der großen Venezianer zuerkannt, so wäre es fraglich, ob noch jemand aus Künstlerkreisen die Galerien und Museen als furchtbaren Feind der schaffenden Künstler bezeichnen würde. Man machte für den Fall Klimt eben alle Abwehrmittel aus der Entschuldigungs-Kammer mobil. Selbst ein Vespereabend der „Concordia“ wurde von Hermann Bahr zu einer „Rede über Klimt“ benützt, in welcher der geistreiche Conferencier mit den Gegnern des Klimt'schen Bildes ziemlich streng in's Gericht gieng und zum Schlusse sogar auf die Eventualität anspielte, daß die Führer der SeceSSIONsbewegung den Auswanderungsgedanken — vielleicht nach dem der Moderne so freundlich gesinnten Darmstadt — erwägen möchten. Dagegen fand der Schriftsteller Paul Wilhelm den gewiß schön anstehenden Muth, in einer anderen Conference die SeceSSION „als ein durch die Zeit gehendes Fieber“ zu bezeichnen und dem Künstler einen hohen Grad von Pietät, Anschluß an die künstlerische Tradition zu empfehlen und ihm überhaupt vorzuhalten, er stehe leider heute nicht auf dem Standpunkte, daß er „der Menschheit gegenüber gewisse Verpflichtungen“ habe. Das Maß der Reclame für die SeceSSION machte endlich voll die Confiscation jenes Heftes der SeceSSIONszeitung „Ver Sacrum“, das Skizzen zu einem öffentlich ausgestellten Kunstwerke (Klimt's „Medicin“) brachte; erfolgte auch die Aufhebung der Beschlagnahme, so war doch das Heft, wie das Werk nur noch interessanter geworden.

So hat die zehnte Ausstellung der SeceSSION, welche das neue Jahr mit einem prächtigen Kalender begrüßte und zu dessen Ausschmückung fein stilisierte Beiträge verschiedener Mitglieder geschmackvoll vereinigte, auch die Erörterung wichtiger Grundsätze für das ganze Kunstleben in Fluß gebracht und mit derselben eine Steigerung des Kunstinteresses und Kunstverständnisses erzielt. Letztere sei uns an dem Beginne des neuen Jahrhunderts ein verheißungsvolles Anzeichen für Hebung des Kunstlebens in der Zukunft. Je reger die Discussion, desto ferner die Stagnation!

Wie nach dem Sturme die Wogen allmählich sich wieder beruhigen, so folgte auch der eben erörterten Erregung mit der elften Ausstellung der SeceSSION eine zwar beachtenswerte, aber nicht Außergewöhnliches bietende Veranstaltung. Sie führte die Werke des ordentlichen Mitgliedes Josef Victor Krämer, besonders seine künstlerische Ausbeute einer längeren Reise nach Ägypten, Syrien und Palästina, vor. Einzelne Stücke ließen überzeugend die besondere Anlage des Meisters erkennen, in die Sonderheiten fremder Länder und ihrer Bewohner sich feinfühlig zu versenken. Aber auch die sonstigen Arbeiten, welche sich diesem interessantesten Theile anreiheten, bezeugten ebenso viel ernstes Streben als ein mit hoher Auffassung der Aufgabe ausgebildetes schönes Talent, von dem wir noch Reiferes erwarten dürfen.

Die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens eröffnete das 20. Jahrhundert mit einer sehr anregenden und lehrreichen Aquarellisten-Ausstellung im Künstlerhause, welche mit der früheren Zeichnungs-Ausstellung der SeceSSION den Vergleich nicht zu scheuen braucht. In sieben Säle waren nahezu 400 Nummern vertheilt, darunter ganz reizende Sachen, welche viele Besucher wirklich

freuten und gerade die österreichischen Meister auf einer höchst anerkennenswerten Stufe der Beherrschung des Aquarells zeigten. Dieselbe tritt ganz besonders in den Landschaften zutage, auf jenem Gebiete, für welches die Maler Österreichs durch das ganze 19. Jahrhundert einen ganz außerordentlich geübten Blick, feinen Geschmack und tüchtige Schulung befundet haben. Die Auswahl der Motive ist vorwiegend gefällig; fast nirgends regt sich ein schaustellerisches Naturburschentum in aufdringlicher Weise, eher vereinzelt etwas conventionelle Zahmheit, der die Rücksicht auf feine Gesellschaftskreise vorschwebt. Darüber kann allerdings ab und zu die Wahrhaftigkeit des Verhältnisses zur Natur selbst leiden und auch ein Stück lebhafteren Künstler-naturells geopfert werden, wenn man sich zu dem Zugeständnisse bewegen läßt, die Natur nicht so zu bieten, wie sie thatsächlich ist, sondern sie gewissermaßen auf einen conventionellen Ton zu stimmen. Das Zarte, Duftige und Sonnige hat's den Landschaftsmalern Österreichs angethan. Charlemont's „Bäume am See“, Simon's „Blick in's Marchfeld“, Darnaut's „Sonniger Herbsttag“ vertreten diese Richtung, der sich auch tüchtige Arbeiten Hermann Göbl's anschließen, aufs glücklichste. Ribarz, Zetsche, Ludwig Hans Fischer, der impressionistisch angehauchte Heinrich Tomec bleiben hinter ihnen nicht zurück. David Rohn erhebt sich bereits zu einer ebenso ausdrucksvollen wie eindringlichen Wiedergabe des persönlich Charakteristischen, in welcher ihn Leo Bernhard Eichhorn mit seinen Bauernköpfen noch um ein gutes Stück überragt. Bernt bewegt sich mit seinen „Alten Häusern am Neuen Markte in Wien“ erfolgreich in den Bahnen, auf welchen Rud. Alt so viel Anerkennung geerntet hat. In das Volksleben des Wurstelpraters und aus dem Wiener Walde greift Joh. Nep. Geller mit geschickter Hand hinein, welches das hastende Alltagsstreiben mit manchen Kunstgriffen der modernen Pariser, mit verschiedenen Wagnissen der Farbengebung behandelt, ohne überall die volle Beweglichkeit der dargestellten Personen zu erreichen. Noch mehr von Paris beeinflusst ist Theodor Brudner; mit seinen Farbenspecialitäten werden sich nicht zu Viele näher befreunden können, obwohl manches in seinen Porträtstudien recht gelungen genannt werden muß. Sie zogen das Publicum weniger an als die Porträts von Karl Fröschl, unter welchen das zweier kleiner Mädchen besonders den Beifall der Damen fand, aber inhaltlich merkwürdig leer bleibt. Dies Schicksal theilt es mit anderen Fröschlwerken, die sich damit begnügen, nur das Oberflächliche in glatter Manier zu geben, ohne auf die Herausarbeitung des Seelischen sich näher einzulassen. Ferd. Brunner's „In der Einsamkeit“ sprach ebenso an wie die Zeichnungen Josef Sturm's oder die Holzschnitte Steinmann's nach Marold'schen Aquarellen. Unter den deutschen Künstlern fesselte nächst Hans v. Bartels, dessen Meisterschaft sich ganz besonders in raffinierten Beleuchtungseffekten bei der Darstellung holländischer Fischermädchen zeigte, über kühnen Farbenspielen aber die Vertiefung in das Wesen stark zurückstellt, ganz besonders der Karlsruher Karl Mutter mit der herzerquickenden Innigkeit seines Verhältnisses zur Natur und mit der schlichten Wärme seiner Vortrages; wie anheimelnd weiß er die Reize alter Städtchen zu behandeln! Hertomer's Brunnenschild „Der Triumph der Stunde“ mit seinem Duzend in Email ausgeführter Allegorien, in deren Compositionen mehr klügelnde Künstelei als wahre Kunst steckt, ist wohl ein prahlendes Schaustück, aber keine wirklich künstlerische Leistung gewesen. Er zog die Aufmerksamkeit auf sich, ohne thatsächlich zu interessieren, wie es ja bei Decorationsarbeiten so oft der Fall ist. Viel mehr sagten uns die feinen Zeichnungen des hochbegabten Gysis zu, auch Bazzani, Fragiaco, die Franzosen Boutet de Mouvel, Raffaelli u. A. waren gut vertreten. Der Aquarellisten-Club durfte seine

15. Ausstellung mit Recht als in der Hauptsache gelungen und ihren Zweck erfüllend betrachten.

Bei der 28. Jahresausstellung im Künstlerhause beeinträchtigte zunächst die fast auf 700 gestiegene Zahl der Ausstellungsobjecte sowohl die Annehmlichkeit eines leichten, nicht ermüdenden Genusses als auch die Beachtung der Kunstwerke selbst, denen sich ein nicht durch die Fülle bedrängter Ausstellungsbesucher mit mehr Ruhe und Interesse widmet. Gegen frühere Ausstellungen ist die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens auch in diesem Punkte bereits rigoröser geworden. Sie wird aber in Zukunft manche das Mittelmaß nicht überragende, einer persönlichen Note entbehrende Leistung ruhig zurückweisen dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß in ihren Ausstellungen irgend eine wesentliche Lücke empfunden würde. Hat bei einer künstlerisch keineswegs hervorstechenden Arbeit der Maler nicht einmal etwas persönlich Interessantes zu sagen, dann lasse man getrost Werke beiseite, die weder über das Können noch über das Individuum einen weiteren Kreisen wünschenswerten Aufschluß bieten. Die Ausstellungsanordnung verrieth sonst guten Geschmack.

Diesmal trat in der Gesamtheit der Aussteller die Gruppe der österreichischen Künstler mit erfreulichem Nachdrucke in den Vordergrund, gewissermaßen das in der zehnten Secessions-Ausstellung gebotene Bild unserer einheimischen Kunstbestrebungen erweiternd und abrundend. An ihre Spitze stellte sich der Tiroler Egger-Vienz mit seinem vortrefflich aufgestellten Gemälde „Das Kreuz“, das eine Episode aus dem Tiroler Freiheitskampfe im Jahre 1809 behandelt. Wie von einer Windsbraut getrieben, wälzt sich dem Beschauer die Menge der zum Angriffe losstürmenden Bauern entgegen, wetterharte, zum Äußersten entschlossene Gestalten, deren Führung die beiden Alten mit hochgehobenem Kreuze übernommen haben. Vor ihnen rast der unerbittlich dahinraffende Tod einher, versinnbildlicht durch den fanatisierten Alten, in dessen Knochenhänden die bluttriefende Sense Verderben bringend droht. Die ihn erfüllende Wuth, Entschlossenheit und Erbitterung reißt den hinter ihm mit Waffen aller Art hinstürmenden Haufen zur äußersten Aufopferungsfähigkeit mit, die für die Vertheidigung der Freiheit unter dem Schutze des Höchsten das Herzblut zu versprigen bereit ist. Ein großer Zug geht durch das auch in der Farbenbehandlung ungemein ernst gehaltenen Bild, in dem die Monumentalkunst der Gegenwart sich wieder zu ansehnlicher Höhe empor-schwingt. In dem „Büßer“ und dem „Heil. Grabe“ wird die Farbe etwas düster und hart; gute Charakteristik zeichnet das historische Bild Josef Spedbacher's aus, und durch das „Walddinnere“ weht feine Stimmung. Alle Arbeiten bezeugen ebenso ernstes Streben, wie ausreisendes, noch Größeres verheißendes Können. In die Gruppe des Historienbildes zählt auch das Werk von Paul Joanowits „Herzog Ferry IV. von Lothringen führt Elisabeth von Habsburg heim“, ganz in der Art mittelalterlicher Gemälde aufgefaßt, aber in den Gestalten modern empfunden und mit manch moderner Malwirkung bedacht. Wie der Meister sich aber dabei bemüht, im Gesamteindrucke Werken der Zeit gleichzukommen, in welcher die Scene sich abspielte, lehrt insbesondere die Farbenfreude dieser Schöpfung; sie klingt an die oft so bunten Töne der Buch- und Tafelmalerei des ausgehenden Mittelalters an. Auf einem anderen Bilde hat Joanowits den Typus eines „Albanesen“ ungemein lebenswahr festgehalten. Durch seinen Farbenvortrag zeichnet sich Wilda's „Anbetung der heil. drei Könige“ aus, in welcher das aus der Hütte hervorquellende Licht die Gruppe der Anbetenden wirkungsvoll umspielt. Auf religiöses Gebiet wagt sich diesmal auch der bekannte Plakatkünstler Alfons Mucha mit einem Vaterunser-Cyclus, der

ganz in der aufgeblasen hohlen Phraseologie eines Doré sich bewegt, weder ergreift noch zur Andacht stimmt. Wo diese Wirkung versagt bleibt, ist die Behandlung dieses eigentlich darauf abzielenden Stoffes künstlerisch verfehlt. Man kennt Mucha's Art sonst zu gut, als daß man ernstlich daran glauben könnte, er habe hier sich gerade selber gegeben. Weit mehr ergreift in der Darstellung desselben Stoffes der Pole Josef Mencina Krzész, der zwischen den Bitten des Vaterunsers und dem Volksleben innige Fühlung herzustellen sich bemüht, ab und zu in einer Einzelheit sich zwar arg vergreift, im Ganzen aber durch Innigkeit der Empfindung Erbauung und Glauben an den Helfer von oben zu beleben weiß, obzwar seine Farbenexcesse manches Abstoßende haben. Unter den österreichischen Landschaftern interessierte ganz besonders Aug. Schaeffer durch seinen an einem Novembernachmittage aufgenommenen „Blick auf den Schafberg-Gebirgskopf am Wolfgangsee“, in welchem Wasser, Luft und Gebirge gleich meisterhaft behandelt sind. In dem „Weiteren Apriltage im Wienerwalde“ bewegt sich der schaffensfrohe Künstler, dessen „Motiv bei Breitensee“ gleich einem zart gestimmten „Walddunkel“ freundlich anmuthete, wieder erfolgreich auf einem erst durch ihn in seiner eigenartigen Schönheit erschlossenen Boden. Auch Hugo Darnaut hat abermals einige vortreffliche Stücke beigezeichnet, so die durch Kraft der Farbentöne ausgezeichnete „Birkenpartie“, die hübschen Motive der „Waldstraße“, „Aus einem alten Barte“ und des „Nordischen Bauernhauses“. Janša's „Bappelallee“ hält gleichzeitig die Stimmung vor dem Losbrechen eines Gewitters recht geschickt fest. Heinrich Tomec bot außer dem prächtigen Gouachestück „Auf der Einsicht“ und dem Ölgemälde „Am Abend“ ein durch zarte Lichtnuancen wirklich hervorragendes großes Werk „An der Donau“. Um die „St. Nepomuk-Statue bei Salzburg“ weiß Leo Reiffenstein ein schönes Stück gut gesehener und farbenkräftig wiedergegebener Natur glücklich zu bannen. Sie befriedigt mehr als das Landschaftliche in den Bildern des auf den Wiener Ausstellungen sonst meist recht annehmbar vertretenen Pragers Ant Hudeček, obzwar über denselben viel poetischer Hauch liegt, der aber in dem „Abend“ durch Stumpfheit der Farbe etwas verliert, weil letztere nicht so sehr die Abendstimmung erreicht, sondern herabdrückt. In der „Psyche“ wie im „Elfentanz“ bringt er die Gestalten, die für das Bild gar nichts zu sagen haben und ebenso gut fehlen könnten, nicht über eine schablonenhafte Pose hinaus. Eduard Weith's Naturempfindung tritt im „Herbstbeginn“ ganz annehmbar zutage; Adolf Ditscheiner wählt für seine Bilder Motive aus der Gegend von Traismauer und Langlebarn und erschließt sehr ansprechend die Reize der Heimat; ihnen geht auch Eduard Zetsche, z. B. in seinem Bilde „Aus Stein a. d. Donau“, in den Motiven „Aus dem Waldviertel“ und „Bei Lichtenwörth“ verständnisvoll nach. Das Bildnis war ziemlich gut vertreten. Podchwałski hat sowohl den Grafen Roziebrodski, als auch den ehemaligen Minister Władysław lebenswahr charakterisiert; dergleichen stellte László Tüchtiges bei, so die Porträts Ihrer königl. Hoheit der Erbprinzessin von Hohenzollern oder der Gräfin Eselonics, während das sehr conventionelle Bildnis des Grafen Harrach im Toison-Ornate von L'Allemand ganz kalt läßt und mehr ein Repräsentationsstück als eine Kunstleistung bleibt. Weit wirkungsvoller präsentiert sich da das Selbstporträt des Krakauer Malers Josef Mencina Krzész. Über Glätte der Behandlung gehen die Bildnisse von Karl Fröschl und M. v. Mehoffer nicht hinaus; sie können durch die Art ihrer Auffassung für die betreffenden Persönlichkeiten kaum einiges Interesse erwecken. Viel besser gelingt dies Frau Marie Rosenthal-Gatschek, deren Männerbildnis neuerlich das tüchtige Können der Künstlerin bezeugt. Stark an das Porträt-

artige streifen einige Repräsentationsbilder, wie die „Eröffnung des Berndorfer Kaiser Franz Joseph-Theaters am 27. September 1899“ von Hans Temple, der „Besuch Sr. Majestät des Kaisers bei Herrn Arthur Krupp in Berndorf“ von Rudolf Smoboda und die „Huldigung der Waidmänner Österreichs“ von Zygmunt Wjdukiewicz, der außer einer Anzahl von Porträtstudien auch die Bildnisse der Erzherzoge Franz Ferdinand von Österreich-Este und Franz Salvator ausgestellt hatte. Die Ausführung solcher, bestimmten Feierlichkeiten geltender Werke stellt an den Künstler hohe Anforderungen in der Beschränkung seiner Eigenart, auf die es dem Auftraggeber weniger ankommt, als auf eine möglichst bildnistreue, rein äußerliche Aneinanderreihung der Festtheilnehmer. Letztere mag in den genannten drei Werken immerhin so weit erreicht sein, um mäßigen Ansprüchen zu genügen, aber es steckt in ihnen soviel Steifheit und Trockenheit der Darstellungsweise, daß daran die Lebendigkeit der Bewegung fast erstickt. Derselben dürfen auch Vorwürfe, denen die Beobachtung eines gewissen Ceremoniells bestimmte Grenzen zieht, niemals entrathen. Je besser der Meister den Standpunkt künstlerischer Freiheit mit einer solchen Rücksichtnahme zu vereinen weiß, um so größer wird die Wirkung seiner Arbeit sein. Wie haben doch die Meister anderer Zeiten und Völker ähnliche Vorgänge lebensvoll wiedergegeben! So lange unsere Künstler sich nicht zu ihrer Auffassung bekennen, werden ihre vielfach aus Schablonenhafte streifenden Zeitschilderungen immer abfallen. Ganz Vortreffliches bieten dagegen die kleinen Porträts von Isidor Kaufmann, der den armen polnischen Juden auf den Grund der Seele sieht, sich in die volle Erfassung des Individuums vertieft und bei seiner Darstellung sich persönlich erwärmt. Den Typen des Wiener Volkslebens wendet sich Hans Larwin mit Glück zu; ebenso interessierte Geller durch Localcolorit in seinem „Nachmittag der Pfingstwoche im Prater zu Wien“ und in einer „Wiener Marktszene.“ Auf denselben Boden führte Carl Pippich mit seinem „Karlsplatz“ und „Schwarzenbergplatz“, dem „Parkring“ und „Raschmarkt“ in Wien oder mit seiner „Demolierung der Franz Josephs-Kaserne“. Nicolaus Schattenstein läßt uns auf einem ins Eigenthum des Kärntner Nationalmuseums übergegangenen Werke sogar einen Blick „In Untersuchungshaft“ thun, in welcher die Verhafteten mit Schachspielen sich die Zeit vertreiben.

In der Gruppe der Plastik, in welcher Johann Benk mit den Porträtbüsten des Barons Bezecky und des Hofrathes Professor Raposi vertreten war, feierte Walthar N. v. Hopfgartner durch die Gipsgruppe „Lamia“, bei welcher namentlich der schöne Knabenkörper vortrefflich gelungen ist. „Orestes“ und ein „Irrsinniger“ von Anselm Zinsler verriethen seine Beobachtung des Seelenlebens; Hans Bitterlich charakterisierte in der im Auftrage der Commune Wien für die Pariser Weltausstellung ausgeführten Marmorbüste seinen „Grillparzer“ ein wenig zu sehr bureaukratisch. Tüchtige Porträtbüsten waren von Richard Rauffungen beigelegt. Die Arbeiten der Ciseleure und Medailleure boten fast ausnahmslos Beachtenswerthes und hielten sich auf der Höhe des Rufes, dessen dieser Kunstweig sich mit Recht erfreut. Die Meisterschaft Rudolf Marschall's trat namentlich in den Bronzeplaquetten mit den Porträts Sr. Majestät des Kaisers und des Schriftstellers Karlweis zutage. Scharff traf in einer Denkmünze den Kopf des um die Förderung des Wiener Kunstlebens hochverdienten Nicolaus Dumba ungemein lebenswahr. Die Bronzegedenktafel zur Erinnerung an die Einweihung des Theaters in Berndorf, welche für Herrn Arthur Krupp ausgeführt wurde, entbehrt auch in dem von Rudolf Benk stammenden architektonisch-decorativen Aufbau des höheren Kunstwerthes. Franz

Baroli zeigte seine Vielseitigkeit in einem geschmackvoll ausgewählten Tableau mit Guss- und Prägemedaillen. Peter Breithut's Bronzeplaquetten „Porträt“ und „Automobilclub“ reichten sich in diese Gruppe vollkommen gleichwertig ein.

Mit Befriedigung sei hervorgehoben, daß auch die Architekturstudien und Entwürfe diesmal etwas mehr Platz fanden als sonst und manches Interessante enthielten. Am augenfälligsten war der Concurrrenzentwurf von Rudolf Did für eine Universität in Californien. Ein großer Zug geht durch das Ganze, dessen Einzelheiten jedoch nicht durchwegs gleichmäßig gelöst sind. Franz Freiherr v. Krauß und Joseph Löbl, Wilhelm Jelinek, Max Hegele, Karl und Julius Mayreder, Heinrich Wolf, Oskar Neumann, Arthur Baron, Karl Troll und Alfred Castelliz erbrachten den Beweis, daß es noch eine stattliche Reihe von Architekten gibt, welche nicht jäh mit aller Überlieferung brechen, ohne dabei geschmacklos jede Berücksichtigung moderner Bestrebungen abzulehnen. Wie immer, fesselte Anton Weber durch eine Anzahl von Entwürfen, die wieder für sein feines Stilverständnis sprachen.

So konnten die in der 28. Jahresausstellung des Künstlerhauses vertretenen österreichischen Meister neben der zehnten Secessions-Ausstellung auf allen Gebieten mit Ehren bestehen, wenn auch keines ihrer Werke eine öffentliche Discussion hervorrief, welche so viel Aufsehen erregte, wie die durch Klimt's „Medicin“ veranlaßte. Die Künstlerhaus-Ausstellung enthielt aber neben der österreichischen Abtheilung, die bei einer größeren Geschlossenheit der Anordnung wohl noch etwas nachdrücklicher zur Geltung gekommen wäre, gar manche Schöpfung ausländischer Künstler, vor welcher man gerne verweilte.

Es war ein lobenswerter Gedanke, der Erinnerung an Arnold Böcklin eine Vorführung einer größeren Anzahl seiner Werke zu widmen. Leider ließ sich bei der Kürze der Zeit und bei der ablehnenden Haltung einiger Bildeigenthümer nicht gerade viel zusammenbringen. Aber unter den zehn Böcklin-Bildern war immerhin so viel Interessantes, daß das Böcklin-Cabinet ein besonderer Anziehungspunkt der Künstlerhaus-Ausstellung wurde. Graf Karl Sandoronski hatte in bekannter lebenswürdiger Zuvorkommenheit aus seinem reichen Kunstbesitz einen „Triton“ beigelegt, der zu den köstlichsten Meeresbildern Böcklin's zählt. In ihnen hat bekanntlich der Meister theilweise das Beste seiner selbst gegeben. Auch hier hat er die Einöde und das Brausen des Meeres, über welche der behaglich auf der Klippe hockende Triton die Klänge seines Muschelhornes hinziehen läßt, grandios zur Darstellung gebracht. Die phantastisch-frohe Künstlerlaune spricht nicht minder aus dem „Fischenden Pan“ und dem „über einen Abgrund springenden Centaurenpaare“, die allerdings dem „Triton“ nicht gleichkommen. In die Gruppe der von Böcklin so oft und gerne gebrachten Villen am Meere gehört die „Ruine am Meere“ (im Besitze von Ph. Thorsch in Wien), zu deren trübseliger Monumentalität die ganze Landschaft in einer wunderbar herben Strenge wirkungsvoll gestimmt ist. Welch' Gegensatz der Auffassung zu diesem Werke spiegelt sich in der reizenden „Frühlingshymne“ (Eigenthum des Dr. v. Bleichroeder in Berlin) mit ihrer anziehenden Farbenpracht, in der wirklich ein ganzes Jubellied des Lenzes erklingt! Hier zeigt sich der Colorist Böcklin ebenso poesievoll, als technisch groß. Wieder ein anderer Geist geht durch die Dr. Camill Lederer in Wien gehörige „Kleopatra“, deren Züge jenen der Gattin des Künstlers entlehnt sind; auf ihnen liegt der Schatten des Todes, auf dessen Herannahen sowohl der Fleischton, als auch die um das Handgelenk ringelnde Schlange hindeutet. Zu voller Größe erhebt sich Böcklin, dessen zwei Porträts vom

Nachdruck verboten.

Der Verräther.

Novelle von E. v. Handel-Mazzetti.

Si ceciderit lignum ad austrum aut
ad aquilonem, in quocumque loco ceci-
derit, ibi erit. (Eocl. XI. 3.)

„**S** Herr, erbarme Dich meiner!“

Das ist Mario Valentini, der Comödienspieler aus Toscana, zuletzt Secretär des englischen Altheisten Mac Endoll, der seinen Herrn in Berlin verrathen hat an die evangelische Synode, verrathen bis aufs Blut, verrathen bis auf Strang und Schwert das ist Mario Valentini, der da im Schlattmannhaus gegenüber dem Wärfischen sitzt, die heiße Stirne in beide Hände vergraben, die krüppelhafte Brust an die Knie gedrückt, betend: „O Herr, erbarme Dich meiner!“

Unten auf der Straße lärmt die tausendköpfige Menge, deren Wuth er nur durch ein Wunder entkommen ist, und wenn aus dem wilden Stimmengewirr ein Name herausschlägt, hält er sich die Stirn fester und betet er lauter: „Herr erbarme Dich meiner!“

Die allernächste Gefahr ist zwar vorbei; aber der Todessehnen liegt ihm von früher noch in den Gliedern, und darum betet er.

Schrecklich war's. Wie er vom Schwanen kommend, vorm Rathhause, darin sein verrathener Herr die Folter litt, ausschwahte — verdamneter Wein! —, daß er seinen Herrn aus Haß und nicht aus christlichem Eifer überliefert und dies und das auf ihn gelogen hätte; die Leute hören's; starre Gesichter — große Augen dann plötzlich

Valentini schüttelt sich, seine Haut rieselt, als stünde neben ihm der Tod. . . . Dann plötzlich schrie das rothe Mädchen mit durchdringender Stimme: Du! Du! Du Schurke, Du! Hu! Das Mädchen! Kein Mädchen, eine Nachgegöttin, ein trompetenblasender Gerichtengel! — Er war mit einmal nüchtern. „Was hab' ich gesagt? Ich hab' nichts gesagt!“ Und auf und fort wollte er — aber drei, fünf, sieben Männer, eine ganze Meute setzte ihm nach, hegte ihn die Spandauer Straße hinauf, o Herr, erbarme Dich! Kraft und Athem verließen ihn schon, da fügt es Gott, daß aus der Klandersgasse ein Wagen zwischen ihn und seine Verfolger fährt; er stürzt blindlings in's nächstbeste offene Thor; hört die wilde Jagd vorbeirasen, dankt Gott für seine Rettung, und sobald ihm die zitternden Beine wieder parieren, läuft er Stiegen auf und auf bis unter Dach in eine Kammer, wo Risten

A. Normann, Ernst Otto, Hugo Bogel, Ernst Hausmann, Franz Bombach, Eugen Bracht, Alfred Scherres, Ernst Hildebrand u. A. manch' gutes Bild beige-steuert; ab und zu wäre eine harmonischere Farbenzusammenstimmung erwünscht, die Vortragshärten zu meiden versteht. Sehr lebendig gestaltet Wilhelm Rubnert seine vor einem Steppenbrände flüchtenden Elephanten, die dem ihnen auf dem Fuße folgenden Verderben gewissermaßen mit voller Erkenntnis der Gefährlichkeit der Situation zu enteilen streben. Die Wucht des Dahinstürmens des entfesselten Elementes, wie der geängstigten Thiere packt unwillkürlich. Paul Megerheim's „Umzug der Kunststreiter“ hält wirkungsvoll lebenswahre Typen fest. Die „Haidelandschaft“ und „Böhmerland“ von dem Münchener Charles J. Palmié, dessen „Haus im Walde“ ungemein anheimelt, sowie der „Birkenwald“, die „Alte Mühle“ und der „Buchenwald“ von Peter Paul Müller wetteifern miteinander in der Darbietung feinsinnig abgelauschter landschaftlicher Schönheit. Vier Porträts von Lenbach's Hand, unter welchen der Persönlichkeit nach das des Hofrathes Dr. Theodor Gomperz am meisten fesseln mochte, im Kunstwerte aber nicht das bedeutendste war, zeigten auf's neue manches von des Meisters bekannten Vorzügen. Ulpianos Checa's „Der Untergang Pompeji“ ist in seinen Dimensionen ein großes Bild, dessen künstlerischer Inhalt trotz einer ansehnlichen Fülle von Motiven uns merkwürdig wenig sagt. Sie würde für eine monumentale Geschichtsdarstellung von so padender Grausigkeit voll ausreichen, wenn sie mit weniger theatralischer Hohlheit behandelt wäre.

Die Ausstellung im Künstlerhause war reich in Preisen bedacht. Außer dem für weitere fünf Jahre bewilligten Kaiserpreise von 400 Ducaten für einen österreichischen Künstler und drei Karl Ludwigs-Medaillen, die dem Karlsruher Schönleber, Bochwaldski und Paul Joanowits zufielen, kamen nächst den großen und kleinen goldenen Staatsmedaillen der Reichel-Künstlerpreis von 3200 Kronen, zwei vom Truchseß Fritz Dobner v. Dobenau gewidmete Ehrenpreise von je 1000 Kronen, ein gleich hoher Königswarter-Preis und der Preis von 20 Kronen von der Schützengilde der Wiener Künstlergenossenschaft selbst zur Vergebung.

(Schluss im nächsten Heft.)



zur Sache; sie ist schuld, daß Valentini auf dem Schlosse bleibt, wiewohl ihm sein Gewissen — er hatte damals noch eins — sagt, daß er hier mehr sündigen wird in Gedanken, als er mit der Isoard in der That gesündigt.

Madonna, Ihr, Ihr seid an allem schuld. Wenn Ihr nicht von mir geliebt sein wolltet, warum ward Ihr denn so schön? Nein! Nicht Ihr seid schuld an allem, der andere ist schuld. Wenn er nicht gewesen wäre — heilige Maria! so hätte ich Euch ja besitzen dürfen.

O Jahr siebzehnhundertundsieben!

Sie sitzt auf dem Saal mit einer Arbeit. Es ist eine Tapissiererei, ein kleiner Amor, für ihren Herrn. Ihre Hand fliegt emsig auf und nieder, ihr Gesicht ist etwas erhitzt von der Arbeit, und schön! Die Scheere fällt ihr hinunter. Ihr Herr sitzt neben ihr, liest, — der Bliß soll ihn erschlagen! — rührt sich nicht. Valentini springt nach der Scheere. Mit einem holdseligen Lächeln, einem Lächeln, wie's kein Maler malen könnte, nimmt sie die Scheere. »Grazia!« — »Grazie«, corrigiert ihr Herr. Dann lacht er und meint, sie sollte italienisch lernen — bei seinem Famulus Valentini. Nun weiß Valentini doch, wozu er in Toscana geboren ist und nicht in Astrachan. Daß er sie das Verb amare lehren kann, darum ist er in Toscana geboren.

Sie sind mitfammen allein. Nur ihr Knabe ist noch da; der spielt beim Fenster mit ihrem Papagei. Valentini lehrt ihr das Verb amare conjugieren und glüht sie dabei mit heißen Blicken an, die sie verstehen muß, ist sie nicht ein pures Kind. Aber sie ist ein Kind und versteht ihn nicht. Oder ist's vielleicht, daß sie ihn wegen seiner Mißgestalt barmherzig nicht verstehen will? »Io amo — il mio caro Agosto«, conjugiert sie und lacht dazu, — lacht wie ein Kind, das einen häßlichen Vogel im Spiel todtbrückt. Der Vogel ist sein armes Herz.

Sie quält ihn öfters so, ohne etwas Böses zu meinen. Denn in das liebste und süßeste Geplauder, das in seiner Brust hange Wollust weckt, bringt sie den Mann hinein, den er hasst und den er erwürgen möchte, fürchtete er nicht, dadurch auch sie zu tödten. — Bliß über ihn! — Kommt er herein in seinem Heldenschritt, schaut er, den Arm auf ihre Stuhllehne gelegt, in ihre Bücher — den Arm auf der Stuhllehne, mehr erlaubt er sich nie Bliß über ihn! Einmal nur hat er sie geküßt; als er sie in Thränen und den Lehrer halbrausend vor Wuth über die fehlerhafte Construction ihres Schulsatzes: »Anzi il mio Agosto è il mio paradiso« fand. »Bisogna studiare di più«, sagte er damals zu ihr, und zum Lehrer: »Si vuole pazienza«.

Du hast gut reden, du Satan! Pazienza! Ja, pazienza! Stunden in Deiner Schreibstube sitzen, nicht wahr, und Deine hirnerbrannten Speculationen dictando-schreiben, und daneben schlägt sie mit zarten Fingern die Clavecymbel und singt die neue galante Arietta, die in ihrem Mund ein Engelhymnus wird:

„Hat David selbst, der weltberufne Krieger,
Es denen Weibern nicht verdacht —“

und daß Du dann, wenn Du die Feder in der Hand des armen Schreibers zittern siehst, vielleicht noch fragst: „Valentini, stört Dich die Musik?“

Einmal haben sie Gesellschaft auf dem Schlosse, viele Gelehrte und auch schöne Frauen. Valentini sagt seiner Herrin bei Tisch unter der Blume eines Sonetts,

daß sie die Schönste ist, und daß er sie liebt. Sie blickt ihn bestürzt an, aber der Herr Gemahl findet den Vers allerliebste und lacht sie aus ihrer Verlegenheit heraus. Er kennt keinen Argwohn und keine Eifersucht; als ihr Ralph Thoresby, der Gedichte auf sie machte, das Gürtelband küßte, lachte er auch. Ralph Thoresby, der Königin Chirurg, ein Adonis; was ist denn Valentini! Schon sein Budel bringt ihn außer Frage.

— — — — —
 O Jahr siebzehnhundertundsieben! Es war doch schön das Jahr, trotz allem Liebeselend. Herr Gott, wie ganz anders elend wurde er seitdem!

Durch's Bodensfenster des Schlattmannhauses schaut ein wilder, schwarzer Himmel herein. Die Sonne hat sich hinter schweren Wolken versteckt. O Louise Friederika, meine Sonne, auch Du giengst unter!

— — — — —
 Ihre Stunde kam, von der sie nimmer genesen sollte. Sechs Monate, sechzehn Monate, zwei Jahre siecht sie dahin. Oft schleicht Valentini an ihre Thür, horcht, hört sie stöhnen oder schwächlich husten; oft wirft er sich vor ihrer Thürschwelle hin und küßt den Boden. Einst trifft ihn so ihr Mann und fragt ihn freundlich, ob er etwas verloren hat.

— — — — —
 Der arme Valentini hat ihr Schmerzenszimmer nur wenige Male betreten dürfen. Einmal, wo er ihr von der Reise und den seltsamen Abenteuern ihres kleinen Junkers Bericht abstaten mußte. Gespannt auf den Elbogen emporgerichtet, lauscht sie seinen Worten. So verfallen sie aussieht mit den dunkelumrandeten Augen, eingefallenen Wangen, todtenhaft vortretenden Zähnen, so ist sie doch noch immer schön; schöner als die rothen Göttingen, die sich auf der gewirkten Tapete hinter ihr mit ihren rohen Reizen brüsten.

„Dank, lieber Herr Valentini, für Eure Güte gegen meinen Jungen“, spricht sie leise und fährt ihm mit der Hand über die Wange, auf die ihn laut seinem Bericht das Kind geküßt hat. Sie meint's dem Kind, aber in ihm flammt die Begier rasend auf, und jetzt ist's gut, daß ihr Mann ins Zimmer kommt und den Valentini mit seinem gnädigen „Schreiben wir jetzt“ erinnert, daß Valentini nichts ist, als ein Bedienter Seiner Gnaden.

— — — — —
 Zwei Monate darauf muß der Bediente Seiner Gnaden in der Halle bei den Akademikern aushalten, die vom kleinen Tatler und großen Homerus schwagen, indes drüben die Herrin stirbt.

Und woran stirbt sie? Der Blitz soll ihn erschlagen! An ihrer Liebe zu ihm, an seinem Kusse.

— — — — —
 Da ist er, der echte, rechte toscanische Haß, schlägt durch wie der Puls dreier kräftiger Männer, und da ist die rechte satanische Lust am Mordwerk. Sterben muß er jetzt, wie ein Wurm, der Erhabene; und es geschieht ihm recht und es freut mich... Für die Rache habe ich gelebt, soll sie mich reuen? Was wäre ich für ein Mann? Hab mir die Rache sauer werden lassen. Er denkt und denkt. — Es stand ihm ja nach ihrem Tode frei, sein voriges Zigeunerleben wieder anzufangen, sich eine neue Liebe zu suchen; er that's nicht; er blieb bei ihrem Mann. Er kroch vor ihm und diente ihm mit dem inbrünstigen Wunsche, ihm einmal schwer zu schaden. Er schrieb ihm seine Scharfeten unermüdlich ab, er machte ihm den Reisemarschall, den Kammer-

diener und Vertrauten. Der Herr schwur nicht höher als bei seiner Ergebenheit und Treue. Und der Treuergebene fleidete den Herrn keinen Tag an oder aus, er überlegte denn, wo an seinem Leib die angemessenste Stelle für einen Todesstich wäre; er bestieg auf der Reise kein Schiff und keinen Thurm mit ihm, er dachte denn, ihn zu ertränken oder in die Tiefe zu stoßen; er hatte tausend meuchlerische Pläne, und daß er sechs Monate verstreichen ließ, ohne einen einzigen auszuführen, das kam einzig davon, daß ihm gegen seinen Willen die unschuldigen Kinder jenes Menschen erbarmten; der blonde Knabe zumal, der immer wieder mit seiner holden Mutter Stimme den Racheteufel in Valentini's Brust einschläferte.

Aber der böse Geist war stark und machte allemal wieder auf. Einmal, um nimmer einzuschlafen. Daß war dahier in Berlin. Der Herr hatte durch allerlei tugendhafte Gemeinplätze und dadurch, daß er — Valentini bildete sich ein, prahlerisch — vom Liebestod seiner Dame sprach, den welschen Knecht bis zur Tollwuth gereizt. Nun kamen die Prediger und verlangten Zeugnisse wider den Atheisten, der ihnen durch seine gottlose Schrift in spe sehr gefährlich zu werden drohte. Valentini gab die Zeugnisse, die sie verlangten, und noch andere, lügnerische, die sie nicht verlangt hatten, aber gut gebrauchen konnten, und lieferte so seinen Herrn an's Messer, wie Judas that

Pfui! Welcher Vergleich! Ein blasphemischer Vergleich. Judas, der Verräther des Sohnes Gottes, und Valentini, das Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit dem Gottesfeind gegenüber. Das klingt wenigstens schön, ist's auch nicht wahr. — Gottesfeind, so sagen die evangelischen Priester hier. Ich sage mein Feind. Blute Du da drinnen nur zutod. Mir ist's nicht leid. Leid ist mir nur, daß ich mein halbes Zeugnis im Rausch widerrufen habe. Kann ich's, so stell' ich's noch ganz her und mach Dich Gottesleugner doch noch zu einem — hahaha!

Der Welsche lachte, und diesmal fast vom Herzen. Dann stand er auf, weil er eine Unruhe in sich hatte, gieng ans Bodensfenster und spähte gegen das Rathhaus. Da begab sich nichts, und er zweifelte nicht, daß sie drinnen seinen Herrn, trotz des entlastenden Zeugnisses der Meze, weiterpeinigten. Oder vielleicht hatten sie die Meze gar nicht hineingelassen?

Der Altan des Bärischen Hauses zog plötzlich seine Aufmerksamkeit auf sich. Eine stattliche Frau, die er als die Bischöfin*) kannte, stand auf dem Altan, den rechts der steinerne Glaube mit dem Kelch, links die steinerne Liebe mit dem Herzen flankierte, und spähte neugierig nach dem Rathhaus.

Diese Weiber! Auch die geistliche Frau Bischöfin schminkt sich das Gesicht, — wohl nur, um dem Herrn Bischof zu gefallen. Der tritt soeben aus der Thür zu ihr heraus. „Calotte und Mozett hat er wie ein Monsignore“, denkt sich Valentini und lacht in sich hinein, „das Äußere ist recht römisch, aber — eine Bischöfin muß er doch haben.“

Der Bischof frug mit leicht umflorter Stimme auf die Straße hinunter, was mit dem armen Mann im Rathhaus sei, man solle ihn doch endlich entlassen, nachdem sich ja der Teufelspact als eine Lüge seines Dieners qualifiziert habe.

Ein Bürger antwortete ehrerbietig: „Von der Folter gelassen, Euer Würden und Gnaden, sagen sie, ist er schon, aber er liegt drinnen in Ohnmacht. Sie haben grad den Geistlichen zu ihm geholt.“

*) Gemahlin des Superintendenten.

Der Bischof und seine Frau verließen eilig den Balcon. Valentini kroch von seinem Ausguck in die Kammer zurück. Ein wüßtes Gefühl zwang ihn, sich wieder auf die Kiste zu setzen.

Den Geistlichen geholt. Drinnen liegt er in Ohnmacht. Das hört sich kläglich an. Er hat so vieles gelitten, stolz und aufrecht. Und jetzt liegt er in Ohnmacht. Wie geht das zu?

In den Kerker gieng er stolz und aufrecht, und vor den Richtern stand er heut morgen ganz wie ein Heroß in der Apotheose. Die schmutzigsten Unschuldigungen, die bösesten Drohungen der Richter, das Anathem der erzürnten Priester und zuletzt die Ausantwortung seines edlen Leibes an den Henker, das alles trug er stolz und königlich, und jetzt soll er schwach geworden sein, ohnmächtig drinliegen. Ach Gott!

Die leiblichen Schmerzen allein haben das nicht gethan, die brechen einen Menschen mit festem Willen nicht so schnell. Vielleicht that es die Scham über so tiefe Entwürdigung; vielleicht . . . vielleicht that es das Herzleid, daß ihn gerade Valentini in dieses tiefste Elend gestoßen hatte; sein lieber Valentini, dem er soviel Gutes gethan

„Gutes? Nie!“

„Leugne es nicht ab!“

„Ich leugne es, und Du lügst!“ streitet der Sünder gegen die Mahnstimme in seiner Brust. Aber er bringt sie nicht zur Ruhe.

„Gutes soviel!“ fängt sie wieder an. Es ist eine Altemannsstimme, der Alte stößt widerlich mit der Zunge an. „Was denn Böses?“

„Übergenug!“ schreit Valentin so wüthend, als redete er mit einem Menschen von Fleisch und Wein. „Daß er . . .“ — Zum Henker, warum fällt ihm kein vernünftiges Argument ein?

„So? — Was denn? Daß die schöne Dame sein war, war das ein Unrecht gegen Dich? Daß er ihr einen Kuß zuviel gab, weil sie ihn bat, war das an Dir gesündigt? Du aber, Du solltest nicht begehren Deines Nächsten Weib!“

Die Stimme nimmt jetzt Wesen an. Der Mensch steht da, dem sie einmal gehört hat; er kommt aus dem Grabe, knöchern und lang, sein Fleisch ist an den Knochen angetrocknet, er bleckt die zahnlosen Kiefer. „Kind, Kind, was hast Du gethan! Denk an Deine Sünden, fiolo, denk' an Deine Sünden! Nicht bloß das schöne Weib hast Du ihm mißgönnt, sondern alles, was er an Leib und Seele mehr und besser hatte als Du. Neidisch warst Du wie der Teufel!“

So spricht der Padre Gianantonio, der Kinderlehrer aus Fano, der dem verlassenen Findelkind Mario ein Vater gewesen, bevor's in die Welt gerieth und von der Welt verdorben wurde; oder vielmehr, so spricht, in der Bildung des alten Kapuziners, das Gewissen des Unglückseligen, das lang ein todter Sumpf war, aber nun ein paar helle Wasserblasen wirft, — gute Gedanken, wie sie Gott auch dem durchteufeltsten Menschen einmal im Leben gibt.

„Dein feines Gewand, Dein voller Beutel, Dein gutes Leben, das Du nun drei ganze Jahre führst, wem dankst Du's? Wer hat für alle Deine Bedürfnisse gesorgt und alle Deine Launen ertragen? — Mario, was bist Du für ein Mensch!“

„Laß mich in Ruh! Geschehen ist geschehen! Fort muß ich, das ist die Hauptsach', von dem vermaledeiten Pflaster!“ bricht Valentini aus. Ganz laut, um die Stimme zu übertönen. „Ist da unten erst alles vorbei, so mach' ich mich fort.“

Hab' ich Geld genug auf ein Pferd, das mich bis Prag und von dannen bis Wien und über den Brenner bringt? Wo ist mein Wechsel auf die Lippmann?"

Ungeduldig, mit manch gemurmeltem Fluch sucht er seine Taschen aus. In der Manteltasche steckt sein Portefeuille. Es ist Pariser Arbeit, weißes Leder, und trägt die mit Linte geschriebene Devise »Le vray amy sait pardonner«. Eine Geschichte hängt daran. Ob er will oder nicht, er muß jetzt an die Geschichte denken. In Leipzig zerwarfen sie sich über eine in Kupfer gestochene Danaë. Valentini fand sie schön, sein Herr Augustus aber fand sie frech; und im Wortgefecht kam dem Augustus die harte Rede aus: Du hast einen lasterhaften Geschmack. Die Rede that ihm nachher leid, er kaufte das Portefeuille, schrieb die Devise darauf, gab es seinem Buffo, legte ihm die Hand begütigend auf den krummen Rücken und sprach dazu: »Senti ti chieggo perdono«

Das ist die Geschichte, — nicht viel daran; und doch lehrt sie jetzt dem Verräther das Innerste um und um. Und wann er aller Wohlthaten, die jener Mann ihm erwiesen, ohne Scham und ohne Reue zu denken imstande wäre: dies sanfte »Senti ti chieggo perdono«, eine Abbitte der Tugendstrenge an die Wüßtheit, die ihr, in gebrechlichem Körper wohnend, Mitleid einflößt, — diese schöne, brüderlich lieblosende Hand — die treiben ihm das heiße Blut ins Gesicht und machen, daß er plötzlich aufstöhnt: „Hätt' ich es nicht gethan!“

Er ermannt sich. Es ist ja noch nicht alles geschehen. Das Ärgste ist noch nicht geschehen. Das kann man noch verhüten.

Ti chieggo perdono

Wie lieb er das sagte. Und die Hand, die Hand . . . Mario fühlt mit einmal eine Art Leidenschaft für diese Hand. Nein, sie soll nicht modern, diese gütige Hand! der Mann soll nicht sterben! Mario will kein Mörder sein.

Vom Pact und von der satanischen Unzucht hat ihn Mario im Rausch ledig gesprochen; von der Gottlosigkeit spricht er ihn nüchtern vor dem Collegio los. — Sprechen wird er morgen schon; und er wird sprechen wie ein Buch und all ihre Sophismen überwinden.

„Theure gelehrte Herren, ich schwöre es Euch heilig (Meineid ist besser als Mord), das Buch von der Ratio ist nicht aus seinem Kopf; dem Vannio, Pomponatio und Spinoza ist es abgestohlen. Also müßte man diese, aus deren Schriften er nur als Curiosa die verwegensten Sätze entnahm, statt seiner hinrichten. Das könnt Ihr nimmer, weil sie todt sind, ihn aber müßt Ihr leben lassen, so Ihr gerecht seid, — denn das und das und das hat er Gutes gethan. Kann denn ein Gottloser tugendhaft sein? Nein. Die Tugend kommt ja von Gott her. Ergo!“

Ja, so muß es gehen. Droben im dunklen Himmel erscheint ein Glanz, die Sonne kommt aus den Wolken, schießt bligartige Strahlen um sich herum. Und in Valentini's Seele wird's auch licht. Er hat die erste Gutthat seines dunklen Lebens vollbracht, — hat den Herrn vom Tod gerettet, — und wie leicht das noch dazu gieng!

Was wird der Herr thun, wenn sie ihn freigegeben haben? denkt Valentini, blickt gegen's Rathhaus; es quält ihn, daß sich da noch immer nichts regt. Halt! Jetzt kommt etwas. Der Priester; er kommt von links geleuchtet; ein blutbeschmierter Junge, wohl von den Freimannsleuten einer, rennt neben ihm.

»Festina lente!« sagt Valentini. Sein Mund ist hart und trocken; ihn schaudert, weil sie so eilen. Sobald sie im Rathhausthor verschwunden sind, redet er sich ein, er hätte sich die Eile nur eingebildet, und spinnt seine Phantasien weiter.

Was thut der Herr, wenn sie ihn freigelassen haben? Er wird wohl viele Wochen liegen bei seiner Schwieger oder im Wirtshaus, denn krank und wund wird er sein am Leib und an der Seele. Wie nun? Wagt es sein reuiger Knecht, ihn heimzusuchen, ihm seine Dienste auf's neue anzutragen?

Er wagt es. Er rutscht auf seinen Knien ins Krankenzimmer zum Bette, wo sein Herr in Schmerzen liegt, und bittet ihn: „Verzeiht, ich habe gesündigt vor Gott und an Euch; ich bin's nicht wert, Euer Knecht zu sein, nehmt Ihr mich aber dennoch auf, so sollt Ihr Wunder der Treue sehen, wie vordem Wunder der Lücke.“

Der Kranke wendet sein dunkles Haupt im Kissen verachtungsvoll ab. Alles kann ein edler Mann verzeihen, alles, nur nicht Niedertracht . . . Soll nun Valentini verzweifeln? Nein. Er fleht das süße blonde Kind an, daß es soll beim Vater für ihn bitten. Und das Kind bittet: „Vater, verzeih dem armen Valentini! Er hat's nicht so gemeint. Er wird's nicht wiederthun!“ Gesegnet seist Du, nichts ahnende Unschuld! — Der Vater ist gerührt. Er wendet sich im Kissen wieder herum, — mühsam, — lächelt. Aus den Decken und Verbänden streckt sich eine abgezehrte Hand. „Mario, es ist gut, ich verzeihe Dir, Du bleibst bei mir.“

Das ist Größe. Corneille's Augustus verschwindet dagegen. Was, Corneille's Augustus ist ein geschwollener Declamator.

O siècles, o mémoire,

Conservez à jamais ma dernière victoire!

Das sind Worte, Worte, hohles Pathos. Aber: „Mario, Du bleibst bei mir“, — nach allem, was geschehen . . .

Ha! Was ist da unten wieder los? Feuerlärm?

Valentini blidt aus dem Fenster, — ängstig, zögernd. Die Straße voll, — an den Fenstern, auf den Altanen Leute, ein wüstes Concert von Stimmen . . . das plötzlich in Murmeln erstirbt. Militärischer Commandoruf theilt die Menge. Nun kommt der traurige Zug. Voran eine Kutsche im Schritt, hintennach die von vier Soldaten getragene Bahre. Unter dem dünnen Zeug, womit sie überdeckt ist, sieht man die Umrisse einer Mannsgestalt mit breiten Schultern, schlanken Hüften. — Diese Schultern und Hüften, wie hat sie ihm der bußliche Wicht geneidet! Die Bahre schüttelt, aber der Mann regt sich nicht. Ist er wirklich nur ohnmächtig oder . . . Bis zum Halse schlägt dem Späher im Schlattmannhaus die wilde Herzensangst.

O nicht todt! Nur nicht todt!

Die Bahre ist jetzt unter dem Schlattmannhaus angekommen und hält da, weil der vorauffahrende Wagen beim Bärtschen Haus stehen geblieben ist, wo der Bischof am Thore wartet, um mit den Leuten im Wagen zu sprechen.

Der Hauptmann, der mit noch sechs Mann die Bahre begleitet, hat große Mühe, das herjudrängende Volk abzuwehren. In diesem Kampf geschieht's, daß die Decke von der Bahre heruntergerissen wird. Ein Schreckensschrei geht durchs Volk. Es sieht das Werk seiner Priester, und Valentini sieht sein Werk.

Sieht seinen Herrn daliegen reglos, bleich, starr, untrüglich vom Tod gezeichnet; ja, Verräther, schau Dir die Augen aus, je mehr Du schaust, je besser siehst Du's, wie ihn der Tod gezeichnet hat vom Kopf bis zu den Füßen; und trägt sein weißes Antlitz auch mehr den Ausdruck des Sieges als der Leiden, so öffnen dafür an seinem entblößten Leib die Geißel- und Zangenwunden, an denen der Herrliche verblutet ist, ihre scharlachrothen Lippen und schreien wehe! wehe! über

seine Mörder, vor allem aber wehe über den falschen Valentini, den er aus dem Staube aufgelesen, dem er mit so freigebiger Hand Geschenke über Geschenke machte, und jener hat's ihm wölfisch gelohnt.

„Ich muß fort!“ ächzt Valentini, „fort nach Prag, nach Wien, nach . . . fort! Ich kann das nicht anschauen! Es macht mich verrückt! Warum decken sie ihn nicht zu? Die Frauen sollten doch — O Madonna, Madonna santissima!“

Öffnet ihn der Satan? Es sind ja zwei. Neben dem Mann liegt, auf seinen Kleidern gebettet, ein Kind. Es schmiegt den blonden Kopf an seine blutige Brust. Traurig sieht das aus, über alle Maßen. Das Kind ist sein Kind, sein Kind, das sie zur Zeugenschaft wider ihn pressen wollten, die Hunde, weil — ja, weil Valentini ihn so hündisch verläumdete hatte. — Valentini, ihr Kind! Ach, und bleich! »Viole a gigli miste«, wie Tasso sagt — oder Ariosto — wer immer. Und die Augen, sonst zwei Stückchen lachenden Himmels, lichtlos, wie todes Wasser

Vor Valentini's Augen drehen sich Himmel und Erde; rinnen Menschen und Häuser in ein graues Meer zusammen. „Der Mann todt und das Kind? Herr Gott, nur das, nur eins, nur das Kind laß nicht todt sein!“

Er ist von Sinnen. Er weiß nicht, was er thut. Er lehnt sich mit Kopf und Achseln weit aus dem Fenster und schreit hinunter: „Sie sind nicht beide todt, nein, nicht beide?“

Über den Ruf schauen die Leute unten einander an, schauen rechts, links, mit offenen Mündern und Glosaugen. „Was war das? Warst Du's? Warst Du's? Nein, es kam von da oben“

Auf einmal eine Zeterstimme: „Der Welsche! Schaut wie der da sitzt, das Beest!“ Nun bricht ein Tumult los, und aus dem Tumult ertönt wieder der Zeter: „Der Mann ist todt und das Kind, und Du bist schuld, und Du mußt hängen!“

Valentini bricht vernichtet in die Knie.

„Der Mann ist todt, das Kind ist todt! Du, Du, Du Mörder Du! Trompete des Gerichtes! Den Vater hast Du gemordet, das Kind hast Du gemordet! Verdammter, verzweifle!“

Was sich jetzt auf der Straße begibt, das immer wachsende, furchtbare Todgeschrei des Böbels, das Aussteigen des Hausvoigtes aus der Carosse, sein rasches Verhandeln mit dem Hauptmann und das Losschreiten des Hauptmannes und seiner Leute aufs Schlattmannhaus, in dessen Thor sie verschwinden: all dieses hört und sieht Valentini mit stumpfsinniger Gleichgiltigkeit; aber wie sie den toden Dulder und sein blondes Engelnchen wieder zudecken und forttragen, da wird ihm entsetzlich weh, und er fängt an zu schluchzen.

»Fandonie!« macht er plötzlich und lacht schwächlich vor sich hin. Weinen nützt nichts, wozu weint er denn? Laßt Jungfern und Krokodile weinen. Rain, Judas, und weinst Du Blut, für Dich ist keine Gnade hier und dort, Verdammter, verzweifle!

Er schleppt sich vom Fenster weg nach der Kiste. Da hängen Stride und Stränge, und in der Wand steckt ein Eisenhaken. Das richtigste Zugerüst für einen, der den Judastod sterben will. Sterben muß und will er. — Via coraggio Es ist ja nur ein Augenblick! Ja! Aber der ist schrecklich. Kalter Schweiß bricht ihm aus. Schrecklicher Tod! . . . Und das andere Land, von dem die Priester immer reden

Über die Holztreppe klirren Schritte. Wer ist's? Früher kamen Leute zum Thor herein, wer sie waren, weiß er nimmer, er weiß überhaupt gar nichts, sein Kopf ist ganz verwirrt, er kann an nichts mehr denken, als an weißes, leuchtendes

von dunkelrothen Wunden zerrissenes Fleisch und an blaue Kindesaugen, die glanzlos zum Himmel starren, und an die Bodshörner und den Ochsen Schwanz des Teufels in einem gewissen Gemälde.

Die Thür der Bodenkammer springt auf. Der Officier steht da im Kürass und Mantel, mehrere Männer hinter ihm.

Er tritt auf den Welschen zu und spricht im Dienston, aus dem man aber die Entrüstung des ehrlichen Mannes gegen den Schurken gut heraus hört: „Herr Valentini, Ihr werdet's wohl nicht leugnen, daß Ihr's seid, diemeil wir uns vom Collegienhaus kennen.“ Er legt ihm die Hand schwer auf die verkrüppelte Achsel: „Muß Euch bitten mit hinabzukommen. Ihr seid in Sr. Majestät Namen verhaftet.“

Die Soldaten schauen den schwarzen Unhold schadenfroh an. Der bringt kein armes Wort herfür. Er nickt und folgt dem Officier aus der Bodenkammer die Holzstiege hinab. Auf der Stiege fragt er ihn:

„Was geschieht mit mir?“

„Ihr kommt auf den Kalandshof“, entgegnet der Officier. Nach einer Pause fragt der Welsche aufs neue: „Was geschieht dann mit mir? Werde ich dann gehenkt?“

„Ihr verdientet's. Warum habt Ihr diesen armen Menschen so schändlich verläumdert? Pfui über Euch!“

„Aber . . . auf die Tortur komme ich doch nicht?“ fragt Valentini kaum hörbar, lehnt sich dabei matt an die Wand, daß es dem Officier beinahe erbarmt.

„Ich weiß nicht, wie die Herrn das halten wollen. Wenn Ihr alles gesteht . . . Freilich, wann's recht gieng, sollte man Euch plagen wie den andern.“

„Ja“, stöhnt Valentini.

Sie waren im Halbstock angelangt. Ein paar Mägde und ein Mann in Hemdärmeln standen da, gafften und tuschelten.

„Herr Hauptmann“, bat Valentini, „erlaubt Ihr, daß ich noch einmal hinaufgehe, meinen Hut zu holen? Ich möchte nicht ohne Hut auf die Straße.“

„Euer Herr, als wir ihn arrestierten, mußte barhaupt und mit gebundenen Händen durch die halbe Stadt gehen“, sagte der Hauptmann.

„Aber ich sehe so zigeunerisch aus, liebster Herr, ich schäme mich!“ beschwor ihn Valentini.

„Laßt schauen. Meiner Treu, Ihr seht mechant aus; sind Euch droben die Fledermäuse in den Kopf gekommen? — Dennwig, der Herr will seinen Hut holen, den er oben gelassen hat. Du begleitest ihn hinauf und achtest mir auf ihn. — Ich muß Euch aber bitten, Euch zu sputen, mein Herr Valentini.“

Dennwig ließ den Welschen vorangehen. Der hastete die Treppe hinan, als gelte es sein Leben. Der Soldat folgte ihm, immer zwei Staffeln nehmend, auf den Fersen.

An der Bodenthür blieb Valentini stehen. „Herr Dennwig“, sagte er zu seinem Wächter, rasch und heiser athmend, „wollt Ihr mir eine große Lieb' thun?“

„Bei meiner Seele, nein“, entgegnete der Soldat.

„Kennt Ihr —“ der Welsche zog mit zitternden Fingern das Portefeuille aus dem Busen und entnahm ihm ein Papier, „die Susanna Lippmann hier?“

„Lipp — ja. Vom Sehen. Ist Sr. Majestät Hofjüdin, wohnt da drunten —“ der Mann wies mit dem Daumen über die Achsel nach rechts. „Was ist mit der?“

„Seht das Papier da. Wann Ihr das der Lippmannin zeigt, zahlt sie Euch hundert Thaler auf die Hand. — Ich schenk Euch das Papier, und Ihr laßt mich gehen und allein meinen Hut suchen.“

„Darf ich nicht. Ihr könntet Euch umbringen oder austneifen.“

„Austneifen! Mio Dio! Durchs Fenster auf die Straße? Bin ich eine Rag? Umbringen sollt' ich mich? Warum denn? Ich leb' von Herzen gern, wann nur ihr mich leben lasset. Übrigens ist jeder Eigenmörder ein Narr, wie Josephus in seinen Antiquités judaïques haarscharf beweist. — Ich will allein sein, weil — Ihr sagt's ja nicht weiter — weil ich beten will. Ich bin ein großer Sünder, und Gottes Zorn... Da — so Ihr auf Papier nicht geht — vier gute goldene Gulden.“

Der Soldat lacht. Valentini's Rede ist ihm dunkel, nur das vom Beten leuchtet ihm ein, und noch mehr — am meisten — das gute Gold.

„Nun so geht“, sagt er hastig, „aber macht schnell — der hustet drunten schon. Und das Papier für die Frau Lippmannin gebt mir nur noch drauf.“

Indes der Wadere beides, Wechsel und Gold, sorgsam in seinem Stiefel unterbrachte, eilte Valentini in die Bodenkammer, zog die Thür hinter sich zu; gieng nach der Ecke, wo die Kiste stand und die Stricke hiengen; riß einen langen Strick herab, knüpfte eine Schlinge hinein, sprang auf die Kiste, befestigte das Seil an dem Haken oberhalb derselben und legte sich die Schlinge mit schlotterigen Fingern um den Hals.

„Was thust Du, Valentini?“ fragt eine schwache Stimme in sein Ohr. Noch einmal die Stimme des alten Kapuziners Gianantonio: „Ist das der Weg? Den will Gott nicht, Gott will“

Mehr sagt die Stimme nicht, denn ein Körper, der über sie gewälzt wird, drückt sie todt. Es ist der weiße Körper eines Mannes, mit gräßlichen rothen Wunden bedeckt.

„Das hab' ich gethan, dafür gibt's keine Gnade. Via coraggio! Fahr' ich zum Teufel, so fahr' ich zum Teufel, bin selbst ein Teufel, hab' den Mann ermordet, der mir Gutes that, und sein armes Kind dazu. Felice notte, Signori! Das ist das End.“

Er läßt die Füße über den Rand der Kiste hinab. Zwei Augenblicke lebt er noch. Zwei Augenblicke, aber die sind über jede Vorstellung furchtbar. Die körperliche Todesnoth ist nichts. Was er sieht und hört, wie seine leiblichen Sinne schon erstorben sind, das, das ist Qual über Todesqual.

In einem Glanzmeer, das plötzlich in die Ohnmachtsfinsternis hineinflutet, sieht er den weißen Körper mit den rothen Wunden, schwebend; vier Engel tragen ihn flügelschlagend und allelujasingend auf ihren Schultern empor, höher, immer höher, bis er nur mehr wie ein Alabastersplitter erscheint und die Engel wie vier winzige goldene Vögel. Nur singen hört man sie noch — ganz leise. Ach, schön . . . wie . . .

Jäh verschlingt ein Getöse das Lied. Erdbebendonner, Heulen, Schatalsgelächter. Vier Engel schwirren heran. Greuliche Engel mit Fledermausflügeln und Gesichtern wie Pestleichen. — Valentini! — Sie fassen ihn, reißen ihn mit sich in die blutrothe Nacht, in den Abgrund. Und aus dem Abgrund der Hölle schauen ihm zwei schreckliche Augen unter mächtigem Woddsgehörne unverwandt entgegen. So fahrt er zum Teufel, wird selbst ein Teufel, und das ist das End.

* * *

Der Soldat Dennwitz hatte ruhig an der Thür gewartet, solange er drin Geräusch hörte. Als dies verstummte, wurde er stutzig. Ob denn der Cujon wirklich betete? Ob er nicht etwa — Gott behüt' uns — doch ausgekniffen war über die Dächer wie eine Rag? — Der Mann stieß rasch die Thüre auf und sah in die Kammer. Und kaum hatte er hineingesehen, so that er einen mörderlichen Fluch, denn gerade ihm gegenüber hing der Welche an einem Haken, den Kopf auf die linke Schulter geneigt, und war schon schwarz im Gesicht. — — —

Es nützte Dennoch nichts, daß er sich vor seinem Hauptmann auf den höllischen Halsverdrehen weiland des Herrn Obristen von Winter ausredete; er mußte in Arrest. Der Hauptmann selber gieng, nachdem er die Leiche hatte abschneiden und in eine Stube schaffen lassen, ziemlich schweren Herzens unbegleitet auf die Gasse hinaus, dem Hausvoigt das Geschehnis mitzutheilen.

Der Hausvoigt wartete schon und rief von weitem: „Habt Ihr den Halunken?“

„Gott hat ihn, Euer Gnaden, oder wahrscheinlicher, der Satan, er ist sein eigener Richter und Henker worden, indem er sich wie Judas mit einem Strick erhängte. Ich bin daran nicht schuld, wie ich Euer Gnaden gleich erzählen werde.“

„Theurer Heiland!“, rief der Hausvoigt, „was Ihr mir sagt! — Heut geht's ja schier wie im Lied: Der Mann erhenkt sich in dem Stall, die Frau da in den Brunnen sprang“. „Drei Mordthat an einem Morgen“, ergänzte der Kriegsmann, der das Schelmenlied kannte. Der Hausvoigt sah ihn betroffen an und schüttelte langsam den Kopf.

„Todsfälle müßt Ihr sagen, nicht Morde. — Ist er auch wirklich todt? Das ist sehr schade. Ich muß ihn besichtigen, denn die Sach' muß in die Acten dieses unglückseligen Processus da. Habt die Gewogenheit, mich zu begleiten.“

Der Hauptmann schlug die Haken zusammen. „Euer Gnaden Diener. — Euer Gnaden werden sehen, daß er so todt ist, wie ich sagte.“

„Er hätt' seine Seel' noch retten können,“ perorirten Seine Gnaden, als beide mitsammen durch die Menge, die laut murrte und grollte, weil sie um das Spectakel einer Hinrichtung betrogen war, nach dem Schlattmannhaus schritten.

„Hat nicht jener arme Unglückselige, den wir heute für seinen Gottesfrevler — wohl zu hart — gezüchtigt haben, durch einen Seufzer in letzter Stund' seine Seele salviert? Ich wenigstens hoff' zu Gott, daß ihn Gott begnadete.“

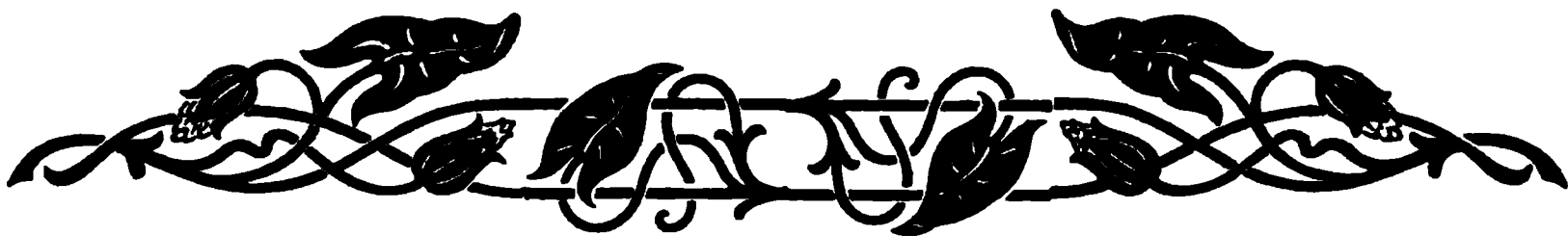
„Ach Gott ja,“ rief der Hauptmann, „ich glaub' es fest! Wenn ich ein solches Marterthum so heldenmäßig ausstehe“

„Bitte nichts von Marterthum!“ belehrte ihn der Alte. „Non poena facit martyrem, sed causa. Wenn er gerettet wurde, ist's nicht durch seine Marter, sondern durch sein letztes Gebet. Die Leute freilich werden sagen, das war nichts wert, weil wir's aus ihm herausgefoltert haben. Das ist aber ein brutales Raisonnement. Was wär' denn das Gebet des rechten Schächers, den sie auch ans Kreuz hängen mußten, bevor er in sich gieng? — Wir haben, Herr Hauptmann, heute den rechten und den linken Schächer sterben gesehen. Wie so wahr sagt doch der Weise: Nur einer, damit niemand vermessen werde . . . Wer sagt doch so?“ unterbrach sich der Alte in seinem Redestrom. „Ich mein, ein Kirchenvater? Herr Hauptmann, es intriguiert mich, wißt Ihr's nicht?“

Der Officier that ein kurzes Lachen. „Ich! Euer Gnaden spassen. Wir armen Kriegsleute sind froh, wann wir unsern Namen schreiben und einen Biedermann von einem Schelmen unterscheiden können . . .“

„Ihr seid bissig. Ha, nun fällt er mir bei. Augustinus! Und der Spruch heißt genau: Nur einer, damit keiner vermessen werde, einer, damit niemand verzweifelt.“





Rundschau.

Gefälschte alte Manuscripte. — Bis vor wenigen Jahren wurden in Kaschggar gefälschte alte Manuscripte in großer Zahl in den Handel gebracht und zwar vorzugsweise in der Stadt Khotan. Die Manuscriptbücher bestehen aus Blättern, die von Prägestempeln aus Birnbaumholz bedruckt sind, wobei viele der Buchstaben allerdings echten alten Documenten entlehnt sind. Das von den Fälschern angewandte Verfahren ist im großen Ganzen folgendes. Nachdem man die Blätter bedruckt hat, hängt man sie in den Rauchfang, bis sie das erforderliche alte Aussehen bekommen, und heftet sie dann mit kupfernen Nägeln und Kupferplatten zusammen. Hierauf werden die Blätter leicht befeuchtet und mit Sand bestreut, die Kupfernägel und Platten mit einer Säure behandelt, um Grünspan zu erzeugen, und endlich vergräbt man das so entstandene „alte“ Buch in der Wüste, dort, wo es gefunden werden soll. Zur Zeit, als Kapitän Deasy sich zum erstenmal in Khotan aufhielt (1898), wurden ihm weder echte, noch gefälschte Bücher angeboten, woraus er schließt, daß das Geheimniß verrathen worden war und daß deshalb auch die Besitzer echter Handschriften damit zurückhielten, aus Furcht, daß man ihren Besitz für Fälschungen halten könne. Deasy nennt den Namen eines Mannes in Khotan, Islam Akhun, der fast alle europäischen Reisenden in den Städten Ost-Turkestans und sogar den gefürchteten russischen Generalconsul in Kaschggar, Petrowsky, mit gefälschten Manuscripten beschwindelt hat und auch dafür bestraft worden sein soll. Sven Hedin hat 1895 in der Wüste Talla Makan mehrere Manuscripte gefunden, und zwei davon auf Seite 53, Band II seines Reiseberichtes abgebildet; der schwedische Forscher gibt ihnen ein Alter von 1300 Jahren. Sie scheinen, nach dem abgelegenen Fundort zu urtheilen, echt zu sein. Auch auf seiner jetzigen Reise hat Sven Hedin alte Handschriften in östlichen Wüstentheilen Ost-Turkestans gefunden. Über den Wert dieser offenbar sehr verschiedenartigen alten Schriftdenkmäler wird erst eine genauere Untersuchung Aufschluß geben können, die gleichzeitig die Spreu vom Weizen sondern müßte. J. J. B.

* * *

Deutsche Litteratur in Frankreich. — Der häufig gegen die Franzosen gerichtete Vorwurf, sie bekümmerten sich nicht genügend um die ausländischen Kulturen und Litteraturen, beginnt, wie man der „Post“ aus Paris kürzlich schrieb, hinfälliger zu werden, besonders soweit die Universitäten in Betracht kommen. Auf diesen erfreut sich die deutsche Litteratur in all ihren Rundgebungen bis zu den allmodernsten und allerkühnsten einer außerordentlichen Beachtung und Pflege, wie sich vorzüglich aus dem für die verschiedenen Hochschulen von dem Unterrichtsminister erlassenen Programm für die Lizentiaten-Dissertationen erkennen läßt. Wir finden in diesem Programm für die Jahre 1902 bis 1904 den jungen Philologen außer den Werken unserer Klassiker für ihre Arbeiten zur Auswahl gestellt: Storms „Aquis submersus“, Busse's Sammlung „Neuere deutsche Lyrik“ mit Gedichten von Annette v. Droste-Hülshoff,

Mörke, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Wendell, Dehmel, Villencron u. s. w., ferner Sudermann's „Ehre“, „Es war“ und „Glück im Winkel“, Hauptmann's „Weber“ „Versunkene Glocke“ und „Fuhrmann Henschel“, Ebers' „Homo sum“, Benedix' „Sonntagsjäger“ und „Proceß“, Scheffel's „Ekkehard“ und „Trompeter von Säckingen“, Wagner's „Lannhäuser“ und „Meisterfinger von Nürnberg“, Gottfried Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ u. a. m. Ein weitherzigeres Programm läßt sich gewiß kaum denken, selbst in Deutschland nicht.

* * *

Autographenhandel. — Autographen dürften wohl nirgends so hohe Preise erzielen wie in London. So wurde unlängst bei einer Auction in Englands Hauptstadt ein Autograph von hohem historischen Wert, nämlich ein Brief des Senkers Samson, in dem er die von ihm vollzogene Hinrichtung Ludwigs XVI. schildert und den hohen Mut des unglücklichen Monarchen rühmt, für 625 Francs ugeschlagen. Ein anderes von Ludwig XVI. am 5. Juli 1792 an den Präsidenten der Nationalversammlung gerichtetes Schreiben erzielte 500 Francs. Ein Brief der Mme. Roland vom 2. Januar 1785, worin sie ihre Reise nach London beschreibt und die in Frankreich gegen die Engländer herrschende feindselige Stimmung auf's tieffte beklagt, wurde für 275 Francs erstanden, sowie ein Schreiben Robespierre's, datiert vom 27. December 1793, für 425 Francs.

* * *

Professor Max Müllers Bibliothek, die 15.000 Bände, 81 Sanskrit-Handschriften, darunter mehrere Unica und viele illustrierte Werke umfaßte, ist nach Japan verkauft worden. Daß sie nach Japan wanderte, anstatt in England zu bleiben oder nach Deutschland verkauft zu werden, mußte Befremden erregen; die Sache soll indessen folgendermaßen zusammenhängen. Nach der Bestimmung des Verstorbenen sollte die Bibliothek als ein Ganzes verkauft, zusammengehalten und, womöglich mit seinem Namen versehen, untergebracht werden; dem Verkaufspreis (70.000 Mark) hatte er eine vor etwa sechs Jahren vorgenommene Schätzung zu Grunde gelegt. Zwei große englische Bibliotheken in der Provinz ließen sich den Katalog kommen, fanden aber, daß sie bereits mehr als die Hälfte der darin aufgeführten Bücher besaßen und konnten für die andere Hälfte den für die ganze Sammlung festgesetzten Preis nicht erlegen, sich auch nicht mit 8000 oder mehr Doubletten belasten. Eine andere englische Bibliothek hätte die Sammlung gern erworben, konnte das aber nicht, weil sie für angewandte Wissenschaften gegründet worden war. Ein großer Londoner Buchhändler erklärte schließlich, die Hinterbliebenen würden nie imstande sein, die Sammlung als ein Ganzes zu verkaufen. Soviel für England. Was Deutschland betrifft, so hätten zwei bedeutende deutsche Buchhändler den Katalog etwa fünf Monate in Händen gehabt, ohne daß sie ein Gebot übermittelt hätten. Allerdings machte eine deutsche Bibliothek ein Gebot, aber dieses lautete nur auf die Hälfte des Schätzwertes. Inzwischen war von Japan ein Angebot gekommen, auf das die Hinterbliebenen, da sie die Bibliothek weder in England noch in Deutschland zu annehmbaren Bedingungen verkaufen konnten, eingiengen. Die Japaner nahmen die Bibliothek, ohne die Übersendung des Kataloges abzuwarten, zum Schätzwert. Die Universität Tokio baut eine besondere Halle für die Bücher, die den Namen „Max Müller-Bibliothek“ führen wird. Ein reicher Japaner Baron Iwasaki, trägt die sämtlichen Kosten und macht der Universität die Bibliothek zum Geschenk.

* * *

B. = B.

Was ein Lied wert sein kann. — Daß ein einfaches Lied sich unter Umständen als wahre Goldgrube erweisen kann, das belegt einer der ersten Londoner Musikverleger in einer englischen Zeitschrift durch ein paar interessante Beispiele. Es sei daraus folgendes wiedergegeben: Ich kann versichern, schreibt er, daß viele Goldbergwerke, die durch ein großes Capital in Gang gebracht werden, nicht so viel von dem kostbaren Mineral ergeben, wie ein einziges glückliches Lied, das der Componist vielleicht in einer halben Stunde producirt hat. Ich könnte aus dem Stegreif ein Duzend Lieder nennen, die jedes einen Ertrag von 200.000 Mark abgeworfen haben. Da ist z. B. Mascheroni's vorzügliche Ballade „For all Eternity“. Ich kann zwar nicht genau sagen, wieviel dieses Lied schon abgeworfen hat, aber vor nicht zu langer Zeit wurde das Verlagsrecht auf 44.800 Mark geschätzt, eine Summe, für die es verkauft wurde. Gerade dieses Lied wurde ursprünglich einem Londoner Verleger für 200 Mark angeboten, und er schlug das Angebot aus. Man darf natürlich nicht das Risiko der Verleger vergessen. Thatsächlich ist von je hundert Liedern, die mir angeboten werden, kaum eins die Druck- und Verlagskosten wert. Unter den Liedern, die einen Nutzen von mehr als 200.000 Mark gebracht haben, ist in erster Linie Sullivan's weltberühmtes „Lost Chord“ zu erwähnen. Dieses Lied wurde thatsächlich in weniger als einer Stunde componiert, und für diese einstündige Arbeit erhielt der Componist 200.000 Mark an Abgaben. Damit verglichen sind Bezahlungen, wie Rudyard Kipling sie erhält, zu unbedeutend, um erwähnt zu werden. Das Lied „In Old Madrid“ muß seinem Verleger fast 400.000 Mark gebracht haben, denn seine Beliebtheit war viele Jahre sehr groß. Zu den „Goldminen“ würde ich auch rechnen „The Better Land“, „The River of Years“, „For ever and for ever“, „Good-bye“, „The Devont Lover“, „Nancy Lee“, um nur ein halbes Duzend zu erwähnen, deren Gesammtertrag nicht weniger als 1,200.000 Mark betragen haben kann. Unter den jetzt beliebten Liedern, die jedoch die älteren nicht verdrängen, versprechen „The River of Life“, „The Flight of Ages“ und „Beauty's Eyes“ eine für Componisten und Verleger gleich reiche Ernte.

* * *

Preisauflage. — Der Verwaltungsrath der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte hat für 1901 bis 1906 folgende Preisauflage gestellt: „Eine kritische Geschichte der sächsischen Bisthumsgründungen in der karolingischen Zeit.“ Der Preis beträgt 3300 Mark.

* * *

Preisauflage. — Die philosophische Facultät der Universität Göttingen stellte für das Jahr 1904 aus der Benede'schen Preisstiftung folgende Preisauflage: „Die Facultät wünscht eine historische und beschreibende Darstellung der neulateinischen weltlichen Lyrik Deutschlands während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und im Anschluß daran eine Untersuchung des Einflusses, den diese Lyrik auf die in deutscher Sprache verfaßte Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts ausgeübt hat. Die außerdeutschen Neulateiner, insbesondere der Niederlande, werden dabei ausgiebig berücksichtigt werden müssen; dagegen liegt die Epigrammendichtung und die rein didaktische Poesie nicht im Rahmen der Aufgabe.“ — Bewerbungsschriften sind bis 31. August 1903 an die Facultät einzusenden. Der erste Preis beträgt 3400 Mark, der zweite 680 Mark.

Redacteur: Dr. Franz Schnürrer.

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambros, Wien.

Altnordische Dichtkunst.

Von Dr. Richard v. Kralik.

Die altnordische Litteratur zeichnet sich nicht nur durch eine unvergleichliche lyrisch-epische Poesie und durch eine ebenso originale Prosadichtung aus, sie steht auch durch die Ausbildung einer poetischen Technik fast ohne Vergleich da. Höchstens bei den Indern kann man, besonders was die Technik des Dramas betrifft, eine gleich ausgebildete Theorie finden. Das, was uns das classische Alterthum hinterlassen hat, ist in dieser Beziehung viel unzulänglicher. Die Poetiken und Rhetoriken des Aristoteles, Horaz, Cicero, Quintilian bieten weitaus nicht die Klarheit und Sicherheit, womit unsere altnordischen Quellen das Wesen der Poesie im Kern erfassen und dem Schüler zu unmittelbarem praktischen Gebrauch überliefern. Ich vermuthe zwar, daß ähnliche Techniken auch dem griechischen und römischen Dichter zur Hand waren; sonst ließe sich die meisterliche Sicherheit der lyrischen und dramatischen Kunstübung kaum erklären. Aber wir haben nichts mehr davon erhalten.

Dagegen will es die Laune der Überlieferung oder auch ein wenig der Charakter dieser urgermanischen Kunstauffassung, daß uns die altnordische Poesie wesentlich in didactischem Sinn und Rahmen erhalten wurde. Gegen das Ende der großen und fruchtbaren Stabdenzeit hat man nämlich das, was bisher auch nur mündlich und lebendig im Bewußtsein des Volkes und seiner Wortführer war, schriftlich fixiert und gesammelt. Am Ende dieser Reihe steht der berühmte Isländer Snorri Sturluson (1179—1241), der Verfasser oder Redactor der Edda und Skalds. „Edda“ soll ja so viel wie „Poetik“ bedeuten, und diese Sammlungen wurden zusammengestellt zu dem Zweck, als Vorbilder, als Lehre zu dienen.

In drei Theile zerfallen diese Arbeiten und geben so dem Jünger in wünschenswerther Klarheit die drei Hauptlehren seiner Kunst: 1. die Lehre vom poetischen Stoff, als welcher mit richtiger Schärfe ausschließlich die „Sage“ im höchsten Sinn erkannt wird, 2. die Lehre von der poetischen Sprache und 3. die Lehre von den Strophenformen.

Den ersten Theil kann ich hier übergehen, denn ich setze die öfters verdeutschte prosaische Edda als bekannt voraus. Nicht so bekannt sind die

Vorreden zu dieser Sagensammlung, die eine Anknüpfung und Ausgleichung der germanischen Göttersage mit der Bibel und der griechischen Götterwelt auf theils euhemeristischer, theils allegorischer Grundlage suchen. Die Schöpfung Adams und Evas, die Noaflut wird erzählt und der Abfall der Menschen vom wahren Glauben. „Aber nichts destominder gewährte Gott irdische Gaben und Weisheit, so daß sie verstanden alle irdischen Dinge und alle Erscheinungen, die sie sehen konnten in Lust und Erde. Das bedachten sie und wunderten sich, wie das zugienge, daß die Erde und die Thiere und die Vögel hätten gleiches Wesen in manchen Dingen und doch ungleich in der Art. Berg und Stein verglichen sie mit Zähnen und Beinen der Lebenden. Sie schlossen aus Wachsthum und Welken, daß die Erde lebend wäre, freilich fürchterlich alt und mächtig. Zu ihr als ihrer Gebärerin zählten sie ihre Geschlechter zurück. Auch schlossen sie aus dem verschiedenen Gang der Himmelszeichen, daß ein Steurer derselben da sein müsse. Diesem und allen Dingen gaben sie Namen auf mannige Weise, so wie die Völker sich schieden und die Zungen sich veränderten.“ Von Zoroaster, dem Erbauer des babylonischen Thurms, erhob sich der Irrthum der Götterverehrung. Er nannte sich Baal. Sein Irrthum wurde vom kretischen Saturnus erneuert, der vor seinem Sohne Jupiter nach dem Norden floh und sich Njörðh nannte. Er lehrte da die Menschen pflügen und Wein pflanzen. Odhinn floh dann vor Pompeius und behauptete, der alte Priamus zu sein. Þryggia hieß nach seiner Frau Frigg. Thorr war der Sohn Memnon's, Sif die Sibylle, Thrudheim ist Thracien. Diese Asen fuhren nach den Nordlanden, wo König Gylfe sie besucht. Nun setzt das Hauptstück der Edda, Gylfe's Täuschung (Gylfaginning) ein. In einem Zwischenwort wird noch Ulixes mit Loki verglichen. Dann folgen „Bragi's Reden“, und endlich mahnt noch ein Nachwort: „Aber dies ist nun zu sagen jungen Skalden, die nach der Skaldschaft, ihrer Wortfülle und den alten Benennungen begehren, daß dies Buch nur zu ihrer Belehrung zu verstehen ist, nicht, um an die heidnischen Götter zu glauben.“

Nur das Allegorische, das Tropische, die Personifikationen, die poetische Verlebendigung der Natur und Geschichte sollte man als ein unumgängliches Ingredienz der poetischen Gestaltung aus der Mythologie lernen, die ja auch einmal aus dem Allegorismus entstanden war. Nur die cultliche Verehrung, die Abgötterei sollte als irrthümlich vermieden werden. Also gereinigt erschien die Mythologie nicht mehr schädlich, sondern sogar geeignet, zum Schmucke christlicher Gegenstände zu dienen. Es ist dieselbe Erscheinung, die bei der Verwendung antiker Motive in der christlichen Kunst durch das ganze Mittelalter, und auch in der Poesie z. B. bei Dante, Sannazaro auftritt.

Damit schließt der erste Theil der altnordischen Poetik, die Edda, und es beginnt die eigentliche Skalda, die Skaldschaftsrede (Skaldskaparmal), die Lehre vom poetischen Ausdruck. Auch sie wird, wie das Vorhergehende, in dialogischer Weise abgehandelt. Der Dichtergott Brage ist es, der dem Meergeist Nægir auf seine Fragen die ganze Theorie auseinandersetzt. Ich gebe aus diesem bisher meines Wissens nicht übersetzten Tractat im folgenden einen Auszug des Wichtigsten nach einer Übersetzung, die ich vor Jahren angefertigt habe nicht in philologischem, sondern in rein sachlichem, praktischem Interesse.

Es wird mit Beispielen kennzeichnender Umschreibung begonnen. Zuerst kommen die verschiedenen aus dem Mythos zu erklärenden Umschreibungen für die Dichtkunst. So sagt z. B. Arnor JarlaSkald:

Es braust das „Bier Alvaters“ (= Dichtung):

Deine Thaten, Herrscher,
Treibt es mich zu künden,
Meine Brust erleichternd.

Oder so spricht Ref:

Der treue Gott, der oftmals
Mir kam zum heiligen Becher
Des Asengotts der Raben,
Weicht dem traurigen Dichter.

Und so sang Eyvind, der „Skaldentöbter“:

Und Siegfried, der den Schwänen einst
Des Lastengotts (Odhin's) das Bier gereicht,
Verlor den Leib u. s. w.

So Ulf Uggason:

Der weitberühmte Ruhmesgott
Reitet zu des Sohnes
Hohem Scheiterhaufen, —
Der Sang fließt mir vom Munde.

Dunkler singt Kormak:

Der Erdenherr, der Bären
Bändigt, schmückt des Dichters
Stirne. Rinda's Liebe
Wich dem Zauber Ygger's.

Einfacher sagt Steinthor:

Ich freue mich am wenigen,
Doch wunderalten Methe
Des krieggebietenden Freundes
Jener holden Gunlab (d. i. Odhin's).

So Ref:

Herr Walgoth du,
Der Himmelswölbung König,
Dir allein verdanken
Wir die Kraft zur Dichtung.

So Einar Stalaglam (Schallspeer):

Mein Amt ist's, des Heergottes (Odhin's)
Trank dem Herrn der Schiffe (dem König)
Freudig zuzutrinken
Nicht der Freia gönn' ich's.

So sagt Thormald Blönduskald:

Nun hab' ich manches
Gemischt in den Meth
Des von Bör gebornen,
Bure's Erben (d. i. Odhin's).

Oder so Orm Steinthorsson:

Bringt die Biergefäße
Und meines Todten Leiche
Zusammen in eine Halle!
Hört Dwalin's Trank, ihr Menschen!

So wieder Ref:

Der Trank des Steinbergvolkes (der Zwerge)
Erregt den Geist des Thorstein.
Es rauscht der Quell der Bergfrau'n.
Zu hören befehl' ich den Menschen.

So Egil:

Gastlich war der Fürst mir;
Dum sing' ich sein Lob.
Ich brachte Odhin's Meth
Auf Englands Boden.

So Glum Geirason:

Männer, hört! Vom Trank der
Asen will ich trinken.
D'rum gebiet' ich Schweigen.
Kriegsang sollt ihr hören.

So Eyrwind:

Ich wünschte Gehör
Für das wonnige Lied,
Bis daß ich berichtet

Gilling's Rache,
 Bis daß seine Abkunft
 Von den Göttern ich sagte
 Im Kesseltrank
 Des Galgengetragenen (Odhin's).

So Einar Stalaglamr:

Den Seewolf (Schiff) lenkt das Gebot des Königs.
 Mir gefällt des Fürsten Absicht.
 Hoch schlägt Odhrörir's Woge (der Dichtertrank)
 An des Sanges Klippen.

Ähnlich derselbe:

Nun wächst die Woge des Kessels;
 Ihr Helden in der Halle,
 Horchet auf und lauschet
 Dem Schiff der Felsenwohner!

So Gilif Gudrunarson:

Sei Richter du der Freundschafts=
 Gaben, wenn der Same
 Des Kessels zu Königs Ehren
 Im Feld des Geistes aufwächst.

So sagt Bölur=Stein:

Egil von Glaumberg! Höre
 Den Strom des Freundes Mimer's!
 Er rauscht um die Klippen des Gaumens;
 Thund's (Odhin's) Hund ward mir gegeben.

So Örm Steinthorson:

Meine Lieder treffen
 Keinen; Spott nicht miß' ich
 Zu dem Sang des Vidur;
 Bin ein bied'rer Sangeschmied.

So Ulf Uggason:

Des Kriegsgotts Trank berauscht
 Olaf's Geist, des milden
 Und klugen Herrn. Den will ich
 Laden zu Grimner's (Odhin's) Gabe.

Alle diese Umschreibungen erklären sich von selbst aus dem sinnreichen Mythos vom Dichtertrank, den die Zwerge zuerst aus Kwafer's Blut mischen, den dann die Riesen rauben und in drei Kesseln durch Gunlödh verwahren lassen, den endlich Wodan diesen nach manchen Gefahren und Arbeiten entlistet.

Daher heißt die Dichtung noch: Awaſer's Blut, Zwergenschiff, Zwergenmeth, Rieſenmeth, Suttungsmeth, Odhinsmeth, Aſenmeth, Vatergeld der Rieſen, Saft Odhrörir's und Boden's und Son's (der drei Keſſel), Saft der Hnitberge, Fang, Fund oder Laſt und Gabe Odhin's u. ſ. w.

Nun folgen die Umſchreibungen der Aſen, die ich übergehe, da ſie in Simrod's Überſetzung der Hauptſache nach, aber ohne die citierten Skaldenſtrophen, vorliegen. Durchſichtiger als in dieſen Götterbenennungen erſcheint die Allegorie in einigen anderen, vielgebrauchten Begriffen. So wird der Himmel als Hirnſchale des Rieſen Ymer, als Arbeit oder Bürde der vier Zwerge, als Helm Weſtri's, Auſtri's, Sudri's, Nordri's bezeichnet, als Erde der Sonne, des Mondes, der Sterne und der Stürme oder der Sternbilder, des Wagens u. ſ. w., als Helm oder Haus der Luſt, der Erde, der Sonne. Einige Beiſpiele aus der Skaldenpoeſie: Des Königs Milde war berühmt unter der alten Hirnſchale Ymer's (Arnor Jarlaſkald). Es zerleckt die Arbeit Auſtri's (derſ.). Der Erde Sohn (Thor) fuhr zu Wagen zum Eiſenſpiel; der Weg des Mondes aber erbebte unter ihm (Thiodolf v. Hvin). Wie immer auch mich, o Diſe (Frau), der Herr der Zwergenbürde aufnehmen wird, er lenkt das Reich des Wagenweges; ich weiß, daß er ein mächtiger König iſt. — Jener, der da warf die Augen des Vaters der Schlittſchuhdiſe (Thiaſſi, Vater der Skadhi) in die weite Schüſſel der Winde über manniger Menſchen Sitze. — Es fehlt viel, daß ein beſſerer Menſchenſchützer wachſe am Grund der Windſchüſſel, umgeben vom tönenden Meer. — Den heiligen Herrn des hohen Erdenzelt's ruſ' ich eher zum Richter an für dieſen Geſang, als die Menſchen; denn jener iſt hehrer. Das Lied beginne! (Stein Herdiſarſon). — O theurer König der Erde des Tages, hilf dem theuren Hermund! (Arnor Jarnaſkald). — Derſelbe: O wahrer Herr der Sonnenzelte, hilf du dem muthigen Rügenwald. — Hallward: Knut wehrt das Land, wie der allmächtige Gott den glänzenden Saal der Berge. — Arnor: Der weiſe Michael ſchätzt das, was unrecht, und alles, was gut ſcheint. Darauf ſcheidet der König des Sonnenhelms auf dem Richtſtuhle die Menſchen. — Wie man ſieht, miſchen ſich hier rein chriſtliche Anſchauungen in die allegoriſche Sage.

Die Erde wird umſchrieben als Fleiſch des Urrieſen Ymer, Mutter des Thor, Tochter Dnar's, Braut Odhin's, Nebenbuhlerin Frigg's und Rinda's und Gunlödh's, Schwiegermutter Siſ's, Boden und Grund des Windſaals, See der Thiere, Tochter der Nacht, Schweſter Aude's und Tag's. Zwei Beiſpiele von Hallfred Vandrädaskald, dem „ſchwierigen Skalden“: Der Rath glückte; ſo geſchah es, daß jener ſchnellrathende Freund des Königs darauf die einzige Tochter Dnar's, die mit Bäumen bekleidete, heimführte. Oder noch

kühner: Es gelang dem Helden, der die Raben reizt, die Braut des Flammaugs, die breittöpfige, durch die Rede des Stahls zu sich zu locken (d. h. ein Land zu erobern).

Die See wird umschrieben als Ymir's, des Weltriesen, Blut, als Gemahl Ran's und Vater der neun Ägirstöchter, auch Erde derselben und der Schiffe, der Fische, des Eises, Weg der Seekönige, Ring der Eilande, Haus des Sunds, des Tangs und der Klippen, Erde der Fischangel, der Seevögel und des Windes z. B. (Orm von Warren): Fahrt wohl! Draußen an der Küste rauscht Ymir's Blut. — Ref: Gerade trägt das Weltthier seine wogenumdrängte Brust durchs Meer von Westen; das Dach der Walfische wird in die Höhe geworfen: ich erwarte Land vor dem Schiffsnabel. — Svein: Als die heftigen und rauchenden Bergwirbel, die frostgenährten, aufhoben und auseinanderjagten die Ägirstöchter, die sturmfrohen. — Ref: Gymer's (= Ägir's) kalte Wala (= Ran) wirft oft den Bären der Schiffsjeile (das Schiff) in Ägir's Rachen, wo die Woge mit Brausen brandet. — Derselbe: Doch das Ross der ungeheuren Wogen (= Schiff), mit Wasser bespritzt, hob die Brust, die rothbemalte, aus dem Rachen der schäumenden Ran. — Einar Skulason: Das Ross des Schwanenfelds (= Schiff) macht den Seegrund in Wirbel versinken. — Derselbe: Die rauschende Erde der Angel umwallt die Küsten. Oder: Die Holmfessel (= See) treibt den Seemannsraben (= Schiff). Oder: der Holmrand (= See), in Herbstkälte schauernd, warf den dichten Schlittschuh der See (= Schiff). Oder: Der stramme Gürtel der kalten Lande springt auseinander vor dem Bord. — Snäbjörn: Sie sagen, die menschenfeindliche Mühle der Klippen (= See) werde außerhalb des Randes der Erde aufgerührt von jenen neun Meerichwestern, die das Lager, darauf die Schiffe zu ruhen pflegen, vor langem zer schlagen haben. Der Ringvertheiler (= König) durchschneidet Hamleth's Mühle (= See) mit dem Schiffsbord.

Nun folgen Umschreibungen der Sonne. So sagt Skuli Thorsteinson: Glen's strahlende Gattin, die götterklare, beschreitet schnell die Gemächer der Göttin; da kam das gute Licht des weißgekleideten Monds. — Einar Skulason: Wo immer die hohe Flamme des Lustjaals über unseren hehren Freund, den goldgebigsten (König) dahinschreitet.

Der Wind heißt Fornjot's Sohn, Bruder Ägir's und des Feuers, Brecher der Bäume, Schaden, Verderben, Hund oder Wolf der Segel und Bäume; z. B. Svein: Zuerst fiengen Fornjot's Söhne an, den Schnee zu treiben.

Das Feuer heißt Bruder des Winds und Ägir's, Tödter und Schaden der Bäume und Häuser, Sonne der Häuser.

Der Winter heißt Windkühl's Sohn, Tödter der Wärme, Zeit der Stürme, z. B.: Ich rathe dem blinden Manne, daß er hier zufrieden mit Windkühl's Sohne lebe (Orm Steinhorsson). Oder Asgrim: Der Siegerringer, der Freigebige (König) durchlebte jenen Schmerz der Schlange (den Winter) darauf in Thrandheim.

Der Sommer dagegen ist Süßwind's Sohn, Fruchtzeit, Glück der Wärme; z. B. (Egil): Röther des Wolfzahns (König)! Schwingen wir unsere hehren Schwerter! Große Dinge müssen wir vollbringen in dieser Freudenzeit der Schlangen.

Eine große Rolle bei den altnordischen Skalden ebenso wie bei Dichtern anderer Zeitalter und Völker spielt das Gold; es wird nach bekannten Mythen umschrieben als Feuer Agir's und Ran's, der Meergötter, in dessen Saal es statt des Lichtes leuchtet, als Laub des Haines Glasir, als Haar der Göttin Sif, als Hauptband Fulla's, Thränen Freia's, Mundrede, Sprache oder Wort der Riesen, weil diese einst mangels anderer Instrumente das Gold bei einer Erbtheilung mit dem Munde maßen; als Tropfen, Regen oder Schauer des Wunderrings Draupner oder der Augen Freia's, als Otterbuße, Wehrgeld der Asen, Feuer der Wasser oder der Hand, Klippen oder Blinken der Hand u.

Einige Beispiele. So sagt Brage: Beim Trinkgelag erhielt ich vom König das Feuer des fischreichen Meeres; das gab mir der Fürst für den Trank Fiölnir's (die Dichtung).

So Eyvind der Skaldentödter: Die Sonne, scheinend in Fulla's Band, glänzte während Hafon's ganzer Zeit den Skalden auf den Bergen, die Uller's Schiff (den Schlittschuh) tragen.

So sagt Skuli Thorsteinson: Viele Kämpfer, mit Mordfeuer schadend, erhielten am Morgen viele „Thränen der Freia“, weil wir den Mann vertrieben hatten; da waren wir dabei. Einar Skulason singt: Die harte Nacht des Meeres brachte neulich mir den Schnee der Schüsseln (Silber). Oder noch kühner: Der kriegskühne Held, der, Odhin's Versammlung (das Heer) umdrängend, Streit erregt, gab mir die Tochter der Wanenbraut, die übermächtige (Freia's); jener mächtige Lenker der Schwerterversammlung führte die Tochter der Gefn (Freia's), besprengt mit den Kohlen (Gluten) des Weges, der von Gautref's Schwänen betreten wird, in das Bett des Skalden. Das heißt einfach: der Dichter ist gut bezahlt worden. Oder: Ich hörte, die Mägde Frodhi's hätten eifrig gemahlen das Rissen der Schlange (Gold). Dies Mehl Fenja's tragen die reichen Seiten meiner Art in Holz eingelegt. Des milden Königs Gut macht den Dichter angesehen. —

Thiodolf und andere Stalben benennen das Gold nach König Krake, der es einst, um die verfolgenden Feinde aufzuhalten, auf der Flucht ausgestreut hatte: Der König besäet seinen Mannen das reichtragende Ackerfeld der Ringe, die es lieben, an den Gliedern zu bleiben (d. i. die Hand), mit dem Samen von Yrsa's Geschlecht; der lasterfliehende Herr des Reichs bestreute mir selbst das Feld des Habichts, das mit warmen Fleisch bedeckte (die Hand), mit der lichten Saat Krake's. Im alten Bjarkamal werden die Benennungen des Goldes also gehäuft:

1. Jener freigebigste König gab seinem Gefolge der Fenja Werk, Fosner's Wittgard, Glasir's Glühlaub, Grane's schöne Bürde, Draupner's theuren Schweiß, die Daunen Grabwolf's (des Drachen).

2. Es gab der milde König, die Mannen empfingen: Sif's Haar, Eis der Hand, Otter's erzwungene Buße, die Zähnen der Marðall (Freia), das Feuer Drona's, Yde's (des Riesen) glänzende Reden.

3. Wir giengen schöngeschmückt mit Thiasse's Verhandlungen. Der Kriegswaise erfreute viele Männer mit des Rheines Rotherz, dem Streit der Nibelungen; jenen kampfkühnen König schütze der schweigende Balder!

Einar Skulason nennt Silber und Gold zusammen: den Schnee und das Feuer des Beutels. Er singt auch: Die Flamme des Meeres (Gold) bleibt täglich über dem weißen Schnee der Schüssel (Silber); doch der König, den Schnabel des Seerosses (Schiffes) mit Schilden schmückend, hegt freigebigen Sinn. Nie kann der Schnee der Schüsseln schmelzen wegen des Feuers des tönenden Halmweges. Den König, der die goldenen Spiralsringe austheilt, nennen die Stalben Goldbrecher, Goldwerfer, Goldfeind; z. B. singt Ottar der Schwarze: Ich bedarf des Wohlwollens der hehren Mannen des Goldbrechers; hier innen ist die starke Schar beim kriegskundigen Fürsten." Oder Einar Skulaglam: „Der Goldsender läßt den Herrn der Erde Ygger's Trank genießen. Seine köstlichen Geschenke empfing ich." Oder Thormald Blandastald: „Der Goldfeind wirft die Kohlen des Armes; der König gibt rothe Schätze; der Vernichter der Übelthäter streut die Last Grane's."

(Schluß im nächsten Heft.)





Über flüssige Luft.

Von Prof. Th. I. Hartwig.

Walter Scott schildert in einem Roman die ungläubige Verwunderung eines Orientalen, als ein Kreuzfahrer von seiner kalten Heimat berichtet, daß das Wasser im Winter hart und fest werde und in Stücke geschlagen werden könne. Und jener Orientale glaubte an die Wunder von Tausend und eine Nacht.

In unseren Tagen lassen die greifbareren Wunder der modernen Technik uns manches Seltsame gewöhnlich erscheinen; dennoch werden wir wohl kaum ein ähnliches Staunen unterdrücken können, wenn wir zum ersten Male hören, daß es gelungen ist, die Luft in den flüssigen Zustand überzuführen.

Der technisch-amerikanische Geist spricht bereits von einem anbrechenden „Jahrhundert der flüssigen Luft“ und sinnt in hundert Köpfen der praktischen Verwendbarkeit des neuen Mediums nach, wir guten Europäer aber denken langsamer und müssen die seltsame Kunde zunächst intellectuell verarbeiten, um unser Denken gleichsam an neue Sitten und Gebräuche zu gewöhnen.

Wir erinnern uns an die vier Elemente des Empedokles: Luft, Wasser, Erde, Feuer als Repräsentanten des Trockenen, Feuchten, Kalten und Warmen. Wenn wir auch längst in der Chemie diese Unterscheidung fallen gelassen und uns mit etlichen 70 bis 80 Elementen vertraut gemacht haben, ist doch in unserer Vorstellung etwas von der alten Denkweise zurückgeblieben, und es ist uns ein unsagbar fremdartiger Anblick, wenn wir die Luft in einem Becherglas als eine hellblaue, wässerige Flüssigkeit vor uns haben, welche auf die kalte Erde gegossen, aufzischt und verdampft, „wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.“ Wir werden an die Shakespeare'schen Dogensprüche erinnert, denn das Trockene scheint naß und das Kalte gleichzeitig warm zu sein; deutlicher konnte Empedokles nicht widerlegt werden.

Einst schrieb Kepler seinen Traum vom Mond, um seinen Zeitgenossen klar zu machen, daß einem Mondbewohner das Weltall ganz anders als uns Erdenwesen erscheinen müßte. In neuester Zeit erörtern verschiedene Physiologen mit großem Scharfsinn die Frage, wie uns die Welt erscheinen würde, wenn wir von Natur aus mit anderen Sinneswerkzeugen ausgestattet wären, z. B. statt zweier Augen nur ein einziges besäßen u. s. w. Ebenso

erwähnt Du Brel in seinem Buch „Der Spiritismus“, welcher reicher und seltsamer Empfindungszuwachs aus einer — immerhin denkbaren — nervlichen Verbindung unseres Gehörorgans und des Gesichtsinnes resultieren würde. Wir müßten dann nothwendigerweise die verschiedenen Farben als aufeinanderfolgende Töne hören und umgekehrt die Tonleiter als Farbenscala sehen.

Wozu aber diese phantastischen Speculationen? Unser Vorstellungskreis ändert sich doch schon in der bestehenden Constellation kosmologischer und organischer Lebensbedingungen beinahe mit jeder neuen naturwissenschaftlichen Errungenschaft. Auch die Verflüssigung der Luft muß unser Weltbild verändern.

Wir stehen vor einer Thatfache: die Luft, die wir athmen, die unsere Erde als gasförmiges Meer umhüllt und gegen den Weltraum abgrenzt, ist bei einer Temperatur von ungefähr 200° Celsius unter Null als flüssig vorzustellen. Die Luft kann nun nicht mehr als der Generalvertreter des gasförmigen Zustandes gelten, den man bisher auch völlig zutreffend als „luftförmigen“ charakterisieren durfte. Die Luft ist vielmehr als der Dampf einer Flüssigkeit zu betrachten, die bei -200° siedet. Der Ausdruck „sieden“ scheint allerdings für eine solche tiefe Temperatur unpassend gewählt zu sein, da wir unwillkürlich an die 100° Wärme des kochenden Wassers denken müssen. Doch haben wir jede Wärmeangabe als eine bloß relative anzusehen, und jeder Körper von gewöhnlicher Temperatur ist heiß gegenüber der kalten flüssigen Luft.

Wir werden danach begreifen, daß ein beliebiger Gegenstand, in flüssige Luft geworfen, ein Aufzischen verursacht, wie wenn ein glühender Stahl in kaltes Wasser getaucht wird. Kein Experiment könnte uns anschaulicher die Relativität der Naturvorgänge verdeutlichen.

Man hatte früher Dämpfe und Gase strenge gesondert. Als unterscheidendes Merkmal nahm man an, daß ein Dampf durch Druck zu verflüssigen sei, was für ein Gas nicht galt. Später, als es gelang, die Kohlensäure durch großen Druck zu condensieren, unterschied man noch sogenannte coërcible und permanente Gase. Zu den letzteren, die auch einem Druck von mehreren tausend Atmosphären*) widerstanden, rechnete man die Luft, d. h. Stickstoff und Sauerstoff, ferner Wasserstoff u. a.

Da lieferte Andrews im Jahre 1869 endlich eine befriedigende Lösung. Er zeigte, daß es für jeden Dampf eine „kritische Temperatur“ gäbe, oberhalb welcher derselbe bei noch so großem Druck gasförmig bleibe.

*) 1 Atmosphäre = 1 Kilogramm pro Quadratcentimeter.

Wir können uns dieses, auf den ersten Blick anscheinend merkwürdige Verhalten auf folgende Weise einfach erklären. Das Sieden einer Flüssigkeit bedeutet die Umwandlung derselben in den Dampf- oder Gaszustand. Der entstehende Dampf hat, um aus der Flüssigkeit entweichen zu können, den auf derselben lastenden Luftdruck zu überwinden. Wenn wir daher sagen, das Wasser siedet bei 100° , so meinen wir damit, daß der bei 100° entwickelte Wasserdampf eine Spannkraft besitzt, die gerade so groß ist, wie der äußere Luftdruck, der normal einem Barometerstand von 760 Millimeter entspricht. Ist daher der auf der Wasseroberfläche lastende Druck ein geringerer, so muß das Sieden bereits bei einer niedrigeren Temperatur beginnen. Thatjächlich kann man unter der Luftpumpe das Wasser schon bei 80° zum Sieden bringen, wenn die Luft auf die halbe Dichtigkeit gebracht wird, bei 60° , wenn der Druck nur mehr $\frac{1}{5}$ Atmosphäre beträgt u. s. w.

Umgekehrt aber wird bei steigendem Druck das Sieden nur bei erhöhter Temperatur eintreten. Unter zwei Atmosphären Druck wird das Wasser erst bei ungefähr 120° , unter 10 Atmosphären Druck bei etwa 180° siedend, d. h. bei 180° besitzt der Wasserdampf eine Spannkraft von 10 Atmosphären.

Erhitzt man nun Wasser in einem geschlossenen Gefäß, so daß der Dampf nicht ins Freie entweichen kann, dann wird dieser selbst schließlich durch seine Spannkraft das weitere Sieden verhindern. Der Dampf ist dann der vorhandenen Temperatur entsprechend „gesättigt“.

Bei weiterer Erwärmung geht abermals etwas Wasser in Dampf über, wodurch die Dampfdichte und der Dampfdruck immer größer wird, die Dichte der restierenden Flüssigkeit aber stetig abnimmt. Es muß daher endlich eine Temperatur erreicht werden, bei welcher die Dichte des Dampfes gerade so groß ist wie jene des Wassers, und diese nennen wir eben die „kritische Temperatur“.

Sie beträgt für Wasser 365° . Oberhalb derselben würde das Wasser in flüssigem Zustande eine geringere Dichte als der gesättigte Dampf besitzen, d. h. die vorhandene Masse würde ein größeres Volumen flüssig, als dampfförmig einnehmen. Das ist aber unmöglich. Denn die herrschende Dampfspannung ist bei 365° auf 200 Atmosphären gestiegen, und die Substanz wird sich naturgemäß in jene Form verwandeln, welche diesem hohen Druck am meisten widersteht, und das ist die Form des kleinsten Volumens und der größten Dichte: die Dampfform, d. h. oberhalb der kritischen Temperatur muß die Flüssigkeit vollständig in Dampf übergehen.

Im Grunde genommen läßt sich in diesem kritischen Zustande überhaupt ein strenger Unterschied zwischen Flüssigkeit und Dampf nicht fassen. Wir ziehen den letzteren Namen nur vor, weil die Substanz bei Abnahme

des Druckes immer mehr die Eigenschaften eines Gases zeigt. Und als Gas werden wir nunmehr jeden Körper oberhalb seiner kritischen Temperatur bezeichnen, während er unterhalb derselben in coërcibler Dampfform auftritt.

Die Kohlensäure, welche schon bei der kritischen Temperatur von 31° Wärme unter 75 Atmosphären verflüssigt werden kann, ist demnach für gewöhnlich geradezu als Dampf anzusehen, nur über $+31^{\circ}$ ist sie — vergleichsweise gesprochen — ein permanentes Gas.

Mendelejeff hat in diesem Sinn auch die kritische Temperatur den absoluten Siedepunkt einer Flüssigkeit genannt, da bei dieser Temperatur das Sieden ohne Rücksicht auf den äußeren Druck erfolgt. Was wir gewöhnlich als Siedepunkt bezeichnen, zeigt nur jene Temperatur an, bei welcher eine Flüssigkeit unter dem normalen Luftdruck von 760 Millimetern in Dampf übergeht.

Dieser Siedepunkt liegt natürlich tief unter der kritischen Temperatur. Der Siedepunkt des Wassers liegt 265° tiefer, denn erst über 365° wird der Wasserdampf permanent. Der Siedepunkt der Kohlensäure liegt bei -78° , woraus erklärlich wird, warum wir diesen Körper für gewöhnlich als „Gas“ ansprechen.

Wir können überhaupt Gase als überhitzte Dämpfe ansehen, die sehr weit von ihrem Sättigungspunkt entfernt sind, d. h. deren Siedepunkt sehr tief liegt.

Auf diese Weise können wir die Relativität der Aggregatzustände gedanklich feststellen. Um den Gedanken zur That werden zu lassen, bedürfen wir allerdings noch der Herstellung von sehr tiefen Temperaturen.

Wir gehen von zwei sehr bekannten Erscheinungen aus. Wir befeuchten die Hand mit Wasser, Alkohol oder Äther und führen durch rasche Bewegung das Verdunsten der Flüssigkeit herbei. Wir verspüren in der Hand ein starkes Kältegefühl. Die Flüssigkeit hat beim Verdunsten Wärme verbraucht und seiner nächsten Umgebung, der Handfläche, entzogen. Es entsteht sogenannte Verdunstungskälte.

Die zweite Erscheinung kann leicht beobachtet werden, wenn man durch Blasen einen kalten Luftstrom erzeugen will. Wir spitzen zu diesem Behufe die Lippen, um einen möglichst kleinen Spalt herzustellen, und pressen die Luft aus unseren Lungen in die Mundhöhle, wodurch sie comprimiert wird und nun durch die enge Mundöffnung unter starkem Druck ins Freie tritt. Hier tritt nun eine plötzliche, durch den verminderten Luftdruck bedingte Entspannung ein, die Luft dehnt sich aus, leistet gegen den äußeren Widerstand eine Arbeit, wozu sie Wärme bedarf, und die Temperatur des sonst warmen Athems wird bedeutend erniedrigt. Diese beiden alltäglichen Er-

scheinungen enthalten die Grundprincipien der anzuwendenden Abkühlungsmethoden.

So gelang es im Jahre 1877 Cailletet, verschiedene „permanente“ Gase zu verflüssigen. Er verdichtete zunächst das Gas in einer engen Röhre auf einige hundert Atmosphären und kühlte diese Röhre durch verdunstende schweflige Säure auf -30° ab. Dann ließ er das comprimierte Gas durch einen engen Hahn ins Freie treten, wodurch die Temperatur unter den kritischen Punkt gelangte, wonach Nebel- und Tropfenbildung eintrat.

Zu gleicher Zeit stellte Pictet größere Mengen der flüssigen Gase dar, indem er statt der schwefeligen Säure, die bei -10° siedet, flüssige Kohlen- säure verwendete, deren Siedepunkt, wie bereits erwähnt, viel tiefer liegt. Um die Verdunstung derselben zu befördern, wurden Pumpen verwendet, welche einerseits das verdampfende Gas rasch beseitigten, andererseits neue flüssige Kohlen- säure zuführten. Dadurch wurde das innere Gefäß bereits auf eine Temperatur von -130° gebracht. Ähnliche Methoden rühren von Dewar und Hampson her.

Die fabrikmäßige Herstellung der flüssigen Luft ist aber erst 1895 durch einen Apparat von Professor Linde möglich geworden. Seine Methode beruht auf einem Kreisproceß, bei dem Luft allein in Anwendung kommt. Der Vorgang ist in kurzen Zügen folgender: durch eine zweicylindrige Compressions- pumpe wird Luft auf 200 Atmosphären verdichtet und durch Anwendung einer Kältemischung auf -10° gebracht. Diese Luft wird expandiert, dadurch bedeutend abgekühlt und neuerlich der Compressionspumpe zugeführt. Durch diese continuierliche selbstthätige Abkühlung gelangt man bald zu jener Temperatur, bei welcher Luft unter normalem Druck flüssig wird. Die Röhren des Apparates sind durch Schafwolle gegen die Einwirkung von äußerer Wärme möglichst isoliert. Von Zeit zu Zeit kann die flüssige Luft durch einen Hahn in ein Dewargefäß abgelassen werden.

Dieses offene Gefäß ist doppelwandig und an der Innenseite mit einem Silberspiegel bedeckt, der alle auftreffenden Wärmestrahlen reflectiert. Dadurch erhält sich die Luft verhältnismäßig lange flüssig, weil die an der Oberfläche verdunstende Luft eine solche Kälte hervorruft, daß die darunter befindlichen Schichten in dem flüssigen Zustand verharren.

Gießt man die flüssige Luft in ein gewöhnliches Becherglas, so beginnt sie lebhaft zu kochen, während das Glas sich rasch durch die Feuchtigkeit der umgebenden Luft mit einer dichten Reisschichte bedeckt und an den aufsteigenden Luftdämpfen — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — der atmosphärische Wasserdunst zu dichten Nebeln sich condensiert, so daß die flüssige Luft zu rauchen scheint und eher den Eindruck einer heißen Substanz macht, was zu der Eis-

schichte am Glase seltsam contrastiert. Hält man einen glimmenden Span in das Glas, so beginnt er lebhaft zu brennen und verkündet so die Anwesenheit des Sauerstoffes.

Genauere Untersuchungen haben nun gezeigt, daß die flüssige Luft eine andere Zusammensetzung besitzt als die Atmosphäre. Diese enthält neben 4 Theilen Stickstoff 1 Theil Sauerstoff. Die flüssige Luft ist erheblich sauerstoffreicher, es kommen 2 Theile Sauerstoff auf nur 1 Theil Stickstoff. Dies rührt daher, daß der Sauerstoff schon bei -183° , der Stickstoff aber erst bei -194° flüssig wird.

Damit ist aber zugleich eine praktische Anwendung gegeben. Es kann die flüssige Luft als solche — weil sauerstoffreicher — zur Verbesserung der Luft in Wohn- und Krankenzimmern Verwendung finden. Andererseits kann durch eine geeignete Vorrichtung bei der Verflüssigung nahezu reiner Sauerstoff erzeugt werden.

Mit diesem flüssigen Sauerstoff sind die hübschen Versuche möglich, die Dewar ausgeführt hat. Er ließ einen Wasserstoffstrom in flüssigem Sauerstoff aufsteigen und verbrennen. Das bei der Verbrennung entstehende Wasser steigt als Schnee an die Oberfläche: Schnee als Asche wirkt immerhin verblüffend.

Eine ähnliche Überraschung bieten Leuchtgas oder Acetylen, welche, in flüssige Luft geleitet, in weiße Flocken erstarren und in dieser Form als Schnee angezündet werden können.

Flüssige Luft auf Wasser gegossen, formt sich in Kügelchen, die auf dem Niveau wie auf einer glühenden Herdplatte tanzen und verdampfen, während die darunter befindliche Wasserfläche zu Eis erstarrt. Eine Bleiglocke kann durch flüssige Luft zum Tönen gebracht werden, da das Blei bei der tiefen Temperatur hart und spröde wird.

Das sind aber nur Demonstrationsversuche. Die Chemie zieht wichtigere Vortheile aus der flüssigen Luft. Durch rasche Verdunstung derselben wird eine so große Kälte erzeugt, daß auch der Wasserstoff verflüssigt werden kann. Umgekehrt kann man wieder mit Hilfe dieses condensierten Wasserstoffes die Luft sogar zum Gefrieren bringen. Man kann nun dadurch aus der Luft jene Stoffe ausscheiden, welche schwerer als diese flüssig werden. Professor H. R. W. Ramsay ist in London es auf diesem Wege gelungen, in der Atmosphäre fünf neue chemische Elemente zu entdecken: Argon, Helium, Krypton, Neon und Xenon, von welchen nur die ersten zwei bisher näher bekannt waren. Vorzugsweise aber wird die flüssige Luft zur Untersuchung der chemischen Reaktionsfähigkeit dienen, welche bei so großer Kälte stark herabgemindert ist.

Die größte Umwälzung verspricht man sich für die Technik. Charles Tripler in New-York machte Versuche, um die flüssige Luft als treibende Kraft für Maschinen zu verwenden, da sie den Vortheil bietet, ohne Erzeugung von Hitze zu arbeiten. Sie soll ferner zur Speisung von Kälteöfen Anwendung finden, wie dies bereits im vergangenen heißen Sommer versucht worden sein soll, und endlich hat die flüssige Luft Eingang in die Sprengtechnik gefunden, z. B. beim Bau des Simplontunnels. Die Vortheile dieses „Sprengmittels der Zukunft“ liegt in der geringsten Entwicklung von Gasen, in der Möglichkeit, die Patronen an Ort und Stelle zu erzeugen und in der Vermeidung von verspäteten Explosionen und unbeabsichtigten Zündungen, weil die Berührung des Sprengmittels ausgeschlossen ist.

Damit eröffnet sich ein neuer Weg für den Bergwerksbetrieb, ein Beitrag zur Lösung der Schlagwetterfrage.

Wir haben in all' diesen Anwendungen hauptsächlich zwei Momente hervorzuheben: die tiefe Temperatur und den Sauerstoffgehalt der flüssigen Luft. In diesem Sinne hat auch die Medicin von dem neuen Medium Besitz ergriffen. Die amerikanischen Ärzte White und Pearce berichten über die Verwendung der flüssigen Luft bei chirurgischen Eingriffen, zur Desinfection und für Nervenschmerzen. Allerdings liegt uns zur Beurtheilung dieser Frage noch zu geringes Material vor.

Jedenfalls aber hat die flüssige Luft die stille Werkstatt des Chemikers längst verlassen und nimmt ihren Weg durch die Fabriken und Krankenzimmer. Der grübelnde Theoretiker hat sie wie eine müßige Frage aufgestöbert und wie ein Spielzeug den wissenschaftlichen Idealisten geschenkt. Und wie schon manches andere wissenschaftliche Spielzeug gewinnt auch dieses nun plötzlich für die Praktiker und Realisten durch die Möglichkeit einer einfachen Erzeugung im Großen an Ernst und Bedeutung. Wir aber gedenken nunmehr in dankbarer Erinnerung der Arbeiten eines Faraday, der rein platonisch noch jene Wege betrat, die zu dem chemischen Nordpol führen, jener Temperatur von 273° Kälte, die wir den absoluten Nullpunkt nennen und der wir durch die flüssige Luft wieder um ein gutes Stück näher gekommen sind.



Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

II.

Ministerium Schwarzenberg-Stadion.

7.

Im 23. October empfing ich ein vom 22. datirtes Schreiben des Ministers Wessenberg, mich „in möglichst kurzer Frist zu einer nothwendigen Besprechung in Olmütz einzufinden“. Ich konnte mir denken, um was es sich handeln werde! So nahm ich denn von meinem lieben Weibchen, kaum daß ich wieder ein paar Tage mit ihm zugebracht hatte, noch denselben Abend Abschied und bestieg den Eisenbahnzug, der mich nach der alten mährischen Hauptstadt führen sollte. Denselben Zug benützten Palacký und Píntas, die somit meine Reisegefährten wurden.

Olmütz war damals der politische Mittelpunkt des Reiches. Da der Kaiser dort sein Hoflager aufgeschlagen hatte, nahmen auch die Gesandten der befreundeten Mächte daselbst ihren zeitweiligen Wohnsitz. Aus allen fremden Staaten, aus allen österreichischen Ländern gab es ein fortwährendes Kommen und Gehen. Einzelne Vertrauensmänner und ganze Deputationen von politischen Körperschaften, Städten und Ländern erschienen jeden Tag. Vom alten Feldmarschall in Italien war Graf Huhn, i. i. Major im Generalstabe, abgeschickt, um sich über den Stand der Dinge nordwärts der Alpen zu informieren und darüber an das Haupt-Quartier nach Mailand zu berichten. Am 21. war Huhn in Olmütz eingetroffen und noch am selben Tage von Sr. Majestät empfangen worden. Er hatte dem Kaiser die Ansichten Radežky's über die Lage in Italien vorzutragen und des Kaisers weitere Befehle einzuholen; er hatte auch die Versicherung zu erneuern, daß die Armee in Italien in unerschütterlicher Treue verharre und dem Allerhöchsten Kriegsherrn unbedingten Gehorsam bewahre. Mit sichtlicher Freude vernahm der Kaiser diese Worte; er ließ die Kaiserin zu sich entbieten und forderte Huhn auf, in ihrer Gegenwart das Gesagte zu wiederholen. Der Kaiser reichte der Kaiserin die Hand und sprach mit tiefer Rührung: „Das

habe ich von Meinem Marschall und von dieser braven Armee erwartet.“ Die Kaiserin dankte dem Officier mit feuchten Augen für die freudige Botschaft . . .

Eine Freude andern Charakters, ein wahrer Trost in ihrer traurigen Lage wurde dem Kaiserpaare zutheil. Tag für Tag erschienen bald aus diesem, bald aus jenem Bezirke Bänderien berittener Bauern, um dem Hofe ihre Huldigung zu bezeugen. Sie zogen zwei und zwei, oft in langer Reihe, vor den fürst-erzbischöflichen Palaß und hielten gewöhnlich unterhalb des Balcons über dem Hauptthore; der Anführer in Begleitung eines oder zweier aus ihrer Mitte verfügte sich in den Saal, um vor den Majestäten einige Worte des Dankes und der Ergebenheit zu sprechen. Zumeist war eine geschmückte Bäuerin dabei, die dem Kaiserpaare ländliche Gaben überreichte: Hühner und Eier oder ein fleckenloses Lamm, einen landesüblichen Kolatsch u. dgl. Manchmal geschah es, daß der Kaiser, nachdem er die Gabe empfangen und den Redner gütig angehört, demselben die Hand reichte, und wenn es dieser tief ergriffen den Seinen unten erzählte, dann fielen diese über seine Hand her, die sie mit Küßen bedeckten, gleichsam um auch etwas von dem kaiserlichen Händedruck zu haben. Mitunter fielen wohl auch komische Scenen vor. So soll eines Tages eine Bauerndeputation erschienen sein, die den Kaiser, als ihnen dieser versicherte, von der Aufhebung der Robot solle nichts zurückgenommen werden, in aller Unterthänigkeit bat, er möge ihnen darauf seinen Handschlag geben. Eine böshafte Version lautete: er möge es ihnen, damit sie der Sache ganz sicher wären, auf einem Stempelbogen bestätigen. Thatsächlich hatten viele dieser schlichten Leute von den neuen Einrichtungen sonderbare Begriffe. „Ich bitte dich, was ist denn das, Constitution?“ fragte ein Hana! den andern. „Weißt“, das ist, wenn der Kaiser in Pension geht.“

Die großartigste dieser Bänderien war am 21. in Olmütz eingezogen, also gerade an dem Tage, wo die letzte Deputation aus Wien daselbst weilte. Mehr als tausend Bauern bildeten den Zug und eine Deputation überreichte dem Kaiserpaare einen riesigen, mit Blumen und allerhand Glitter geschmückten Kolatsch, einen jener Monstre-Kuchen, bei dessen Anfertigung der Backofen auseinandergeworfen wird.

Es war das an einem Samstage. Auf den Sonntag darauf, 22. October, fiel die sogenannte Kaiser-Kirchweih im ganzen Reiche. Niemals noch war diese vom Landvolk mit freudigeren Gefühlen begangen worden, besonders in der gesegneten Hana! Aus allen Schenken ertönte Musik, auf den Tanzböden drehte man sich, hüpfte und sprang man, an vielen Orten gab es festliche Aufzüge. „Das ist heuer eine Kirchweih,“ sagten die frohen Leutchen, „wie wir und unsere Väter noch keine erlebt haben, eine wahre

Kaiser-Kirchweih, weil wir den gütigen Kaiser in unserer Mitte haben, der uns die Robot geschenkt hat!"

Und noch ein Geschenk machte ihnen der Kaiser durch ein Patent, das er an diesem Tage in Olmütz unterzeichnete.

* * *

Am Morgen des 24. kamen Palacký, Pinkas und ich am Olmüzer Bahnhofe an. Als wir in den Wartesaal traten, waren da einige Bürger von Kremsier, die uns mit freudestrahenden Gesichtern mittheilten, wie sie erst als Gerücht vernommen hätten, daß der Reichstag nach Kremsier solle verlegt werden; wie sie es gar nicht hätten glauben können, daß ihrer Stadt solches Glück und so hohe Ehre und Auszeichnung solle beschieden sein; wie sie aber jetzt in Olmütz ganz sicher vernommen hätten, es sei in der That so beschlossen, und wie sie nun nach Kremsier zurückeilten, um ihren Mitbürgern diese überraschende Kunde zu bringen. . . Was also Palacký und Pinkas vom Hofe erbitten sollten, war bereits entschieden, und sie hätten darum gleich am Bahnhofe bleiben und auf den nächsten Gegenzug warten können, der sie nach Prag zurückbrächte. Allein der mündliche Bericht der Kremsierer reichte doch für sich allein nicht aus, und dann sollten ja die beiden Prager Abgeordneten erwirken, daß der Reichstag „so bald als möglich“ zusammenberufen werde, worüber sie keine Gewissheit hatten. So fuhren denn wir drei zusammen im Wagen in die Stadt und stiegen in demselben Gasthause ab, das wenige Tage zuvor Brauner und mir zum Absteigequartier gedient hatte. Es standen nur zwei Zimmer zu Gebote, in deren einem Palacký und ich gemeinschaftlich Unterkunft fanden. Es war so früh am Morgen, daß wir noch ein wenig der Ruhe pflegen konnten, ehe wir uns für unser Tagwerk rüsteten.

Aus welchem Grunde ich nach Olmütz berufen worden, darüber konnte ich wohl nach dem, was Stadion mit mir schon in Prag verhandelt, und nach der Weise, wie er mich während meines letzten Aufenthaltes in Olmütz an sich gezogen hatte, kaum in Zweifel sein. Auch war es ja allgemein bekannt, daß die Bildung eines neuen Ministeriums im Werke sei, und mein Name war in jüngster Zeit zu wiederholtenmalen genannt worden. Schon am 17. October hatte im Wiener Reichstage folgende Ministerliste die Runde gemacht: Inneres Stadion, Justiz Helfert, Handel Bruck, öffentliche Arbeiten Brauner, Krieg WindischGraetz, Äußeres Graf Ferdinand Colloredo. Einige Tage später brachten Wiener Blätter eine andere Liste, worin die ersten vier Namen sich gleich blieben, für den Krieg aber neben WindischGraetz auch Welden genannt wurde; ferner: Wessenberg als Ministerpräsident ohne Portefeuille, Palacký für Unterricht; die Namen für Finanzen und Äußeres, hieß es, seien noch nicht bestimmt. Andere Blätter nannten Wessenberg für das

Äußere, Bach für die Justiz, Kraus für die Finanzen, Cajetan Mayer für das Innere. Stadion selbst hatte, da Brauner und ich in Olmütz waren, uns ersucht, ihm jene Namen aufzuschreiben, auf welche unsere Partei ihre Aufmerksamkeit gerichtet hätte. Die böhmischen Abgeordneten hatten schon in Prag die Sache wiederholt besprochen, aber ihr Urtheil nicht festgestellt. Für das Äußere war unter uns Colloredo genannt worden, aber auch der k. k. Gesandte Graf Eduard Woyna in Brüssel und Oberst v. Hauslab, für das Innere Bach und Cajetan Mayer; für den Krieg wieder Hauslab, und weiter die Generale Schönhals, Frank; für die Justiz Lasser oder Brauner; für die öffentlichen Arbeiten Oberst v. Mayern, nach ihm der Staatsbahnen-Inspector Alois Negrelli; für die Finanzen Kraus, nach ihm Baron Stifft d. ä., für den Handel Hornbostel; auf dem Brouillon, der noch in meinen Händen ist und von Brauner herrühren dürfte, ist von einer fremden Hand — die Schriftzüge sind die Stadion's — zuletzt hinzugefügt: „Unterricht?“, wofür wir keinen Namen aufgeschrieben hatten. Außerdem waren aber in unseren Kreisen noch verschiedene Namen und mit wechselnder Bestimmung genannt worden: Wessenberg als Präsident ohne Portefeuille; Schmerling für Inneres oder Justiz; Stadion für das Innere, mit Mayer, Fischer oder Brauner als Unterstaatssecretär; Bach für die Justiz mit Lasser als Unterstaatssecretär; Brud oder Herzig für den Handel; Doblhoff für öffentliche Arbeiten mit dem galizischen Abgeordneten Smarzewski als Unterstaatssecretär; Balacký für Unterricht mit Exner oder Szaszkiewicz als Unterstaatssecretär; Stamež-Mayer für die Finanzen, Graf Bubna für den Krieg. Unser Bestreben war dahin gerichtet, möglichst die verschiedenen Länder zu berücksichtigen und zwar Abgeordnete zu nennen, denen wir die Eignung zutrauten. Über diesen Kreis hinaus mangelte uns die Personenkenntnis; für das Äußere und den Krieg nahmen wir Namen vom bloßen Hörensagen, wir tappten bei unserer Wahl sozusagen auf das Gerathewohl herum.

Meinen Namen hatten die Unseren nicht genannt. Ich war ihnen wohl zu jung, und darin hatten sie nicht Unrecht. Allein bei Stadion war gerade dieser Umstand meine Empfehlung. Wie er selbst ein Original war, so liebte er auch bei seinen Manoeuvres das Überraschende, das Ungewöhnliche. Ein Minister von kaum 28 Jahren, das war gerade nach seinem Geschmack.

Der Name Felix Schwarzenberg fand sich in keinem dieser Programme; an ihn dachten weder wir, noch sonst jemand in Wien oder Prag. Eine besondere Schwierigkeit war es mit Bach. „Wenn man ihn nur fände!“ hieß es ironisch in einem Blatte; „verliert sich der große Rheinstrom im Sande, warum nicht der kleine Bach?!“ In der Reichstagsitzung vom 23. war ein Schreiben Bach's verlesen worden, worin er als „Mitglied der con-

stituierenden österreichischen Reichsversammlung“ sich mit Unwohlsein entschuldigte, daß ihn hindere, seinen Sitz im Reichstage einzunehmen. „Von wo ist die Zusage datiert?“ rief man aus den Bänken der Abgeordneten; „Den Ort anzeigen!“ Darauf Smolka: „Die Zusage ist vom 17. October 1848 datiert, der Ort ist nicht angegeben.“

* * *

Sobald der Tag so weit vorgerückt war, daß man jemand auffuchen konnte, gieng ich zu Wessenberg, von welchem ich die Einladung nach Olmütz empfangen hatte, und zu Stadion, der mir am nächsten stand. Von ihnen erhielt ich die Bestätigung dessen, was uns heute früh die Kremsierer gesagt hatten: Se. Majestät habe am 22. ein Manifest unterzeichnet, laut dessen der constituierende Reichstag von Wien nach Kremsier verlegt und für den 15. November dahin einberufen sei.

Stadion führte mich gleich zum Fürsten Schwarzenberg und sagte mir unterwegs, um was es sich handeln werde. Schwarzenberg saß an einem kleinen Schreibtisch, erhob sich, uns zu begrüßen und nahm, nachdem sich Stadion entfernt hatte, seinen Platz wieder ein; mich bat er einen Sessel zur Seite des Schreibtisches einzunehmen. Ich war nun, Antlitz gegen Antlitz, mit dem Manne allein, der in der nächsten Zukunft die entscheidende Rolle in Österreich übernehmen sollte. Er kannte mich wohl zumeist nur aus dem, was ihm Stadion über mich gesagt hatte. Er hatte mich, wie man sich erinnern wird, an jenem Abend mit Lasser und Mayer bei sich gesehen; aber er schien doch nicht recht sicher, wie er mich eigentlich zu nehmen habe. Er war mir gegenüber trocken und gemessen, und setzte mir nur die Grundsätze auseinander, die das künftige Ministerium zu beobachten gedenke: von den Persönlichkeiten, die es bilden sollten, sprach er nichts; er wußte sie zur Stunde wohl selbst noch nicht.

Man gehe, so setzte er mir in längerer Rede auseinander, bei der Bildung des Ministeriums von dem Streben aus, mit einem offenen Programme hervortreten; dieses sollte in allen Hauptfragen klar den Weg darlegen, den man einzuschlagen gesonnen sei und von dem man nicht abweichen werde. Das künftige Ministerium wolle das verdeckte Spiel gänzlich aufgeben, welches das frühere in gewissen Angelegenheiten, wie in der kroatisch-ungarischen, für gut befunden habe. Das künftige Ministerium wolle nicht Personen vertreten, die um alles in der Welt ein Portefeuille haben wollen, sondern Principien, mit deren Anerkennung oder Ablehnung es stehe oder falle; falls das Ministerium die Mehrheit des Reichstages für sein Programm nicht gewinnen könne, werde es einfach zurücktreten. Worauf das Ministerium in seinem eigenen Kreise halten müsse, das sei uneingeschränktes

Vertrauen seiner Mitglieder gegeneinander, aber zugleich strenge Verschwiegenheit nach außen, bis nicht der geeignete Zeitpunkt zu sprechen oder zu handeln gekommen sei.

Das war der Hauptsache nach, soweit ich mich erinnere und aus meinen sehr fragmentarischen Vormerkungen aus jener Zeit entnehme, alles, was mir Schwarzenberg für's erste mittheilte. Mein Eintritt in das Ministerium wurde von ihm nicht berührt; ebenso wenig bezeichnete er das Portefeuille, das man mir zugedacht habe. Näheres theilte mir Stadion mit, mit dem ich nun sehr viel beisammen war. „Was die Wahl der Personen betrifft,“ sagte er mir ungefähr, „so ist man von der Idee abgegangen, ein sogenanntes Coalitions-Ministerium — mit Berücksichtigung der verschiedenen Ländergruppen und Nationalitäten — zu bilden. Den Eintritt böhmischer Parteimänner hält man für bedenklich, und dies umso mehr, als die Verlegung des Reichstages in eine mährische Stadt ohnehin Anlaß genug bieten wird, die deutsche Partei in Unruhe zu versetzen.“ Als ich Palacký's Namen nannte, machte Stadion im wesentlichen dieselbe Einwendung, die Palacký selbst in unseren Kreisen wiederholt angeregt hatte: sein Name trage so ausgesprochen den Stempel der Partei der er angehöre, daß dieser Umstand dem künftigen Ministerium nur Schaden könnte und seine eigene Wirksamkeit darin lähmen müßte. Minder entschieden sprach sich Stadion über Brauner aus, obgleich er, wie ich bald entnehmen konnte, auch diesen nicht wünschte. Ihm galten die böhmischen Parteimänner insgesamt für Separatisten, deren Tendenzen sich mit der Bildung eines großen und starken Österreich nicht in Einklang bringen ließen. Denn unter einem großen und starken Österreich dachte sich Stadion ein gleichförmiges, in gleiche Theile und Untertheile zerlegtes Ganzes, worin ein böhmisches Staatsrecht, ja ein Königreich Böhmen keinen Platz hätte.

Über die Besetzung des Ministeriums des Innern war man noch im unklaren. Gegen Doblhoff waren Schwarzenberg und Stadion durchaus gestimmt, und das war nach seiner Haltung im Wiener Reichstage sehr begreiflich; Mayer hatte das Anbot entschieden abgelehnt und sich allenfalls für das Ministerium der öffentlichen Arbeiten angeboten. Für die Finanzen sollte Krauß bleiben, für die Justiz Bach, dafern er sich finden ließe; sonst Graf Breda, k. k. niederösterreichischer Landrath, der sich in Wien bei einigen öffentlichen Strafverhandlungen beliebt gemacht hatte. Für den Handel war Karl v. Bruck in Vorschlag. Für das Ministerium des Krieges hatte Stadion einen eigenen Plan. Er wollte keinen General; auch hatten mehrere, denen man das Portefeuille angeboten, die Annahme entschieden verweigert. „Warum sollte man nicht“, erklärte mir Stadion, „zu einem System greifen, das in England oftmals mit bestem Erfolge angewendet wurde? Das Departement

der Militärverwaltung hat ja mit der Leitung der Operationen im Felde nichts zu thun, warum sollte man es nicht in die Hände eines Nicht-Militärs legen?" In der That wurde Hofrath Ritter v. Schöllhaimb, der den Ruf eines der tüchtigsten Beamten des Kriegsministeriums hatte, nach Olmütz berufen; auch erklärte sich dieser bereit, jeden Posten anzunehmen, auf den man ihn zu stellen finde.

Mir war das Portefeuille des öffentlichen Unterrichtes zugebach. Ich säumte nicht, Palacký, als ich mit ihm in unierem Gasthose allein war hiebon zu benachrichtigen. Er zeigte sich diesem Vorhaben nicht gerade abgeneigt, machte mich aber gleich auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, mit denen jedermann auf diesem Posten zu ringen haben werde, dem es Ernst sei, die nationale Gleichberechtigung durchzuführen. „Der Mann,“ meinte Palacký, „der jetzt die Leitung des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich übernimmt, wird seine ganze Kraft zusammennehmen müssen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Denn er wird es nicht bloß mit dem gewohnten Schlendrian, mit bureaukratischen Vorurtheilen, mit der eingewurzelten Josephinischen Tradition zu thun haben. Die Bevölkerung selbst wird ihm Schwierigkeiten machen, weil bei vielen Eltern das Bewußtsein noch nicht erwacht ist, was ihnen zukomme und was für die Zukunft ihres Nachwuchses geboten sei. Diese werden darum die ersten sein, Weherufe ertönen zu lassen und den Minister anzuklagen, der sie nach seiner Überzeugung den rechten Weg führen will“. Ich konnte Palacký nicht Unrecht geben, er besaß Erfahrung, ich keine. Jedenfalls stand es bei mir fest, mich vorerst mit meinen Prager Genossen zu berathen; ich hatte mich seit dem 7. October so eng an sie angeschlossen, daß ich nicht glaubte, einen so wichtigen Entschluß fassen zu können, ohne ihrer Zustimmung und Unterstützung sicher zu sein.

In diesem Sinne sprach ich mich auch gegen Stadion aus. Stadion suchte mir diesen Gedanken auszureden. Er sah überhaupt meine rege Verbindung mit den Matadoren des böhmischen Volkes nicht gern. Er kannte mich als Anhänger der groß-österreichischen Idee, und mit dieser, meinte er, stünden die Absichten der böhmischen Politiker in Widerspruch. Ich meinerseits wollte das nicht zugeben; so oft ein Anlaß dazu kam, suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß dasjenige, was er böhmischen Separatismus nenne, diesen Namen keineswegs verdiene.

Stadion mußte meine Bedenken Schwarzenberg mitgetheilt haben. Denn als ich bald darauf diesem auf der Straße begegnete, nahm er mich unter den Arm und begann mit mir ein Gespräch. Er war nun viel freundlicher, ich möchte sagen zutraulicher gegen mich und redete mir unverkennbar zu dem Zwecke zu, mich für das künftige Ministerium festzuhalten. Es war die

Straße, die gerade auf das Hauptthor des fürsterzbischöflichen Palastes führt, — ich glaube Frauen- oder Marienstraße heißt sie jetzt, — und in dieser giengen wir nun auf und ab. Vor dem Eingang der Residenz standen Schildwachen, die, so oft die Generalsuniform in ihre Nähe kam, das Gewehr präsentierten, was aber Schwarzenberg gar nicht zu bemerken schien. Er sprach fast allein, mich Schüchternen dabei immer unter dem Arm haltend, während ich nur dann und wann eine Einwendung machte oder eine Frage dazwischen warf. Von dem Gespräche, das zwischen uns geführt wurde, ist mir nur ein Punkt im Gedächtnisse geblieben. Ich hob nämlich hervor, daß sich die öffentliche Meinung in den Widerspruch nicht werde zu finden vermögen, Wessenberg und Kraus in einem Ministerium zu sehen, — Wessenberg, der seit Wochen als alleiniger Minister um die Person des Kaisers fungire, und Kraus, der seit dem 6. October in Wien Hand in Hand mit dem Reichstage gehe. Schwarzenberg suchte mich darüber zu beruhigen: man werde, sagte er, diesen Widerspruch zu beseitigen wissen. Er erklärte sich aber nicht, ob Wessenberg oder ob Kraus weichen solle, und vermied es überhaupt auch diesmal, positive Mittheilungen zu machen.

So hatte denn die lange Unterredung — sie mochte eine halbe Stunde gedauert haben — für beide Theile kein bestimmtes Ergebnis. Denn auch ich sagte weder bestimmt zu, noch lehnte ich bestimmt ab. An meine Frau aber schrieb ich am 27.: „Daß wir nach Stremier müssen, wirst Du schon wissen. Ob ich als einfacher Deputierter hingehen werde oder in anderer Stellung hier bleiben muß, weiß ich nicht: ich habe mich noch nicht erklärt, aber schon halb geliefert. Weiß Gott, ich habe nicht darnach gestrebt und wäre froh, wenn ich so frei zurückreisen könnte, als ich frei hergekommen bin. Armes stilles Čelakovic, wann werde ich dich wieder sehen?!“ Denn es hatte in unserem Plane gelegen, dort einige Wochen in ruhiger Abgeschiedenheit zuzubringen.

8.

Nach des Tages Geschäften und Mühen war des Abends in der Regel gesellige Zusammenkunft im Gasthause, entweder ebenerdig „zum Goliath“, oder im ersten Stocke des anstoßenden Gebäudes „zum Lauer“. Es war da ein lebhaftes Ab- und Zugehen, alte Bekannten trafen sich, neue Bekantschaften wurden gemacht. An einem und demselben Tische saßen friedlich untereinander Personen der verschiedensten Art, Civil und Militär, Radicale und Conservative, Deutsche und Slaven; denn Politik wurde in den Gesprächen vermieden oder in munterer Weise, ohne den Andersdenkenden zu verletzen, berührt. Unter den Gästen war ein polnischer Fürst von jenseits unserer Grenzen, wenn ich nicht irre ein Sulkowski, eine Art Revolutionär, dessen

Name in den letzten Ereignissen mehrfach genannt worden war; jetzt in Olmütz war nichts dergleichen an ihm zu beobachten. Auf mich machte er den Eindruck, als ob er sich hieher geflüchtet hätte, um vor Verfolgungen sicher zu sein.

Eine Bekanntschaft ganz andern Charakters erwarb ich durch Leopold Neumann. Es war der früher erwähnte Graf Hyn, eine echte Soldaten-natur, die auf mich den besten Eindruck machte. Er sprach kurz und entschieden, so daß man gleich wußte, woran man mit ihm war. Aus den Revolutionären machte er sich gar nichts. Seine Haltung, der Ausdruck seines Gesichtes, seine Rede, alles trug den Stempel militärischer Bestimmtheit und Entschlossenheit.

Auch den Legationsrath Hübner lernte ich kennen, aber nicht im Gasthaus; er war viel zu sehr Hofmann, um sich in eine Gesellschaft zu mischen, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt war. Er war zuletzt Generalconsul in Leipzig gewesen, aber noch vor dem Ausbruche der Revolution vom Fürsten Metternich nach Wien berufen und dann nach Mailand geschickt worden, jetzt die rechte Hand Schwarzenberg's. Eine feine Gestalt, sehr höflich, aber ohne alle Wärme. Er machte geschmeidig und zuvorkommend denen die Honneurs, die beim Fürsten zu- und abgingen. Ob er etwa eine höhere Bestimmung hatte, war nicht bekannt.

Seit mehreren Tagen weilten Welder und v. Mosle in Olmütz. Sie erschienen manchmal in unserer Gesellschaft beim „Lauer“, und da traf es sich, daß eines Abends sie und ich mit Hawlicek an einem Tische saßen. Er war nach Olmütz gekommen, um sich als Journalist in der Nähe zu befehen, wie es denn im jetzigen Hauptpunkte des Reiches stehe und was da vorgehe. Er war in der muntersten Laune und unterhielt mit seinem lebhaften Gespräch, seinem Wiß, seinen naiven Äußerungen die ganze Tischgesellschaft. Als ich mich entfernte, giengen die beiden Reichs-Commissäre mit mir. „Hören Sie“, sagte auf der Straße Mosle zu mir, „ist denn das derselbe Hawlicek, von dem in unseren Zeitungen so fürchterliche Dinge zu lesen sind?!“ „Derselbe ist es!“ „Aber, das ist ja ein prächtiger Bursch“, rief Mosle darauf. Ich erwiderte ihm: „Freilich ist er's. So geht es wohl oft, daß die Dinge in der Nähe anders aussehen, als sie einem aus der Ferne erscheinen, und nun gar im Gerede der Leute und in den Parteiblättern!“

Die beiden deutschen Reichs-Commissäre waren in Olmütz, wie ich kaum zu bemerken brauche, um hier ihre Mission zu erfüllen, nachdem dieselbe in Stammersdorf gescheitert war. WindischGraetz hatte ihnen wohl gesagt, sie würden am kaiserlichen Hoflager und beim Ministerium nichts ausrichten, da er allein die ganze Vollmacht habe. Gleichwohl meinten sie auch diesen Schritt nicht unversucht lassen zu sollen, und dies umso weniger, als das Präsidium

des Wiener Reichstages sie dringend aufgefordert hatte, beim kaiserlichen Hofe „möglichst für Vermittlung und Versöhnung zu wirken“. Sie wurden in Olmütz höflichst aufgenommen, wiederholt von Wessenberg empfangen, auch zur kaiserlichen Tafel gezogen. Allein in der Sache selbst hatten sie nicht den geringsten Erfolg. Man sagte ihnen in Olmütz dasselbe, was sie in Stammersdorf gehört hatten, nur in milderer Form. Vergeblich bemühten sie sich zu zeigen, daß die Annahme der Vermittlung der deutschen Reichsgewalt für Österreich in zweifacher Beziehung von Vortheil sei: einmal, weil die Aufständischen in Wien sich einer solchen Vermittlung leichter fügen würden, und dann, weil dadurch das innige Verhältniß zwischen Österreich und Deutschland einen neuen verstärkten Ausdruck erhalte. Man dankte ihnen für ihre wohlmeinende Gesinnung; man fand in dem, was sie vorbrachten, viel Wahres; allein man bedauerte von den gegen Wien beschlossenen Maßregeln nicht ablassen zu können. In diesem Sinne sprach Wessenberg; in diesem Sinne beschied sie der Kaiser, bei welchem ihnen Wessenberg eine Audienz erwirkte; in diesem Sinne sprachen Erzherzog Franz Karl und die anderen Mitglieder des Kaiserhauses, mit denen sie an der kaiserlichen Tafel in Berührung kamen. Se. Majestät, sagte man ihnen, hätten Selbst die Kraft gefunden, der Unordnung in Ihren Staaten zu steuern.

Dessenungeachtet ließen die beiden Reichs-Commissäre von ihrem Vorhaben nicht ab. So oft ihnen über die Ereignisse bei Wien eine neue Nachricht zukam, richteten sie an Wessenberg eine Note, welche dieser schriftlich beantworten mußte; denn sie wollten nach Frankfurt urkundliche Beweise darüber bringen, was und wie sie verhandelt hätten. Dabei kamen sie immer darauf zurück, es sei die deutsche Sache, um die sie sich annehmen müßten; denn es sei Gefahr, daß in Wien das Deutschthum dem Slaventhum unterliege. Diese Auffassung konnte Wessenberg nicht zugeben. „Die Revolution“, entgegnete er ihnen, „hat ein deutsches Gewand angelegt, die deutschen Farben in Wien sind die Abzeichen der Partei des Umsturzes. Es ist kein Kampf der Nationalitäten, es handelt sich um keine Umbildung der Monarchie in ein slavisches Österreich. Die Maßregeln der Regierung haben nur einen Zweck: Bekämpfung der Anarchie und Herstellung gesetzlicher Zustände. Es ist ein Kampf der gesetzlichen Gewalt, ohne die es keine Regierung gibt, gegen die Schreckensherrschaft, ein Kampf der Erhaltung gegen den Umsturz.“ Als bekannt wurde, daß der Reichstag nach Kremsier verlegt werde, kam man in Frankfurt in neue Unruhe. „Es hat“, schrieb ihnen Schmerling, „am Sitze der deutschen Reichsgewalt Mißbilligung gefunden, daß ein Ort mitten in einer slavischen Bevölkerung als Sitz des Reichstages gewählt worden ist; wie ich die Verhältnisse kenne, wäre Linz ein viel geeigneterer

Sitz des Hofes sowie des Reichstages.“ Allein auch in diesem Punkte war nichts zu machen; die Vorstellungen Welfer's und Mosle's blieben ohne Erfolg. Am 26. October fuhren Wessenberg und der Olmüzer Fürst-Erzbischof Maximilian Joseph Frh. v. Sommerau-Beckh nach Kremsier. Hier besaß der Erzbischof eine prachtvolle und weitläufige Sommer-Residenz, die er dem constituierenden Reichstage und den verschiedenen Ministerien zur Verfügung stellen wollte. Alois Jelen, der allgewaltige Reichstags-Ordner, wurde aus Prag berufen, um die Adaptierung der verschiedenen Räumlichkeiten zu leiten.

* * *

Am selben Tage war eine abermalige Deputation von Wien abgegangen, es war nun schon die vierte oder fünfte, wenn man die Sendung Hornbostel's dazu rechnet. Der Kampf tobte bereits an den meisten Linien, als Piller's-dorff, Prato, Fischhof und Adam Potocki Wien verließen. Am 26. abends trafen sie in Olmütz ein und verfügten sich sogleich zu Wessenberg, damit er ihnen für den morgigen Tag eine Audienz bei den Majestäten verschaffe. Wessenberg versprach es ihnen, machte sie aber zugleich aufmerksam, daß sie auf einen Erfolg nicht zu rechnen hätten: es sei, fügte er bei, in höchstem Grade zu bedauern, daß es so weit habe kommen müssen; er hege den lebhaftesten Wunsch, daß es ein Mittel gäbe, den furchtbaren Streit auf gütlichem Wege auszugleichen; allein das liege nicht in seiner Macht, da der kaiserliche Feldmarschall die uneingeschränkte Vollmacht habe, nach seinem Ermessen vorzugehen.

Am 27. verfügten sich die Wiener Abgeordneten zuerst zu den beiden Reichs-Commissären, um dieselben über die Lage in Wien aufzuklären und ihnen den Zweck ihrer Sendung mitzutheilen. In der neuen Adresse legte der Reichstag „im Angesichte von ganz Europa und mit dem heiligen Ernste unverbrüchlicher Wahrheitsliebe“ die neuerliche Versicherung ab, daß gegenwärtig weder Anarchie noch Empörung in Wiens Mauern herrsche; solche Zustände könnten aber eintreten, „wenn die Bevölkerung durch die Vertagung des Reichstages ihren letzten Haltpunkt verlöre“ und wenn sie durch Gewaltmaßregeln zu einem Verzweiflungskampfe getrieben würde. Unter solchen Umständen halte es der Reichstag „für ein Gebot seines Gewissens und der Nothwendigkeit,“ auf seinem Posten auszuharren und hoffe, daß Seine Majestät Seine Zustimmung zu diesem „einmüthigen Beschlusse geben werde“. Zum Schlusse glaubte der Reichstag den Kaiser an das Versprechen vom 6. October erinnern zu dürfen, ein „Euer Majestät wie dem Volke gleich gegebenes Ministerium“ zu berufen.

Für denselben Vormittag hatten die in Olmütz anwesenden Abgeordneten des Reichstages eine Versammlung verabredet, die in der Wohnung Balthasar Szábel's eines einheimischen Olmüzers, stattfinden sollte; die vier Mitglieder der Wiener Deputation waren gebeten, an dieser Versammlung theilzunehmen. Es war ein sehr großes Zimmer, in weitem Kreise waren Stühle hergerichtet, auf denen wir Platz nahmen. Es waren: der Hausherr, Karl Herzig, Alois Fischer, Fedor Kromer (für Böhm.-Ramnik), Johann Dvořák (für Runstadt in Mähren), Cajetan Mayer, Karl Wagner (für Mähr.-Neustadt), Balacký, Pinkas, Karl Hawlíček, Stabion und ich, dann Prato, Fischhof, Potocki und Billersdorff.*) Es herrschte anfangs eine gedrückte Stimmung. Niemand wollte mit der Sprache heraus, und das war sehr begreiflich. Die Tage in Wien mußten berathen werden, und die darüber zu verhandeln hatten, waren von einer Seite solche, die bis zum letzten Augenblick in Wien ausharren wollten, von der andern Seite jene, die dem Aufstande den Rücken gekehrt hatten oder doch jetzt nicht mehr gesonnen waren, nach Wien zurückzukehren. Endlich machte einer den Anfang, es folgte ein zweiter, ein dritter. Allein so vorsichtig sie ihre Worte stellen mochten, um den andern Theil nicht zu verletzen, so konnte es zuletzt doch nicht ausbleiben, daß zwei einander so schroff entgegensiehende Parteien hart aneinander geriethen. Die Mitglieder der Wiener Deputation sprachen von einem Kampfe der Tyrannei gegen die Freiheit, auf deren Unterdrückung es abgesehen sei; von der heldenmüthigen Vertheidigung Wiens, die man unterstützen müsse, u. dgl. Mehrere der Wiener Ausreißer pflichteten ihnen bei, allerdings in sanfterer Tonart, weil man ihnen ja vorhalten konnte: Wenn Ihr so sehr für die Wiener Erhebung seid, warum bleibt Ihr denn in Olmütz, warum geht Ihr nicht dorthin, wo Euer Herz ist? Die von der böhmischen Partei blieben ihren Gegnern die Antwort nicht schuldig; sie bemühten sich mit großer Schonung vorzugehen, allein Ausdrücke wie „Anarchie“, „Aufstand“, „Empörung“, von der Nothwendigkeit, die gesetzliche Ordnung herzustellen u. dgl. konnten doch nicht ausbleiben. Jetzt nahm Fischhof das Wort und goß eine Flut von Verwünschungen über die böhmischen Abgeordneten: sie seien es gewesen, die der Sache der Freiheit den ersten Stoß versetzt; sie hätten den Fürsten WindischGraetz zum Zuge gegen Wien aufgefordert, hätten ihn vor seiner Abreise mit einem Fackelzuge ausgezeichnet &c. Der heftigen Rede folgte eine nicht minder heftige Erwiderung, wenn ich nicht irre von Pinkas, bis sich Adam Potocki von seinem Sitze erhob und,

*) Ich meinte, auch Dr. Anton Bedl (für Wittingau) habe an dieser Versammlung theilgenommen, da er um diese Zeit ab und zu nach Olmütz kam; er hat mir aber auf das bestimmteste versichert, er sei nie in Szábel's Wohnung gewesen.

einen Blick auf die Abgeordneten aus Böhmen werfend, sagte: „Wo solche Ansichten herrschen, habe ich nichts weiter zu thun“. Damit schritt er, ohne den Hausherrn oder sonst jemanden zu grüßen, mitten durch unseren Kreis dem Ausgange zu: gemessenen Schrittes, das Haupt stolz erhoben, das Antlitz von Leidenschaft geröthet. Er war ein schöner Mann, und ich habe nie den Ausdruck männlichen Zorns und Entrüstung in einer vornehmeren Form gesehen: er erschien mir in diesem Augenblicke wie ein Löwe, der mit stolzer Ruhe aus der Mitte seiner Feinde, die ihn nicht anzugreifen wagen, sich zurückzieht.

Bald nach Potocki's Abgang erhoben sich Prato, Willersdorff und Fischhof, da die Stunde heranrückte, wo sie zur Audienz beim Kaiser erscheinen sollten. Wir anderen blieben beisammen und obwohl der Vorfall mit Potocki eine arge Verstimmung zurückgelassen hatte, so kamen jetzt die inneren Angelegenheiten zur Sprache, und Balacký ergriff das Wort, wobei er „die Rechte der böhmischen Krone“ erwähnte. Stadion, der neben mir saß, gab mir einen leichten Stoß und sagte leise: „Da sehen Sie's, wie er es mit Oesterreich meint!“ Ich konnte mich hier in keine Auseinandersetzung mit ihm einlassen und zuckte nur mit den Achseln, zum Zeichen, daß ich sein Bedenken nicht theilte. Stadion freilich, wie er sich die Neugestaltung des Staates dachte, konnte sich ein großes, starkes und einiges Oesterreich, in welchem doch „die Rechte der böhmischen Krone“ anerkannt werden sollten, nicht denken.

Die Audienz der Wiener Deputation bei den Majestäten fiel aus wie alle früheren. Der Kaiser und die Kaiserin schienen tief ergriffen von der Schilderung, welche ihnen die Abgeordneten von der Lage in Wien machten. Zuletzt aber zog der Kaiser aus seiner Brusttasche ein Papier und las ihnen die Antwort vor: Er werde, was sie Ihm im Namen des Wiener Reichstages vorgebracht, in reifliche Erwägung ziehen, Seine Entschließung werde er nachträglich bekanntgeben.

Die Abgeordneten eilten zu Wessenberg, der ihnen nur wiederholen konnte, was er ihnen am Abend zuvor gesagt hatte. Dann giengen sie zu Welcker und Mosle, die ihnen versprochen, sich nochmals für die Sache Wiens zu verwenden, aber ihnen nicht verhehlen konnten, es werde, nachdem die Sache schon so weit gediehen, kaum etwas fruchten. Potocki war ungeheuer aufgeregt. Als er auf der Straße mit Alois Fischer zusammentraf, rief er: „So lang nicht ein Duzend Köpfe fallen, wird es nicht besser!“*)

In der That richteten die beiden Reichs-Commissäre eine neue Note an Wessenberg. Schon am gestrigen Tage, hieß es darin, habe man von fern

*) Als ihn Fischer 1861, wo beide im Wiener Reichsrathe zusammentrafen, an jene Worte erinnerte, sagte Potocki: „Ich war damals wohl sehr jung!“

her große Feuerbrünste in der Richtung von Wien gesehen, heftigen und anhaltenden Kanonendonner von dorthier vernommen, ihnen selbst sei eine Proclamation des Fürsten WindischGraetz vom 23. zu Gesicht gekommen, die darin gesetzten harten, ja maßlosen Bedingungen müßten die höchste Gereiztheit der Wiener hervorrufen und sie zum heftigsten Widerstande entflammen; es sei darum höchste Zeit, den Feldmarschall von den äußersten Maßregeln zurückzuhalten. Bessenberg antwortete den Beiden noch an demselben Abend: Nicht der Feldmarschall sei der angreifende Theil gewesen, sondern er habe zwei gegen seine Truppen gerichtete Angriffe zurückgeschlagen; dennoch habe er die Frist zur Niederlegung der Waffen um weitere 24 Stunden verlängert: „daß übrigens Empörungen solcher Art, wie die der Proletarier in Wien, nicht leicht ohne Zwangsmittel unterdrückt werden, haben noch neuerlich die Ereignisse in Frankfurt bewiesen.“ Letzteres war ein argumentum ad hominem für die beiden Herren Reichs-Commissäre.

Billersdorff, Botocki, Fischhof und Brato reisten noch denselben Abend nach Wien ab. Herzig, Kromer, Wagner und Dvořák, die in ihren Anschauungen mehr oder minder mit ihnen sympathisierten oder wegen ihrer Wähler sympathisieren mußten, fuhren mit ihnen, aber nur bis Floridsdorf. Sie meinten der Sache Wiens besser nützen zu können, wenn sie in ihre Wahlbezirke giengen; es sei von Wichtigkeit, daß sie sich mit ihren Committeuten ins Einvernehmen setzten und diese über die Lage der Dinge aufklärten, ihnen die Bedeutung des Reichstages auseinandersetzen.

* * *

An dem Abend des vielbewegten Tages gieng ich in Begleitung Hawlicek's vom „Lauer“ nach Hause. Hawlicek kam auf die Prager Junitage zu sprechen und machte mir interessante Mittheilungen. Er und seine Partei, sagte er, hätten es als ein Unglück angesehen, daß so viele Polen zu dem Slaven-Congress erschienen seien; die Polen seien ihnen von allem Anfang wie Sturmvögel erschienen, die ein Unwetter voraussehen ließen. „Und ich versichere Sie“, sagte er zuletzt, „ich, Brauner und Rieger, wir haben in unserem Inneren gewünscht, daß WindischGraetz siege; denn jene unbesonnenen Leute würden das größte Unglück über unser Land gebracht haben.“

In diesen Tagen kam mein Cousin Adolf Schreiner durch Olmütz. Mein Onkel Professor Franz Gustav Schreiner in Graz war Abgeordneter in Frankfurt; seine beiden Söhne Adolf und Moriz redigierten in seiner Abwesenheit die „Grazer Zeitung“. Sie waren beide ultra-deutsch, und ich erinnere mich noch an den traurigen Ton, mit welchem Adolf, als wir abends

aus dem Gasthause heim giengen, zu mir sagte: „Also ist es wahr, was ich lang nicht habe glauben wollen, was ich aber jetzt aus den Gesprächen an Eurem Tische vernommen habe? So soll die deutsche Sache preisgegeben, so soll der Reichstag nach Kremfier verlegt und dadurch czechifiziert werden!?“

Mir kamen nun viele Briefe zu, meistens nach Prag adressirt, von wo sie mir nachgeschickt wurden. Auf diesem Wege erhielt ich von meinem Reichtags-Collegen Anton Stark aus Falkenau zwei Schreiben. Er war ein wenig Schwarzseher und schilderte mit düsteren Farben die Stimmung, die in den deutschen Gegenden Böhmens die Oberhand hatte. „Es scheint mir, daß Emissäre herumgehen und aufreizen. Allgemein sympathisirt man mit den Wienern, weil die Leute aus Nationalitätsgefühl in der Wiener Rebellion nur das Ankämpfen gegen Slaven und Reaction sehen wollen. Von Reichenberg werden Aufforderungen an die Städte geschickt, den Wienern zu Hilfe zu kommen, und von Eger sollen an 100 Mann gehen wollen. . . Ich erfahre eben,“ setzte er in einer Nachschrift dazu, „daß Studenten aus Wien als Emissäre die Leute aufwiegeln, und es ist auch einer nach Falkenau gekommen, wo seine Eltern sind. Es ist sehr zu fürchten, daß in Böhmen ein Nationalitätskampf ausbricht, wenn die Sache in Wien nicht bald entschieden wird.“ In einem späteren Schreiben aus Tschemin theilte er mir mit: „In Ihrem Wahlbezirke sollen Blacate aus Wien circuliren, welche das Volk auffordern, den Wienern zu Hilfe zu ziehen, weil, wenn Wien unterliegt, mit 1. Januar die Robot und alle Giebigkeiten wieder in Wirksamkeit treten.“ Er erinnerte mich an mein Vorhaben, einen offenen Brief an meine Wähler zu richten. Übrigens hielt Stark treu zu unserer Partei, der er sich seit seinem Abgange von Wien angeschlossen hatte. „Das Unheil“, schrieb er mir, „haben jene Deputierten zu verantworten, die in Wien geblieben sind und damit der Rebellion den Anschein eines Kampfes für die Freiheit gegen die Unterdrückung gegeben haben. Die Proclamationen des Reichstages, das Reden von Freiheit und vom Kampf für dieselbe zc. machen die Leute stutzig; statt den schenßlichen Mord des Latour öffentlich zu mißbilligen, statt daß der Reichstag sogleich seinen Abscheu und Verdammung über diese unbezeichenbare Gräuelthat ausgesprochen hätte, hat er vom Siege des Volkes und der Freiheit gesprochen! . . . Also vom 24. d. M. an binnen zehn Tagen haben wir im Reichstag zu erscheinen, oder es werden neue Wahlen ausgeschrieben. Ich für meinen Theil protestire nicht dagegen und bitte auch Sie, nichts in ähnlichem Sinne für mich zu thun. Es wäre überhaupt gut, wenn unsere Zeitungen nichts als bloß Leitartikel brächten; was von czechischen Deputierten ausgeht und bekannt gemacht wird, wird nicht geglaubt.“

Was mir Stark aus den deutschen Landstrichen Böhmens schrieb, das wurde mir aus anderen Gegenden bestätigt. Dr. Franz Harant war seiner Zeit Assistent meines Vaters an der Prager Universität für canonisches Recht gewesen und hatte es, wie er mir später erzählte, vorzüglich dieser Verwendung zu danken, daß ihn das Stift Zwettl, wo die Stelle des Bezirksrichters erledigt war, allen anderen Bewerbern vorzog; er hat darum meinem seligen Vater stets ein dankbares Andenken bewahrt. Harant nun theilte mir aus dem niederösterreichischen Waldviertel mit, daß die dortige Bevölkerung, mit Ausnahme einer geringen Zahl, durchaus mit dem Wiener Aufstande sympathisire: „Man flößt dem Volke Haß gegen alle Anhänger der Dynastie ein, und man muß auf alles gefaßt sein. Ich kämpfe mit dem Entschlusse, mich der Armee anzuschließen, welche die Anarchie bekämpft, um mitzukämpfen. Es wäre mir nicht möglich, ruhig zuzusehen, wenn mein Vaterland dem Abgrunde zueilen sollte.“

Von Lubomirski kam mir ein Schreiben aus Freimaldau zu. Der Schmerz in seiner rechten Hand hinderte ihn noch eigenhändig die Feder zu führen, und so schrieb sein Privatsecretär J. Serwatowski in seinem Namen. Er verlangte hundert Exemplare jenes Manifestes, das ich ihm in Olmütz vorgelesen hatte, da er in den Wiener Zeitungen nur das vom 16 gefunden habe, von welchem ich ihm doch erklärt hätte, daß es unterdrückt werden und in anderer Fassung erscheinen solle. Er sprach seine Befürchtungen über die „traurigsten und schrecklichsten Folgen“ aus, welche die Veröffentlichung jenes Manifestes in der ursprünglichen Fassung namentlich in Galizien haben werde. Er sah im Geiste, wie bereits „ein dem Jahre 1846 gleicher Aufstand gegen die polnische Intelligenz“ im Werke sei und bat, wir böhmischen Abgeordneten möchten „alle Mittel“ versuchen, „um die schlechten Folgen dieses Manifestes abzuwenden“. Zuletzt fügte er mit eigener unsicherer Hand die Worte bei: „Ich sehe bloß Unglück über unserem Lande schweben. Um Gotteswillen helfen Sie! Sie nur in Böhmen können es! Das Manifest des Kaisers, das des Reichstages bezwecken nur eines, d. i. Landsturm!! Wohin wird das führen?“

Heiterer lautete ein Schreiben meines Freundes Röstler aus Krakau. Ich hatte ihn gebeten, meine Geldangelegenheiten in Krakau zu besorgen, namentlich meinen Gehalt zu beheben. Hierauf schrieb er mir in seiner stets jovialen Weise: „Für November, sagte mir der hiesige Controlor, bekommst Du einen D, nachdem deine Gage hier eingestellt ist und Du ohnedies als Deputirter 150 fl. monatlich umsonst beziehst.“ Der Brief schloß mit einem Gruße an meine „göttliche Gemahlin“ und „lebe recht wohl, Du mein Augapfel; es küßt Dich Dein — Bankier Röstler.“

9.

Wie sah es in der Zeit, da Balacký, Pintas und ich in Olmütz weilten, in unserem goldenen Prag aus?

In den ersten Tagen nach unserer Abfahrt befand sich alles noch so ziemlich auf dem alten Flecke. Stür und Urban weilten noch immer in Prag und warben für den Freischarenzug, den sie in ihre Slovakei unternehmen wollten, Sympathien, Geldbeträge und Freiwillige. Daneben liefen Gaben für die Kroaten und Serben ein und „Nár. Nov.“ brachten von Zeit zu Zeit Verzeichnisse der empfangenen Beiträge. Havel Borovský (Karl Hawlíček) harrete tapfer an unserer Seite aus und vertheidigte mit ebenso warmem Eifer als großer Geschicklichkeit unsere Haltung. Am 19. October hatte die Krafauer „Jutrzenka“ einen heftigen Artikel gebracht, worin die Politik der Böhmen angegriffen und verhöhnt, dagegen jene der Polen in den Himmel erhoben wurde; die Polen, hieß es, seien die wahren Vorkämpfer und Retter der Freiheit, die Stützen des Slaventhums. Gegen diesen Ausfall erschien nun in den „Nár. Nov.“ Nr. 167 vom 24. ein Artikel „Poláci“, worin Hawlíček die Meisterschaft seines naturwüchsigen Genies entfaltete. Mit unerbittlicher Schärfe der Logik und des Ausdrucks zeichnete er jene verwerfliche Politik, die sich in den Schein der Freisinnigkeit und Volksthümlichkeit hülle, die gemeinsame Sache der Slaven und des polnischen Volkes zu vertreten vorgebe, in Wahrheit aber mit plumpem Egoismus bloß den Vortheil des polnischen Adels im Auge habe und für diesen kämpfe.

In einem Leitartikel vom folgenden Tage charakterisierte er in scharfer Weise den Stand der verschiedenen nationalen Parteien in Oesterreich. „Wir österreichischen Slaven“, hieß es darin, „haben das erreicht, was uns vor allem Noth thut, nämlich die Gleichberechtigung mit allen anderen, wir wollen fortan keine Revolution, weil wir überzeugt sind, daß wir auf friedlichem Wege im Reichstage erkämpfen werden, was uns von Nutzen ist . . . Was wollen dagegen die anderen? Die Magyaren wollen Lostrennung und tyrannische Alleinherrschaft. Der polnische Adel will das alte Polen mit der Oberherrschaft der polnischen Race über die russische und litauische und der Aristokratie über das gemeine Volk. Die Italiener streben Losreißung von Oesterreich und ein einiges Italien, die Frankfurter Unterwerfung der österreichischen Bundesländer als unterthänige Provinzen und ein einiges Deutschland an. Sie alle stehen mit einander im Bunde, sie wollen kein Oesterreich, sie machen Revolution um es zu zertrümmern, uns schreien sie als Reactionäre, als Regierungsknechte aus; doch im Grunde wollen sie nur, daß wir nach ihrer Pfeife tanzen. Wir werden uns hüten, uns durch ihren Hohn und ihre trügerischen Phrasen von unserem Wege abbringen zu lassen. Daß wir jetzt

mit der Regierung und mit dem Hofe halten, thun wir nicht um dieser Willen und aus Kriecherei, sondern um unfertwillen und in der Überzeugung, daß in dieser Politik gegenwärtig unser Aller Vorthail liegt“.

Als dieser letztere Artikel aber erschien, hatte die bisherige politische Stimmung sowohl in Prag, als auch in vielen Gegenden des böhmischen Landes umgeschlagen. Am 22. October hatte Banus Jellačić, der Stolz der österreichischen Slaven, ein Schreiben an die Slovanská Lipa gerichtet. Er sprach sich darin über die Stellung und Aufgaben des Slaventhums in Oesterreich aus und setzte die Beweggründe auseinander, die ihn zu dem Marsche gegen Pest und dann gegen Wien veranlaßt hätten, diesen beiden Hauptherden der Slavenfeindlichkeit, und spendete dabei der Politik der Böhmen warmes Lob. Ohne Zweifel würde das Schreiben die größte Begeisterung hervorgerufen haben, nicht bloß im Schoße der Slovanská Lipa und in den Kreisen der böhmischen Abgeordneten, sondern in allen Gauen des böhmischen Landes, wenn es nicht mit einer andern Nachricht zusammengefallen wäre. Denn zur selben Zeit, da es in Prag eintraf, wurde die Proclamation des Fürsten WindischGrätz vom 23. aus Hezendorf bekannt, und nun war alles starr vor Staunen und Schrecken über die Forderungen, die darin ausgesprochen waren: Bedingungslose Unterwerfung, Ablieferung aller Waffen, Sperrung der Aula, Auslieferung der Häupter der akademischen Legion und von zwölf Studenten als Geiseln, Unterdrückung aller Journale mit Ausnahme der „Wiener Zeitung“.

Im Grunde mußte sich jeder besonnene Politiker sagen, daß einer in hellem Aufstande begriffenen Stadt gegenüber nichts anderes für den Augenblick gethan werden konnte, als Gewalt gegen Gewalt. Allein in Prag erinnerten diese Forderungen nur zu sehr an das, was man vier Monate früher selbst erfahren hatte und womit niemand einverstanden gewesen war, als die bekannten Siebenundsechziger in ihrer Adresse. Auch jetzt waren es fast nur diese Siebenundsechziger, die das Vorgehen des kaiserlichen Feldmarschalls ganz natürlich, durch die Lage der Dinge in Wien geboten fanden. Bei allen anderen, Böhmen wie Deutschen ohne Unterschied, war Feuer im Dach. Die Radicals hatten mit einemmal die Oberhand gewonnen. In allen Körperschaften und politischen Vereinen, in Gast- und Caffeehäusern, auf den Straßen wurde gegen das „unconstitutionelle Verfahren“ des Fürsten WindischGrätz gesprochen, perorirt, declamiert, geflucht und geschimpft. Wehe dem, der ein Wort dagegen wagte! Von der Regierung geschah nichts, um den Sturm der Leidenschaften zu beschwichtigen. WindischGrätz war fort, der kräftige Leo Thun war in die Ecke gedrückt, und sein Nachfolger Baron Mecséry war ohne Kraft und daher ohne Ansehen. Er

verstand es nur, mit kleinen Mitteln zu operieren. Als sich in diesen Tagen unter den Arbeitern das Gerücht verbreitete, von den Stadtverordneten wolle die Frage der Maschinen berathen werden, was am 25. die Leute in große Aufregung versetzte, so daß ein neuer Aufstand drohte, ließ Mecféry unter die Arbeiter Geld austheilen*), und so kam es von dieser Seite zu nichts ernsterem.

Um so heftiger gährte es wegen der Wiener Frage in den Gemüthern, und zwar nicht bloß in der Hauptstadt und den größeren Städten, sondern auch auf dem Lande. Selbst in storböhmischen Gegenden trieben sich Leute herum, welche das Vertrauen der Bevölkerung in ihre Abgeordneten zu erschüttern suchten. Es seien in Wien, schrieben die Hezer, Abgeordnete, aber auch andere Herren gewesen, die sich hätten bestechen lassen, um das böhmische Land und Volk zu verrathen; Strobach allein habe zwei Millionen erhalten. In Wiener Blättern wurde die Mission von Palacký und Binkas nach Olmütz und deren dortiges Zusammentreffen mit den Wiener Deputirten in der gehässigsten Weise dargestellt, was auch in Böhmen böses Blut machte. Unsere Abgeordneten veröffentlichten gegen solche Entstellungen eine offene Erklärung; allein das Mißtrauen im Publicum war einmal angeregt und ließ sich so leicht nicht zerstreuen.

Das Lösungswort war jetzt: eine Adresse an den Kaiser, die eine Deputation nach Olmütz bringen sollte, um dem martialischen Vorgehen des Fürsten WindischGrätz Einhalt zu thun. In der Abend-Sitzung vom 25. wurde von der Slovanská Lipa beschlossen, den deutschen Verein zu begrüßen, auf daß er in dieser Angelegenheit Hand in Hand mit ihr gehe. Für den 26. wurde eine Volksversammlung auf die Sophien-Insel berufen, wo die Lage Wiens besprochen werden sollte; der Ausschuss der Slovanská Lipa sollte darüber wachen, daß alles in Ordnung vor sich gehe: jeder, der sprechen wolle, habe sich vorerst bei den Ausschüssen einschreiben zu lassen und im allgemeinen zu bezeichnen, worüber er reden wolle u. In der Prager Bevölkerung rief dieser Beschluß mannigfache Besorgnisse hervor; allerhand Gerüchte liefen umher. „Will man“, sagten die Furchtsamen, „die Leiden=schaften abermals wie in den Pfingsttagen heraufbeschwören?!“ Indes verlief die Volksversammlung in aller Ruhe und Ordnung.

Mittlerweile war die Adresse an den Kaiser abgefaßt und die große Deputation nach Olmütz gewählt. Sie bestand aus Vertretern des Stadt=

*) Fürstin Schönburg schrieb über Mecféry am 27. aus Prag an ihren Schwager im Lager vor Wien: „Du warst sein Fischbein, depuis votre départ ist er ein Mord-Lafirer geworden, et s'est même vanté d'avoir fait distribuer de l'argent parmi les ouvriers, ce qui me paraît ein gefährliches Palliativ.“

verordneten-Collegiums, des Verwaltungsrathes der Nationalgarde und der akademischen Legion, zusammen 28 Köpfe, mit dem Bürgermeister Dr. Wanka an der Spitze. Ihre Aufgabe war, im Namen der Stadt Prag Fürsprache „für das Schicksal ihrer Schwesterstadt Wien“ einzulegen: „Soll eine Bevölkerung von 400.000 Menschen einem namenlosen Elende preisgegeben werden? Nein, das kann Ferdinand der Gütige nicht wollen! An Ihn wenden wir uns mit der vollen Zuversicht, daß die äußersten, zur Verzweiflung führenden Maßregeln nicht in Anwendung gebracht werden, bevor nicht alle Mittel erschöpft sind, die zu einer friedlichen Lösung führen könnten.“

An demselben Tage, an dem die Deputation nach Olmütz abgehen sollte, 29. October, war Fahnenweihe ob dem Byšehrad. Fürstin Schönburg schrieb an den Fürsten WindischGrätz: „Heute wird teuflisch aus der einen Kanone geschossen, qui forme l'artillerie de la Nationalgarde.“

* * *

In Olmütz herrschte in diesen Tagen keine geringere Aufregung als in den verschiedenen Kreisen Prags. Auch bei uns bangte man wegen der Entscheidung vor Wien, nur in anderer Art. Der Telegraph arbeitete ununterbrochen. Minister Kraus war für einige Stunden nach Olmütz gekommen; nachmittags am 28. reiste er wieder ab und traf abends nach fünfstündiger Fahrt in Wien wieder ein. Veröffentlicht von amtswegen wurde in Olmütz nichts, und das machte uns die Sache bedenklich. Denn das wußten wir ja, und wußte alle Welt, daß der Kampf bereits begonnen hatte. Wir lebten in fortwährender Spannung, eine Stunde um die andere drohte etwas neues zu bringen. So oft wir konnten, eilten wir auf den Bahnhof hinaus, nachzufragen, ob keine neue Post eingetroffen sei. Wer von Wien kam, wurde umringt und befragt, besonders Officiere. Was diese aussagten, konnte unsere Zweifel nicht beschwichtigen. Es sprach keine Siegeszuversicht aus ihren Worten: der Kampf sei ein sehr erbitterter, die Stadt scheine zu ernstem Widerstande entschlossen, schon habe das Militär viele Verluste erfahren, niemand könne sagen, wie der Ausgang sein werde. Gerüchte gab es in Menge, eins löste das andere ab. Auch private Mittheilungen kamen uns zu; denn fortwährend trafen Personen ein, die unmittelbar aus Wien kamen und die Zustände dort mit eigenen Augen gesehen hatten: der Terrorismus habe den höchsten Grad erreicht, selbst ganz deutsche Abgeordnete hätten darüber zu klagen. Von Messenhauer war in der Stadt nicht viel zu hören noch zu sehen; um so mehr zu lesen, denn alle Tage erschienen Maueranschläge von ihm, mitunter endlose Satzschriften. Der eigentliche Leiter der Vertheidigung war der kleine Bem, der jedem mit dem Erschießen drohte, der nicht gleich parierte: seine Worte zündeten, seine Rede entflammte den

sinkenden Muth. Der Abgeordnete Friedrich Thiemann (für Rumburg) hörte ihn eines Tages, als Bem, wenn ich nicht irre am Graben, die Leute anredete und ihnen Befehle gab; Thiemann schilderte mir später den Eindruck, den Bem's Wesen auf ihn gemacht: „Der Mann“, sagte er, „besitzt eine dämonische Gewalt, die Anderen hinzureißen und sich dienstbar zu machen.“ Eine andere Gestalt war der Grazer Dr. Emperger. Wie ein Fradiavolo gekleidet, mit langem Mantel, Pistolen im Gürtel, den entblößten Säbel in der Rechten, eilte er im Sturmschritt durch die Straßen, daß die Leute vor ihm wie vor einem Verrückten scheu auseinander stoben.

Wien war öd und leer. Von den besseren Ständen war schon lange niemand mehr in der Stadt; in den eleganteren Stadttheilen standen ganze Häuser ohne Inwohner; nur die Hausbesorger waren noch da. Dafür waren alle kleineren Städte im Lande und in den Nachbarländern von Wiener Flüchtlingen überfüllt: in Linz, Znaim, Brünn, selbst in Prag waren viele. In der Nähe von Wien war am meisten Baden von ihnen angefüllt, das dafür den Spottnamen „Schwarzgelbowitz“ erhielt; denn „schwarzgelb“ hieß damals alles, was nicht mit der Revolution hielt. Auch die kaiserlichen Ämter standen fast leer, selbst in den Ministerien hielten nur Wenige auf ihren Posten aus. Von dem Unterrichts-Ministerium, dessen Leitung ich übernehmen sollte, waren nur die Ministerialräthe Exner und der Edle von Bergensstamm an ihrem Plaze; der letztere, ein Vertrauensmann des Unterstaatssecretärs Feuchtersleben, war binnen einem halben Jahre vom Ministerial-Concipisten zum Ministerialrath avanciert, ein Mann von beschränkten Fähigkeiten und in seiner Gesinnung der Empörung nicht sehr abgeneigt. Baron Feuchtersleben selbst, der das Ministerium leiten sollte, hatte sich aus der Stadt verloren, und man sprach, er wolle sein Amt niederlegen. Es hieß, er sei durch die Drohungen der Chirurgen geschreckt, da man wußte, er wolle die chirurgischen Anstalten aufheben und den Stand der Chirurgen aussterben lassen. Zu den „Chirurgen“ zählten sich aber jetzt auch einfache Barbieri, die in der medicinischen Region sehr stark vertreten waren und dort den Ton angaben; denn auch von den Studenten waren die besseren Elemente zahlreich geschieden. Selbst der Bürgermeister Seiller und der Vice-Bürgermeister Dr. Zelinka waren aus Wien geflohen, und zwar, wie man ihnen spöttisch nachsagte, so eilig, daß sie sich am Semmering zum erstenmal umsahen.

Von den Wiener Zeitungen waren die kleineren fast alle eingegangen, die größeren mußten alle in den Ton der Aufständischen einstimmen. Selbst die „Wiener Zeitung“, damals von Rudolf v. Eitelberger redigiert, schrieb von den Aufständischen als den „Unseren“, so daß eigentlich Windisch-Grätz und seine Generale die „Rebellen“ waren, wie in der That Bem von der

belagernden Armee nicht anders als von den „Rebellentruppen“ sprach. Der „Österreichische Lloyd“, an dessen Spitze der geistvolle Warrens stand, befand sich durchaus unter dem Terrorismus der Radikalen, wahre Schandartikel mußte er aufnehmen. Auch die größeren Provinzblätter waren mehr oder minder radical, manche hekten ganz offen für den Aufstand; in Olmütz selbst bestand, wie früher erwähnt, Hölzel's „Die neue Zeit“, regierungsfeindlich über die Maßen. Es that daher dringend noth, für die Regierung und für die Grundsätze und Ideen, die sie leiten sollten, ein verlässliches Organ zu schaffen; ihre Freunde wie ihre Gegner verlangten in dieser kritischen Zeit authentische Nachrichten aus dem thatsächlichen Mittelpunkte des Reiches. Da war es Dr. Anton Bed, Reichstags-Abgeordneter für Wittingau, Erzieher im Hause des Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg und von daher seit Jahren mit dem Fürsten Felix, aber auch mit dem Grafen Stadion bekannt, der den Gedanken eines publicistischen Regierungsorganes anregte, das in Olmütz erscheinen sollte. Schwarzenberg und Stadion griffen mit beiden Händen zu, verlangten aber von ihm, er selbst möge die Leitung übernehmen. Er erbot sich dazu, obwohl die Aufgabe gewiß keine leichte war. Die ihm zur Verfügung gestellten Gelder waren knapp, die Informirung seitens der Regierung war dürftig und ängstlich; die Druckerei Skarnitzl, wo „Die neue Zeit“ gedruckt wurde, zeigte sich einem conservativen Unternehmen anfangs abgeneigt. Überdies fehlte es in der Stadt fast an allen für die Herausgabe eines großen Blattes nothwendigen Hilfsmitteln: literarische Verbindungen, Correspondenten in den wichtigsten Orten mußten erst gesucht werden. Es gehörte in der That unter solchen Umständen nicht gewöhnlicher Muth und eiserne Ausdauer dazu, ein solches Unternehmen zu arrangiren und durchzuführen. Gleichwohl war Bed mit seinen Vorbereitungen bald so weit, daß am 28. October die Ankündigung erfolgen konnte. Titel der neuen Zeitung war: „Österreichischer Correspondent“; Bed's Name war nicht genannt. Er hatte anfangs nur einen Mitarbeiter, dann zwei, von denen der eine kränklich war, der zweite sich später als geheimer Republikaner entpuppte. Die Leitartikel schrieb Bed in der ersten Zeit allein, die ganze Redaction lastete auf ihm, dazu die Administration in vollem Umfang. Erst als es ihm gelang, den Dr. Constantin Wurzbach zu gewinnen, gieng die Sache flotter.

Der 28. October vergieng uns in Olmütz in trüber Stimmung und voll banger Sorgen. Am 29. wurden zwei telegraphische Depeschen durch Blacate veröffentlicht, sie meldeten Fortschritte des Militärs. Jetzt begannen selbst Mitglieder der Linken an dem Siege des Aufstandes zu zweifeln und mit

Bangigkeit die Folgen zu erwägen, die sich für sie einstellen könnten. Aus dem Permanenz-Ausschusse wurde mir ein tragisch-komischer Auftritt erzählt. „Was wird der WindischGrätz mit uns machen?“ klagte der hagere Umlauf. „Was er mit uns machen wird?“ sagte Hubicki, einer der Radicalsten im Reichstage; „aufhängen wird er uns lassen!“ „Machen Sie jetzt keine schlechten Witze! Ihr Polen seid das Aufhängen gewohnt — aber wir?!“ Er gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und böshafte Leute wollen bemerkt haben, daß er sich dabei unwillkürlich öfters an seinen langen Hals fühlte.

Umlauf war übrigens nicht der einzige von der Linken, dem es nicht recht geheuer zu werden anfieng. Sie hatten in den früheren Monaten den Mund gewaltig voll genommen, jetzt wurden sie auf einmal kleinlaut. Löhner, ein Redner von großer Begabung, aber kein Mann von großem Muth, war schon lang nicht im Reichstag erschienen. Auf der Straße war er manchmal zu sehen, ein gewaltiges Schwert an seiner Linken, um sich die eigene Furcht vom Leibe zu halten; zuletzt war er wie verschwunden, er hatte ein Classenzimmer im Spital bezogen, um da als Kranker für alle Fälle sicher zu sein. Eine Geschichte weiß ich aus sicherer Quelle, die einen meiner ehrenwerten Collegen von der Linken betraf, dessen Namen ich unterdrücken will. Als das Einrücken der kaiserlichen Truppen bevorstand, erschien er in dem Hause eines ihn seit Jahren verachtenden Mannes und bat ihn um schützende Aufnahme. „Wie können Sie elender Schuft sich einbilden“ sagte ihm dieser, „daß Ihnen ein ehrlicher Mann Unterstand biete!“ Diese derbe Abweisung hielt jenen nicht ab, noch dringender zu bitten; es war nicht das erstemal, daß er ähnliche Ehrentitel aus dem Munde des Andern empfangen hatte. Als er hartnäckig abgewiesen wurde, empfahl er sich, fand sich aber unten beim Hausmeister ein und sagte diesem, der Herr lasse ihm sagen, er solle ihm einen Keller aufsperrn. Der Hausmeister that, wie ihm geheißen ward, und jener hatte seinen Zweck erreicht: einen Schlupfwinkel in einem Hause zu finden, wo niemand die Anwesenheit eines „Rothen“ vermuthen konnte.

* * *

Am 30. October traf die große Prager Deputation in Olmütz ein. Am selben Tag war bereits bekannt, daß sich Wien ergeben hatte und die Truppen des Feldmarschalls sich anschickten, die innere Stadt zu besetzen. Welcker und Mosle richteten ein letztes Schreiben an den Minister Wessenberg, welchem sie anzeigten, daß sie ihre Mission als geendet betrachteten und daß sie daher keinen Grund hätten, länger am kaiserlichen Hoflager zu weilen.

Nicht so die Prager Deputation. Diese meinte jetzt erst recht ihr Fürwort einlegen zu müssen. Am 31., um 1/2 1 Mittags erschien sie vor dem Kaiser und sprach die Hoffnung aus, „daß der ausnahmsweise Zustand, in welchen Wien getreten, vorübergehen und die Besorgnisse, welche die Prager Bevölkerung hege, bald völlig werden beseitigt werden.“ Die Antwort des Kaisers lautete ausweichend: Er fühle sich nicht in der Lage, jetzt schon einen bestimmten Ausspruch zu thun. — Unbefriedigt von diesem Bescheid, setzten die Prager Abgeordneten noch am selben Tage eine neue Adresse auf: „Es kann wohl nicht der Wille Eurer Majestät sein, die Deputirten der treuen böhmischen Nation in einer das Gesamtwohl der Monarchie berührenden Angelegenheit ohne eine beruhigende Antwort zu entlassen.“ Zum Schlusse stellten sie die Bitte, „daß im Falle der militärischen Besetzung von Wien mit Vermeidung jedes ausnahmsweisen Zustandes die Civilautoritäten ungesäumt wieder in die volle Wirksamkeit treten.“ Ob sie mit dieser zweiten Adresse vor den Kaiser gelassen wurden, weiß ich nicht, bezweifle es aber. Am 1. November wußte man bereits von dem kriegerischen Einfall der Ungarn in Niederösterreich, von dem Capitulationsbruch Messenhauer's, von der siegreichen Schlacht bei Schwechat, von der neuerlichen Beschießung der Stadt, und am 2. November reiste die Prager Deputation, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von Olmütz wieder ab.



Darwin und das Überleben des Passenden.

Von Anton Marquis Caroli.

In einem christlichen Blatte den übrigens weniger von Darwin selbst, als von den Darwiniden verfolgten Grundsatz von der Stammesgleichheit des Menschen mit dem Affen widerlegen, hieße Eulen nach Athen tragen. Hier kann die Nothwendigkeit einer solchen Besprechung nicht vorausgesetzt werden. Was aber die übrigen darwinistischen Theorien betrifft, welche sich thatächlich oder a prima vista mit positivem Glauben immerhin vereinbaren lassen, so herrscht noch in den meisten christlichen Kreisen eine gewisse gedankenlose Gutmüthigkeit, in der man — da man schon gezwungen ist, manches von sich zu weisen — froh ist, wenigstens einen Theil als Entschädigung anzunehmen.

So ist gerade der Fundamentalsatz des Darwinismus vom Überleben des Passenden eine auf oberflächlichen Blick recht einleuchtende Theorie, welche von vielen positiv Gläubigen, wie von allen Materialisten als nahezu unumstößliche Wahrheit angenommen wird, von den ersteren natürlich unter Voraussetzung des Schöpfungsactes, von den letzteren als Surrogat desselben.

Wir behaupten schlechtthin, daß dieser Satz von den Materialisten am allerwenigsten anerkannt werden sollte; denn er verläßt geradezu die materialistische Basis, enthält aber dessenungeachtet auch für die Vertreter der dualistischen Weltauffassung um kein Jota mehr Wahrheit.

Zumal gerade dieser Satz als ein Grundstein des materialistischen Ideengebäudes gilt, so ist er einer kurzen Untersuchung wohl wert.

Wenn Darwin vom »Survive of the fit est« spricht, so könnte er unter »fit« trotz der einzigen Deutung des englischen Sprachgebrauches immerhin dreierlei verstehen, nämlich fit soviel wie „bereits passend“, ein Begriff der im Worte liegt, oder fit soviel wie „sich erst anpassen“ oder endlich fit soviel wie „zweckmäßig“.

Verstehen wir unter dem Überleben des Passenden die Fortdauer des bereits Passenden, weil Stärkeren, gegenüber dem Untergehen des nicht Passenden, weil an physischer Kraft und Ausdauer Schwächeren, so behält

der Satz einen so schlichten Sinn, daß wir ihn fast als Axiom betrachten, seine Wahrheit mithin keineswegs bezweifeln und ihn höchstens als Einleitung zur logischen Begründung des Kampfes ums Dasein einer Beachtung würdigen können. Dieser Sinn war keineswegs von Darwin in seinen Satz hineingelegt worden.

Begreifen wir ferner unter *fit* das sich erst unter veränderten Umständen Anpassende, so haben wir den Begriff der *Accommodation* des Organismus, welche aber, wie leicht einzusehen, erst stattfinden kann, wenn der Organismus in allen seinen Theilen und Functionen auf die früheren Umstände passend bereits existiert. Ein Pferd, welches in sehr kaltem Klima kein Winterhaar ansetzen würde, gieng zu Grunde; nun sich sein Haar der Temperatur anpaßte, überlebt es ein theoretisch angenommenes, dessen Haar sich nicht verdichtet hätte. Aber auch Darwin weiß, daß in der Jetztzeit alle Organismen im Principe angepasst sind. Sprach er also von einem Überleben, so meinte er geologische Vorzeiten, in denen sich dieser Proceß abgespielt habe. Er meinte nicht die *Accommodation*, die er nur als Theil der praktischen Bethätigung seines Satzes betrachtet, und mit seinem Satze wollte er eben viel mehr erklären, nämlich die jetzt bestehende Zweckmäßigkeit der Organismen und mit ihr überhaupt ihre Existenz.

Wir kommen daher durch den von Darwin selbst in seinen Satz hineingelegten Sinn auf die oben angedeutete dritte Bedeutung des Ausdruckes *fit*, nämlich gleich zweckmäßig, obzwar rein sprachliche Bedenken dagegen obwalten mögen.

Darwin meinte mithin, um überhaupt mit seiner Hypothese die oben bezeichnete Frage nach dem Ursprung der zweckmäßigen Organismen berühren zu können, unter seinem Satze folgendes: „Das bereits Zweckmäßige, respective *Accommodationsfähige* überleben“ oder: alles sei so lange zugrunde gegangen, bis etwas dermaßen Modificirtes entstand, daß es den Anforderungen genügen und den Zweck erfüllen konnte. Dieser Proceß, der sich in der Vorzeit vollzog, habe nun folgerichtig den heutigen Zustand der allgemeinen Zweckmäßigkeit zum Resultat.

Das Zugrundegehen des nicht Zweckmäßigen kann nun entweder als zufällig oder als eine naturnothwendige Folge seiner Eigenschaft des nicht Zweckmäßigen betrachtet werden.

Ein zufälliges Zugrundegehen der nicht zweckmäßigen Organismen, welches gewissermaßen den zweckmäßigen unerwarteter Weise den Platz zum Fortbestande freiließ, wäre eine ganz willkürliche und ebenso phantastische Annahme. Man stelle sich nur vor, wie geringe Chancen nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung der Tod sämtlicher Organismen hat, deren Zahl, da

sie ja wieder ihre Combination dem Zufalle verdanken, fast gleich unendlich zu setzen ist.

Übrigens war dies von Darwin auch keineswegs gemeint, da er doch seine These als ein entdecktes Naturgesetz, folglich als eine in der Theorie auch heute noch geltende Regel aufstellte.

Wir müssen uns überhaupt in Erinnerung behalten, daß ein Naturgesetz — und das soll der Satz vom Überleben des Passenden sein — weder räumlich noch zeitlich eine Ausnahme verträgt, ebensowenig wie die Schwerkraft jemals oder irgendwo ohne Wunder eine Ausnahme aufweisen kann.

Das Überleben des Zweckmäßigen, respective das Untergehen des nicht Zweckmäßigen muß also, da es nicht zufällig sein kann, noch nach Darwin zufällig sein soll, den Grund in der Natur des Zweckmäßigen oder nicht Zweckmäßigen als solchen haben.

Hier liegt die unüberbrückbare Kluft, in welche das ganze darwinistische Gebäude zu stürzen droht oder vielmehr bereits gestürzt ist.

Die Wahrheit des scholastischen Satzes *»actio in distans impossibile«* lassen wir, was den räumlichen Sinn anbelangt, dahingestellt (vielleicht wird der Schein, der dagegen spricht, durch kommende Physiker einmal gründlich beseitigt). Wer aber, ob Dualist, Spiritualist oder Materialist, wird ernstlich behaupten wollen, daß die Materie im zeitlichen Sinne auf Distanz wirken könne oder ein nur in der Zukunft als bloße Idee existierendes Etwas auf die Materie zurück?

Dies hat Darwin nicht bedacht, als er das Untergehen der einen Kategorie von Organismen aus der ihr innewohnenden Eigenschaft des nicht Zweckmäßigen erklärte. Der Zweck liegt doch in der Zukunft und kann nur manchmal von einer Intelligenz im voraus geahnt werden. Es kann also immer noch die Gelegenheit zum Versuche kommen, denselben zu erfüllen. Wir fragen: wann ist der Zeitpunkt gekommen, in dem der unzweckmäßige Organismus sich als solcher constatiert und unterzugehen hat? Und kann nicht der zweckmäßigste Organismus manchmal ohne die Gelegenheit zur Bethätigung seiner Zweckmäßigkeit existieren? Es müßte also jeder Organismus im Momente seines Werdens sofort seinen Zweck erfüllen, um existieren zu können.

Es gibt darauf immerhin eine Antwort; der Zweck eines Organismus kann in ihm selbst liegen, in seiner eigenen Erhaltung. Er liegt thatsächlich auch öfters ausschließlich darin. Dann lautet aber der Fundamentalsatz Darwin's, jeder Gelehrtenfloskel entkleidet, schlechthin folgendermaßen: „Nur das lebt, existiert, was so gestaltet ist, daß es leben, existieren kann“. Dieser

Satz wäre evident, und sinnlos wäre es folglich, ihn aufzustellen. Jedenfalls darf dann auch Darwin nicht vom survive, vom Überleben sprechen; denn ein Organismus, der die Fähigkeiten zum Leben im Principe nicht besitzt, beginnt nicht, oder wenn man so sagen darf, versucht nicht einmal zu leben, braucht also gar nicht unterzugehen.

Wir glauben damit nicht nur für uns die Haltlosigkeit des darwinistischen Satzes dargethan zu haben, wir haben auch gezeigt, daß nach diesem Satze der Materie Eigenschaften beigelegt werden, welche nicht einmal die menschliche Seele besitzt und welche gerade von den Materialisten unter keiner Bedingung anerkannt werden.

Als scheinbarer Nachweis der Richtigkeit der These vom Überleben des Passenden schien uns selbst einmal das Phänomen, welches mit dem Namen Mimikri bezeichnet wird.

Niemand leugnet das Bestehen der Neigung der Natur, Thiere in die Farben ihrer Umgebung zu kleiden. Ist jedoch diese Erscheinung ein Theil der tatsächlichen Folgerungen des besprochenen Satzes und angeblichen Naturgesetzes, so muß sie selbst ein Naturgesetz sein und verträge, wie oben angedeutet, keine einzige Ausnahme. Dem ist bekanntlich nicht so; es gäbe keine bunten Käfer im Grase, keine rothgefiederten Papageien in den saftiggrünen Baumkronen.

Daß der Schutz der betreffenden Thiere, wie Darwin behauptet, der Zweck dieser Erscheinung sei, ist bereits von Autoritäten widerlegt worden, insbesondere unter Hinweis auf die keines Schutzes bedürftigen Pflanzen, ja Mineralien, deren Farben oft in auffallender Weise derjenigen ihrer Umgebung nachgestimmt sind.

Wenn wir eben dieses Phänomen vereinigen mit denjenigen Analogien in der Natur, aus denen die Materialisten ihre Abstammungstheorie folgern, so ermöglicht uns das eine ebenso plausible als edle Auffassung. Lassen wir Darwin im beschränkten Maße seine Entwicklung der Arten (wie sie auch vor ihm nicht bezweifelt wurde), im großen und ganzen aber gewöhnen wir uns, in den Harmonien und Analogien der Natur jenen einheitlichen Stil zu sehen, den wir gerne den Baustil Gottes nennen würden, den so einheitlichen Gedanken, der sich bei der Schwäche unserer Auffassung in tausende von Erkenntniswegen verzweigt. In Wirklichkeit liegt in diesem Gedanken das ideale Ende aller Wissenschaft. Dieser ist eine logische Gleichung und nicht eine chemische Formel, oder volksthümlicher ausgedrückt, der eminent logische Wille Gottes, der außerhalb der Materie steht.





Die heilige Poesie der Hebräer.

Von Prof. Dr. P. Richard Schölgl.

II.*)

65. (64.) Psalm: Danklied für Gottes Wohlthaten

1. Strophe.

- | | |
|-------------------------------|-----------------------|
| 2. Dir ziemt Lobgesang, | Jahwe, in Sion, |
| Und Dir bezahl' man Gelübde, | 3. Du Gebetserhörer! |
| Zu Dir kommt alles Fleisch | 4. Der Sünden wegen. |
| Groß sind wohl unsre Vergehn, | allein Du sühnst sie. |

1. Gegenstrophe.

- | | |
|-----------------------------------|---------------------------|
| 5. Heil uns, die Du erwählt, | zu wohnen bei Dir, |
| Uns zu sätt'gen mit Deines Hauses | Segensgütern! |
| 6. Mit hehren Thaten des Heils | erhörst Du uns, |
| Du Hort aller Erdenbewohner, | auch der fernsten Inseln. |

Wechselstrophe.

- | | |
|---------------------------------------|---------------------------|
| 7. Der kräftig die Berge hält, | mit Macht gegürtet; |
| 8. Der des Meeres Brausen besänftigt, | wie das Tosen der Völker. |
| 9. Es zittern der Erde Bewohner, | vor Deinen Zeichen. |
| Die Reiche des Morgens und Abends | machest Du jubeln. |

2. Strophe.

- | | |
|---------------------------------------|-------------------------------|
| 10. Heimgesucht hast Du das Land | und es reichlich gesegnet, |
| Mit dem Gottesbach, voll des Wassers, | sein Korn bereitet. |
| Denn also bereitest Du es: | 11. seine Furchen bewässernd, |
| Seine Schollen senkend durch Regen, | machst Du es erweichen. |

2. Gegenstrophe.

- | | |
|------------------------------------|-----------------------------------|
| Du segnest sein Wachsthum | 12 und krönest das Jahr mit Güte. |
| Dein Geleise, triefend von Fett, | 13. machte triefen die Steppe. |
| Dass laut frohlocken die Hügel | 14. im grünen Gewande |
| Und die Thäler im Golde der Saaten | froh jauchzen und singen. |

Psalm 96, 97, 98, 99, 100, 99**), ein großes Chorlied: Preislied Jahwes, des Gottkönigs.***)

1. Strophe. (I.†)

- 96, 1. Singt Jahwe neue Lieder, | singt Jahwe alle Lande, | 2. singt
Jahwe, preist seinen Namen!
Verkündet sein Heil alle Tage, | 3. erzählt jedem Volk seinen Ruhm, | den
Heiden all' seine Wunder!

*) Vergleiche den Aufsatz in dieser Zeitschrift, II. Jahrg., S. 442—454. — Die Silbe, deren Vocal in Lateinisch gesetzt ist, trägt den Ton. — In 1. ist zu Ps. 45,5 („Die Kultur“, II. S. 448) zu ergänzen: Wohlan, fahre glücklich, | schaff' Wahrheit und Recht; || dann zeigt Dir, o Held, | Deine Rechte Wunder.

**) Vulgata: 95—97. 92. 99. 98.

***) Dass diese Lieder Bruchstücke größerer Gesänge sind, zeigt schon der Mangel an Überschriften. Nur Psalm 98 hat die Aufschrift „ein Psalm“ und Psalm 100: „ein Dankpsalm“. Der Stil ist jesajanisch. Das Chorlied ward eigens für den Gottesdienst gedichtet.

†) Die lateinischen Nummern bezeichnen die Wechselstrophe. Möglicherweise haben nur zwei Chöre das Lied abwechselnd gesungen.

4. Denn groß ist Jahwe und preislich, gar furchtbar über die Götter;
 5. Denn der Heiden Götter sind Gözen, Doch Jah*) hat den Himmel geschaffen.
 6. Hoheit und Glanz sind sein Herold, Macht und Pracht seine Wohnung.

1. Gegenstrophe. (II.)

7. Bringt Jahmen, ihr Völkergeschlechter, | bringt Jahmen Ruhm und
 Preis, | 8. bringt Jahmen die Ehr' seines Namens!
 Betretet mit Gaben den Vorhof, | 9. betet an im heiligen Schmucke, | betet vor
 Jah, alle Lande.
 10. Sagt den Heiden: „Jahwe ist König, er hat gefestigt den Erdfreis“.
 11. Es freue sich Himmel und Erde, es brause des Meeres Fülle
 12. Es jauchze des Feldes Gethier, es juble des Waldes Didicht:

Kehrverse. (I. II.)

13. Vor Jahwe, denn er kommt, ja er kommt, zu richten die
 Erde,
 Zu richten nach Recht den nach Billigkeit alle die Völker.
 Erdfreis,

1. Wechselstrophe. (I — VI.)

- 97, 1. I. Jah ist König! Es fren' sich es juble der Inseln Menge.
 die Erde,
 2. II. Dunkles Gewölk ist um ihn her, auf Recht ist gestüzt sein Thron.
 3. III. Feuer geht vor ihm her und umzingelt seine Schritte.
 4. IV. Seine Blitze erhellen den Erdfreis, die Erde sieht es und bebt.
 5. V. Die Berge zerschmelzen wie Wachs, vor dem Herrn der ganzen Erde.
 6. VI. Die Himmel verkünden sein Recht- alle Völker seh'n seinen Ruhm.
 thun,
 7. I. Beschämt sind die Bilderanbeter, Die sich der Gözen rühmen.
 II. Es huldigen ihm alle Götter, 8. Sion hört es und freut sich.
 III. Und Judas Töchter frohlocken ob Deiner Gerichte, J a h w e.
 10. IV. Wer das Böse hasst, den liebt Jahwe, seiner Frommen Seelen bewahrt er.
 11. V. Ein Licht geht auf dem Gerechten, und Freude den Herzgeraden.
 12. VI. Freut euch, Gerechte, in J a h w e, und feiert sein heilig Gedächtnis!

2. Strophe. (III.)

- 98, 1. Singt Jahmen neue Lieder, denn Wunder hat er gethan.
 Ihm half nur seine Rechte, seinen heiligen Arm 2 that er kund.
 Gezeigt hat Jahwe sein Heil, seine Gerechtigkeit vor den Völkern.
 3. Seiner Huld für Jakob gedacht' er, seiner Treue, gen Israels Haus.
 Es sah'n alle Enden der Erde das Heilswerk unseres Gottes.

2. Gegenstrophe. (IV.)

4. Jauchzt Jahmen zu, alle brecht aus in Jubel und spielet,
 L a n d e,
 5. Spielet Jahmen zur Zither, zur Zither, mit lautem Gesange;

*) Jah = Jahwe.

1. Gegenstrophe.

3. Redet nicht immerfort groß! Euer Mund spreche nicht Vermess'neß!
 Denn ein wissender Gott ist Jahwe, ein Gott, der die Thaten prüft.
 4. Zermalmt sind die starken Schützen, mit Kraft gegürtet die Schwachen.

Wechselstrophe.

5. Die Satten dienen um Brot, die Hungernden sind nun frei.
 Die unfruchtbar war, hat geboren, verwelkt ist die Kinderreiche.
 6. Jahwe macht todt und lebendig, den Scheol öffnet und schließt er.
 7. Jahwe macht arm und macht reich, Sturz und Erhöhung wirkt er.

2. Strophe.

8. Aus dem Staube erhebt er den aus dem Rothe zieht er den Armen,
 Dürft'gen,
 Sie den Fürsten gleichzustellen, auf Ehrenstühle sie setzend.
 Der Erde Angeln sind Jahwes, Denn er hat den Erdkreis gefestigt.

2. Gegenstrophe.

9. Er behütet der Frommen Füße, in Finsterniß fallen die Frevler
 Nicht aus eigener Kraft sieget jemand, 10. nur Jahwe bezwinget den Feind.
 Der Höchste im Himmel zer- Jahwe richtet die Erde.
 malmt ihn,

Habakuk 3, 2—19.

2. Jah, ich vernahm deine Kunde, mit Entsetzen sah ich dein Werk.
 Vor Ablauf der Jahre vollführ' es, | vor Ablauf der Jahre zeig'
 es, | im Zorne gedenk' der Erbarmung!
 3. Gott wird kommen von Theman, der Heil'ge vom Berge Paran.
 Den Himmel bedeckt seine Hoheit, seiner Herrlichkeit voll ist die Erde.
 4. Und sein Glanz erscheint wie das Licht | Strahlen gehn von ihm aus, | darunter
 birgt seine Macht sich.
 5. Vor ihm geht her die Pest, und die Seuche folgt seinen Schritten.
 6. Er steht auf und macht beben er schaut und macht zittern die Völker.
 die Erde,
 Es zerstieben die ewigen Berge, | es versinken die Hügel der Urzeit, | nur
 seine Wege sind ewig.
 7. In Noth sind die Hütten von Roschan, es zittern die Zelte von Midjan.
 8. Gilt wohl den Bergen, Jahwe, | oder den Strömen dein Zorn | oder den
 Meeren dein Grimm,
 Daß du herjagst auf deinen Rossen, auf deinen Wagen des Heiles?
 9. Gewaltig schwingst du den Bogen, | mit Pfeilen gefüllt ist dein Köcher; |
 du spaltest die Ströme zu Trodnen.
 10. Es seh'n dich mit Zittern die Berge, es weicht des Wassers Strom.
 Der Abgrund schreit laut auf, die Höhe ringet die Hände.
 11. Die Sonne tritt in ihr Zelt, | als Licht geh'n daher deine Pfeile, | als Glanz
 dein bligender Speer.
 12. Im Zorne durchziehst du die Erde, im Grimme zertrittst du die Völker:

13. Du ziehst aus zum Heil deines zu retten deinen Gesalbten.

Volkes,

Doch des Frevlers Haupt zerschellst du, sein Haus vom Grund aus entwurzelnd

14. Seine Fürsten strafft du gewaltig, | die tobend den Mund aufsperrten, | zu ver-
schlingen den Armen im Schlupfloch.

15. Du lenkst durch das Meer deine daß schäumen die Wassermassen.

Rosse,

16. Ich vernahm's — doch nur ich hört' es — mit bebenden Lippen.
pochenden Herzens,

Fäulnis durchdrang mein Gebein, und die Kraft verließ meine Füße.

Doch am Tage der Noth werd' ich wenn er anbricht dem Volk, das uns drängt.
still sein,

17. Dann wird die Feige nicht blüh'n, und der Weinstock bringt keine Früchte.

Des Ölbaums Frucht bleibt aus, auch die Felder bieten nicht Nahrung.

Aus den Hürden sind fort die Schafe, der Rinder Ställe sind leer.

18. Doch ich werde jubeln in Fahme, frohlocken im Gott meines Heiles.

19. Ist doch Fahme, der Herr, meine Kraft; | er machet mich flinker denn Hinden, |
läßt seine Höh'n mich ersteigen.

David's Klage um Saul und Jonathan (2. Sam. 1, 18—27).

1. Strophe.

18. Vernimm, Juda, grausame Kunde, 19. Israel, härm' dich, ja härm' dich!

Deine Höhen sahen Erschlag'ne, ach, wie sind die Helden ge-
fallen!

1. Gegenstrophe.

20. Nichts sagt in den Straßen von Gath, nichts meldet in Ascalon!

Sonst freu'n sich die Philisterdirnen, sonst jubelt der Unreinen Brut.

Wechselstrophe.

21. Verdorre, Gilboa, | nicht falle Thau || noch Regen auf Euch, | ihr Trug-
gefilde! || Denn dort ward betrogen | der Schild der Helden.

War der Schild des Saul | nicht gesalbt, wie mit Öle, || 22 vom Blute
Erschlagner, | vom Marke der Helden?!

23. Jonathan, Saul — | die Geliebten und Holden, im Leben und Tod
nicht getrennt, || waren schneller als Adler, | stärker denn Löwen.

22 b. Jonathans Bogen | wich niemals zurück, | und das Schwert des Saul |
kehrte leer niemals heim.

2. Strophe.

24. Israels Töchter, | weinet um Saul, || der gekleidet Euch hat | in Scharlach
und Sinden, || der Goldschmuck geheftet | auf Eure Gewänder.

25. Wie fielen die Helden! | Dahin ist der Puz! || Jonathans Tod | hat
mein Herz auch getroffen!

2. Gegenstrophe.

26. Mein Herz hing an Dir, | Bruder Jonathan! | Wie warst Du mir
lieb, Gefallener, Du! || Deine Liebe war süßer | denn Frauenliebe!

27. Wie die Mutter den Sohn, | liebt' ich Dich, Jonathan! Wie fielen die
Helden! | Dahin ist die Rüstung!

Der 37. (36.) Psalm: Der Gottlosen scheinbares Glück.*)

1. Strophe.

- | | |
|--|---------------------------------------|
| 1. Eifre nicht mit den Bösemichten, | sieh nicht scheel auf Übelthäter! |
| 2. Denn sie verwelfen wie Gras, | und wie Kraut vertrocknen sie. |
| 3. Vertrau' auf Jah und thu' Gutes, | bewohne das Land und üb' Treue |
| 4. Und ergöße an Jahwe Dich, | so wird er Deine Wünsche erfüllen |
| 5. Überlaß nur Jahwe Dein Schicksal, | vertraue auf ihn, er wird's machen, |
| 6. Dein Heil wird erstrahlen wie Licht, | und Dein Recht wie der helle Mittag. |
| 7. Trau nur ruhig dem Herrn, er ist gut, | und harre auf ihn, denn er hilft Dir. |
| Eifre nicht mit dem Manne des Glückes, | mit dem Manne, der Ränke schmiedet. |

1. Gegenstrophe.

- | | |
|--|--|
| 8. Laß ab vom grimmigen Born, | eifre nicht, denn es ist nur zum Bösen; |
| 9. Denn die Bösemichter vergeh'n, | wer auf Jahwe hofft, der erbt das Land. |
| 10. Im Nu ist der Gottlose nicht mehr; | suchst Du, nicht findest Du ihn. |
| 11. Die Duldsamen erben das Land | und ergößen am Frieden sich. |
| 12. Der Gottlose haßt den Gerechten, | und knirscht wider ihn mit den Zähnen: — |
| 13. Doch der Herr, er spottet sein | denn er sieht, daß sein Tag wird kommen |
| 14. Die Gottlosen zücken das Schwert | Und spannen bereits ihren Bogen: — |
| 15. Doch ihr Schwert dringt ins eigene Herz, | und ihr Bogen — zertrümmert ist er. |

Wechselstrophe.

- | | |
|--|--------------------------------------|
| 16. Des Gerechten Armut ist mehr wert | als der Gottlosen großer Reichthum; |
| 17. Denn der Gottlosen Macht wird gebrochen, | die Gerechten jedoch stützt Jahwe. |
| 18. Er kennet der Redlichen Lage, | ihr Erbe bestehet für immer. |
| 19. In der Noth werden nicht sie zuschanden, | zur Hungerszeit werden sie satt. |
| 20 a. Doch die Gottlosen gehen zugrunde, | 25 c. ihr Same muß betteln um Brot. |
| 20 b. Jahwes Feinde sind Brände, | die allzumal aufgehen in Rauch. |
| 21. Der Gottlose borgt und bezahlt nicht, | der Gerechte übt Milde und schenkt. |
| 22. Wer gesegnet von Jah, erbt das Land, | wem er flucht, der wird ausgerottet. |
| 23. Jahwe geleitet den Mann, | dessen Wandel ihm wohlgefällt. |
| 24. Wenn er fällt, wird er nicht zerschellt, | denn Jahwe stützt seine Hand. |
| 25. Ich war jung und bin alt geworden: | den Gerechten sah nie ich verlassen. |
| 26. Allzeit leihet er mit Milde, | und sein Same gereicht zum Segen. |
| 27. Meide das Böse, thu' Gutes, | so wirst ruhig Du wohnen auf ewig. |

*) Von David.

28. Denn Jahwe liebet das Recht und verläßt seine Frommen nicht.
 Die Verkehrten werden vertilgt und der Gottlosen Same vernichtet;
 29. Die Gerechten erben das Land und bewohnen es ruhig für
 immer.

2. Strophe.

30. Des Gerechten Mund redet Weisheit, und seine Zunge spricht Recht.
 31. Seines Gottes Gesetz wohnt ihm inne, nicht wanket jemals sein Schritt.
 32. Der Gottlose haßt den Gerechten und lauert, um ihn zu tödten: —
 33. Doch Jahwe verläßt ihn nicht, nicht läßt er verurtheilen ihn.
 34. Mit Vertrau'n wandle Jahwes Wege, so läßt er das Land Dich erben.
 Wahrlich, Du selbst wirst es seh'n, an der Gottlosen Ende Dich weidend!

2. Gegenstrophe.

35. Den Gottlosen sah ich erhöht, hoch ragen wie Libanons Cedern: —
 36. Da kam ich, und sieh', er war nicht mehr, ich suchte und fand ihn nicht.
 37. Wahre Redlichkeit, übe Geradheit, den Friedlichen winket die Zukunft;
 38. Doch die Sünder werden vertilgt, der Gottlosen Zukunft ist trostlos.
 39. Den Gerechten kommt Hilfe von Jahwe, der ihr Schutz ist zur Zeit der Noth.
 40. Ja, Jahwe hilft ihnen und schützt sie, er rettet sie, weil sie vertraut.

Der 40. (39) Psalm: Auf Gott vertrau'!*)

1. Strophe.

2. Fest vertraut' ich auf Jahwe, und er langte nach mir
 3. Und zog mich empor aus dem Abgrund, aus schlammigem Sumpfe,
 Und stellte auf Felsen mich, daß ich sicher nun schritt,
 4. Und lehrt' mich ein neues Lied, ein Loblied auf ihn.
 Viele sahn's und fürchteten Gott und vertrauten auf Jahwe.

1. Gegenstrophe.

5. Glücklich der Mann, der Vertrauen auf Jahwe gesetzt hat,
 Der nicht den Lärmenden folgt, noch den Lügendienern.
 6. Zahlreich, Jah, unser Gott, sind Deine Wunder
 Und Deine Pläne für uns: — nichts ist Dir gleich.
 Verkünden möcht' ich sie laut, doch unzählbar sind sie.

Wechselstrophe.

7. Nicht verlangst Du Opfer und Du grubest mir Ohren.
 Gaben,
 Nicht begehrst Du süßnende Opfer, 8. da sprach ich: hier bin ich!
 Ich habe im Buche gelesen, was mir darin gilt.
 9. Deinen Willen zu thun verlang' ich. Dein Gesetz wohnt mir inne.

2. Strophe.

10. Jah, verkündet hab' ich Dein Heil in großer Versammlung.
 Siehe, nicht verschließ' ich den Mund, Du weißt es wohl.

*) Ein Lied von David.

11. Dein Recht verbarg ich nicht in meinem Herzen.
 Deine Treue und dein Heil verkündete ich.
 Nicht schwieg ich von Gnade und vor großer Versammlung.
 Wahrheit

2. Gegenstrophe.

12. So verschließe auch Du nicht, Jahwe, Dein Erbarmen vor mir;
 Deine Gnade und Wahrheit mögen mich stets behüten!
 13. Denn es umringen mich Leiden sonder Zahl;
 Meine Schulden trafen mich hart, daß ich's nicht mehr ertrage,
 Übertreffen an Zahl meine Haare; muthlos bin ich.

Der 49. (48.) Psalm: Das räthselhafte Glück der Gottlosen.

1. Strophe.

2. Hört es, ihr Völker alle, vernehmt es ihr Erdenbewohner,
 3. Mögt hoch oder niedrig ihr sein, Reiche und Arme zumal.
 4. Mein Mund will Weisheit lehren, Einsicht mein sinnendes Herz,
 5. Einem Spruche will leihn ich mein Ohr, auf der Bithen lösen mein Räthsel.

1. Gegenstrophe.

6. Warum muß ich Unglück erleben, während Glück den Verkehrten zutheil
 wird,
 7. Die auf eigene Macht nur vertraun und auf ihre Reichthümer pochen?
 8. Und doch laßt keiner sich los, noch wird Gott sein Lösegeld zahlen.
 9. Ja, zu groß ist der Preis seiner Seele, verzichten muß er 10. auf's Leben.

Wechselstrophe.

11. Sieht er doch Weise sterben und Thoren und Narren vergehn.
 Ihr Vermögen lassen sie andern, 12. das Grab ist ihr Haus auf ewig,
 Ihre Wohnung durch alle Geschlechter, sie, die Länd'reien benannten:
 13. Doch der Mensch in Ehren versteht's dem dummen Vieh wird er gleich.
 nicht,

2. Strophe.

14. So geht's den Zuversicht'gen, so enden, die ihnen folgen:
 15. Schafen gleich gehn sie zum Scheol, auf daß der Tod sie dort weide;
 Geradewegs gehn sie ins Grab, daß sie einschließt, den Scheol zu
 füllen.
 16. Doch mich wird Jahwe erlösen, wenn der Scheol mich will erfassen.

2. Gegenstrophe.

17. Fürchte nichts, wenn einer reich ist, wenn groß seines Hauses Ruhm;
 18. Denn stirbt er, so nimmt er nichts mit, noch folgt ihm sein Ruhm ins Grab.
 19. Mag er im Leben sich segnen, sich preisen, weil es ihm gutgeht; —
 20. Er kommt doch zu seiner Sippe, Die ewig das Licht nicht schauet.

Der 51. (50.) Psalm.

1. Strophe.

3. Sei gnädig mir, Jahwe, in Schuld, hab' Erbarmen, tilg' meine Schuld.
 4. Wasche mein Herz vom Schmutze, reinige mich von der Sünde.
 5. Denn ich gesteh' meine Schuld, meine Sünde hab' stets ich vor
 Augen.

1. Gegenstrophe.

6. An Dir nur, Jah, hab' ich gesündigt und gethan, was böse vor Dir,
 Daß gerecht sich erweise Dein Wort und siegreich erscheine Dein Recht.
 7. Sieh, in Schulden bin ich in Sünde empfieng mich die
 geboren, Mutter.

Wechselstrophe.

8. Siehe, Schuld und Treue liebst Du, Drum thust Du mir kund Deine
 Weisheit.
 9. Entsündigst Du mich, werd' ich rein, und weißer denn Schnee, läuterst Du mich.
 10. Sättige mich mit Wonne, laß freuen mich nach meinem Leiden.
 11. Siehe nicht an meine Sünde, ja, all' meine Schulden tilge.
 12. Ein reines Herz schaffe mir, Jah, und den Starkmuth erneu're in mir.
 13. Stoße mich nicht von Dir, und den heiligen Geist nimm mir nicht.
 14. Gib mir wieder die Wonne des Heils, und mit Großmuth rüste mich aus.
 15. Dann lehr' ich die Frevler und führe die Sünder Dir zu.
 Dein Recht

2. Strophe.

16. Jah, wehre dem Blutvergießen, dann preiß' ich Dich als gerecht.
 17. Du öffnest, o Herr, meine Lippen, mein Mund verkündet Dein Lob.
 18. Wenn Du wolltest, brächt' ich doch Brandopfer wünschtest Du
 Dir Opfer, nicht.

2. Gegenstrophe.

19. Zerknirschung ist Jahs Opfer, ein demüthig Herz achtest Du.
 20. Schmücke doch Sion gnädig und baue Jerusalems Mauern:
 21. Dann empfängst Du gerechte, dann wirst Du Brandopfer
 Opfer wünschen.



Wiener Kunstleben (Jänner bis Juli 1901).

Von Joseph Reuwich.

(Schluß.)

Das österreichische Museum für Kunst und Industrie trat in das neue Jahrhundert mit einer Ausstellung der Werke Walthers Crane's, des in manchen Kunstfragen rasch zu einer gewissen Führung emporgestiegenen Engländer, dessen Bedeutung unstreitig einige Zeit hindurch überschätzt wurde. Dies wurde einem so recht an dem Reichtume des Ausstellungsmateriales klar, das eine sehr starke Reduktion vertragen hätte. Eine sachgemäße Auswahl und eine den Genuß weniger beeinträchtigende Aufstellung hätte das Eindringen in das Wesen des Künstlers beträchtlich erleichtert, ohne jedem das Mitnehmen umfangreichen Ballastes des Mittelmäßigen zuzumuthen. Allerdings lernte man dabei auch die Schwäche Crane's verstehen, der als Maler — man mag die phrasenvolle „Vision Britannias“, die um Botticelli herumtänzende „Geburt der Venus“, den in Rossen wie Menschen gleich mißglückten „Raub der Proserpina“ oder die „Welteroberer“ betrachten — durchaus nicht bedeutend ist; Zeichnung und Farbe der größeren Bilder zeigen durchwegs beträchtliche Schwächen. Von diesen Werken kann man vollständig absehen, wenn man in's Auge faßt, woran der gute Klang des Namens Walthers Crane's anknüpft. Er hat ganz vorzügliche Bucharbeiten geschaffen, Märchen- und Kinderbücher ebenso reizend, wie broßig illustriert; sein „Aschenbrödel“, „Gestiefelter Kater“, „Rothhäppchen“, „A Floral Fantasy“ oder „The absurd ABC“ schwebeln in graziosen, prächtigen Einfällen, die für deutsches Empfinden manchmal zuviel Einschlag der Umgangsformen der englischen Gesellschaft zeigen, indes unsere Märchenvorstellungen mit ihrem volksmäßigen Grundtone derber und einfacher sind. Ebenso viel Anregendes steckt in Crane's Entwürfen für Mosaik, Glasfenster, Stoffe, obzwar hier schon wiederholt die Schwäche der Farbengebung unleugbar ist. Mancher Wink des Meisters ist seit Jahren auch Andern zugute gekommen, in Wien selbst vielleicht theilweise weniger als anderswo, weil hier die Selbständigkeit der modernen Geschmacksrichtung sich von allem Anfange an mit mehr Glück zu behaupten mußte. Zur richtigen Abschätzung dieses Verhältnisses hat auch die Walthers Crane-Ausstellung das Ihre beigetragen. Sie war zu dieser Zeit und an diesem Orte ganz an ihrem Plage, was Muther, der in seiner Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts noch vor wenigen Jahren Walthers Crane mit volltönenden Lobeserhebungen als „wunderbaren Illustrator“, als Meister von der Grazie und dem Charakter der primitiven Florentiner feierte, in seinen den gleichen Künstler aufs schärfste herabsetzenden Ausführungen in der „Zeit“ vom 19. Jänner 1901 entschieden bestritten

wollte. Man lernte Crane's Stellung in der Bewegung der Moderne verstehen und an ebenso verlässlichem als umfassendem Materiale fixieren.

Zwei andere umfangreiche Ausstellungen, welche im österreichischen Museum für Kunst und Industrie der Walthers Crane-Ausstellung folgten, führten in sehr dankenswerter Weise auf ein weit verzweigtes Gebiet unserer einheimischen Kunstthätigkeit hinüber, nämlich die Ausstellungen der kunstgewerblichen Fachschulen sowie der Kunstgewerbeschulen in Wien und Prag. Bekanntlich besitzt Österreich eine ganz hervorragende Organisation zahlreicher, über alle Kronländer verbreiteter Bildungsanstalten, welche sich zum Ziele setzen, zu verhüten, daß etwas von der künstlerischen Produktionsfähigkeit der Bevölkerung verloren gehe, und welche auch den minder hervorragenden Kräften eine zur Veredlung des Volksgeschmackes führende Richtung geben. Mit dieser zielbewußten Sammlung und Ausnützung des Vorhandenen für die Hebung der künstlerischen Kultur des ganzen Staatswesens erfüllt die Unterrichtsverwaltung eine ihrer edelsten und vornehmsten Pflichten. Die Ausstellung der Leistungen dieser Fachschulen ergänzte in ungemein erwünschter Weise das in den Ausstellungen der Secession und des Künstlerhauses Gebotene; an diesen beiden Orten die Schöpfungen unserer hohen Kunst und eine Heerschau über die Anzahl unserer einheimischen, künstlerisch hervorragenden Talente, im österreichischen Museum ein Überblick über die Durchschnittsbegabung bestimmter Gegenden und die an sie knüpfende kunstgewerbliche Production.

In der Ausstellung der kunstgewerblichen Fachschulen waren die Länder der diesseitigen Reichshälfte auf eine sehr verschiedenartige Weise vertreten, was sich aus den Zielen der an der Ausstellung beteiligten 86 Anstalten von selbst ergeben mußte. In vielen derselben wird im Zeichnen, Malen und Modellieren unmittelbar nach der Natur, im Stilisieren der Formen und in ihrer Verwendung für die Zwecke der Decoration recht Achtenswerthes geleistet und die so wichtige Selbständigkeit des Sehens und Nachdenkens über die künstlerische Ausnützung des Gesehenen angeregt. Anderwärts gewinnt man durch die Entwürfe und Musterzeichnungen, die aus dem Bureau des österreichischen Museums den Fachschulen zugehen, lebendige Fühlung mit der Moderne, ohne dabei die örtliche Färbung und Eigenart preiszugeben. Mit Vergnügen bemerkt man, wie höher begabte Lehrkräfte einzelne Schüler auch über das Durchschnittsmaß der Vernunftforderungen hinauszuführen wissen, während manche die Aufgabe noch etwas leicht nehmen. So bieten die Zeichnungen der Triester Staatsgewerbeschule ganz Vorzügliches. Ihnen stehen die formenschönen und technisch vortrefflichen Kunstschlosserarbeiten von Königgrätz, die Thonwaren von Tepliz, theilweise auch jene von Bechyn und Znaim, die Wirkereien und Webereien von Reichenberg, Reichenau, Schludernau, Mähr. Schönberg, Jägerndorf, die Schmuckgegenstände der Gablonzer und Turnauer Industrie vielfach gleichwertig zur Seite. Ein gesunder Zug einfacher Wiedergabe von Volkstypen regt sich in der Steinmegenschule in Horitz, indes die Heiligen Schnitzereien aus Bozen, Hallstadt oder Walachisch-Meseritsch zu sehr im Banne des Conventionalen bleiben und nur ausnahmsweise das Gefühl der Andacht beleben werden. Durch Feinheit der Zeichnung und Ausführung überraschen die Arbeiten von Cortina d'Ampezzo und Arco; beide Vorzüge zeichnen auch viele Darbietungen österreichischer Spitzen- und Stidereiunst aus. Die Nachbildung von vier historischen Zimmern (aus den Schlössern Reiffenstein und Belthurns, das Maria Theresia-Zimmer aus Schönbrunn und das Empire-Zimmer im Unterrichtsministerium), welche auch in Paris Aufsehen erregte, stellt der

Fähigkeit österreichischer Fachschulen, geschichtlich hervorragende Objecte ebenso stiltreu wie gediegen nachzuschaffen, ein glänzendes Zeugniß aus. Das Niveau des Erreichten ist in vielen Anstalten befriedigend und berechtigt zur Hoffnung auf einwandfreie Leistungen selbst dort, wo heute noch Mittelmäßigkeit und eine mehr handwerkliche Auffassung überwiegen, die ein künstlerischer Hauch der Zeit zu Höherem tragen muß. Der bisher eingeschlagene Weg verspricht vollen Erfolg.

Es war nur ein feiner Zug planmäßiger Vorführung einheimischen Ausstellungsmateriales, der Ausstellung der Fachschulen eine solche der beiden Kunstgewerbeschulen in Wien und in Prag folgen zu lassen. Die erstere war betreffs der Unterbringung ihrer Ausstellungsobjecte augenscheinlich in einigem Nachtheile, da die Entfaltung derselben durch räumliche Beengung mehr behindert war als die Prager Schule. Vielleicht hätte sich diesem Übelstande abhelfen lassen, wenn man den Lichthof, den gleichzeitig der französische Keramiker Edmond Lachenal aus Chatillon mit einer reichhaltigen Collection seiner durch Form und Farbe höchst anziehenden Arbeiten besetzt hielt, den Ausstellungszwecken der eigenen Schule gewidmet hätte. Bei aller Zuvorkommenheit gegen das Auswärtige sollte man doch gegen ein so eng mit dem Museum verbundenes Institut etwas mehr billige Rücksicht walten lassen. Das wirklich Gute verschafft sich selbst über räumliche Beengung hinaus Geltung; so auch die unter Myrbach's umsichtiger Leitung erfolgreich emporstrebende Wiener Kunstgewerbeschule, welche die Prager Schwesteranstalt bereits erheblich überholt hat und in den Schulen Roller's, Hoffmann's, Moser's, Myrbach's, Straßer's sehr Beachtenswerthes erreicht. Nicht minder lassen alle übrigen Abtheilungen der Anstalt gut gewählten Lehrgang und zugleich eine möglichst unbehinderte Entfaltung der Schülerindividualitäten mit Genugthuung erkennen. Das ist in den vorliegenden Leistungen der Prager Schule, unter denen sich ja manches Tüchtige, aber nichts wirklich Hervorragendes findet, keineswegs der Fall, da sich die Schüler mehr als einmal den Naturformen gegenüber in peinlicher Verlegenheit befinden, mitunter ein merkwürdiges Formen- und Farbengefühl bekunden und fast nur ausnahmsweise die Betonung ihrer Eigenart versuchen, die ja in Kunstgewerbeschulen nicht sofort etwas Epochales sein soll, aber einen frischen Wellenschlag in den ganzen Unterrichtsbetrieb bringt. Man beobachtet ihn mit Vergnügen an den gewiß durchaus nicht ausnahmslos einwandfreien Arbeiten der Wiener; sie bezeugen nicht nur das Vorhandensein einer erfreulichen Talentezahl, sondern auch die trotz mancher Ungeberdigkeit und einzelner Fehlgriiffe wacker emporringende Selbständigkeit der Auffassung und Ausführung. Sie findet eine ganz wesentliche Förderung durch die in Wien gebotene Möglichkeit, daß hervorragende Industrielle die besseren Entwürfe gern zur Ausführung übernehmen, in welcher für die Schüler wegen der Belebung des Zweckgefühles ihrer Arbeiten ein nicht zu unterschätzender Ansporn liegt. Dadurch wird zwischen Schule und Leben eine Brücke geschlagen, deren Beschreiten manchem Anfänger von großem Vortheile werden kann. Ein gleiches Verhältniß scheint in Prag überhaupt nicht zu existieren, wodurch der dortigen Schule bei aller Tüchtigkeit mancher Leistungen die gerade für eine kunstgewerbliche Anstalt als Lebensbedingung unerläßliche innige Fühlungnahme mit praktischer Industriethätigkeit fehlt. Daß manche ihrer Lehrer vortreffliche Vorlagen in ähnlichen Fällen beistellen, thut es allein nicht; auch der kunstübende Nachwuchs muß von ihnen nicht nur systematische Unterweisung erhalten, sondern auch durch sie früh unmittelbaren Anschluß an jene Kreise gewinnen, auf welche er in seiner späteren Berufsthätigkeit vorwiegend an-

gewiesen sein wird. Bei der hohen Summe künstlerischer Begabung, die der Bevölkerung Böhmens eigen ist, und bei der ganz außerordentlichen Entwicklung der verschiedenartigsten, theilweise zu Weltruf gelangten Industriezweige dieses Landes sollte gerade die Prager Kunstgewerbeschule ihren Stolz darein setzen, den künstlerischen Ideenbedarf derselben in richtiger Ausnützung aller ihrer Kräfte möglichst aus Eigenem zu bestreiten. Das muß besser werden, als es derzeit ist, wenn die Prager Schule ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen will.

Was die Ausstellungen der Secession, im Künstlerhause und im österreichischen Museum an Arbeiten österreichischer Künstler und Kunstjünger boten, darf als ein verheißungsvoller Gruß an das neue Jahrhundert betrachtet werden. Überall ernstes und reges Streben, vielfach hochstehendes, anerkennungswürdiges Können, zielbewusstes Festhalten an dem Bewährten und offener Blick für die Berechtigung des Neuen, unerschrockenes Ringen nach neuen Ausdrucksformen und Ausdrucksmitteln, kunstbegabter Nachwuchs und erfreuliches Zusammenarbeiten verschiedener kunstfördernder Factoren: schwellende Reime einer reichen Saat, deren stolze Früchte eine schöne Zukunft zu zeitigen verspricht. Die ganze Bewegung findet die volle Beachtung des kunstverständigen Auslandes. Dies bestätigt am augenfälligsten die Thatsache, daß die französische Regierung den Staatsrath Louis Bouquet, den Director des Departements für technischen Unterricht, und E. Duvignan, Director der Vorbereitungsschule an der technischen Hochschule, zum Studium der Fachschulen-Ausstellung nach Wien delegierte und der eben an die Errichtung einer kunstgewerblichen Fachschule schreitende Stadtrath von Nancy zwei Fachleute zu gleichem Zwecke nach Wien entsandte. Auch die Berliner und Dresdener Kreise schenken gerade dieser Ausstellung viel Aufmerksamkeit. In Wien wurden die Vorbereitungen für zwei österreichische Ausstellungen im Auslande eingeleitet, in welcher auch Zweige der kunstgewerblichen Production vertreten sein sollten, nämlich für die Ausstellungen in Kopenhagen und Stockholm. Beide Unternehmungen haben viel Beifall in den genannten Städten gefunden und werden gewiß manches zur Hebung des österreichischen Exportes beitragen.

Von den im österreichischen Museum besonders ausgestellten Arbeiten sei ausdrücklich gedacht des Reliefs, welchen Baronin Bogelsang-Gruben im Auftrage des Oberstkämmereramtes nach Entwürfen aus den Abtheilungen der Professoren Karger und Herdtle an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums ausführte. Se. Majestät der Kaiser hat dies Werk, dessen Fuß vier Niellomedailons mit Szenen der Elisabethlegende schmücken, während Rosen und Dornen mit symbolischer Beziehung auf das Rosenwunder der Heiligen für die weitere Decoration verwendet wurden, für die Elisabeth-Gedächtniskapelle der Jubiläumskirche in der Leopoldstadt gewidmet.

Das österreichische Museum versammelte das kunstfinnige Publicum der Residenz in seinen Räumen auch zu anregenden Vorträgen, deren Reihe Dr. Wolfgang M. Schmid, Bibliothekar am bayrischen National-Museum in München, mit Darlegungen über „die Gräber deutscher Kaiser im Dom zu Speyer und ihre Eröffnung 1900“ einleitete. Ihm folgten Architekt Prof. Max Freih. von Ferstel mit Ausführungen über „moderne Wohnhäuser“ und Hofrath Dr. Joseph Maria Eder mit „ausgewählten Capiteln über das moderne photographische Reproductions-Verfahren“. Regierungsrath Dr. Eduard Leisching, Vice-Director des österreichischen Museums, sprach in sehr geistreicher und anschaulicher Weise über „moderne Kunst vor 100 Jahren“.

In den ersten Monaten des Jahres 1901 vollendete Prof. Franz Matsch sein für die Wiener Universitäts-Aula bestimmtes Deckengemälde „Der Sieg des Lichtes“, das einst neben Klimt's vielumstrittener „Philosophie“ und der noch heftiger bekämpften „Medicin“ als Mittelbild zu einer gewissen dominierenden Geltung kommen soll. Im Einzelnen vorzüglich gezeichnet, hält es sich mehr an die traditionelle Auffassung monumentaler Plafondmalerei, welche z. B. den Venetianern geläufig war, ohne in der Farbenbehandlung auf Eigenthümlichkeiten der Moderne zu verzichten. Man darf gespannt sein, wie die Arbeiten der beiden Meister, von denen Klimt noch die „Jurisprudenz“ und Matsch die „Theologie“ ausführen soll, in dem genannten Festraume miteinander harmonieren werden. Dann erst läßt sich die jetzt rein akademische Frage, ob man besser daran gethan hätte, den ganzen Auftrag nur einem Meister zuzuwenden, mit Sicherheit beantworten.

Die Wiener Kunstsalons brachten neben den besprochenen Ausstellungen eine solche Menge von Kunstwerken, daß an die Genusssfähigkeit des kunstfreundlichen Publicums wirklich recht hochgespannte Anforderungen gestellt wurden. Als Zeichen einer im Flusse der Frauenbewegung stehenden Zeit sei an erster Stelle eine Ausstellung im Salon Bisko genannt, deren Veranstaltung die Künstlerinnen Marie Egner, Marianne v. Eschenburg, Susanne Granitsch, Marie Müller, Eugenie Munt, Theresie Feodorovna Ries, Bertha v. Tarnoczny und Olga Wisinger-Florian in die Hand nahmen. Ihrer Aufforderung waren Hedwig v. Friedländer, die Karger-Schülerin Marie Kessel, die Bildhauerinnen Elsa v. Kalmar und Melanie Horsekty, Hermine v. Janda, Gräfin Adrienne Bötting, Henriette Laufota, F. Medig-Belikan, Baroness Gisela v. Falke u. A. mit bald mehr bald minder gelungenen Arbeiten gefolgt, die theilweise ein ernstes Können zeigten und nicht bloß als dilettierende Versuche betrachtet werden wollten. Studentkopf, Bildnis und Landschaft waren am stärksten, die Plastik sparsamer vertreten. Manche Werke verriethen freilich noch ein starkes Tasten und Suchen. Der Versuch der Künstlerinnen, in geschlossener Gruppe vor das Publicum zu treten, gelang vollständig. Nicht bloß der Reiz der Neuheit zog, sondern auch die Gelegenheit, belehrende und interessante Einblicke in das ernste Streben der Damen zu gewinnen. Besonders die Nachmittagscercles an einzelnen Tagen, deren Eintrittsgelder zu Gunsten der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft bestimmt wurden, versammelten zahlreiche Besucher und noch mehr Besucherinnen in den anheimelnden Räumen und förderten nicht minder das Verständnis als den Verkauf des Ausgestellten. Ob eine solche geordnete Ausstellung angesichts der Thatfache, daß die Veranstalterinnen ihre Arbeiten sonst gerne im Künstlerhause wie in der Secession aufgenommen und vor's Publicum gebracht sahen, unbedingt nothwendig war, mag eine offene Frage bleiben. Sie erklärt sich wohl hauptsächlich als ein Beitrag zur Wiener Frauenbewegung, weniger als ein solcher zur Geschichte bahnbrechender Richtungen der Kunst auf Wiener Boden, zu deren wirklicher Hebung solche Unternehmungen auch nicht das Geringste beitragen. Wer selbständig auftreten will, muß im allgemeinen doch mehr bieten als diese Ausstellung, in welcher das über die Mittelmäßigkeit Hinausgehende sehr vereinzelt war. Im Salon Bisko folgten ihr am 15. Februar die Collectivausstellungen des Wiener Professors Rudolf Ribarz und des Berliner Meisters Walther Leistikow, welche zwei ganz verschiedene Richtungen der Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts repräsentieren. Denn Ribarz knüpft direct an die für sie ausschlaggebende Schule von Fontainebleau an, zu deren führenden Meistern er während eines vieljährigen Aufenthaltes in Frankreich in

unmittelbare Beziehungen trat, mußte aber mit dem ihnen eigenen Naturempfinden seine österreichische Eigenart glücklich zu vereinigen. Farbenstimmung und Gruppierung, welche die Bedeutung der Einzelheiten nicht verwischt, sondern jede malerisch individualisiert, verrathen überall Geschmack und intimste Beziehungen zur Natur, eine mit großem Ausdrucksvermögen begabte Meisterschaft, an die nicht viele unserer einheimischen Landschaftler heranreichen. Anders Walther Leistikow, dem es vor allem auf den typischen Charakter einer Landschaft, Einfachheit der Linie und Gebundenheit der Gruppierung ankommt, wobei er mit den Einzelheiten oft recht willkürlich umspringt. Diese Auffassung stört mitunter dort, wo es sich nicht bloß um decorative Wirkungen, sondern um ein Bild als solches handelt; denn in diesem Falle ist innigere Fühlung mit der Natur selbst künstlerisches Erfordernis. Glücklich weiß Leistikow, der sich seine besondere Formsprache zurecht gelegt hat und die malerischen Ausdrucksmittel der Moderne meisterlich handhabt, die duftige Zartheit des Landschaftlichen in ihrem poetischen Reize festzuhalten und mit einem großen Zuge zu durchdringen. Die beiden voneinander wesentlich verschiedenen Richtungen der Landschaftsmalerei an zwei hervorragenden Vertretern unmittelbar vergleichen zu können, war sehr instructiv. Später vereinigte der Salon Bisko in einer Ausstellung Werke von Kasparides, Ronopa, Straka, Suppantichitsch, Wilt, Edith Stengel und von dem Bildhauer Gurschner, worauf die Redaction der Münchner illustrierten Wochenschrift „Jugend“ vom 20. April bis Ende Mai mit mehr als 200 Originalen ihrer oft recht originellen Illustratoren dieselben Räume besetzte. — In der Galerie Miethke erfreute sich die Ausstellung des Porträtmalers Otto von Krumhaar großer Beachtung. Die Werke desselben zeichnen sich ebenso sehr durch Ähnlichkeit als durch feine, dem Wesen des Darzustellenden sich anschmiegende Auffassung, durch Liebenswürdigkeit der Charakteristik und treffliche Farbengebung aus. Die gleichzeitig an demselben Orte öffentlicher Besichtigung zugängliche Jahres-Ausstellung des „Wiener Camera-Clubs“ zeigte die Leistungsfähigkeit der Liebhaber-Photographie nach den verschiedensten Richtungen auf einer ansehnlichen Höhe und in gar manchen Darbietungen von einem wirklich künstlerischen Zuge getragen; nicht geringeres Interesse durften auch die dabei zutage tretenden technischen Fortschritte beanspruchen. Bei Miethke umschloß eine andere Ausstellung Arbeiten von Cl. v. Baufinger, Knüpfer, Schwaiger, Michetti u. a., sowie eine Entwicklung der Maltechnik von E. Berger. Im Kunstsalon Hirschler traten A. Kaufmann und D. Kohn mit Landschaften, beziehungsweise mit guten Rothstiftstudien vor die Öffentlichkeit. Die Kunsthandlung E. J. Neumann lenkte die Aufmerksamkeit auf die von Professor Koppay stammende Collection verschiedener Porträts der Mitglieder des Kaiserhauses, von Angehörigen des Hochadels und anderen bekannten Persönlichkeiten. Desgleichen bot sie Gelegenheit, auch Werke moderner Künstler, wie von Franz Stud, G. May, Fritz v. Uhde, Venbach, Defregger, Knaus, Ehtler u. s. w. kennen zu lernen. Im Kunstgewerbeverein, wo Rombilder und österreichische Kunstgewerbearbeiten zu sehen waren, veranstaltete auch die „Vereinigung österreichischer bildender Künstler und Künstlerinnen“ ihre Ausstellung. Der Napoleon-Einfluß, den Oskar Rex im Salon „Venezia“ ausstellte, bewältigte in den Einzeldarstellungen nur ausnahmsweise die Größe der Motive; doch läßt sich letzteren ein näheres Eindringen in den gigantischen Stoff nicht absprechen. In den Festräumen des neuen Rathhauses vereinigte die von Gerlach und Schenk veranstaltete Ausstellung manches Ansprechende von Stud, Klimt, Matsch, Mojer, Engelhardt. Der südliche Salon dieser Festräume war schon früher zwei großen Zuschauern

von Weeser-Krell, die ungarische Königsburg zu Budapest in ihrer künftigen Vollendung und den Wallfahrtsort Maria-Zell behandelnd, eingeräumt worden. Architekturmalers Erwin Bendl vollendete ein großes Aquarell der Ternitzer Stahl- und Eisenwerke für den Sitzungssaal des neuen Schöller'schen Bankhauses und wendet seine Thätigkeit besonders auch Wiener Aufnahmen zu, von denen der Handelsminister Call jene der alten Postgasse mit dem Handelsministerium und der Dominikanerkirche ankauft. Ins Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft lud die Malerin Eugenie Heger-Gasser zur Besichtigung ihrer Porträts und Studien ein, die mehr Fleiß als ausgeprägte Künstler-schaft bekundeten und nirgends über das Mittelmaß hinausragten. Eine ganz besondere Eigenart offenbarte dagegen Frau Henriette Manfiemicz in den Panneaux- und Nadelmalereien, welche in den Räumen des Wiener Frauenclubs ausgestellt waren. Sie fesselten technisch durch die Vereinigung der Malerei und Stickerie, indem erstere für die Aquarell- oder Gouachebehandlung des weißen Atlashintergrundes herangezogen, letztere für die Vordergrunddarstellungen verwertet ist. Fast durchwegs traten gewählter Geschmack und feiner Farbensinn zutage; ausgestellte Entwürfe, Studien und Aquarelle vermittelten in dankenswerter Weise näheren Einblick in die Arbeitsstätte der Künstlerin. Einen ausgesprochen dem Kunstausstellungseindrucke sich nähernden Anstrich hatte auch die in ihrer Art hochinteressante Cimarosa-Ausstellung im Künstlerhause, die zwar einem anderen Hauptzwecke zustrebte, aber in dem dafür aufgebrachten Materiale eine Fülle künstlerisch gerade für die Geschichte des Wiener Geisteslebens ungemein wertvoller Belege umfaßte. Sie mochten für den Musik-historiker noch weit bedeutungsvoller sein als für den Kunsthistoriker, stellten aber letzteren nicht minder vor eine ganz merkwürdige Collection zahlreicher, in ihrer Gesamtheit nur schwer aufzählbarer Stücke, die in Medaillen, Porträts, Landschaften und Genrebildern ein treffliches Spiegelbild längst verrauschter Tage und ihrer Kunstauffassung gewinnen ließen.

In den Ausstellungen machten Malerei und Kunstgewerbe sich am meisten geltend. Die Architektur war in ihnen nur durch die schon früher erwähnten Entwürfe vertreten. Ihr stellte der Beschluß des Wiener Gemeinderathes, auf dem Karlsplatz ein städtisches Museum zu erbauen, eine neue große Aufgabe. Sie ist nunmehr über das erste Vorbereitungsstadium hinausgerückt, da bereits im Mai das Bauprogramm, welches den Doppelzweck eines historischen und eines Kunstmuseums ins Auge faßt, festgestellt und der auf Wiener beschränkte Wettbewerb ausgeschrieben worden. Der Bau, für dessen Ausführung 1,750.000 K. ausgesetzt sind, soll sich der Karlskirche und der technischen Hochschule möglichst harmonisch anschließen, aus einem Souterrain, Hochparterre, Halbgeschoß und Hauptgeschoß bestehen. Für die Gewinnung eines geeigneten Projectes ist eine bereits abgelaufene Vorconcurrenz eingeleitet, aus welcher acht preisgekrönte Entwürfe zur engeren Concurrenz zugelassen wurden. Es kennzeichnet die Rührigkeit unserer Moderne, daß Otto Wagner, ihr Führer auf dem Gebiete der Baukunst, schon vor Feststellung des Bauprogrammes mit einem ausgearbeiteten Projecte, dessen Erläuterung der Stadtrath knapp vor Jahreschluß entgegennahm, auf dem Plage war. Eine zweite, für das Wiener Architekturbild nicht minder wichtige Frage scheint zunächst noch etwas zurückgestellt, nämlich das Project des Architekten Arnold Dog, den hinter dem Stephansplatz zwischen der Schuler- und Singerstraße gelegenen Stadttheil in einen 30 m breiten Kaiser Franz Josephs-Jubiläumsplatz umzugestalten; Stadtregulierung und Stadtverschönerung wären in gleicher Weise an der praktischen und künstlerischen Lösung dieses Problems

betheiligt. Im Frühjahr wurde die Ausschmückung der Mechitharistenkirche vollendet, deren Bilderschmuck Joseph Kleinert, Anton Glavaček, Richard Moser und Johann Eufchner nach den Entwürfen des Erbauers Camillo Sitte ausführten. Das Schottenstift schritt an die würdige Instandsetzung der Grabstätten des Stifters Heinrich II. Jasomirgott und Rüdigers von Starhemberg, des heldenmüthigen Vertheidigers von Wien. Eine Specialität moderner Architektur darf wohl das Geschäfts- und Warenhaus genannt werden, das zwar in den alten Hansestädten auch schon eine gewisse Rolle spielte, aber jetzt ganz anderen Anforderungen genügen muß. In seine Gruppe zählt das eben vollendete Möbelhaus Portois und Fix in der Ungargasse nach den Plänen von Max Fabiani; die Fassade, deren architektonische Gliederung eigentlich entfällt, ist nur mit mattgrünen Fayencelacheln bekleidet und ruht auf einem Unterbaue von braunrothem Marmor, den Güterthore und mächtige Auslagefenster durchbrechen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der von modernen Gedanken befeelte Architekt sich redlich und theilweise erfolgreich bemühte, eine der Bestimmung des Baues möglichst dienliche Lösung zu finden. Einzelheiten derselben werden bei Kaufhausbauten der nächsten Jahre ab und zu wieder begegnen und manche Abwandlungen erfahren. Mit Genugthuung sei verzeichnet, daß die Geistesarbeit Wiener Architekten auch anderwärts mit Ehren bestand, indem bei der Beurtheilung der Concurrencyprojecte für das Budapester Gebäude der österreichisch-ungarischen Bank die Wiener Architekten Fellner und Helmer den zweiten, Professor Karl König der technischen Hochschule den vierten Preis errangen. Seine Gedanken „über die Moderne in der Architektur“ hat Joseph Bayer in einem ansprechenden Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ zusammengefaßt.

Auf dem Gebiete der Plastik eröffnete das Ergebnis der Preisconcurrency für das Janner-Strauß-Denkmal den Reigen des neuen Jahrhunderts. Unter den eingelieferten 51 Entwürfen fiel jenem des Helmerschülers Franz Seifert und des Architekten Robert Derley der erste Preis zu; den zweiten erhielt Franz Vogel, der Schöpfer des Raimund-Denkmales, und den dritten A. Baßler. Eine bis zum 17. Jänner dauernde Ausstellung aller Entwürfe im Künstlerhause bot jedermann Gelegenheit, sich in der Sache selbst ein Urtheil zu bilden und einen voraussichtlich bald zur Ausführung gelangenden neuen Schmuck der Kaiserstadt an der Donau kennen zu lernen. Thatsächlich konnte nur der mit dem ersten Preise ausgezeichnete Entwurf als eine annähernd befriedigende Leistung bezeichnet werden. Im allgemeinen scheint gerade die Zweizahl der Könige im Walzerreiche von den meisten Bewerbern als ein Hemmnis der künstlerischen Lösung empfunden worden zu sein; gleichwohl begegnete manch' guter Einfall, wenn er auch für ein Denkmal selbst nicht ausreichte, dessen Hauptbestimmung Einzelne direct aus dem Auge verloren. Wo es eigentlich ein Stück echt Wiener Kunst und seine Schöpfer zu verherrlichen galt, hätte man gerade von den Wiener Meistern reicheren künstlerischen Ertrag erwarten sollen. Selbst für den Entwurf Seifert's dürften sich noch kleine Änderungen empfehlen, bevor er zur Ausführung gelangt. Für die Stirnseiten der großen Centralsäulenhalle des Parlamentsgebäudes übernahmen die Bildhauer Karl Sterrer und Hugo Haerdtl die Gruppen der Einigkeit im Vaterlande und der Liebe zum Vaterlande. Sie lieferten auch Skizzen eines Cicero und eines Sophokles für die Sitzungssäle des Hauses, in deren Nischen 18 von Wiener Bildhauern auszuführende Marmorgestalten bedeutende Persönlichkeiten des classischen Alterthums verherrlichen sollen. Im Arkadenhofe der Universität gelangte zwischen den Denkmälern Stoda's und Van Swieten's jenes

des bekannten Psychiaters Theodor Meynert zur Aufstellung. Dem Stadtparke widmete ein Freund des Malers Remi van Haanen eine Bronzestatue dieses Künstlers, die von Tilgner's Hand stammt und dem Rondeau vor dem Gursalon zur Zierde gereicht. Im Vestibüle des Südbahnhofes wurde eine in dem Atelier Karl Waschmann ausgeführte Gedenktafel für den Architekten Wilhelm Ritter von Flattich, den Bahnhofserbauer, enthüllt; das Bildnisrelief desselben hat Flattich's Enkelin, Marie Vischer, zugleich eine Enkelin des berühmten Ästhetikers Fr. Th. Vischer, recht lebenswahr modelliert. Im Auftrage des Erzherzogs Eugen vollendete Johannes Ratzka in französischem Sandstein das große Relief „Kosenwunder der heiligen Elisabeth“, für das Kinderspital in Ottakring der Bildhauer Wendt, dem die Ausführung einer Kaiserstatue für das neue Kreisgericht in Olmütz und einer Kaiserbüste für die österreichische Gesandtschaft in Petersburg zufiel, eine „Madonna mit dem Jesuskinde“. Prof. v. Zumbusch arbeitete an der Vollendung des Standbildes Kaiser Wilhelms I., das vor der Universität in Straßburg zur Aufstellung kommen soll. Der Restaurierung des Canovaschen Grabdenkmals der Freiin von Pillersdorff auf dem Hiezingener Friedhofe widmete die Stadtgemeinde Wien einen entsprechenden Betrag. Durch die Art und Weise der Vergebung der Bildhauerarbeiten für den neuen Hofburgbau fühlte sich die Wiener Bildhauergenossenschaft in ihren Lebensinteressen und ihrer Existenz als steuerzahlende Bürger tief und empfindlich geschädigt und in ihrer Standesehre herabgewürdigt, da gerade bei einem solchen Monumentalbau das künstlerische Wirken und Schaffen ihrer Firmen zum Ausdruck und zur Vollendung gelangen könnte. Sie verwahrte sich in einer entschiedenen Resolution gegen eine sie übergehende Arbeitszumwendung und nahm auch Stellung gegen die Vergebung öffentlicher Arbeiten an Fachschulen. Vom Gesichtspunkte des nach künstlerischer Vervollkommenheit und Beschäftigung strebenden Auftragswerbers kann man diese Stellungnahme verstehen, die aber praktisch kaum zu dem gewünschten Ziele führen dürfte. Der freien Entfaltung der Kunst, die nur das Beste im Auge behalten soll, ist ein solcher Druck gewiß nicht zuträglich.

Der Feier des 400jährigen Bestandes der niederösterreichischen Statthalterei ist die Ausführung zweier vortrefflicher Erinnerungsplaquetten zu danken. Die eine widmete der Statthalter Graf Kielmansegg, die andere die Beamtschaft der Statthalterei, der Polizeidirection und der Bezirkshauptmannschaften; die Ausführung übernahmen die beiden Meister österreichischer Medailleurekunst Alexander Scharff und Prof. Joseph Tautenhayn, einmal neben den Doppeladler die betreffenden Herrscherreliefs (Maximilian I. und Franz Joseph I.) einstellend, das anderemal der Austria die Medaillonporträts des ersten obersten Hauptmanns Wolfgang Freiherrn von Volheim und Wartenburg, sowie des Statthalters Erich Grafen Kielmansegg beigesellend. Als hohe Auszeichnung darf der Wiener Medailleurekunst die Berufung Rudolf Marschall's nach Rom angerechnet werden, da es sich um die Verfertigung eines Papstreliefs für eine Medaille handelt, die als Andenken an das heilige Jahr in mehreren Exemplaren ausgeführt werden soll. Bei der Concurrenz um eine andere Erinnerungsmedaille, welche das k. k. Handelsministerium den Ausstellern und Organisatoren der österreichischen Abtheilungen der Pariser Weltausstellung zu widmen gedenkt, wurde unter 30 Entwürfen jenem des Prof. Stephan Schwarz der erste Preis zuerkannt, indes Ludwig Hujer den zweiten und Rudolf Eijel den dritten erhielten.

Die Preisausschreibung für Banknotenskizzen erzielte die Einreichung von 117 Concurrizarbeiten. Die Jury, in welcher der Wahrung künstlerischer Interessen durch Delegation neuer Juroren aus der Künstlerschaft Rechnung getragen wurde, sprach dem Budapester Maler Ladislaus Hegedüs den ersten, dem Prager Bewerber Wladimir Zupanský den zweiten, dem Wiener Maler Eduard Weith den dritten und dem Wiener Berthold Löffler den vierten Preis zu. Nach des Ersten Entwürfe werden die 100 K.-Noten, nach jenem des Dritten die 1000 K.-Noten hergestellt. Man darf sich aufrichtig freuen, daß eine für das wirtschaftliche Leben des Staates nicht belanglose Frage diesmal eine bessere und sachgemäßere Lösung fand als bei den künstlerisch gänzlich unbefriedigenden 20 K.-Noten.

Das Unterrichtsministerium ließ die verschiedenen Ausstellungen nicht vorübergehen, ohne aus den ihr zur Verfügung stehenden Fonds Kunstwerke anzukaufen; vereinzelt wurde auch die Gelegenheit wahrgenommen, Kunstankäufe aus Privatbesitz, z. B. den von Eduard Ritter's „Jagd nach der Kaze“ oder Manstl's „Schulfindern“ durchzuführen. Schon heute befinden sich, wie ein den Mitgliedern des Kunstrathes eingehändigtes Verzeichnis feststellte, im Eigenthume der Unterrichtsverwaltung so viele beachtenswerte Stücke, daß aus ihnen eine moderne Gallerie gebildet werden könnte. Das Project der letzteren ist über das Stadium der Vorberathung noch nicht hinausgekommen. Den in ihr unterzubringenden Sammlungen, welchen auch die „Judith“ des Münchener Bildhauers Hahn, „Die bösen Mütter“ von Segantini und Herterich's „Spiegel“ zugewendet wurden, sind geschenktweise durch den Architekten Alexander Hummel in Triest und einen zweiten ungenannt sein wollenden Kunstfreund die beiden großen Gemälde von Max Klinger „Das Urtheil des Paris“ und „Christus im Olymp“ einverleibt worden. Im Kunstrathe regten Se. Excellenz Graf Landoronski für Wien die Errichtung eines würdigen Schwind-Denkmales und Prof. Neuwirth die Aufstellung von Büsten der hervorragendsten österreichischen Dichter an. Oberbaurath Prof. Otto Wagner lenkte die Aufmerksamkeit derselben Körperschaft der Frage zu, bei der Wiederverbauung der durch die Abtragung der Kaserne gewonnenen Baufläche auf dem Stubenringe für die Wahrung künstlerischer Interessen nachdrücklichst einzutreten. Auf Antrag der Leo-Gesellschaft beschloß der Kunstrath einstimmig, einen Wettbewerb zur Erlangung von Plänen für eine einfache römisch-katholische Kirche in einer Landgemeinde und von Entwürfen für ein Reliquiar einzuleiten; die Ausschreibung dafür ist bereits erfolgt. Dem Schöpfer des in Linz aufzustellenden Stifter-Denkmales, dem Bildhauer Prof. Rathausky, wurde die Ausführung einiger Abänderungen seines vorgelegten Entwurfes empfohlen.

Die Leo-Gesellschaft selbst ist nunmehr zur Pflege und Förderung der Kunst in ein enger begrenztes Verhältniß getreten. Am 27. Februar constituirte sich unter zahlreicher Betheiligung aus Künstlerkreisen die Section für bildende Kunst. Dieselbe hat, geleitet von Univ.-Prof. Dr. H. Smoboda, sofort zu einer Reihe von Concurrenzausschreibungen für kirchliche Zwecke Stellung genommen. Zwei derselben (einfache Pfarrkirche und Reliquiar) wurden durch Vermittlung des Kunstrathes vom Unterrichtsministerium weiter geführt und gehen eben praktischer Lösung entgegen. Vom Directorium der Leo-Gesellschaft wurden zur Concurrenz für den Hochaltar einer Domkirche und für ein heil. Grab je zwei Preise gewidmet. Die bekannte Sammlung classischer Andachtsbilder wird unter Domanig's umsichtiger Leitung fortgeführt.

Die Genossenschaft bildender Künstler Wiens nahm in einer lebhaftes Bedauern ausprechenden Resolution Stellung zu dem Beschlusse des Wiener Gemeinderathes, einen Wettbewerb für den Umbau mehrerer Häuser in der Mariahilferstraße auszuschreiben, bei welchem weder eine Prämiiierung noch eine Honorierung der von einer Jury als beste bezeichneten Arbeiten stattfinden sollte. Es darf nicht Wunder nehmen, daß die genannte Genossenschaft der Erwartung Ausdruck gab, kein Mitglied werde im Hinblick auf die Wahrung der Standesehre sich an diesem Wettbewerbe betheiligen. Jede würdige Betonung des Künstlerrechtes darf auch in den Kreisen des kunstinteressierten Publicums auf Zustimmung rechnen, die ruhiger Zurückweisung verkürzender Ungebürlichkeiten nicht fehlen wird. Auch die Kunst geht nach Brot, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts hat in das Kunstleben der Residenz ein neues Element eingeschaltet, indem eine innigere Fühlung der kunstinteressierten Kreise mit der Archäologie versucht wurde. Der Studienbetrieb derselben hat durch Benndorf's rastlose Bemühungen an allen deutschösterreichischen Universitäten sich außerordentlich gehoben. Die auf Anregung des früheren Unterrichtsministers Baron Gautsch in Angriff genommenen Grabungen in Ephesos lieferten bereits sehr schätzenswerte Ergebnisse, von denen im restaurierten Theseustempel eine Auswahl zur Ausstellung gelangte. Das Hauptstück derselben war die aus 234 Stücken vom Bildhauer Sturm jun. vorzüglich wieder zusammengesetzte Bronzestatue eines Athleten, der mit einem Schabeisen von seiner linken Handwurzel das Öl abzustreifen sich anschickt. Unter den 32 ausgestellten Objecten fesselten außerdem ein Hermeskopf polykletischen Stiles, ein Flöte blasender Satyr, Fragmente eines ehemals bemalten Grotenfrieses vom Theater aus der Zeit Domitian's. Nicht minder gelangte durch den Bericht, welcher in der Jahresversammlung der Mitglieder des archäologischen Institutes über die Reisen der letzteren, über Publicationen, Funde und Grabungen erstattet wurde, eingehende Aufklärung über zielbewußt geleitete wissenschaftliche und zugleich kunstgeschichtlich interessante Unternehmungen zur Kenntniß weiterer Kreise. Ja es regte sich in der Bevölkerung selbst das Verlangen, die in Wien bei Erdbaushebungen zutage geförderten römischen Alterthümer in einer besonderen Sammlung zu vereinigen. Der Anfang dazu ist bereits gemacht. Der Wiener Gemeinderath bestellte eine archäologische Commission, welche beschloß, ein Museum Vindobonense zu gründen, für dessen Unterbringung vorläufig zwei Säle der Schule in der Rainergasse zur Verfügung gestellt wurden. Wird diese höchst billigenwerthe Action sachgemäß ausgestaltet und die Bevölkerung zur Zuwendung aller in ihren Rahmen fallenden Objecte angeleitet, so wird es gewiß gelingen, die in den letzten Jahrzehnten gemachten Funde aus der Vergangenheit Wiens zur Römerzeit zu einer in sich ganz geschlossenen Ausstellung zu vereinigen. Die der Unternehmung bereits gemachten Widmungen bezeugen in erfreulicher Weise, daß es an werththätiger Unterstützung durch die Bevölkerung nicht fehlt. Einer ähnlichen Unternehmung, dem halb zur Residenzstadt gerechneten Museum in Carnuntum, für dessen Bau die Architekten Prof. Ohmann und Kirstein die Pläne ausgearbeitet haben, widmete die Stadt Wien eine Baufubvention.

Eine andere, auf breitere Wirkung berechnete Kunstangelegenheit hat Gerhard Ramberg in seiner Broschüre „Volkskunst“ mit seinen Vorschlägen zur Errichtung einer Wiener Kunsthalle angeregt, auf deren Einzelheiten hier nicht näher eingegangen werden kann, obzwar sie manch Gutes und Beherzigenswerthes enthalten,

während anderes direct zur Ablehnung oder zum Widerspruche herausfordert Die „ambulante Gemäldegalerie des deutschen Vereines zur Verbreitung von Kunstsinne“, welche der Wanderlehrer Müller im Theater an der Wien vorführte, darf gewiß auch als ein Mittel zur Belebung des Kunstinteresses in weiteren Bevölkerungsschichten verzeichnet werden. Die Widmung Sr. Majestät des Kaisers für die Errichtung einer modernen Galerie in Prag und die Schenkung der beiden oben genannten Klingerbilder für eine ähnliche Wiener Sammlung haben eine lebhaftere Erörterung über die Nothwendigkeit der baldigen Errichtung derselben neuerlich angeregt.

Der Umsatz auf dem Wiener Kunstmarkte war, wie die Anläufe in den einzelnen Ausstellungen wahrnehmen ließen, nicht unbeträchtlich, wenn auch die Kauflust an die Menge des Gebotenen keineswegs heranreichte. Unter den Auctionen brachte der Salon „Venezia“ eine größere Gemäldezahl; E. Hirschler leitete die Versteigerung des Nachlasses des Waldmüller-Schülers Johann Bapt. Gössl, in welchem sich besonders Miniaturen und Aquarellcopien fanden. Im oberen Saale der Gartenbau-Gesellschaft gelangten Ölgemälde hervorragender Meister, darunter zwei Werke von J. Schindler und „Der Aschermittwoch“ von J. Falat, nebst anderen Kunstobjecten zur Versteigerung. S. Rende übernahm jene, der an Aquarellen und Handzeichnungen reichen Sammlung des verstorbenen Professors der technischen Hochschule in Wien, Dr. J. Bohl, und der Sammlung des pensionierten städtischen Oberbeamten E. Seis, in welcher nächst den eben genannten zwei Kategorien auch Kupferstiche, Lithographien, historische Blätter und Wiener Scenen vertreten waren. Der mit einem Vorworte aus der Feder des Dr. M. v. Wurzbach ausgestattete Katalog der Sammlung Bohl wies Blätter von Rudolf, Franz und Jakob Alt, A. Achenbach, Danhauser, Th. Ender, H. Füger, P. Fendi, J. Gauermann, Kriehuber u. A. auf. Eine andere durch S. Rende veranstaltete Auktion erregte im Publicum noch größeres Interesse, da sie außer mehreren Porträts von Fr. Studt, der „Rosenkönigin“ von Gabr. Max, dem Bildnisse der Saharet von Lenbach und Werken von Defregger, Bantier und Koppay noch Bödlin's „Dryaden“ und Waldmüller's „Badende Mädchen“ umfaßte.

In das Vortragsprogramm der Wiener Damen-Akademie war nebst anderen ein Vortrag über »Renovation de la Toilette de la Femme« eingestellt, der schon im Vorhinein durch die Persönlichkeit des Vortragenden, des belgischen Meisters Henri van de Velde, große Anziehungskraft gewann. Das Thema actuell, der Vortragende ein Führer auf den Pfaden modernen Decorationsstiles und durch Betheiligung an Wiener Ausstellungen bereits wohlbekannt, der Wiener Boden mit seiner lebens- und farbenfrohen Kleiderpracht besonders empfänglich für Erörterungen über die Reform der Frauenkleidung, das gerade ausländischen Vortragenden gegenüber als Willkommengruß beliebte Rühren der Reclametrommel selbst in sehr angesehenen Tagesblättern, — dies alles hatte die Erwartung auf die Offenbarungen des neuen Kleiderpropheten außerordentlich gesteigert. Kein Wunder, daß eine gründliche Enttäuschung nicht ausblieb! Sie mußte sich einstellen, wenn der Vortragende, der seine Formen durchaus aus logischen Gegebenen ableitet und jeden überflüssigen Schmuck ablehnt, seinem künstlerischen Glaubensbekenntnisse treu blieb und nur vom Zweckvollen als der maßgebenden ästhetischen Norm ausging. Logik und Frauenmode, in welcher die Laune, das Abweichende und Auffällige eine so hervorragende Rolle spielen und mit tausend kleinen Einfällen seitab vom Alltäglichen die gefälligsten Wirkungen erzielen lassen, sind wohl schwer unter einen Hut zu

bringen. Man kann vom Verzicht auf überflüssige Zierdetails, von Anpassungen an Individualität und Gelegenheit in Schnitt, Farbe und Decoration leicht und sehr schön reden, möglicherweise im Augenblicke sogar einzelne für seine Anschauung gewinnen. Aber schließlich noch verlangen, daß die Damen gerade bei Festlichkeiten auf den sonst geforderten Individualismus ihrer Kleidung verzichten, für solche Anlässe sich einem Uniformszwange unterwerfen und gleich den Männern den — Frack tragen sollen, heißt doch, dem Unmöglichen die Krone aufsetzen. Es läßt sich kaum ernstlich annehmen, daß Van de Velde selbst an irgend eine umfassendere Durchführung seiner Vorschläge glaubt. Für Wien sind sie dem Samen vergleichbar, der auf felsigen Grund und zwischen die Dornen fiel. Man hatte von einem der bekanntesten Bannerträger der Moderne, die mit dem Alten gründlich aufzuräumen sich anschickt, etwas anderes erwartet als einen allen bisherigen Brauch weit hinter sich lassenden Conservierungsvorschlag für das häßlichste und lächerlichste Kleidungsstück der Männer, gegen welches schon genug geeifert wurde. Vielleicht liegt nun darin Methode, daß ein Moderner für die Beibehaltung des sonst angegriffenen Alten nicht nur eintritt, sondern ihm sogar ein neues Gebiet erobern will. In sehr scharfer und geistreicher Weise setzte Dr. Hugo Ganz sich in einem Vortrage über „die Modernitätsmode“, welchen er am 18. April im Wissenschaftlichen Club hielt, mit den verschiedenen Fragen der Moderne auseinander. Was er über den Ursprung des überspannten Genialitäts- und Persönlichkeitsbegriffes, über die mannigfachen Äußerungen der Genialitätswillkür vorbringt, werden gar manche zustimmend gutheißen, selbst wenn sie mit Ganz in dem Cardinalsatz nicht übereinstimmen, daß die Moderne weder neu noch fortschrittlich, sondern aufgewärmt und reactionär sei. So trefflicher ist nur selten mit der Moderne abgerechnet worden. Daß aber, wie Ganz am Schlusse behauptet, die Modernitätsmode bald vorübergehen werde und der Anfang vom Ende schon gekommen sei, erscheint immerhin noch recht zweifelhaft.

Des Dichters Wort vom Ernste des Lebens und der Heiterkeit der Kunst bemühten sich die Wiener Künstler und Kunstjünger durch ihre Carnevalsveranstaltungen zur Wahrheit zu machen. Großer Betheiligung erfreute sich das Carnevalsfest der Wiener Künstlergenossenschaft am 18. Februar unter der Devise „Es ist erreicht“. Eine schier unerschöpfliche Fülle höchst origineller Gedanken illustrierte auf die mannigfachste Weise die Verwirklichung alles dessen, was dem Menschengesiste noch als kühner Traum vorschwebt und erst von kommenden Geschlechtern in die That umgesetzt werden soll. Im Gewande der Kunst suchten Humor und Geschmack das Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen, ob es nun satirischer Abrechnung mit Ausschreitungen der Secession, der Gemäldeammlung der „Alten Welt“, der Lustschiffahrt oder den Marsbewohnern galt. Sehr zahlreich war auch der Besuch des reizenden Costümfestes der Wiener Kunstgewerbeschule, dessen Einzelheiten den „Kunstfrühling“ aller Kunstepochen veranschaulichen wollten; ein netter Gedanke, daß gerade die der Secession nahestehende jüngere Generation sich in den Dienst der Frühlings-schönheit stellte, der hier mit jenem der Kunst sich bis zu einem gewissen Grade identifizierte. Gerade diese Veranstaltungen, die auch Puletschläge des Wiener Kunstlebens waren, bekundeten viel Talent für die Hervorjauberung fein gestimmter Gesellschaftsfreunde in den Künstlerkreisen, an der auch andere gern und dankbar theilnahmen.

Endlich sei auch noch einiger hervorragender Künstler gedacht, die der Tod abberufen. Am 10. Jänner starb der pensionierte Professor der Academie der bildenden Künste, Karl Radnitsky, ein Meister der Medailleurekunst, von dessen vielgeübter Hand

eine große Menge geschätzter und künstlerisch vollendeter Denkmünzen und Gelegenheitsmedaillen stammt. Drei Tage später verschied der Historienmaler Josef Plank, ein Corneliuschüler, der in der Auffassung der Nazarener arbeitete. Der Bilderschmuck der Benedictinerstiftskirche Fiecht in Tirol darf wohl als eine seiner Hauptschöpfungen betrachtet werden; in Militärfreien war Plank als Porträtist nicht unbeliebt.

Mit ungewöhnlich lebendigem und breitem Strome flutete die Kunstbewegung auf dem Wiener Boden über die Schwelle des neuen Jahrhunderts, von dem wir erwarten wollen, daß in seinem Verlaufe unter günstigen Verhältnissen zur Blüte gelange, was jetzt so mannigfach und hoffnungsvoll ansetzt. Die erste Jahreshälfte ist wahrlich keine schlechte Anweisung an die Zukunft.



Der Winter.

Von Laurenz Kießgen.

Von dem grauen Himmel nieder
 fällt der flockenflaum.
 Still. Die Erde träumt vom flieder
 heimlich ihren Traum.
 Einer von der Bettlergilde
 streckt die Zweige weit
 dort der Raum und steht um Milde
 und Barmherzigkeit.
 Bittend hebt er seine Arme.
 Doch mit Hohngeschrei
 zieht, gedrängt zu schwarzem Schwarme,
 Krähenvolk vorbei.
 Das sind Boten, die dem alten
 Herrscher ziehn voran,
 Der in Knechtschaft nur mag halten
 was ihm unterthan;
 finstern Auges zog er näher
 von dem Schloss im Nord.
 Noth und Elend seine Späher,
 Sein Vassall — der Mord.
 Sieh, dort schreitet er vom Hange. —
 Auf den Lippen fluch,
 Schleppt er hinter sich das lange
 Weiße Leichentuch.



Wie ich Dichter wurde.

Jugenderinnerungen von Hans Eschschbach.

Dichter! — Das war ein Wort, das klang mir wie Engelsgefang in der Seele, seitdem ich ahnte, was es heißt, ein Dichter zu sein. Und ich ahnte es schon sehr frühe!

In meinem Herzen wogte von jeher etwas, das machte mich glücklich und elend zu gleicher Zeit, das rang nach Befreiung, das durchflutete mein ganzes Sein und fand den Weg noch nicht, wie es sich offenbaren sollte. Es waren Lieder ohne Worte, die klangen mir schon in der Seele, als ich noch ein Knabe von fünf Jahren war. Dann dachte ich an meine todte Großmutter, die ich nie gekannt, von der daheim aber viel erzählt wurde, dann verglich ich mich mit den andern Kindern, die alle noch eine Großmutter hatten, und dann kam ich mir sehr unglücklich vor. Und weil ich meinem Gefühle keinen andern Ausdruck verleihen konnte, nahm ich den großen Haarkamm, schlug ihn in Seidenpapier und blies auf diesem wunderlichen Musikinstrumente die absonderlichsten Melodien, bis mir die Thränen aus den Augen sprangen.

In der Schule lernte ich alle Gedichte auswendig, die das Lesebuch mir bot, und merkwürdigerweise brauchte ich sie nur drei- bis viermal zu lesen, um sie aus dem Gedächtnisse begeistert hersagen zu können. Jetzt lernte ich auch die ersten Dichternamen kennen: Schiller und Goethe, Uhland und Geibel, Lenau, Eichendorff und Freiligrath. Andere Dichter kannte ich nicht, und ich glaubte auch, es seien die einzigen Dichter der Welt.

Auf den stolzen Gedanken, selbst Dichter zu werden, kam ich natürlich einstweilen noch nicht; aber immer drängte es mich, etwas Ungeheuerliches zu denken oder zu thun, und da ich gar nichts Kühneres wußte, warf ich Laternen ein. Ich bekam die verdienten Prügel und besetzte mich, das heißt, ich warf keine Laternen mehr ein; aber ich wollte Pulver erfinden, ganz neues und besseres Pulver, und da das nicht glückte, kletterte ich auf die höchsten Bäume, setzte mich auf einen abstehenden Ast und turnte solange daran herum, bis es mir gelang, in den Knien hängend mit losgelassenen

Händen zwischen Himmel und Erde den Kopf nach unten baumeln zu lassen. Das war etwas Ungeheuerliches, wenigstens machten es mir die andern nicht nach; aber es befriedigte mich doch nicht. Alles, was ich unternahm, stillte meinen Thatendurst überhaupt nicht, selbst das Schwimmen nicht, und ich schwamm doch wie kein Zweiter!

Manchmal wandelte mich auch die Lust an, meinen Kameraden eine wohlgefezte Predigt zu halten; das wäre doch etwas: aber ich schämte mich immer. Einmal saßte ich mir im „Felsgraben“ ein Herz, stieg auf eine der daselbst ausgeschirrt stehenden Karren und erklärte von dort aus, jetzt wolle ich einmal eine Predigt halten. Da aber gerade eine wandernde Musikbande vorüberzog und meine Genossen hinter ihr dreinliefen, mußte ich wegen Mangel an Zuhörern meine Predigt aufgeben, noch ehe ich sie begonnen hatte.

Am liebsten sang ich; der Gesang war immer noch der beste Ausdruck meiner Stimmung. Oft dachte ich mir aber etwas ganz anderes dabei; ich konnte es nur nicht sagen; deshalb piff ich es. Ich piff stundenlang. Die Leute schüttelten den Kopf über mich und meinten, ich hätte Motten im Kopf; es waren aber nur Lieder. Ausdrücken, was mich bewegte, konnte ich ja doch nicht. Ich wurde immer sonderbarer, und wenn die andern Jungen Fastnacht den Masken nachliefen, gieng ich allein in die verschneiten Berge. In lautem Lärm und bei dem Klange einer Drehorgel fühlte ich mich immer unglücklich; dann gieng ich in den Wald, und es wurde besser. Ich ahmte die Vogelstimmen nach: aber das war auch nicht das Rechte. Es saß mir in allen Gliedern wie eine Krankheit. Endlich fieng ich an, die Lieder, die ich sang, zu verändern: aber wenn ich sie verändert hatte, konnte ich sie nicht mehr singen. Der Rhythmus war eben von mir verändert oder gar nicht berücksichtigt worden. Ich sah ein, daß ich keine Lieder machen könne, rein gar keine, und das war bitter. Auf dem Speicher daheim malte ich mit Wasserfarben vom Jahrmarkte große Indianermordgeschichten und dachte mir allerlei wunderliches Zeug dabei, das wollte ich dichten, und meine kleine Schwester Agnes, die ein halber Junge war und alles that, was ich wollte, sollte es singen. Aber ich konnte es nicht dichten, ich konnte es nur denken; wenn ich es niederschreiben wollte, war es gar nichts. Die Mordgeschichten hiengen verstaubt auf unserm Speicher, die Agnes sang sie nicht und ich war immer noch kein Dichter.

Da kaufte ich mir aus meiner Sparbüchse zwei Hefte und einen langen Bleistift und gieng damit in den Wald. An der entlegensten Stelle lag ich stundenlang auf dem Rücken und starrte durch die windbewegten Blätter in den tiefblauen Himmel hinein; doch die Hefte blieben leer.

Endlich setzte ich mich zu Hause auf den Speicher vor die alte Hobelbank, die dort stand, und schrieb oben in das erste Heft mit steifgemalten Buchstaben „Der Wald“. Obwohl ich immer sehr schlecht schreiben und zeichnen konnte, zeichnete ich doch rechts und links neben die Überschrift Maiblumen und klebte einige passende Abziehbilder dazu; denn mein Werk sollte geschmückt werden, wie kein anderes. Und dann schrieb ich. Es war Hochsommer, und unter den Dachziegeln herrschte eine grausame Hitze; aber ich gieng immer wieder dahin, wo zwei eingefeste Glasziegel mir Licht spendeten, und endlich waren beide Hefte voll. Es waren verworrene Schilderungen des Waldes in Prosa, und ich las sie meiner ältesten Schwester vor. Sie hörte mir mit Engelsgeduld zu und ermunterte mich, mich noch mehr im „Aufsatz“ zu üben. Ach Gott, im Aufsatz! Und es sollten doch Gedichte sein! Aber bei Gedichten war das Papier nur in der Mitte bedruckt, und dann waren immer regelmäßige Absätze da; da steckte es also! Von Reim und Rhythmus hatte ich noch immer keine Ahnung, und niemand war da, der mich unterrichtet hätte. Ich würde auch nicht gewagt haben, jemanden danach zu fragen. Was wußten die vom Dichten! Das war ja wie ein Wunder, und Wunder brauchte man nur zu glauben, ohne sie zu verstehen.

Ich war mittlerweile vierzehn Jahre alt geworden, aus der Elementarschule entlassen und sollte nun Lehrer werden. Da trat ein großes Ereignis in mein Leben, das machte mich zum Dichter; das war wie ein plötzliches Thaumwetter, welches das Eis sprengt und das strömende, nach Befreiung drängende Element in zügelloser Freiheit einherbrausen läßt.

Ich war nie über Bonn und seine Umgebung hinausgekommen, höchstens nach Köln, aber das war nichts weiter als eine große, fremde Stadt, die mich kalt ließ. Auch mit meinem dort wohnenden Onkel verbanden mich keine besonderen Herzensneigungen. Mit heimlichem Schrecken sah er meine seltenen Besuche, besonders seitdem ich in seinem Geschäfte den Strahnen umgedreht hatte und das Spiritusfäßchen fast ganz ausgelaufen war. Ich konnte es nicht mehr zudrehen und war in meiner Gewissensnoth fortgelaufen, ohne Hilfe herbeizuholen, und das vergaß er mir nie!

Jetzt aber sollte ich mit meinem Vater zu dessen Bruder fahren, weit hinauf nach der Loreley! Ich sang den ganzen Tag das Lied von der Loreley, und als wir nun auf dem Schiffe saßen, als die Rähne und Dampfer an uns vorüberzogen, als Flüsse, Berge und Burgen vorüberglitten, da fühlte ich mich wie in einem Märchenlande. Und dann erst das alte Bechenhaus oben an der Loreley, die Felsen und Wälder, die Ziegen und Brunnen und die treuherzigen Menschen! All das hinterließ einen gewaltigen Eindruck in meiner Seele, und als ich nun wieder daheim saß, da schrieb

ich ein eposähnliches Gedicht „In den Bergen“, welches drei ganze Hefte füllte. Reim und Rhythmus fehlten allerdings auch hier noch; aber es lag, ein gewisser Tonfall in dem Ganzen, als ob es nach antiker Metrik gebaut wäre. Doch das war noch nicht das Wichtigste; die völlig neuen Eindrücke, die ich in mich aufgenommen, drängten nach neuer Gestaltung. Eines Abends gieng ich an's Rheinufer, setzte mich im Dunkeln auf einen Weidenstumpf und überließ mich dem Heimweh nach jenen entzückenden Orten, wo mein Vater seine erste Kindheit verlebte, und die mir schon aus seinen Erzählungen vertraut und liebgeworden waren. Erst fühlte ich in ungewissen Sehnsuchtsempfindungen, die Empfindungen wurden klarer, dann sang ich sie ohne Worte, dann sprach ich die Worte im Rausche der Begeisterung stammelnd vor mich hin, sprach sie wieder und wieder; der Reim, den ich früher nur hier und da angewandt hatte, klang mit aller Bestimmtheit hindurch, die Worte hüpfen auf und nieder wie ein Schifflein auf Wellen und diese gleichmäßige hüpfende Bewegung machte mir ungemeines Behagen: so etwas gieng auch auf und nieder in den Gedichten von Schiller und Goethe, und ich declamierte und trommelte den Tact dazu auf meinen Knien: leicht-leicht, schwer; leicht-leicht, schwer; leicht-leicht, schwer; leicht-leicht, schwer. Und dann sprang ich auf in großer Erregung und athmete tief: ich war dem Geheimniß auf der Spur, ich hatte den Tact gefunden, hatte die Urfänge der Gesetze von Reim und Rhythmus entdeckt! Entdeckt, richtig entdeckt: denn bis jetzt hatte mir kein Mensch davon gesprochen Und dann saß ich wieder da und declamierte und trommelte:

In die Berge, in die Berge,

Auf die Felsen und Höh'n . . .

Und als ich nach Hause gieng, hatte ich mein erstes Gedicht fertig. Ich hatte es meinem Gedächtnisse eingeprägt und unter der ersten Straßenlaterne gleich niedergeschrieben. Die Strophengliederung fehlte zwar noch; aber Reim und Rhythmus waren entdeckt, und nun gieng's weiter in zügelloser, unerschöpflicher Schaffenslust, und mein väterlicher Freund, der Lehrer Schmitz, den ich in's Geheimniß gezogen, rieth mir, doch jetzt nicht so viel zu schreiben, sondern zu warten, bis ich reifer geworden, weil ich sonst später keinen Stoff mehr fände, den ich nicht schon bearbeitet. Aber ich lachte in hellem Übermuth und erklärte ihm, wenn ich nur Papier genug hätte, wollte ich schreiben ohne Rast, immerfort, immerfort; denn in meiner Seele dränge es sich vor lauter Liedern. Und wirklich war es mir, als müsse mein Herz springen von all den Liedern, die darin keimten, als müsse ich sie hinauszingen in alle Welt. Vorerst hielt ich diese Lieder noch geheim, denn wer Gedichte machte, war verrückt, das stand nun einmal fest. Als

aber der Friedhof in Bonn eingeweiht wurde, schmiedete ich zwei Gedichte auf den alten und auf den neuen Friedhof und schickte sie dem Redacteur der „Deutschen Reichszeitung“ ein. Fiebernd erwartete ich die nächste Nummer, und als ich mich verstohlen zum zehntenmal an's Schaufenster der „Reichszeitung“ schlich, um zu sehen, ob an Stelle der alten Nummer immer noch nicht die neue hänge, da stockte mein Herz in freudigem Schreck, denn meine beiden Gedichte prangten daselbst untereinander, und unter beiden stand fettgedruckt mein ganzer Name. Ich lief durch die Straßen und sah die Menschen nicht, ich sah immer nur das Zeitungsblatt vor Augen. Ich war glücklich, wie nicht zu sagen, jetzt war der Anfang gemacht, jetzt wußten alle Menschen, daß ich Dichter sei, jetzt lachte mir eine sonnige, glückliche Zukunft! Ich wunderte mich nur darüber, daß die Menschen so wie an allen Tagen an mir vorübergiengen, als ahnten sie gar nichts von dem Unerhörten, was geschehen.

Das Beste wartete jedoch noch auf mich: Als ich in den Präparanden-Unterricht kam, saß der Schulinspector schon da, der mich immer durch seine goldene Brille ansah, die Augen zu kniff und hin und wieder eine Prise Schnupftabak nahm. Er fragte mich auffallend oft, und als wir nun nach Hause gehen sollten, hielt er mich zurück und fragte mich vorwurfsvoll, wie ich dazu käme, Gedichte zu machen und drucken zu lassen; ich sollte mich lieber mit nützlichen Dingen beschäftigen. Ach Gott, was hatte der Mann ein schlechtes Verständnis für Poesie! Ich bemitleidete ihn von ganzem Herzen und dachte, er redete so zu mir aus reinem Brotneid. Ich versprach ihm, weiter keine Gedichte mit meinem Namen zu veröffentlichen; aber jetzt erschienen sie in langer Reihenfolge im Sonntagsblatt der „Reichszeitung“, mit den Anfangsbuchstaben meines Namens unterzeichnet.

H. E. — so wurde ich von meinen Genossen fortan genannt — fieng an, im Weichbilde seiner Vaterstadt bekannt zu werden. Unter uns gesagt, man hielt mich für halb verrückt; die Präparandenlehrer ließen es auch nicht an Spott fehlen, obgleich ich wußte, daß der jüngere von ihnen selbst herzlich schlechte Gelegenheitsgedichte machte.

Ich trug mich allen Ernstes mit dem Gedanken — ich war noch nicht 15 Jahre alt —, mein „Brotstudium“ an den Nagel zu hängen: wenn ich Dichter würde, brauchte ich ja nicht Lehrer zu werden. Mein ehemaliger guter Lehrer Schmitz überzeugte mich aber vom Gegentheil; von der Kunst allein könne man nicht leben, man müsse auch als Poet einen Beruf haben, der einen ernähre, sonst verhungere man. Selbst Paulus sei nicht nur der begeisterte Apostel, sondern auch Teppichwirker gewesen. Er zeigte mir dann die idealen Seiten des Lehrerstandes. Ich hörte aufmerksamer zu,

als er vielleicht ahnte. Einige Tage später überraschte ich ihn mit einem Gedichte, das ihm zeigen sollte, wie ich ihn verstanden:

Was?

„Ich will Schulmeister werden!“
Pestalozzi.

Soll ich nun ein Förster werden,
In dem Waldbrevier zu jagen,
Oder soll im Dienst des Königs
Ich Gewehr und Säbel tragen?

Oder soll ich Lieder dichten,
Die mir still im Herzen glühen,
Geistesfunken, wie sie manchmal
Aus der Menschenseele sprühen?

Soll ich kühn das Meer befahren,
Zieh'n nach fremden, wilden Landen?
Nein, ich bleibe; denn es hält mich
Hier mit tausend, tausend Banden.

Ich will nicht nur Brot verdienen,
Will auch meinen Weg erhellen,
Will als treuer Diener freudig
In der Menschheit Dienst mich stellen.

Eines könnte mich beglücken
In dem dunklen Thal der Erden,
Könnte ich ein pflichtgetreuer,
Schlichter, rechter Lehrer werden!

Könnte ich ein Lehrer werden,
Dürfte gold'nen Samen streuen,
Gern und opferfreudig wollt' ich
Mich dem Dienst der Menschheit weihen!

Kinderseelen zu beglücken,
Die im Glanz der Unschuld blühen!
Schönstes Glück des freien Mannes,
Eine Seele zu erziehen!

Gold'ne, reine Saaten säen
Für des Himmels große Ernte,
Gott, wie wär' ich Dir so dankbar
Wenn ich jene Kunst erlernte!

O, wie wollt' ich sie bewachen,
Neue reinen Engelseelen;

An dem Tage der Vergeltung
Sollte keine Seele fehlen!

Herr, laß mich dies Glück empfinden,
Schönstes Glück der dunklen Erden:
O, laß mich ein pflichtgetreuer,
Schlichter, rechter Lehrer werden!

Das Gedicht gefiel ihm; aber daheim konnte ich mit meinen Versuchen nicht so recht ankommen; man sah, daß ich durch die Verseschmiederei die Zeit zum Lernen versäumte oder höchstens Linnig's Poetik studierte, und man suchte mir das Dichten zu verleiden; aber es war, als wenn man in ein Feuer blies. Es wurde nur noch schlimmer; ich schrieb viele Hefte voll, und selbst ein umfangreiches, dichterisch sein sollendes Tagebuch führte ich. Eigentlich schrieb ich vielleicht nur deshalb so viel, weil das Geschriebene mich nicht befriedigte, weil ich Besseres leisten wollte.

Aber es sang etwas in meiner Seele, und wenn ich Musik hörte oder ein Gedicht las, sang es lauter, und ich wußte nicht, was mir war. Daheim wurde nach dem Mittagessen meist vorgelesen, oft fühlte ich mich tief ergriffen von dem Gehörten, und dann gieng in die Schule wie ein Nachtwandler.

Am liebsten hörte ich meinem vielbelesenen Vater zu, wenn er von Schiller erzählte, wie er auf der Karlschule gewesen. Declamierte aber mein Vater bei festlichen Anlässen „Des Sängers Fluch“ oder ein anderes Gedicht, dann fühlte ich mich in gehobener Stimmung.

Stundenlang konnte ich vor den Buchläden stehen und andächtigen Herzens all die schönen Bücher ansehen. Wenn ich einen Titel las, der mir besonders gefiel, z. B. „Des Herzens Golgatha“, dachte ich wochenlang an das Buch und war betrübt, wenn es aus dem Schaufenster verschwunden war. Vor allem interessierte mich in der Universitätsbuchhandlung der schwer zu lesende Name eines Mannes, der die stattliche Reihe all der Bücher geschrieben hatte, die da im Schaufenster lag und mir gewaltig imponierte. Ich wußte, daß es ein Engländer und ein großer Dichter gewesen. Ich scheute mich, den fremden schweren Namen laut auszusprechen, weil ich es jedenfalls verkehrt machen würde; aber wenn ich allein war und die Augen schloß, sah ich immer in Goldbuchstaben das eine Wort: Shakespeare!

Endlich stand es unumstößlich bei mir fest, ich wollte so viele Bücher schreiben wie dieser Shakespeare, ich wollte ein Dichter werden! Mein zukünftiger Beruf wurde mir immer klarer. Ich hatte einmal in einer Humoreske gelesen, die Dichter kenne man an krausem Haar und an scharf zu beiden Seiten der Stirn vortretenden Erhöhungen, die spottweise „Dichterhörner“ genannt würden. Wahrhaftig, es stimmte! Krause Haare und Dichterhörner

hatte ich schon! Eines Tages bat mich eine mir fremde Malerin, mit ihr in die Villa des Landraths von Sandt zu gehen, wo ich von den jungen Damen gezeichnet werden sollte. Die Malerin schenkte mir fünfzehn Groschen, und ich mußte dafür im Gartenhause mehrere Stunden lang still sitzen. Der alte Landrath kritisierte zuletzt die Zeichnungen und sagte einer Dame, daß ihr Bild zu scharf markiert sei und zu sehr an das Profil englischer Dichter erinnere. Gott noch! Mein Gesicht hatte also Ähnlichkeit mit englischen Dichtern! Jetzt war es ausgemacht: Dichter werden um jeden Preis! Aber wie?

Es war keiner, der's mich gelehrt hätte; doch ich verschlang alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, gute und schlechte, Schiller's Dramen und Indianergeschichten. Die Indianergeschichten verstand ich am besten; aber die inhaltlich nur halb verstandenen Gedichte und Dramen Schiller's ließen doch in meiner Seele mehr Klang zurück, als alle Indianergeschichten zusammen; sogar Schiller's Dramenfragmente las ich und wunderte mich, daß ich davon nichts verstand, rein gar nichts!

Bisher hatte ich Schiller's Schauspiele nur gelesen, war im Theater noch nie gewesen und bettelte so lange, bis ich die Erlaubniß hatte, hineinzugehen. Auf dem Theaterzettel stand das schreckhaft fremde Wort Shakspeare, man gab den „Kaufmann von Venedig“. Den Eindruck, den der erste Theil der Gerichtsscene auf mich machte, kann ich nicht schildern. Ich war außer mir. Nach der Vorstellung gieng ich nicht nach Hause, sondern an das Rheinufer, dahin, wo es am dunkelsten war. Die Eisschollen ächzten im Strom, schneidender, bitterkalter Wind fuhr mir ins Gesicht, aber er kühlte mich nicht; alles brannte, alles glühte in mir. Ich wußte nicht mehr, was ich that, aber mit ausgebreiteten Armen lief ich dem Sturm entgegen und dann schrie ich wild und gellend in das Dunkel der Nacht. Anfangs waren es unartifulierte Schreie, und dann war ich der Jude, der Rache forderte, wie der im Schauspiel. „Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was fordert der Christ? Er fordert Rache! — Und wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was fordert der Jude? Er fordert Rache. — Rache!“ Ich spielte die ganze Scene für mich mit dem wilden Pathos eines leidenschaftlichen Knabenherzens. Ich schrie und weinte, und es war ein Glück, daß kein Mensch weit und breit zu sehen war; man würde mich für verrückt erklärt und eingesperrt haben. Verstört kam ich nach Hause. Ich hatte einen Dichter gehört, ich hatte die Kunst, die große Kunst kennen gelernt und ich warf mein Tagebuch, meine Gedichte und alles, was ich geschrieben, in das Feuer.

Eine dämonische Glut fraß mir am Herzen, Tag und Nacht ließ es mir keine Ruhe; ich war tief unglücklich. Aber dann kam ein wilder Troß

in meine Seele. Ich hatte einen Dichter gesehen, der ein Riese war, und ich wollte es aufnehmen mit diesem Riesen auf Leben und Tod. Bis jetzt hatte ich gespielt; aber nun kam die Kunst, die Kunst, die mir nächst Gott und der Religion das Heiligste war. Und ich setzte mich hin und schrieb ein Drama.

Natürlich mußte es ein historisches Kraftstück sein; es spielte in der französischen Revolution, und alle Tigermenschen der damaligen Zeit sollten in dem Drama eine Rolle spielen. Ein deutscher Idealist als Opfer der Revolution war die Hauptperson des Dramas, das den vielversprechenden Titel „Blut für Blut“ führte. Ich ließ mir von dem alten Präparandenlehrer den dritten Band von Welter und trieb „Vorstudien“. Dann gieng ich an die Ausführung des Prosastückes. Während der Arbeit lebte ich für die Mitwelt nicht mehr, alles fieberte in mir. Redete man mich an, so gab ich gar keine oder verkehrte Antworten, rief man mich zum Mittagstisch, so hörte ich nichts, ich vergaß Speise und Trank, aber die Feder flog in krampfhafter Hast über das Papier. Die Veränderung, die in mir vorgieng, war so auffallend, daß mein Vater mich oft besorgt von der Seite her ansah. Die Berichte der Präparandenlehrer über meinen Fleiß lauteten ungünstiger als je, es gieng nicht so weiter: man verbot mir, das Drama fertig zu schreiben.

Aber es ließ mir keine Ruhe, die Blutmänner der Revolution rüttelten mich aus dem Schlaf, nachts stand ich auf und schrieb heimlich weiter. Der Zufall wollte es, daß mein Vater nachts noch in der Küche Wasser zum Trinken holte und dabei in meinem Zimmer das Licht bemerkte. Ich sehe ihn noch, wie er mitten in der Nacht so besorgt vor mir stand und mir sagte, daß ich krank würde, ich solle doch um Gotteswillen das rastlose Schreiben sein lassen und an mein Studium denken.

Anderen Tages nahm meine älteste Schwester, die sehr energisch war, mir das Manuscript ab, um es zu verbrennen.

Ich war aus Rand und Band. Meine Schwester, die es ahnen mochte, wie es in mir stürmte, begnügte sich, das Manuscript in ihrer Kommode zu verschließen und mir zu eröffnen, ich würde das Drama erst zurückbekommen, wenn ich die Aufnahmeprüfung am Seminar bestanden. Nur langsam beruhigte ich mich. Ich habe das Drama nicht zurückverlangt, und als meine Schwester es mir nach Jahren freiwillig gab, warf ich es unbesehen ins Feuer.

Nach diesen Auftritten verlegte ich mich ernstlich auf das Studium der Dichtkunst; ich las alle theoretischen Werke, deren ich habhaft werden konnte, und oft zweifelte ich an meinem Talent. In einer Lebensbeschreibung Correggio's hatte ich einst gelesen, daß er voller Zweifel an seinem Können in eine Kunstsammlung gieng, dort die Werke großer Maler betrachtete und endlich in gerechtem Künstlerstolze ausrief: „Auch ich bin ein Maler!“ Das

selbstherrliche Wort war mir wie aus der Seele gesprochen; aber wenn ich meine eigenen Gedichte kritisierte oder dem wohlfeilen Gespötte meiner Genossen ausgesetzt war, zweifelte ich oft daran, ob ich je das Recht haben würde, gleich Correggio das stolze Wort zu rufen: „Auch ich bin ein Dichter!“

Ich nahm mich in strenge Selbstzucht, und unerbittlich zerplückte mein kalter Verstand die Erzeugnisse meiner heißblütigen Phantasie. Wenn ich es doch nur gewußt hätte, daß ich ein Dichter gewesen; aber ich wagte nicht mehr, mit meinen Gedichten vor meine Eltern zu treten. Das Dichten war ja etwas, was mich am Fortkommen hinderte.

Vieles, was ich in damaliger Zeit trieb, habe ich vergessen; aber einer Stunde erinnere ich mich noch mit voller Klarheit, einer Stunde, die für mein ganzes Leben entscheidend wurde, einer Stunde, da ich mir schwur, der Kunst treu zu bleiben auf allen Dornenwegen. Mein späteres Leben war ebenso reich an Erfolgen wie an Enttäuschungen, und früh empfand ich es bitter, daß derjenige, der sich der Kunst verschworen hat mit ganzem Herzen, allzeit als ein einsamer Mann durchs Leben geht; aber ich habe es nie bereut, jenen Knabenschwur, mit dem ich mein ganzes Sein der Kunst verpfändete, nicht gebrochen zu haben.

Endlich aber, ich war etwa siebzehn Jahre alt, kam auch der Augenblick, der mich für viele Enttäuschung, für manchen Spott, für langes, ehrliches Arbeiten im Dienste der Kunst entschädigte.

Unter den neuen Gedichten, die ich fortan nicht mehr verbrannte, befanden sich auch Balladen und andere erzählende Dichtungen. Ich benutzte eine gute Stunde, da Vater und Mutter gerade allein waren, und las ihnen mein neuestes Gedicht vor. Es führte den Titel „Licht und Schatten“.

Hochaufathmend schloß ich meinen begeisterten Vortrag: doch statt des erhofften Beifalls blieb alles stumm wie in einer Kirche. Enttäuscht sah ich auf Vater und Mutter. Sie saßen still da und sagten kein Wort; aber in ihren Augen standen Thränen. Da zog ein wunderseltjam Gefühl in mein Herz. Stumm gieng ich ans Fenster und starrte hinaus, bis mir die weite Welt verschwamm in einer heißen, brennenden Glücksthäne. Und in jener ernstesten Weihestunde jubelte meine Seele zum erstenmal das stolze Wort:

„Auch ich bin ein Dichter!“





Rundschau.

Der Antheil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen. Der Königsberger Chemiker Professor Loffen hatte sich am 27. Januar 1898 an den Minister Boffe mit der Bitte gewandt, „aus den im Ministerium befindlichen Personalacten statistische Ermittlungen zu schöpfen über die während der letzten 25 Jahre an den preußischen Universitäten thätigen Professoren und Docenten, welche hauptsächlich deren Eintritt in den Universitätsverband, ihre Beförderung in demselben und ihren Austritt aus demselben, ihre Confession und ihre Heimat betreffen“, und der Minister hatte diese Eingabe am 2. März desselben Jahres dahin beantwortet, daß der Einsicht in die Personalacten des Ministeriums zu dem gedachten Zwecke nichts im Wege stehe, die Veröffentlichung von Actenauszügen jedoch der ministeriellen Genehmigung vorbehalten bleiben müsse. Auf Grund dieser Zusage hat dann Professor Loffen seine Studien über den Zeitraum von 25 Semestern (1884/5 bis 1896/97) an Ort und Stelle gemacht.

Das Ergebnis dieser Studien liegt nun in beschreibender und tabellarischer Form vor*) Das Ganze zusammenfassend, sagt der Königsberger Professor zu Eingang seiner Arbeit:

1. Die Zahl der katholischen Docenten an den preußischen Universitäten steht in einem auffallenden Mißverhältnis zu der Zahl der katholischen Staatsangehörigen Preußens. Während die Bevölkerung 34,5 Procent Katholiken zählt, waren von den während der 25 Semester an den Universitäten thätigen Docenten nur 13 Procent katholisch.

2. Die Rückständigkeit ist indessen nicht gleich bei den einzelnen Classen der Docenten. Berücksichtigt man die Docenten aller Facultäten, so waren von den Ordinarien 18,3 Procent, von den Extraordinarien 13,8 Procent, von den Privatdocenten 9 Procent katholisch. Betrachtet man nur die drei weltlichen Facultäten, so waren in diesen von den Ordinarien 16,5 Procent, von den Extraordinarien 12,4 Procent, von den Privatdocenten 8,7 Procent katholisch. Das Verhältniß ist demnach für die

*) „Der Antheil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen“. Von Prof. Dr. Wilhelm Loffen. Nach statistischen Untersuchungen. (2. Vereinschrift der Görresgesellschaft für 1901.) Köln, J. P. Bachem, 1901.

Katholiken am günstigsten in denjenigen Stellungen, welche unter Mitwirkung der Facultäten von der Staatsregierung besetzt werden, am ungünstigsten in denjenigen, in welche jeder, also auch jeder katholische Gelehrte, der die Befähigung zur Bekleidung derselben nachweist, eintreten kann, wenn er will. (?)

3. Die Beförderung der wenigen Katholiken, welche als Extraordinarien oder Privatdocenten an preussischen Universitäten in den erwähnten 25 Semestern lehrten, war nicht schlechter als diejenige der Nichtkatholiken.

4. Seit dem J. 1870 hat die Zahl der katholischen Ordinarien in den drei weltlichen Facultäten zugenommen, und zwar nicht nur die absolute, sondern auch die relative Zahl derselben. Dagegen ist die absolute Zahl der katholischen Extraordinarien und Privatdocenten nicht im gleichem Maße gestiegen: die relative Zahl derselben hat abgenommen.

Als Schlussfolgerung spricht der Verfasser den Satz aus, daß das Angebot an katholischen Privatdocenten sehr ungenügend sei gegenüber der Nachfrage. Entgegen manchen katholischen Preisstimmen Deutschlands muß hervorgehoben werden, daß Vossen keineswegs beabsichtigt hat, die preussische Regierung von ihren begangenen Sünden rein zu waschen; das wäre ein thörichtes Unterfangen. Als Mann der Wissenschaft, der die deutliche Sprache der Zahlen versteht, hat er vielmehr kräftig auf die imparitätische Behandlung unter dem Ministerium von Raumer und deren heute noch fühlbare Folgen hingewiesen, ohne die Augen gegenüber den auf katholischer Seite begangenen Fehlern zu verschließen. Denn wenn 1870 noch 11,22 Procent aller Privatdocenten der drei weltlichen Facultäten katholisch waren und 1896 97 nur noch 6,97 Procent, so kann man nicht sagen, daß daran die Regierung allein Schuld sei, wieweil die schlechte Behandlung der katholischen Privatdocenten während des Kulturkampfes von Seiten der Facultäten und auch der Regierung vom Verfasser nicht geleugnet, sondern ausdrücklich anerkannt wird. Eine gewisse Abschreckung lag darin, die jedoch auf die heutigen Verhältnisse in keiner Weise mehr paßt. — Die Arbeit Vossen's ist unendlich mühsam gewesen; sie hat eine Entiaugung gekostet, die nur der versteht, der ähnliche Materialien durchgearbeitet hat; sie bietet Lehren, die mutatis mutandis in jedem Lande beherzigt werden sollten, um derenwillen weitestte Verbreitung derselben im höchsten Grade erwünscht ist. Es wäre außerordentlich dankenswert, wenn der Verfasser in der bald nothwendig werdenden Neuauflage der Arbeit sich mit seinen zahlreichen Kritikern, denen er zum Theile schon geantwortet hat, in einem eigenen Capitel auseinandersetzen würde. Wer den in der Schrift angezogenen Verhältnissen einigermaßen nahe gestanden hat, kann den Ausführungen nur in allen Punkten beistimmen.

B.

* * *

Fechner über die Kunst. Fechner war zwar kein Künstler, aber unstreitig ein Mann von Urtheil. In einer großartigen Betrachtung seines „Zend-Avesta“ über die Hinordnung des Wahren, Guten und Schönen zu Gott findet sich eine Stelle (Lafrowitz'sche Ausgabe, 1901, I, 236), die eine so feinsinnige Auffassung von dem Zwecke der Kunst und dem Wesen des Schönen offenbart, daß wir nicht umhin können, sie hier folgen zu lassen:

„Die Kunst mag prassen mit Farben und mit Tönen, doch geht sie endlich betteln, wenn sie nicht steht und bleibt im Dienste des allerhöchsten Künstlers.

„Viel Zierliches und was zur Lust des Auges, mag des Menschen Kunst verfertigen, doch bleibt's nur Künstlichkeit und Tand, vermag's nicht etwas von des ganzen Gottes Walten unmittelbarer, anschaulicher und klarer zur Erkenntnis uns zu bringen oder tiefer zu Gemüt zu führen, als die Welt unmittelbar es selbst vermag. Ihr Schauplatz ist zu groß, des Menschen Blick zu kurz, vermag die ganze nicht auf einmal zu umspannen; das Walten Gottes hat zu tiefen Sinn, der menschliche Verstand dringt gar zu langsam ein, ergreift der Kette Glieder einzeln, nicht die ganze Kette, je mehr er sich vertieft, so mehr verdunkelt sich's; so gilt es nun (mit Hilfe der Kunst, d. K.) im kleinen Spiegel an der Oberfläche zu zeigen, was im Großen uns zu groß, an Tiefe uns zu tief und durch die Tiefe dunkel. Und wie der Künstler die Welt mit Gott in's Kleine zieht, sehn wir in seinem Werk nun auch die Welt und spüren den Odem Gottes drin; wie er das Tiefe an die Oberfläche hebt, sehn wir im Schein der Schönheit die Wahrheit heller und fühlen, solcher Schein ist nur der höchste Glanz vom Licht der Wahrheit selber, der zur Erleuchtung der Welt auch die Verklärung fügt. Die Kunst, die nichts als sich verklärt, ist nicht die rechte Kunst und thöricht, rühmt sie sich, sie sei sich selbst genug. Sie gleicht mit aller ihrer Schöne nur dem Verklärungsschein am Haupt des Heiligen. Daß er den Heiligen sichtbar macht als Licht von seinem eigenen Scheitel, ist's, was allein des Scheines Schöne macht. Der Heilige verklärt den Schein, und drum der Schein den Heiligen. Der allergrößte Heilige aber, das ist der heilige Gott.

„Wer schelten will die Kunst, daß sie im Kirchendienst das Göttliche durch's Sinnliche verkleide, den Geist, der auf des Geistes Wesen nur gehen soll, durch äußern Schein bestechen, der weiß nicht, daß die rechte Kunst nicht die ist, die den Geist noch mehr verkleidet, vielmehr die durchscheinend macht das Kleid, daß durch das Kleid der Leib und durch den Leib der Geist erst hell und deutlich scheine; der hat den Sinnesreiz gemeiner Kunst, doch nicht den Sinn der rechten Kunst im Auge.

„Die Künste stehn nicht bloß im Dienst der Kirche. Weit ist ihr Schauplatz, reich ihr Stoff. Doch ist's allein die Kirche, in deren Dienste alle Künste sich im wahren Sinn der Kunst verknüpfen können. Und nicht anders soll's mit den Künsten sein als mit den Menschen, die zwar nicht immer gemeinsam in der Kirche wohnen und zu schaffen haben, doch aus der Kirche in ihre besondern Häuser und alle weltliche Verwickelung und Zerstreuung den Sinn mitnehmen sollen, der sie gedenken läßt, sie bleiben überall des Höchsten Diener und Brüder zu einander.“ A. M.



Redacteur: Dr. Franz Schnürer.

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Optz, Wien.

Der Katholicismus und das XX. Jahrhundert.

Von Joseph Hirn.

Wie der Schluss eines bürgerlichen Jahres dem Einzelnen oft einen gern benützten Anlaß bietet, um in seinen Privat- und persönlichen Sachen Rückschau zu halten auf Vergangenes und vorschauend und berechnend die Zukunft zu ermessen, so ist eine Jahrhundertwende für so Manchen der willkommenste Ausgangspunkt zu einer Höhenperspective über Fragen und Richtungen allgemeineren Charakters. Der Übergang vom 19. auf das 20. Jahrhundert hat eine erkleckliche Anzahl solcher Überblicke gezeitigt. Was als unbestrittenes Verdienst, als wahrhaft große Errungenschaft des vollendeten Zeitraumes dasteht, namentlich auf dem großen Gebiete empirischer Forschung und genialer Erfindung, findet dabei — wie könnte es auch anders sein — einstimmige, lobpreisende Würdigung. Daß diese Einhelligkeit versagt, sobald die Rede geht von principiellen, grundlegenden Anschauungen, bei denen Maß und Zahl nicht mehr das alleinige Criterium bilden, ist begreiflich. Aber diese Differenzierung geht bei den Einen mitunter bis zur vollständigen Negation dessen, was auf Seite der Anderen Sache der vollsten inneren Überzeugung ist. In nicht zu verbessernder Reproduktionstreue spiegelt sich darin der gewaltige Geisterkampf des zurückgelegten Säculums. Und bei keinem Punkt tritt dieser Gegensatz so augenfällig zu Tage, als da, wo die Sprache kommt auf christliche Weltanschauung, speciell auf den Katholicismus. Den Einen ist derselbe wenigstens noch eine Macht, welche, eben deshalb, mit dem ganzen Rüstzeug der Wissenschaft, mit allen Mitteln aus der Waffenkammer des Geistes zu bekämpfen ist; Andere nehmen von ihm nur noch Act als von einem Gewesenen, das in seiner den Niedergang verbürgenden Inferiorität zum Mitleid oder zum Hohn bewegt, höchstens noch eines letzten Gnadenstoßes zu seiner Vernichtung für immer bedarf. In eine dieser beiden Kategorien gehört ein sehr großer Theil der jüngsten Säcularwerke, soweit sie von den ange deuteten Principienfragen handeln. Der Katholik, welcher diesen Thatbestand verfolgte, mag mit Sehnsucht ausgeblidt haben, ob sich denn auf dem weiten, aber lebhaft befahrenen Meere der Säcularpublicistik nicht ein Fahrzeug finde, das mitten unter den vielen fremden und feindlichen Flaggen sein lustig gespanntes Segel mit dem Zeichen des Kreuzes hochzuhalten vermöge. Gerade vor Schluss des ersten Jahres nach der Jahr-

hundertwende hat sich der hochwillkommene Fährmann gefunden,*) willkommen seinen Glaubensbrüdern, deren Sache er in edler Form und geistesgewaltiger Gewandtheit vertritt; willkommen aber doch wohl auch allen jenen Andersdenkenden, welche einen ehrlichen, ritterlichen Kampf führen wollen, bei dem es sich nicht um Befriedigung niedriger Leidenschaften, sondern um den erhabensten Kampfpfeil, die Wahrheit, handelt.

Ehrhard ist nicht weniger Historiker als Theologe, und so darf wohl auch der Historiker von seiner prächtigen Gabe handeln, die er der christlichen Welt auf den Weihnachtstisch gelegt hat. Schon mit den ersten Sätzen stellt er uns in medias res, da er drei charakteristische Erscheinungen vor Augen rückt, die jeder sehen kann, der nicht Vogelstraußpolitik treibt: der Katholicismus gilt Vielen als der gefährlichste Gegner der modernen Kultur, in den katholischen Ländern vollzieht sich eine stets zunehmende Entfremdung von der Kirche, in einer Menge von Erscheinungen tritt wachsende Unzufriedenheit mit kirchlichen Verhältnissen zu Tage. Dieser Dreifaltigkeit des Thatbestandes entspricht eine dreifache Frage: Wie ist die jetzige Lage entstanden? Worin besteht der Gegensatz zwischen Kirche und moderner Kultur? Welche Aufgaben harren der Kirche des 20. Jahrhunderts? Zur Beantwortung dieser Fragen, speciell der ersten, setzt Ehrhard beim Mittelalter ein als (doch nur in gewissem Sinne) der Zeit der Blüte des Katholicismus, als der Zeit auch, in welcher sich die Wurzeln der späteren ausbreiten. Die beiden höchsten Gewalten der Erde sind innig verbunden, die des Papstes und des Kaisers, ein Verhältnis, für jeden von beiden förderlich, wenn auch nicht in gleichem Maße. Das Kaiserthum schöpfte moralische, das Papstthum dagegen nur physische Kräftigung. Dieser Verbindung entsprach die gegenseitige Durchdringung des staatlichen und kirchlichen Lebens, eine Thatsache, die bei Betrachtung des Mittelalters nie aus dem Auge zu lassen ist. Wer das bei Behandlung der mittelalterlichen Geschichte unterläßt, imputiert leicht „dem Papstthum die Folgen von Grundanschauungen, deren Fehlerhaftigkeit dem mittelalterlichen Menschen gar nicht zum Bewußtsein kam und die in letzter Linie in allgemeinen Kulturverhältnissen wurzeln“. Das ist kein wissenschaftlicher Vorgang, sondern wie im Falle Hoensbroech Pamphletschreiberei der schlimmsten Sorte. Nach dieser Methode erfolgte auch so oft die Ausschrotung der Inquisition, „deren Geschichte den vollgiltigen Beweis erbracht hat, wie lange es dauerte, bis die Überzeugung gewonnen war, daß geistige Bewegungen nur durch geistige Mittel innerlich besiegt werden können, und daß die Alleinherrschaft der katholischen Kirche ohne Alleinherrschaft des katholischen Gedankens in allen Schichten der Gesellschaft ein Ding der Unmöglichkeit sei“. Ergriffen stehen wir mit Ehrhard „beim Anblick des ungeheuren Glanzes,

*) Dr. Albert Ehrhard, der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. (Stuttgart und Wien, Jos. Roth, 1902, X und 416 S., 8°, 4 M. 80 Pf.)

daß die Inquisition in sich verkörpert“, aber die Gerechtigkeit verlangt zu betonen, „daß (bereits) das Tridentiner Concil nicht daran dachte, dieses mittelalterliche Machtmittel aufzufrischen und daß es schon damals nicht als ein bleibendes Inventarstück der kirchlichen Disciplin betrachtet wurde“. Im Ausgang des Kampfes der Päpste gegen die Hohenstaufen sieht Ehrhard den „Sieg des Geistes über physische Gewalt“, wodurch die Christenheit „vom wieder-auflebenden antifrömmischen Imperium“ gerettet wurde, aber nicht einen „persönlichen“ Sieg der Päpste, die vielmehr „todmüde“ aus dem Kampfe schieden. Die Katastrophe aber unter Bonifaz VIII. bedeutete die Mahnung, „daß die mittelalterliche Machtstellung des Papstthums nicht ein wesentlicher Bestandtheil des Reiches Gottes auf Erden ist“ und „daß noch ein höheres Ideal päpstlicher Wirksamkeit in dem Gedanken des Papstthums liege, als was bis zu jener Stunde im Mittelalter verwirklicht worden war“. Eine derartige, ebenso kirchlich correcte wie gerechte Würdigung des Mittelalters ist weit entfernt vom „Bestreben, die kirchlichen Leistungen dieser Zeit mit Zähigkeit festzuhalten und (von) dem Wunsche, die Zeit selbst wieder aufleben zu lassen.“ Den Schwärmern, die dies wollten, hält sie vielmehr die Frage entgegen: „Wo steht es geschrieben, daß den kirchlichen Institutionen des Mittelalters in ihrer concreten Form absoluter Wert zukommt?“ „Den Vorzug einer Periode allen übrigen gegenüber könnte nur derjenige bestimmen, der einen Einblick besäße in Gottes unerforschliche Rathschlüsse und einen Überblick über die ganze historische Entwicklung des Christenthums.“ Dieses Maßhalten hindert keineswegs die volle Anerkennung der mittelalterlichen Meisterwerke „auf allen Gebieten des Kulturlebens“, zu denen das in Folge der unbegrenzten Individualisierung stilllose 19. Jahrhundert bewundernd aufzublicken alle Ursache hat. In schönen Worten zeichnet Ehrhard, wie sich neben, nicht gegen den geistigen Hochbau des Mittelalters die Scholastik, die Mystik gestellt hat. „Erloschen war das glänzende, blendende Lichtmeer, das den mächtigen Dom der mittelalterlichen Blütezeit durchflutete,“ dafür spendete dann „ein Ewiglichtlämpchen“ den religiösen Seelen Licht und Wärme. Es ist ein ähnlich sinniges Bild, wie Lamprecht einmal die christliche Hymnik die Passionsblume genannt hat, die dem Blute Christi entsprossen.

Den Übergang zur neuen Zeit markiert am prägnantesten der bewußte Gegensatz der Humanisten, namentlich der jüngern, zu den Scholastikern. Das Unrecht beider hat Ehrhard präcis gezeichnet: die Ersteren stellten sich gegen die Kirche „weil sie dieselbe mit ihrer mittelalterlichen Erscheinung identificierten“: die anderen „hielten krampfhaft fest an dieser mittelalterlichen Erscheinung, weil sie dieselbe mit dem Wesen der Kirche verwechselten.“ Es gab eine Krise für die Kirche, die sie ohne ihre „unzerstörbare Kraft“ nicht überstanden hätte. Denn die damaligen Päpste als „gottbestellte Wächter“ haben ihre Aufgabe „nicht gelöst, wenn auch wenigstens einige unter ihnen es an Versuchen nicht fehlen ließen“. Dagegen haben eben diese Renaissance-Päpste „den Beweis dafür erbracht, daß die Kirche keine Feindin der Civilisation, der intellectuellen

und ästhetischen Bestrebungen der Menschheit ist“, und der Eiferer für das Humanitätsideal hat alle Ursache, diese Päpste als „Wohlthäter der Menschheit“ zu preisen. Diese Lenker der Kirche, denen „das Volk mit seinen religiösen und sittlichen Nothen aus den Augen verschwand“, hatten auch nicht das Zeug, den Sturm, genannt die Reformation, zu bannen. Kulturelle und nicht-fortschrittliche Momente haben die Reformation gefördert: die Buchdruckerkunst, die emporkommende „Macht der politischen Autorität in kirchlichen Dingen“ und die starke Persönlichkeit der Reformatoren, die, so beklagenswert ihr Werk, große Ziele verfolgten mit erstaunlicher Energie und den durchgreifendsten Mitteln. Die Folgen der kirchlichen Revolution liegen am Tage: das barbarische Cujus regio, der „extremste Subjectivismus, der an die Stelle der einen katholischen Wahrheit sechs verschiedene, einander widersprechende religiöse Grundauffassungen setzte“, die Unterordnung des Christenthums unter den Nationalgeist, was einen Rückschritt in die vorchristlichen Zeiten bedeutete, (dies ein besonders lesenswerter Abschnitt bei Ehrhard), die Erstarkung des zwinggewaltigen Staatskirchentums und „der beginnende Abfall von dem Wesen des historischen Christenthums selbst“. Das sind Früchte, die bereits gereift unter dem Baume liegen; ein sicheres Urtheil über den „Gesamtwert“ des Protestantismus, der ja noch nicht der Vergangenheit allein angehört, will Ehrhard nicht fällen. Gern erkennt er an, daß der Protestantismus „auf den Gebieten des intellectuellen, socialen und allgemeinen kulturellen Lebens, dank den christlichen Kräften, die auch in ihm wirksam sind, und dank ihrer Verbindung mit thatkräftigen Volksstämmen Leistungen hohen und bleibenden Wertes hervorgebracht hat“, er hat doch „vom Wesen des Christenthums genug für sich gerettet, um auch zur Quelle echt religiösen Lebens zu werden“. Am wenigsten kann er sich mit dem Katholicismus in praktischer Hinsicht „auf dem Gebiete der ethischen und socialen Lebensführung im Dienste der Religion und der Nächstenliebe“ messen. Bei Missionen stört den Protestantismus schon sein nationaler Charakter. Insoweit er sich in der Rolle eines „scharfen und geschäftigen Censors“ gefällt, ist er der allergeringste Schaden für die katholische Kirche. Jedenfalls „sträubt sich die christliche Betrachtungsweise der Geschichte, in der Reformation nur Negatives zu erblicken“. Dabei muß der Katholik durchaus nicht irre werden an der Überzeugung vom Werte seiner Kirche, welche Überzeugung ihre unerschütterliche Stütze hat in der That, daß die katholische Kirche allein in ununterbrochener Continuität besteht seit den Tagen Christi und der Apostel, daß sie „das ganze Christenthum besitzt“ und daß in ihrem Schooße alle Völker aller Zeiten Platz finden und ihr allein von Anfang an universeller Charakter eignet. Darin erhebt sie sich „über jede religiöse Gemeinschaft, die je von Menschen unter Menschen geschaffen wurde, und rechtfertigt historisch ihren Anspruch auf göttliche Gründung und Führung.“

An die ersten verlustreichen Jahrzehnte der Reformationsstürme reiht sich die Periode der katholischen Restauration, für deren gerechte Beurtheilung stets das Wort von Ehrhard zu beherzigen sein wird: „Diese Rückeroberungen vollzogen

sich im großen und ganzen nicht auf theologischer Grundlage, sondern auf der juridischen des Territorialsystems, das beide Gegner in gleicher Weise principieell anerkannten und thatsächlich anwandten“. Aber die wenigsten, welche „sich über die Gegenreformation sittlich entrüsteten“, zeigen dieses Gefühl, wenn sie von der Einführung der Reformation handeln. Daß jene Zeit der Eroberung und Rückeroberung einen abschließenden Confessionalismus begünstigte, hat für den objectiven Beobachter nichts Befremdliches, denn nur darin lag für jede Richtung die Gewähr ihrer Existenz. Beflagenswert aber war die Abschließung insofern, „weil sie das Gefühl für das Gemeinsame und die Empfindung der Nothwendigkeit einer schließlichen Wiedervereinigung, die ja die Aufgabe der kirchlichen Zukunft im Abendlande sein muß, abschwächte und zu gegenseitiger Verkennung und Verurtheilung ohne vorausgehende Prüfung führte“. Der Jesuitenorden, das bedeutendste Werkzeug zur Durchführung der Restauration, ein großer Bund, wie Löher einmal sagt, von geweihten Rittern des Geistes und der Kraft, findet bei Ehrhard eine ganz und gar vorurtheilsfreie Würdigung. Er stellt fest: der Orden ist kirchenrechtlich ebenso berechtigt, wie jede andere katholische Ordenserscheinung aber auch nicht mehr als eine andere; in seiner strammen Organisation übernahm er es, der entschiedenste Verfechter des Autoritätsprincips in der Kirche zu sein gegenüber der vom äußersten Subjectivismus ausgehenden Reformation; ganz unzulässig wäre es jedoch, Jesuitismus und Katholicismus für vollkommen identisch anzusehen; mit den Bestrebungen des Ordens braucht sich Niemand zu identificieren; alle Orden und die Weltpriester aber sollen in einen geistigen Wettstreit mit der Gesellschaft eintreten, worin jedem seine Eigenthümlichkeit gewahrt bleibe, „damit der ganze innere Reichthum des Katholicismus zum Segen der ganzen Christenheit und der modernen Welt zur Entfaltung gelange“. Eine vollständig orientierende Behandlung erfahren auch andere „Restaurationskräfte“, so das Concil von Trient und die zeitgenössischen Päpste. Mit einem dieser letztern steht der Proceß Galilei's und sein Ausgang in Zusammenhang. Ehrhard betont: die dabei zur Geltung gekommenen Grundsätze wird „kein Katholik der Gegenwart zu vertheidigen bereit sein und ist keiner zu vertheidigen verpflichtet“. Dabei ergab sich aber die wichtige Lehre, „daß zwischen der Theologie und den übrigen Wissenschaften eine innere Wechselbeziehung besteht und daß von den letzteren auf selbständigem Wege neue Wahrheiten gefunden werden, die von der Theologie auf Grund einer eindringenden Geistesarbeit aufgenommen werden müssen“. Bezüglich der so oft ins Feld geführten Hexenproceße wird mit Recht darauf verwiesen, daß sie „keine confessionelle Angelegenheit, weder eine katholische noch eine protestantische, sondern eine kulturhistorische Erscheinung“ waren, denn Jedermann stand „unter dem Einfluß derselben Grundanschauungen“.

Mit der Restauration war bei Weitem nicht alles gethan. Sie war oft genug nur eine äußerliche, und Vieles blieb ja dauernd verloren. Für Frankreich brach die Bewegung des Jansenius herein, „die wie so manche andere

zur Regeneration des religiösen Geistes hätte führen können, wenn sie nicht in Conflict mit der kirchlichen Autorität gerathen wäre und sich auf das Ziel, das sie erreichen wollte, besser besonnen hätte“. Unter Ludwig XIV. versank der Clerus, speciell im Regalienstreit, gegenüber dem Staatsoberhaupt in einen „unwürdigen Servilismus, dem selbst ein so hochstehender Geist wie Bossuet unterlag“. Die deutschen Bischöfe, noch immer Fürsten „mittelalterlicher Gestalt“, kamen nur zu oft den in der Neuzeit „gesteigerten religiösen und kirchlichen Bedürfnissen“ nicht nach. Der Weltfürst verdrängte den Kirchenfürsten, er hielt, um Ehrhard's Wort zu gebrauchen, in der Rechten das Schwert, in der Linken den Hirtenstab. Die joesefinische Schule erzeugte „die unfirchlichste und zugleich geistloseste Generation von Gottesgelehrten, die je in der katholischen Kirche ihr Unwesen getrieben hat“. Ungehindert, ja unterstützt von diesem Clerus „zog ein antikirchlicher Geist in die katholischen Länder, an dem sie seither kranken und dessen Früchte wir noch nicht alle gekostet haben“. Der große Säcularisationsproceß am Beginn des 19. Jahrhunderts entzog zwar der Kirche „kein inneres Krastelement“, aber doch „zahlreiche reale Machtmittel“. Zieht man das Facit bis zu diesem Zeitpunkte, wo nun auch die französische Aufklärung ihren Siegeszug angetreten hat, so gelangt man zum Ergebnis: „endgültige Zerstörung der Harmonie zwischen Glauben und Vernunft, Natur und Offenbarung, Religion und Kultur“.

Im 19. Jahrhundert vollzog sich nun noch eine Art „geistige Säcularisation“, da das öffentliche Leben „einen vorwiegend weltlichen Anstrich bekommen, den es niemals zuvor in christlicher Zeit gehabt“. Die „aufklärerisch=marktschreierischen“ Expectorationen der bekannten Materialisten, zwar „von keinem Denker ernst genommen“, drangen in das Volk. Der empormachsende Socialismus machte sich schon in seinen Gründern „zum Träger aller antichristlichen Elemente“, während doch die grundlegenden Ideen „aus dem Schatze des Christenthums entnommen sind, weil sie nur hier zu finden waren“. Gegenüber all' diesen autoritätsfeindlichen Erscheinungen machte sich im Kreise der Kirche, hervorgerufen von der „Noth der Zeit“, die Tendenz der Centralisierung geltend. Ganz genau umschreibt E. den berechtigten und den unberechtigten Centralismus, oft Ultramontanismus genannt. Als Reaction gegen frühere particularistische Richtungen machten sich mitunter absolute Uniformierungstendenzen bemerkbar, die „zu der übertriebenen, aber nicht gegenstandslosen Behauptung der Romanisierung“ Anlaß boten. Erst da die Kirchenspaltung einen so großen Theil der germanischen Völker der Kirche entzog, konnte einer solchen Befürchtung Raum gegeben werden, wie sehr sie auch dem Wesen des Katholicismus widerspricht. Wenn aber manche Katholiken, wie es vorkommt, „jeder Anregung zur Selbstkritik und allen neuen theologischen Auffassungen Mißtrauen entgegenbringen“, so verschulden sie den Eindruck, als wolle man „einem kirchlichen Absolutismus im schlimmen Sinne des Wortes“ zusteuern und als sei in der Kirche „jede Regung der Individualität und jeder fortschrittliche Zug verpönt“.

Jedem der das Zeitalter Pius' IX. kennzeichnenden Ereignisse: Entwicklung der Neuscholastik, Erlass des Syllabus, Unfehlbarkeitserklärung und Auflösung des Kirchenstaates, widmet Ehrhard eine eingehendere Besprechung, wo eine Reihe landläufiger Irrthümer widerlegt oder richtig gestellt werden. Dabei wird das große Arbeitsprogramm für die heutige Theologie fixiert: Besiegung der modernen antichristlichen Philosophie durch die Anerkennung ihrer Wahrheits Elemente und die Ausscheidung ihrer Irrthümer. Mit aller wünschenswerten Präcision und Deutlichkeit wird Sinn und Bedeutung der päpstlichen Infallibilität auseinandergesetzt. In Hinsicht auf das Schicksal des Kirchenstaates erklärt Ehrhard: Großes Unrecht ist geschehen, aber dieses Staates „Entstehen und Vergehen hat mit dem Wesen des Katholicismus nicht das Geringste zu thun“. Es wird viele Leser interessieren, von Ehrhard zu hören, daß der berühmte Graf Hoenßbroech der einzige deutsche Theologe ist, welcher (natürlich in seinen katholischen Tagen) von einem diesbezüglichen Dogma gesprochen hat. *Extrema se tangunt*.

Hat Ehrhard, wie schon bemerkt, der katholischen Theologie ein Ziel gesteckt, des Schweiges der Edelsten wert, so wird man, ohne an seinen persönlichen Beruf zu denken, begreifen, wie nahe ihm der Stand der theologischen Facultäten geht. Sie können ihm nicht genügen als bloße Erziehungsanstalten. Mit ihm wird kein Einsichtiger dieselben neben den fortbestehenden Seminarien missen wollen. Daß ihm die durch „hochgradige Kurzsichtigkeit oder freiwillige Blindheit“ verursachten Quertreibereien gegen eine katholische Theologenfacultät in Straßburg sehr zu Herzen gehen, wollen wir ihm gern glauben. „Katholiken in führender Stellung, denen die Umwandlung der Kirche in ein Kloster mit recht dicken Mauern und recht kleinen Zellen als Ideal vorschwebte“, werden leider noch immer nicht alle. Mit voller Übereinstimmung ferner unterschreibe ich das Urtheil Ehrhard's über das Project einer katholischen Universität. Darüber cursieren so viele schiefe Meinungen, die von sachlicher Unkenntnis zeugen, daß der Mahnruf: „Behauptung der Position des katholischen Gedankens an den bestehenden Universitäten, Wiedergewinnung der dem Katholicismus entfremdeten Universitätskreise durch den thatkräftigen Erweis seiner Kulturfreundlichkeit und seiner Kulturmacht“ nicht genug der Beherzigung empfohlen werden kann.

Nach Vollendung des Überblickes und Aufnahme des Thatbestandes stellt Ehrhard die Frage: Ist der Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt ein absoluter? Seine Antwort ist ein kräftiges Nein. Anders wäre es nur, „wenn zwischen dem Fortschritt, den die Gegenwart auf den verschiedenen Gebieten des Kulturlebens anstrebt, auf der einen, und den Grundsätzen des katholischen Christenthums auf der anderen Seite ein unüberwindlicher Gegensatz nachgewiesen würde“. Das ist nicht der Fall. Zu solchem mißglückten Nachweis ist mehr als zu oft so manche naturwissenschaftliche Hypothese „zum Hohne der Wissenschaft“ mißbraucht worden. Auch der heute so volltönende Nationalismus ist kein absoluter Gegensatz

zum Universalismus der Kirche, und zudem ist dieser letztere „wesentlich religiöser Natur“. In prächtigen Worten preist Ehrhard den Katholicismus als harmonische Versöhnung des conservativen und fortschrittlichen Princips. „Den treibenden Geistern, denen die hohe providentielle Aufgabe geworden ist, die Menschheit auf irgend einem kulturellen Arbeitsfelde vorwärts zu drängen, darf man mit Liebe und Begeisterung zujubeln, ohne damit jenen ungerecht zu werden, die rückwärts schauen auf die Leistungen der Vergangenheit und dort eine sichere und feste Grundlage für ihre Arbeit suchen und finden.“ In solcher Harmonie liegt „das einzig Ersprießliche für das Kulturleben“. „Die Zauberkraft des berückenden Wortes von der Freiheit des Denkens und Forschens“ soll und darf der Katholik nicht dem Gegner überlassen, er hat sie „auf ihr richtiges Maß zurückzuführen durch eine strenge Analyse des Verhältnisses zwischen Denkfreiheit und Autorität“. Und schließlich sind diese beiden „an dieselben Grenzen gebunden“: Wahrheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit. Ja, es ist zwischen beiden „ein positives Verhältnis“ nachweisbar. Die moderne Kultur hat der Kirche „nichts von dem genommen, was ihr wesentlich ist“. Wohl sind viele weltliche Herrschaftsrechte ein Raub der Zeiten geworden. Ist deshalb etwa die kirchliche Centralgewalt als solche zu Schaden gekommen? Und der Episcopat? „Er braucht nur energisch zu wollen, und jeder Widerstand, der im Mittelalter den Bischöfen so oft in den Weg trat, ist heute ganz und gar unmöglich.“ Und nicht Hemmungen der modernen Kultur sind es, welche „die im heutigen Clerus aufgespeicherte geistige und sittliche Kraft“ hindern, „um einen wahren kirchlichen Frühling mit reichen Blüten und köstlichen Früchten in die katholischen Länder einziehen zu lassen“. Aus all dem ergibt sich nur die eine Folgerung: „Das Ziel der Wirksamkeit der katholischen Kirche kann nicht ein ewiger Kampf gegen die moderne Welt sein, sondern die Versöhnung des modernen Geistes mit dem Katholicismus und durch diese Versöhnung die Rettung der menschlichen Gesellschaft.“

Bei dieser Conclusion angelangt, richtet Ehrhard ernste Mahnworte an „die Träger der modernen Kultur“, wie an die Katholiken. Erstere fordert er auf zu energischer Selbstprüfung. Es gelte keinen Verzicht „auf eine der echten Perlen, die auf dem Kleide der modernen Kultur prangen“. Sie bilden keinen Gegensatz zur Kirche. Das Unehnte, die Auswüchse abgestreift, und eine Brücke wird sich finden. „Wer sich als treuer Sohn seiner Kirche bekennt, bekennt sich damit nicht zu den menschlichen Schwächen ihrer Vertreter und Glieder, sondern zu den göttlichen Kräften, die sich in ihr offenbaren, nicht zu den zeitgeschichtlichen Wandlungen ihrer irdischen Laufbahn, sondern zu den ewigen Sternen, die ihrer göttlichen Mission voranleuchten.“ Und auch an sie, die Katholiken, richtet Ehrhard seine Mahnungen. Nachdem er ihre Aufgabe dahin zusammengefaßt: Ablegung dessen, was als Zugehör einer vergangenen Epoche nur relativen Wert hatte und in der Jetztzeit als Unvollkommenheit sich darstellt, ferner verständiges Eingehen auf alle religiösen Bedürfnisse, welche im heutigen Kulturleben wurzeln, endlich thatkräftige Erweisung der Kultur-

macht des Katholicismus, — richtet er den Appell an sie, den in diesen Aufgaben niedergelegten Pflichten mit Anspannung aller Kräfte nachzukommen. Es handelt sich um geistige, wissenschaftliche Arbeit, insbesondere auf dem Felde der Theologie, Philosophie und Geschichte. Auch der Laie widme sich, wenigstens „innerhalb gewisser Grenzen“, dem theologischen Studium, denn auch die Theologie ist wahre Wissenschaftlichkeit. Nur dann, wenn ein Religionsunterricht (besonders wichtig an der Mittelschule) „nicht auf der Höhe steht“, kann eine Abfallsbewegung etwas ausrichten. Nicht weniger bedeutsam ist die intensive Pflege der beiden anderen Wissenschaften, neben denen aber auch die zwei großen Geistesgebiete der Kunst und Literatur Beachtung, und zwar größere als bisher, finden sollen. Endlich nicht zu vergessen der wärmsten Pflege des Volksbildungswesens, damit die breiten Massen „nicht anderswo ihren Drang nach Bildung und Lebenslust befriedigen“ und dabei „den großartigen Reichthum an hohen Lebensgütern“ in den Gedanken und Einrichtungen der Kirche vergessen oder gar verachten lernen.

Das großartige kirchengeschichtliche Gemälde, das Ehrhard mit Künstlerhand entwirft, ist voll des ernstesten Colorits. Gar vieles „gibt zu denken“. Aber dem stets festgehaltenen idealen Zuge entspricht auch ein optimistischer, ein hoffnungsreicher, festgewurzelt in den göttlichen Verheißungsworten. Die aufsteigende Entwicklung des kirchlichen Lebens im 19. Jahrhundert wirkt im Vergleich zum „Tiefstand“ des 18. Jahrhunderts „wie ein sonniger Frühlingmorgen nach langer Winterkälte“. Wenn sich dem Beobachter zwischen heute und dem christlichen Alterthum eine gewisse „Verwandtschaft“ aufdrängt, so ist dies „nur als ein Vortheil zu betrachten“. „Die katholische Kirche steht jetzt höher als im Mittelalter und weist gerade auf den Centralgebieten des religiösen Lebens mächtige Fortschritte auf“, die mit der neuzeitlichen Kultur positive Verbindungen suchen und finden. Bereits sind Anzeichen da, welche auf Wiederver söhnung des „metaphysischen und empirischen Denkens“ hindeuten; was „in erster Linie dem Katholicismus zugute kommen muß“. Auf die Frage, ob die aus der modernen Entwicklung wachsenden Gefahren für den Katholicismus zu überwinden sind, antwortet Ehrhard mit der „kräftigsten Bejahung, die sich der Brust eines Mannes entringen kann“. Freilich gilt es ein stetes Ringen und Arbeiten, „nicht ein bequemes, müßiges Herrschen“, ein Arbeiten „im Dienste der höchsten Ideale der Menschheit, befruchtet und verklärt durch die wahre Liebe zu Gott und zu den Menschen“. Die schöne Frucht solcher Arbeit ist vorliegendes Buch. Ehrhard ist an sie herangetreten, gewappnet mit einer bewunderungsvollen Fülle von Wissen, getragen von wahrhaft idealer Begeisterung für das Gute und Wahre, erfüllt von der Einsicht dessen, was unserer Zeit Noth thut. Der Reichthum befruchtender Gedanken ist gekleidet in das Gewand einer blühenden Diction, so daß Inhalt wie Form den Leser fesseln. Niemand wird das Werk zur Hand nehmen, ohne aus demselben geistige Erfrischung zu empfangen. Gegenüber all' den Vorzügen erschiene es kleinlich, sich über untergeordnete Einzelpunkte, worüber man ja anderer Meinung

sein kann, mit Ehrhard auseinanderzusetzen. Für sein Gesamtergebnis sind sie von keinem Belang. Seit Möhler, Settinger und den besten Zeiten Döllinger's ist kein Buch erschienen aus katholischen Kreisen, dem ich solche Bedeutung zumessen könnte, wie diesem. Auf die große Leistung Chamberlain's erschien es so recht a tempo. In einem jüngst erschienenen Werk war von Möhler beiläufig zu lesen: bei aller Anerkennung seines Wissens habe man bei ihm den Eindruck der Wahrhaftigkeit nicht haben können. Ob auch gegen Ehrhard einer den traurigen Muth finden wird zu solcher Behauptung? Freilich sah man noch selten einen ragenden Thurm, um den nicht Raben kreisten und freischten.



Die neue deutsche Rechtschreibung.

Von Dr. Richard v. Muth.

Die Unsicherheit auf dem Gebiete der Rechtschreibung bildet seit reichlich einem halben Jahrhunderte den Gegenstand allgemeiner Klage. Es war die letzte Tat des greisen Jakob Grimm, daß er in der Einleitung zum „Deutschen Wörterbuche“ das volle Gewicht seiner Autorität in die Wage warf für eine Reform der deutschen Schreibung; aber erst jetzt, fast 40 Jahre nach seinem Tode, ist zum erstenmale und von berufener und einflußreicher Seite der hoffentlich mit Erfolg gekrönte Versuch unternommen worden, eine einheitliche deutsche Schreibung durchzuführen. Es erscheint also in diesem Augenblicke wohl angemessen, die Frage von verschiedenen Seiten zu beleuchten, Anlaß, Methode, Ziel und Aussichten der Reformbewegung kritisch zu erwägen.

Die Geschichte ist eigentlich nicht gar so schlimm; es gab Zeiten, vor allem das 17. Jahrhundert, da die Verwirrung weit ärger war; aber die Bewegung wühlte so große Tiefen auf, nicht nur, weil mächtige materielle Interessen ins Spiel kommen, die man früher gar nicht ahnte, die Konkurrenz der großen Buchdruckeroffizinen, sondern vielmehr deshalb, weil zwei besonders empfindliche, sich widerstrebende Seiten des deutschen Volkscharakters berührt werden. Das ist der Individualismus, der Trieb nach persönlicher Freiheit, Selbstbestimmungsrecht, der in der Politik als Partikularismus, im sozialen Leben gar oft als Rechtshaberei auftritt. Ich kannte einen Musiklehrer, der ganz einfach Stöckl hieß. Der Mann fand eines Tages, daß das *ck* überflüssig sei und daß man Eigennamen schreiben dürfe, wie man wolle, übrigens eine gemeinverbreitete ungeheuerliche Präsumption, der wir Schreibungen wie Windelmann, Goethe, Sueß, undeutsche Aussprachen wie Lu-éger verdanken. Vergebens war es, jenem Manne vorzustellen, daß die Verbindung *kl* einen kurzen Stammvokal voraussetze, der eben durch die Verbindung *ck* angedeutet werden solle, daß also das *c* hier wohl Wert und Bedeutung habe, sich rückbeziehe, und daß es nur zwei richtige Schreibungen des Namens gebe, bei kurzem Stammvokal: Stöckl, bei langem unter Auflösung der Verbindung *kl*:

*) Dieser Aufsatz ist zugleich Schrift- und Druckprobe der neuen Schreibung.

Stökel. Unser alter Freund blieb trotzig bei seiner undeutschen Schreibung und die Familie, der eine angesehene Schriftstellerin angehört, bewahrt dieselbe aus Pietät bis auf den heutigen Tag. — Daß, wenn der König von Bayern den Anspruch erhebt, sein *y* zu bewahren, Isidor Mayer & Cie. dasselbe Recht besitzen, kann man nicht bestreiten. Unter solchen Umständen hat es natürlich nie eine Instanz gegeben wie die *académie française*, deren Votum unbedingte Giltigkeit gehabt hätte, und das große Wörterbuch, anstatt wie in Frankreich eine gemeingiltige Norm zu schaffen, entflammte den Streit erst recht.

Nun kommt aber noch eine andere Seite des Volkscharakters ins Spiel, der Hang zu gelehrter Grübeleien und Sprachpedanterie. Während man in Frankreich und England, wo die streng historische Schreibung noch ganz andere Schwierigkeiten schafft und durchaus richtig zu schreiben einen hohen Bildungsgrad voraussetzt, der Sache ziemlich gleichgiltig gegenübersteht, macht man in Deutschland aus „Schreibfehlern“ großes Aufheben, sieht in ihnen ein Zeichen der Unbildung, betrachtet jeden, der eine andere Methode der Schreibung befolgt, als einen Ketzer.

Die Bewegung hielt mit dem erstarkenden Nationalgefühl gleichen Schritt. Von Anbeginn an aber kreuzten sich zwei feindliche Richtungen, die historische und die phonetische. Um zu einer richtigen Erklärung derselben zu gelangen, muß aber etwas weiter ausgeholt werden. Der alte Adelung war es, der vor mehr als einem Jahrhundert die scheinbar unverfängliche und alles lösende Regel aufstellte: „Schreibe, wie du sprichst!“ oder volltönender und noch falscher: „Schreibe, wie du richtig sprichst!“ Man übersieht da zweierlei, daß das Deutsche durchaus keine streng phonetische, d. h. streng nach dem Lautklange geschriebene Sprache ist — daß *f* in *Ofen* oder *Hafen* klingt anders als in *Hofe* oder *laufen*, daß *ch* in *Sicht* oder *Beche* anders als in *riecht* oder *schnarchen* — und daß das heutige Alphabet dem Lautbestande mit nichts entspricht. So haben wir das Zeichen *c*, das, bald *t* bald *z* gesprochen, doppelten, aber gar keinen Lautwert besitzt; es gibt zwei ganz verschiedene *s*-Laute, die im Alphabet richtig als *es* und *se* analog dem *ef* und *we* geschieden sein sollten, was aber leider nicht der Fall ist; von den vielen Konsonantenverbindungen haben zwei, *kw* und *ts* als *qu* und *z*, dann *ts* als *z*, Aufnahme in das Alphabet gefunden, alle übrigen nicht; die Zeichen für den Hauch- und Zischlaut sind die ganz willkürlichen Zusammenstellungen *ch* und *sch*; das Zeichen *y* hat keinen Lautwert; dafür fehlen dem Alphabet die Umlaute, die Diphthonge, das *ck* und *h*, die so häufigen *pf*, *sp*, *st* u. s. w. Diese Reihe genügt hoffentlich, jeden Leser zu überzeugen, daß sich der Lautbestand der Sprache und der Schrift nicht decken, daß also eine streng phonetische

Schreibung nicht durchführbar ist. Dabei haben wir von den Eigentümlichkeiten ganz abgesehen, wie der Verwendung des anlautenden v in wenigen aber wichtigen Wörtern (Vater, Vetter, Vieh, Vogel, von, vor, ver= und andere, im Inlaute nur Frevel; Fremdwörter nur Weilchen und Vogt, sonst immer wie w), dem vielumstrittenen th (man erklärte die Differenzierungen der Thon = Lehmerde und Ton = Schall, der Thau und das Tau für unerlässlich, indes man doch bei Thor, norddeutsch Tor, der und das, längst davon abgekommen war); von altertümlichen Absonderlichkeiten, wie Stadt, Rhein, Ybbs und dergleichen.

Über alle diese Schwierigkeiten setzten sich die Fanatiker der rein phonetischen Schreibung leichten Herzens hinweg. Sie forderten Abschaffung des Dehnungs-h und der aus fremden Sprachen übernommenen Zeichen, schrieben also: konkaw, Kuwert, Fisi, Zivilisazion, zählen, nemen, Han, Ere u. s. f.

Sie drangen nicht durch, nicht sowohl, weil die Nichtberücksichtigung der fremden Herkunft vielen als ein Zeichen der Unbildung erschien, als vilmer, weil ihre Wortbilder, wie wir sie hier geben, das Auge beleidigten.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie mit ihren radikalen Neuerungen und schrankenlosen Forderungen das Kind mit dem Bade ausschütteten. Doch bleibt ihnen das Verdienst, das Gefährte ins Rollen gebracht zu haben.

Da trat Jakob Grimm auf den Plan. Die Vorrede zum „Deutschen Wörterbuche“ ist datiert vom „2. merz 1854“; in dieser stellte er dem großen Publikum neue, weitgehende Forderungen, die, wie wir uns heut gestehen müssen, ihrer ganzen Natur nach nicht dazu angetan waren durchzudringen und mehr Verwirrung brachten als Klarheit. Er verlangte: 1. Abschaffung der deutschen Frakturschrift, gegen die er nicht weniger als sieben Gründe vorzubringen mußte, und sonach alleinige Anwendung des Lateindruckes; 2. Abschaffung der Großschreibung der Hauptwörter. Diese beiden, dem Volke, nicht nur der großen Masse, sondern auch den Gebildeten, anstößigsten Neuerungen, führte er auch durch; die Ausmerzungen der Dehnungszeichen begnügte er sich anzuraten; neu war auch das von ihm eingeführte abscheuliche Zeichen sz (masz, musz).

Fragen wir nach der Berechtigung dieser streng logischen, aber wenig praktischen Vorschläge, so liegt in diesen Attributen schon das Urteil. Gegen die Verwerfung der Majuskel beim Substantivum läßt sich gar nichts Stichthaltiges vorbringen; aber der Erfolg hat gezeigt, daß die große Masse davon nichts wissen will: kein einziges Buch, das sich der „Grimmischen Schreibung“ bediente, vermochte volkstümlich zu werden und infolgedessen blieben alle Druckwerke, die in weitere Kreise zu bringen rechneten, beim alten Brauche,

so daß heute nur einige wenige philologische Zeitschriften die Substantiva klein drucken, indes die deutsche Gewohnheit sogar über die Grenze zu greifen scheint (Titel wie: *La Femme en Gris*, *La Main gauche*, *Op Hoop van Zegen*, und ähnliche). Nicht einmal für den Versanfang, wo der große Buchstabe ebensowenig Berechtigung hat, konnte bei der jetzigen Reformbewegung mehr als Freistellung erreicht werden.

Die Gründe gegen die Frakturschrift waren bei weitem nicht so überzeugend und zwingend; dem Hauptargumente, daß die kleinen Kinder gezwungen seien, acht Alphabete, von denen vier unnütz, zu lernen, setzte man entgegen, daß dies erfahrungsgemäß keine großen Schwierigkeiten bereite und daß beim Durchbringen der Reform die Übergangszeit, in der doch die alte Schrift schon mit Rücksicht auf die Masse der vorhandenen Litteraturerzeugnisse allgemein erlernt werden mußte, Generationen in Anspruch nehmen würde. Dessenungeachtet drang die minder begründete Neuerung in weitere Kreise; Philologen und Historiker begannen ihre Werke mit lateinischen Lettern zu drucken; Mathematiker und Physiker, auch viele Mediziner und Theologen folgten ihrem Beispiele, indes die Naturhistoriker wie die meisten übrigen Fächer beim Alten verharrten. Heute steht die Sache so, daß die Antiqua in philologischen und medizinischen Zeitschriften ausschließlich herrscht, in größeren Werken derselben Fächer überwiegt, sonst aber nur ausnahmsweise Anwendung findet, so daß dadurch die mächtige Kluft, die in Deutschland zwischen den Männern der Wissenschaft und der großen Menge, wir wiederholen es, nicht dem gemeinen Manne sondern den Gebildeten, klafft, noch erweitert wurde. Dem praktischen Juristen, dem ein Heft etwa der Zeitschrift für deutsches Altertum in die Hände fällt, erscheint die Geschichte absonderlich und die Lektüre schwierig; der gemeine Mann hält, was er da vor sich sieht, gar nicht für deutsch.

So war durch Grimms Vorstoß die Verwirrung nur vermehrt. Die Frage blieb offen. Aber während sich das große Publikum mit dilettantischer Geschäftigkeit stritt, wurde sie an zwei Stellen zu einer brennenden: in den großen Druckereien und in der Schule. Da jeder Rathederdespot vom Schulmeisterlein im abgelegenen Alpentale bis zum Geheimen Hofrat in Besserswischenhausen seine eigene Schreibung hatte, die er von seinen unglücklichen Schülern umso energischer forderte, je mehr sie sich von der altüblichen entfernte, an der die maßgebende Tagespresse mit Zähigkeit festhielt, und da die Buchdrucker zur Verzweiflung getrieben wurden zwischen den Sehern, von denen jeder nach anderer Methode gelernt hatte, und den Autoren, von denen jeder seine besonderen Launen berücksichtigt sehen wollte, wurde der Ruf nach einheitlicher Reform immer dringlicher und allgemeiner, so daß

endlich die Regierungen ihr Ohr nicht länger verschließen konnten. Es kam die Zeit der Enquêtes. Selbstverständlich ging jede Regierung ihren eigenen Weg. Partikularismus und Individualismus feierten ihre schönsten Triumphe. Nach einem Jahrzehnt der Streitigkeiten hat man es gegen 1880 zu einer österreichischen, preussischen, bairischen, sächsischen u. s. w. Schreibung gebracht. Das Tohuwabohu wäre fertig gewesen, wenn nicht ein besonnener und verständiger Mann die Bewegung in praktische Bahnen gelenkt hätte, so daß die Kleinlichkeit der übrig gebliebenen Verschiedenheiten, die man aber mit an Starrsinn grenzender Eifersüchtelei verteidigte, allgemein empfunden wurde.

Dieser Mann war der Erlanger Professor Rudolf v. Raumer. Schon 1855, ein Jahr nach der Vorrede zum „Deutschen Wörterbuche“, war er mit seiner epochemachenden Schrift „Über die deutsche Rechtschreibung“ aufgetreten; 21 Jahre später, 1876, wurde er von den deutschen Reichsregierungen mit der Ausarbeitung des Entwurfes betraut, der der damaligen Berliner Konferenz zu Grunde gelegt wurde; und wenn auch die Vorschläge dieser Versammlung über seine Anträge hinausgingen, so kann man doch behaupten, daß alle Reformen bis auf den heutigen Tag auf seinen Prinzipien und Anregungen fußen. Auch die heutige Reform, deren Charakter und Bedeutung in ganz anderem als in den Einzelheiten ruht, ist nichts anderes als eine etwas radikal angehauchte Durchführung der Raumerischen Ideen. Hier genügt es, wenn wir sagen, daß er nach beiden Seiten zu vermitteln suchte. Seine Lösung war Mäßigung, so zwar, daß seine Vorschläge den Teilnehmern der Berliner Konferenz nicht genügten, die vielmehr in allen Punkten, wo Phonetiker und Historiker zusammentrafen, zum Beispiel in der Ausmerzung des Dehnungs-h, weit über ihn hinausgingen.

Aber die Beschlüsse dieser Konferenz trafen auf unerwarteten Widerstand. Die konservative Partei erhob sich zu geharnisstem Proteste. An ihrer Spitze standen Männer wie Moltke und Bismarck, welcher letzterer mit Erlaß vom 28. Februar 1880 allen Beamten jede Abweichung von der herkömmlichen Schreibung in der nachdrücklichsten Weise untersagte. Da die führenden Geister der Nation mit der großen Masse einig waren, Ämter und Presse am Hergebrachten festhielten, war der Versuch einer radikalen Reform gescheitert; die Regierungen bereuten eiligst ihren allzukühnen Vorstoß und schlugen wieder Sonderpfade ein.

Wenn wir uns fragen, woher denn diese Abneigung gegen wohlgemeinte und wohlbegründete Reformbestrebungen, so werden wir den Grund finden in der Grünentischweisheit und dem Kathedereigensinn. Man dozierte und dekretierte eben, ohne einzusehen, daß der Homunkulus, den man in der Retorte der Schulweisheit zusammengebraut, doch nur ein nicht lebensfähiger

Wechselbalg war. Man wollte Vorurteile überwinden und schnitt tief in festgewurzelte Gewohnheiten ein (an Wortbilder wie Ere, ir, zitwil, gewöhnt sich das deutsche Auge nicht mehr) und basierte auf der Voraussetzung einer viel zu gelehrten Bildung (wie soll, wer nicht klassische Studien gemacht, wissen, daß das aus dem Lateinischen stammende factisch und das angeblich griechische praktisch, transparent von transpirieren zu unterscheiden sei?!). Man wollte immer kommandieren, wie zu schreiben sei, während bei dem Charakter des deutschen Volkes eine Reform nur dann Aussicht hat, allgemein durchzu-
dringen, wenn sie nach Möglichkeit der Praxis gerecht, die Frage also so gestellt wird: wie allgemein geschrieben wird?

Durch diesen Mißerfolg der deutschen Regierungen gewitzigt, ging die österreichische Unterrichtsverwaltung mit großer Vorsicht vor. Nachdem einige Enquêtes, ausschließlich aus Gelehrten zusammengesetzt, zu keinem Resultate geführt und insbesondere die Vorschläge des Vereines „Mittelschule“, von denen man sich ein praktisches Resultat versprochen hatte, sich als viel zu weitgehend und unvollständig erwiesen hatten, dekretierte das Unterrichtsministerium eine amtliche Schulorthographie, die es 1880 mit großer Energie durchzusetzen mußte. Dieselbe beruhte auf durchaus richtigen Grundsätzen und war vom Geiste praktischer Mäßigung durchdrungen. Erbost über den Starrsinn der Gelehrten, hatte der Referent im Ministerium, seines Zeichens ein Physiker, die Reform mit ein paar näheren Bekannten selbständig durchgeführt. So bestand sie eigentlich aus lauter unsystematischen Kompromissen; aber der kerngesunde Verstand des Mannes hatte fast überall das Zeitgemäße und Durchführbare getroffen. So weit wäre nun alles in der Ordnung gewesen wenn man sich nicht mit echt österreichischer Zaghaftigkeit überall vor dem letzten entscheidenden Schritte gescheut hätte und wenn nicht, worin sich doch der Mangel fachmännischer Feile fühlbar machte, eine Menge gedächtnisbeschwerender Inkonssequenzen stehen geblieben wären. Die Majuskel schränkte man nach Möglichkeit ein (nachhause, infolge, zugrundegehen, teilnehmen, morgens, sonntags u. s. f.), das Dehnungs-h wurde beibehalten, das th im Auslaute etwas beschränkt (Maut neben Muth, Wirt, Armut); die Silbentrennung wurde vereinfacht; bei den Fremdwörtern hielt man ängstlich am Hergebrachten. Diese Ängstlichkeit, dazu einige Absonderlichkeiten (löst, tödlich, Matthias und andere) verhinderten das Durchdringen dieser Schreibung im großen Publikum. Wir geben einige Beispiele solcher Inkonssequenzen, wie sie sich in der „Wiener Abendpost“ vom 26. März 1901 zusammengestellt finden:

Comptoir neben exemt,
Blies neben Fehme und Griefß,

bar neben Bahre und Haar,
 Schere neben Beere und Ehre,
 Dialect neben Charakter,
 factisch neben praktisch,
 Fabrikant neben Fabrication,
 Los neben Moos,
 gebüren neben führen,
 Widerschein neben Wiederhall,
 Billet neben Blankett u. v. a.

Daß diese gedächtnisbeschwerende Schreibung nicht durchzubringen vermochte, so ängstlich sie der Praxis gerecht zu werden versuchte, ist begreiflich. Ein ganz besonderes Kreuz war auch die S-Schreibung. Diese hatten Adelung und nach ihm Jakob Grimm, der freilich mit seinem sz nicht durchdrang, auf historischer Grundlage zu regeln unternommen, was sich jedoch in der Praxis als zu schwierig erwies. Da trat etwa in den dreißiger Jahren der Grammatiker Karl Heyse, der Vater Pauls, mit einem Vorschlage auf, der immer weitere Kreise gewann und auch in der österreichischen Schulorthographie rückhaltlos akzeptiert ward. Es war in der Tat eine äußerst praktische Lösung: der gordische Knoten war durchhauen, — wenn man das Schwert zu schwingen verstand. Heyse faßte das Zeichen ss, in Lateinschrift ss, im Auslaute sz, als die Verdoppelung des scharfen ß auf, also ss = ß + ß. Da aber das die große Masse und die enorme Mehrzahl der Lehrer nicht verstand, das Verhältnis vielmehr unaufgeklärt blieb, vermochte man auch Unterschiede in der Schreibung wie Straße und Gasse, ließen und lassen, küßte und küßte, Fuß und Fluß nicht zu begreifen und verwarf diese Schreibung als anscheinend inkonsequent, indes sie doch klar und begründet war. Die Druckereien sträubten sich namentlich, das Zeichen ß auch im Lateindrucke einzuführen und blieben nach wie vor dabei, den einfachen scharfen Laut durch sz = ß zu bezeichnen, was dem Geiste der Heyse'schen Schreibung zuwider ist.

So gingen denn die einzelnen Staaten getrennte Wege; die Knaben, die aus der Schule traten, die Kommis, die ihre geschäftliche Laufbahn begannen, die jungen Beamten, die die erste Anstellung erhielten, wurden unzufrieden und unwirsch angewiesen, sich ihrer Schulgewohnheiten zu entäußern. Die Schule aber hatte einen harten Stand. Die Zeichen, die den Kindern täglich in hunderten von Plakaten vor Augen traten, die Wortbilder, die ihnen tausendfach in der Tagespresse entgegenfamen, die Schreibung, die sie in den massenhaft in ihren Händen befindlichen reichsdeutschen Büchern angewandt fanden, waren andere, als sie der Lehrer bot und forderte.

Der Zustand war unhaltbar geworden, die Lage allgemein; aber niemand hatte die Energie, mit bessernder Hand einzugreifen.

Da erschien im October 1900 im Verlage von A. Bichlers Wwe. & Sohn in Wien meine „Methodik der deutschen Rechtschreibung für österreichische Schulen“, ein kleines Büchlein, das unbemerkt vorübergegangen wäre, wenn ich es nicht darin gewagt hätte, einen direkten Appell an den österreichischen Unterrichtsminister zu richten und denselben an Dr. v. Hartel einzusenden. Dieser Notschrei fand Beachtung. Das ist mein Verdienst, alles weitere Hartels..

Es war ein besonderes Glück, daß eben zum erstenmale ein Nichtjurist, ein feinsinniger Philologe, der volles Verständnis für die Sache besaß, die leitende Stellung inne hatte. Dr. v. Hartel war erstaunt über die Inkonsequenzen, wie sie in meinem Büchlein zusammengestellt waren, und erfaßte den Reformgedanken mit zielbewußter Tatkraft. Sachkundige, umsichtige und begeisterte Unterstützung fand er an Hofrat Johann Huemer.

Hartel hatte aber auch erkannt, daß zwei Grundgedanken, denen ich in jener Schrift Ausdruck gegeben, richtig waren: daß eine Versöhnung zwischen Schule und Praxis durchgesetzt werden müsse, und daß es galt, eine *κοινὴ* zu schaffen, eine gemeine deutsche Schreibung, die nur auf der Grundlage einer Verständigung mit dem deutschen Reiche möglich war. Diese war aber vorher noch anzubahnen mit den Männern der Praxis. So lange die Buchhändler der Frage indifferent gegenüberstanden, die Buchdrucker nie recht entschieden mitgehen wollten, die Tagespresse aus geschäftlichem Interesse zäh am Althergebrachten festhielt, konnte von einer eindringenden und durchgreifenden Reform nicht die Rede sein. Hier den Hebel eingesetzt, und das beiderseitige Entgegenkommen durchgesetzt zu haben, ist das erste große Verdienst Hartels.

Am 22. und 23. März 1901 fand unter Vorsitz Sr. Excellenz des k. k. Ministers für Kultus und Unterricht, Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, eine Enquête statt, in der nicht wie in früheren Jahrzehnten die Gelehrten stritten, um dann von den Juristen mit mäßiger Höflichkeit hinauskomplimentiert zu werden, sondern in der Vertreter aller Zweige des Unterrichtswesens neben den Organen der Staatsverwaltung und den Männern der Praxis saßen, so daß ein großer Zug in die Versammlung kam, eine zugleich gehobene und doch nüchterne Stimmung, eine Kapitulation des Idealismus vor der realen Praxis. Das Neue und Gute war, daß man nicht bloß zu einem voraus bestimmten Programm ja zu sagen hatte, sondern daß die Bahn wirklich frei war, der Diskussion keine Schranken gezogen wurden, so daß jeder Standpunkt zur Geltung kommen konnte und die Autorität der

Regierung nur so weit in Anspruch genommen wurde, alle Strömungen und Strebungen auf das gemeinsame Ziel zu konzentrieren. Da auf allen Seiten der gute Wille herrschte, wurde, so weit auch anfänglich die Meinungen der Männer der Wissenschaft und der Praxis auseinanderzugehen, die Ziele der höheren und der elementaren Bildung auseinanderzuliegen schienen, nach zehnstündigen Debatten eine Einigung erzielt und eine Basis gewonnen, auf der fortzuarbeiten möglich war.*) Das war nicht zum wenigsten der maß- und taktvollen Haltung des vorsitzenden Ministers zu verdanken, und das ist Hartels zweites großes Verdienst. Er hatte alle hingerissen mit der Begeisterung für den Gedanken der Schaffung der κοινή; jeder fühlte, daß, wenn man diesmal nicht zur Einigkeit gelange, die Sache für immer verloren sei; und daher ging das Botum der Enquête dahin, sofort in Verhandlungen mit dem deutschen Reiche zu treten, in denen zwar unser Standpunkt nach Kräften zu wahren, um den Preis der Einigung aber nötigenfalls in jedem Punkte nachzugeben sei.

Es galt also, die sämtlichen deutschen Reichsregierungen zum Aufgeben ihres Sonderstandpunktes und zur Annahme und Durchführung einer gemeingiltigen Schreibung zu bestimmen. Daß das, und zwar mit beispielloser Raschheit geschah, ist das dritte große Verdienst Hartels.

Ende Juni 1901 fand in Berlin eine Enquête unter dem Voritze des preußischen Unterrichtsministers v. Studt statt, an der als Vertreter Österreichs Hofrat Huemer teilnahm. Er mußte oft nachgeben und manches Opfer der Überzeugung bringen, darunter einige, die, wie wir sehen werden, der Sache kaum zum Vorteil gereichen. Aber kein Preis war zu hoch, eine

*) Wir glauben einige der eifrigsten Teilnehmer der Enquête nennen zu dürfen, ohne uns einer Indiskretion schuldig zu machen: von Seite der Regierung Sektionschef v. Bernd, Hofrat Dr. Huemer, der Mittelschulreferent, und der Volksschulreferent Dr. Heinz; der Generaldirektor der k. k. Schulbücherverläge, dem bei der Durchführung der Reform die größte Rolle zufällt, Regierungsrat Le Monnier, die beiden Universitätsprofessoren Hofrat Heinzl und Minor, die Landesschulinspektoren Hofrat Kummer und Lampel, Direktor v. Muth, Schulrat Willomiger; als Vertreter der Presse der seither verstorbene Chefredakteur der „Wiener Zeitung“, Oskar Teuber, der Schriftleiter Bazelt vom „Deutschen Volksblatt“ und der bekannte Wiener Schriftsteller Bögl. Buchdruck und Buchhandel waren durch die Herren Holzhausen und Jasper repräsentiert, die ihren nicht immer konvergierenden Standpunkt wohl zu wahren wußten, mancherlei Schwierigkeiten erhoben, dann aber auch kräftig das Ihre zur Erreichung des gemeinsamen Zieles beitrugen und sich um die Förderung der Sache die wesentlichsten Verdienste erwarben. — In Deutschland scheint die Durchführungsarbeit in den Händen Dudens, des Verfassers des bekannten Orthographischen Wörterbuchs, zu liegen.

Einigung zu erzielen, die wesentlich der Einsicht und dem Takte des österreichischen Vertreters zu verdanken ist.

Fragen wir nun um die Grundzüge der neuen Schreibung, die unsere Leser ja am allermeisten interessieren, so ist darüber eigentlich herzlich wenig zu sagen. Es ist eben ein Werk der Nüchternheit, das wenig greifbare und auffallende Seiten bietet. Im wesentlichen fußt die Einigung noch immer auf den Grundsätzen Rudolfs v. Raumer, wie sie, den Verhältnissen der Gegenwart angepaßt, in meiner oben zitierten Schrift, von der der erste Anstoß zur Reform ausging, zum Ausdruck gelangten.

Am deutschen Druck und der Großschreibung der Hauptwörter wurde nicht gerüttelt; im übrigen galt der Grundsatz: möglichste Vereinfachung unter Schonung der Gewohnheit und, wo es angeht, Gewährung möglichster Freiheit. An der Schreibung des Dehnungs-h wurde festgehalten; nur das th wurde in deutschen Wörtern endgiltig aufgegeben, so daß man künftig nicht nur Maut, Mut, rot, röten, Atem, sondern auch Tor, Tür, Teil, tun, Tat u. s. f. schreiben wird. Das ist ein wirklicher Fortschritt, ein unsäglich Gewinn für die Schule, in Deutschland schon seit zwei Jahrzehnten durchgedrungen; auch unser Auge wird sich rasch an die neuen Formen gewöhnen, ebenso wie an tot, töten (leider tödlich, der Aussprache zum Troß, der Abstammung von Tod zuliebe), statt des verzapften todt, tödten.

In der S-Schreibung kam ein Kompromiß zustande, das die Männer der Wissenschaft barbarisch finden werden, das uns aber praktisch erscheint. das läppische runde s vor t (liest, löst, reißt) wurde natürlich aufgegeben; ss tritt wieder in seine Rechte in der Geltung des scharfen ß; das ss oder ss für ß + ß wurde im Inlaute vor Vokalen beibehalten, im Auslaute aber und vor Konsonanten aufgegeben. Also wie bisher: hassen, vermissen, Rosse, Müsse, Zeugnis, Zeugnisse; aber Fluß wie Fuß, haßt (hassst) wie reißt (reißst). In diesem Punkte wurde dem Andringen der Buchdrucker nachgegeben, die die Form ß im Lateindrucke und ebenso ss mit der Geltung ff nicht durchführen zu können erklärten; in der Tat ist die Lösung so einfach und praktisch, daß sie wohl geeignet erscheint, rasch allgemein durchzudringen.

Für bedenklich halten wir nur das für uns Österreicher neue Prinzip der Silbentrennung. Bisher wurden bei uns die Laute st, sp, pf, k und t nicht getrennt, also lei-sten, das einzige, was bleibt; We-spe, kämp-pfen, tro-zen, Ge-de; nunmehr: Wes-pe, kämp-fen, trot-zen und gar Et-te, strit-len, Lot-tung, schmüt-fen u. s. f. In dieser Beziehung fürchten wir starken Widerstand.

Auf besondere Schwierigkeit stieß die Einigung bezüglich der Schreibung der Fremdwörter. Das v mit w-Geltung, das ph und y wurden kaum

berührt; das *t* mit *c*-Geltung wurde fast allgemein akzeptiert, also: Kapitän, Kollege, Kommission, Konfordat, Korrespondenz, Kurie, Klasse, Doktor direkt u. s. w. Aber bei *c* mit *z*-Geltung vor *e* und *i* wurde in den meisten Fällen die Schreibung freigestellt, also Ceremonie und Beremonie, Cicade und Zikade, Cigarre und Zigarre, Cölibat und Zölibat, Cyklus und Zykus, Cylinder und Zylinder u. s. w. Das geht zu weit; denn da doch die einzelne Schule oder der einzelne Bezirk sich einigen muß, werden dadurch Unterschiede anderer Art geschaffen, die im praktischen Leben sehr empfindlich werden können. Es tritt die alte Unsicherheit ein, der das Volk um jeden Preis ein Ende gemacht wissen wollte. Und nun bedenke man, daß mit Rücksicht auf die Vorbildung noch andere Latituden gelassen wurden, wie etwa die Vorsilben *des-* und *des-*, *dis-* und *dis-*, *trans-* und *trans-*, *su-* und *su-*; so haben wir wie einst bei *abstrakt* (früher: *abstract*, *abstract*, *abstrakt*, *abstrakt*, das jetzt nur auf diese eine Weise geschrieben werden darf, was gewiß allgemeine Billigung findet) leider neuerdings wieder Wörter, die an nicht weniger als viererlei Weise geschrieben werden können; zum Beispiel:

Descendenz, Descendenz, Deszendenz, Deszendenz,
was im Gegenteile allgemeinen Unmut erregen wird.

So ist die neue Schreibung weit entfernt, den Charakter idealer Vollendung zu tragen; die Einigung war eben nur erreichbar durch eine Reihe von Kompromissen und größte Nachgiebigkeit von österreichischer Seite; aber, was erreicht ist, ist ein so mächtiger Fortschritt, eine nationale Errungenschaft von solcher Bedeutung, daß wir darum noch ganz andere Gebrechen in Kauf nehmen möchten. Noch aber ist eine wichtige Frage offen, die der Durchführung und des Durchbringens.

Zur Beratung der Übergangsmaßregeln trat die Wiener Enquête noch einmal am 8. November 1901 zusammen. Es zeigten sich Gegensätze der Interessen, die aber durch guten Willen und wechselseitiges Entgegenkommen leicht geebnet wurden. Die Buchhändler, die darauf hinwiesen, wie enorme Kapitalien in Schulbüchern alter Schreibung sie auf Lager hätten, erhielten eine fünfjährige Übergangsperiode zugestanden, in der neben den Werken neuer Schreibung auch die alten noch benützt werden dürfen, und den Trost, daß ja gerade sie von der Neuerung tüchtigen bürgerlichen Gewinn zu hoffen haben. Die Vertreter des höheren Unterrichtes waren anfänglich sehr zögerlich Einführung geneigt; aber da die Volksschulmänner darauf hinwiesen, daß in Österreich tausende von ein- und zweiklassigen Schulen bestehen, wo 6—14jährige Kinder in Abteilungen nebeneinander unterrichtet werden, und daß es nicht angehe, in einem Zimmer zweierlei Schreibung zu lehren, daß also die Einführung mit einem Schlage erfolgen müsse; da auch die Buchdrucker auf

möglichst rasche Durchführung drangen und die Vertreter der Presse erklärten, daß von ihrer Seite dem Fortschritte ganz gewiß kein Hinderniß in den Weg gelegt werde: stimmte schließlich alles einmütig für möglichst rasche Durchführung der Reform.

Man denke sich nur in die Lage eines Lehrers, der, wie dies in tausenden und tausenden österreichischer Schulen der Fall ist, Ende Jänner 1902 mit den Kindern, die zu seiner Freude schon recht geläufig lesen und eben mit Tinte zu schreiben beginnen, in der Fibel zum th und ff kommt! Soll er wirklich die Kinder noch mit den abgeschafften Ungetümen plagen, damit sie im nächsten Oktober zurücklernen müssen? Ist das nicht ein Verbrechen an den Kindern?! Wer das ruhig überlegt, wird nicht nur der Durchführung der Reform vom Schuljahre 1902 an zustimmen, sondern auch unverzüglich einzuleitende Übergangsmaßregeln verlangen müssen.

Sei dem, wie ihm wolle, ein mächtiger Schritt ist getan, ein großer Wurf ist gelungen. Unterdrücken wir endlich einmal die Neigung zu nörgelnder Kritik; bedenke jeder, der etwa eine liebgewordene Gewohnheit aufgeben muß, daß nur durch Selbstzucht und Selbstbeherrschung der Erfolg des großen Werkes gesichert werden kann; freuen wir uns einer Einigkeit, wie sie auf diesem Gebiete nie zuvor erreicht worden ist! Vor allem wird es Sache der Presse sein, den unbegrenzten Einfluß, den sie übt, indem sie Hunderttausenden die Wortbilder täglich vor Augen führt, in den Dienst der großen Sache zu stellen und sich so der Kulturmission, der sie sich so gerne rühmt, gewachsen zu zeigen.

Den Männern aber, die an dem Werke mitgeschaffen, gebührt der Dank des ganzen deutschen Volkes; sie haben eine nationale Mission erfüllt im besten Sinne des Wortes. In erster Linie steht da der Minister Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, dessen Einsicht und Tatkraft das Gelingen zu danken ist; ihm zunächst Hofrat Dr. Johann Huemer, dessen Sachkenntnis und Takte wir die Einigung mit dem deutschen Reiche zuzuschreiben haben; endlich seine unermüdblichen Mitarbeiter, die Landesschulinspektoren Hofrat Rummer und Lampel; dem Schreiber dieser Zeilen aber wird, daß er den ersten Anstoß geben und die Grundzüge ziehen durfte zu diesem Nationalwerke, ein stolzer Trost bleiben gegenüber mancherlei Anfechtung am Abende seines Lebens.



Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

II.

Ministerium Schwarzenberg-Stadion.

10.

Balack und Pinkas waren schon am 28. October nicht mehr in Olmütz, Pawlitzel und ich trafen am 30. in Prag ein, am 31. stiegen „der großherzoglich Oldenburgische Oberst Rosta“ und der „großherzoglich Baden'sche geheime Rath Welter“ im Gasthose „zum schwarzen Rosta“ ab; ebendasselbst meldete das Fremdenbuch am 1. November einen „Hr. Wagner, Gutsbesitzer aus Linz“.

Was mich betrifft, so hatte ich dem Grafen Stadion in Olmütz erklärt, daß ich jedenfalls noch einmal nach Prag gehen müsse, ehe ich mich in der großen Angelegenheit entschiebe; trotz allem, was er dagegen einzuwenden hatte, war ich entschlossen, mich vorerst mit den böhmischen Abgeordneten zu besprechen. So war denn nach meiner Ankunft in Prag einer meiner ersten Gänge in die Bürger-Ressource, um meinen bisherigen Genossen mitzutheilen, welche Bestimmung mir bevorstehe. Ich sollte eine arge Enttäuschung erleben. Es war Rieger und, wenn ich mich gut erinnere, auch Brauner, die ich daselbst fand und an die ich mich sogleich wandte. Sie hatten ohne Zweifel schon von Balack erfahren, was mit mir in Olmütz vorgegangen war, und ihre Haltung war kühl, um nicht zu sagen abstoßend. „Lieber Freund,“ sagte Rieger, „was Du zu thun gedenkst, ist natürlich Deine Sache; als ein Zugeständnis für unsere Partei können wir Deine Berufung ins Ministerium nicht ansehen.“ Ich will nicht leugnen, daß mich diese Antwort, oder vielmehr die Art, wie sie gegeben war, sehr verstimmt, ja verletzete. Im Grunde hatten sie wohl Recht. Ich war kein tscho-slavischer Abgeordneter und darum konnte ich nicht als ihr Repräsentant gelten. Allein sie kannten meine Grundsätze, welche die ihrigen waren. Von meiner Seite als Abgeordneter eines deutschen Bezirkes wollte ich daselbe, was

sie als Abgeordnete böhmischer Bezirke verlangten: nationale Gleichberechtigung. Würden sie mir freundlicher entgegnet haben, so hätte ich mich wahrscheinlich entschlossen, das Portefeuille anzunehmen. Jetzt aber war ich auf mich selbst angewiesen, und die Frage: Soll ich? Soll ich nicht? mußte ich allein entscheiden. Allmählig gelangte ich in meinen Erwägungen dahin, das Portefeuille nicht anzunehmen, aber mich dem Ministerium mit meinem Dienste zur Verfügung zu stellen.

* * *

Welder und Mosle hatten unverkennbar die Absicht, sich vor ihrer Rückkehr nach Frankfurt in Prag umzusehen, sich über den Stand der Dinge in Böhmen zu unterrichten und, namentlich was dessen Beziehungen zum deutschen Reich betraf, womöglich eine Verständigung zu erzielen. Noch am 31. October erhielten Palacký und ich eine Einladung von Welder, der uns von ihrer Ankunft in Prag unterrichtete und dabei durchblicken ließ, daß er und Mosle eine Unterredung mit uns wünschten. So fand ich mich denn am 1. November nach acht Uhr abends im Gasthose „zum schwarzen Ross“ ein, bald nach mir erschien Palacký. Wir setzten uns um einen Tisch. Das Gespräch betraf anfangs bedeutungslose Alltäglichkeiten. Es dauerte aber nicht lang, so berührte Palacký den letzten Beschluß des Frankfurter Parlaments vom 27. October, die berücktigten §§ 2 und 3 der künftigen Reichsverfassung:

Kein Theil des deutschen Reiches kann mit nicht-deutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein.

Hat ein deutsches Land mit einem nicht-deutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personal-Union zu ordnen.

Damit waren wir *medias in res* gelangt, und Palacký formulierte gleich seinen Standpunkt: „Was ich verlange, läßt sich in zwei Punkte zusammenfassen: erstens, keinerlei Gesetzgebung von Frankfurt aus über Österreich, und zweitens, die gesammte österreichische Militärmacht steht unter dem alleinigen Befehle unserer eigenen Regierung. Was diese beiden Punkte nicht berührt, dazu biete ich willig die Hand und bin durchaus einverstanden, daß das Verhältniß zwischen Österreich und Deutschland ein inniges und dauerndes werde.“ Hierauf Welder: „Auch ich wünsche Österreich einig und stark, allein ich fasse ihr Verhältniß zu einander als Bundesstaat auf: keine allgemeine österreichische Reichsversammlung, aber ein Reichs-Congreß, auf welchem sich der Magyare, der Slave, der Italiener eben so gut zu Hause finden, wie der Deutsche. Daneben würde jedes Ländergebiet die Autonomie

in inneren Angelegenheiten auf seinem Landtage üben. Die österreichisch-deutschen Länder aber müßten außerdem einen besonderen gemeinsamen Landtag haben, wo sie ihre inneren staatsrechtlichen Verhältnisse, ihre Bestimmungen in Absicht auf Schulwesen, Kirchensachen &c. mit Unterordnung unter jene des Frankfurter Parlaments, etwa wie der bayrische Landtag, regeln und denen der anderen deutschen Länder anpassen.“ Gegen diesen Vorschlag legten Palacký und ich sogleich Verwahrung ein: wie solle sich diese Idee praktisch durchführen lassen? Da hätte man erstens die Landtage in allen einzelnen Ländergebieten, zweitens den österreichisch-deutschen General-Landtag, welcher drittens, wie Hercules am Scheidewege, zwischen der Unterordnung unter den österreichischen Reichs-Congress und jener unter das deutsche Parlament stünde. Was solle geschehen, wenn Wien und Frankfurt miteinander in Widerspruch gerathen? Ich insbesondere gieng auf die inneren Beweggründe der Welder'schen Ansicht ein: diese seien offenbar zweifacher Art. Aber dem einen dieser beiden Zwecke könne genügt werden auch ohne das zwitterhafte Mittel Ding eines deutsch-österreichischen General-Landtages, der andere werde durch eine — wenn gleich nur theilweise — Ausscheidung aus dem österreichischen Gesamtkörper eher verkümmert als gefördert. Der eine Beweggrund liege nämlich in der Sympathie, welche die deutschen Bewohner der westlichen Hälfte Österreichs natürlich zu ihren außerösterreichischen Stammesbrüdern hinziehe und es ihnen wünschenswert erscheinen lasse, ihre Institutionen jene des außer-österreichischen Deutschland möglichst anzupassen; aber könne dieses Ziel nicht auch, nach Wunsch und Bedürfnis, erreicht werden, wenn man die Landtage der österreichisch-deutschen Länder jeden für sich seines Amtes walten lasse? Der zweite Beweggrund des Welder'schen Antrages habe das Entstehen Österreichs für und mit Deutschland gegen dessen Feinde nach Osten und Westen im Auge; aber bedürfe es nicht gerade zur Erfüllung dieses Zweckes eines starken, einigen, ungetheilten Österreich? . . .

Ich habe mir den weiteren Gang der vielfältigen Wechselreden, welche diesen Gegenstand nach den verschiedensten Seiten beleuchteten, nicht angemerkt; es ist dabei aber nichts verloren, da die Hauptsache auf beiden Seiten am Ende der Verhandlung die gleiche blieb, wie bei Beginn derselben. Palacký und Welder standen einander gegenüber wie zwei Gelehrte, die mit ihren Ansichten abgeschlossen haben, von denen sie nicht ablassen können und in denen sie durch alle Einwürfe und Gegenbemerkungen nur noch mehr befestigt werden. Welder war ein rücksichtslos schroffer Deutscher, Palacký war ein die — auch Geschenke bringenden — Danaer fürchtender Slave. Welder sah alles deutsch, den Glanz deutscher Größe und Macht, ein deutsches Herrscherhaus in Österreich, eine ausschließlich deutsche Idee in dem Kampfe gegen

Napoleon I. Palacký gönnte den Deutschen auf ihrem Gebiete, was sie wollten und wünschten, aber nicht auf österreichischem; Österreich habe, wenn gleich im innigen Verkehr mit dem außerösterreichischen Deutschland, seine eigenen Zwecke; es sei in nationaler Hinsicht kein ausschließend oder auch nur vorwiegend deutscher Staat, noch weniger in politischer u. Palacký sah in Welcker's Auffassung das Anstreben deutscher Oberherrschaft über die Slaven, Welcker in jenem Palacký's slavisches Übergewicht über die Deutschen. „Wenn man die österreichischen Deutschen,“ meinte er, „trennen wollte von ihren außerösterreichischen Stammesbrüdern, so würde das keine guten Früchte tragen, die Tiroler, die Oberösterreicher, die Salzburger würden zu Bayern hinneigen, würden sich lieber diesen anschließen, als sich mit Haut und Haaren den Slaven überliefert zu sehen“ . . .

Unsere Verhandlungen wurden durch einen Besuch unterbrochen. Es war der Commandierende von Prag, FML. Franz Graf Rhevenhüller-Metsch, ein kleines, eingetrocknetes, aber lebhaftes und schneidiges Männchen, das den beiden Reichscommissären die Visite erwiderte, die sie ihm nach ihrer Ankunft in Prag gemacht hatten. Es mochte ihm sonderbar vorkommen, sie in unserer Gesellschaft zu finden; galt doch Palacký den kaiserlichen Generalen und Auditoren ob dem Gradschin als einer von denjenigen, die in den Juni-tagen die „Fäden einer weitverzweigten Verschwörung“ in Händen gehabt!

Rhevenhüller empfahl sich bald und wir mochten uns nicht wieder zusammensetzen; gesprochen war über unseren Gegenstand von beiden Seiten genug worden, und die Zeit war ziemlich vorgerückt. Darum bereiteten sich Palacký und ich zum Fortgehen, unterhielten uns aber noch eine Weile stehend, Palacký mit Welcker, ich mit Mosle. Der Oldenburger zeigte sich dabei keineswegs so schroff in seinen Ansichten wie sein Badenser College. Er hatte keine Besorgnis, daß das deutsche Element, auch wenn seines Freundes Vorschläge fehlschlügen, werde verkürzt werden; er hegte vielmehr die Hoffnung, daß es immer mehr Boden gewinnen werde. „Je weniger es äußerlich zu herrschen anstreben wird, desto größere Eroberungen wird es durch seine moralische Kraft machen. Nehmen wir Pommern; vor fünfhundert Jahren war es rein slavisch, jetzt ist es durchaus deutsch.“ Dieses Beispiel konnte ich wohl nicht als richtig gelten lassen; denn jetzt sei im Slavismus das Selbstbewußtsein erwacht, was früher nicht der Fall gewesen; den Slaven sei jetzt in Österreich die Gleichberechtigung zugestanden, während bisher alle Vortheile und Begünstigungen nur dem deutschen Element zugute gekommen seien. Mosle gab zu, daß der Panславismus erst dann zu fürchten sei, wenn die Slaven, durch übergreifende Ansprüche der Deutschen zur Selbstvertheidigung getrieben, auf ihren nationalen Rückhalt, das Russenthum, hingedrängt würden. „Der Pan-

slavismus, meinen viele, sei ein Gespenst“, sagte er; „ich meine das auch; indessen hat er das mit Gespenstern gemein, daß sie denen erscheinen, die sie muthwillig heraufbeschwören.“ Er gieng auf meine Idee einer wechselseitigen Beschickung der beiden Parlamente, des österreichischen und des deutschen, durch Sendtschaften einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern, eines Oberbundes zwischen dem österreichischen und dem deutschen Bundesstaate, eines Congresses als Organes desselben, ein und malte diese Idee meinen Ansichten gemäß aus. Übereinstimmung in den Beziehungen nach außen, in der Handels- und Wechselgesetzgebung, im Münzwesen; ineinandergreifendes Straßen- und Eisenbahnnetz; Freizügigkeit unter solchen Beschränkungen, daß nicht einer der beiden Theile dem andern sein Proletariat auflade: das, meinte er, wären die Gegenstände, über welche der gemeinsame Congress zu berathen hätte. „Es mag nationaler sein, was man in Frankfurt zum Beschlusse erhoben, aber staatsmännisch war es sicher nicht; mein Collega Welcker geht hierin viel weiter, als ich es für angemessen halte. Je looser man das Band mit Oesterreich knüpft, je mehr man Oesterreich frei und selbständig läßt, desto fester wird das Bündniß ausfallen. So paradox das klingt, so wahr ist es.“

So hat sich mir Oberst Mosle als das gezeigt, als was er von seinen maßvoll urtheilenden Frankfurter Collegen erkannt und hochgeschätzt wurde, als ein wohlwollender, gebildeter Mann. Er hatte die angenehme Erscheinung und die brauchbaren Eigenschaften eines höheren Officiers, der auch zu Staatsgeschäften schon vielfach gebraucht worden war, die sichere und milde Mischung des Kriegerischen und Bürgerlichen, welche oft Generalstabsofficiere auszeichnet. Darum, wenn das deutsche Reichs-Ministerium verlegen war um einen ehrlichen, gesund um sich blickenden, vornehm-artigen Mann zu einer Verschickung, so war immer Mosle in erster Reihe. Daß seine und Welcker's Mission in der Wiener October-Angelegenheit scheiterte, war nicht seine, auch nicht Welcker's Schuld. *)

Im Ganzen mußte sich Welcker sagen, daß er gegen Palacký ebenso wenig etwas ausgerichtet hatte, als zuletzt gegen Wessenberg und noch früher gegen WindischGrätz. An Aufforderungen, in den österreichischen Parteikampf einzugreifen, fehlte es den beiden Reichs-Commissären bis zum letzten Augenblicke nicht. Der „Central-Verein für Deutsch-Böhmen“ in Reichenberg hatte noch in der letzten Zeit eine Adresse an Se. Majestät und eine zweite an die „Hohe Reichs-Commission“ gerichtet. **) In der letzteren wurde gebeten:

*) Vgl. Moriz v. M o h l, Lebens-Erinnerungen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1902) II. S. 116.

**) Abgedruckt in „Der Bote von der Eger“ 1848 Nr. 31 vom 5. November.

1. daß „die Autorität und Integrität des constituierenden Reichstages gewahrt werde“;

2. daß der Stadt Wien „würdige und annehmbare Bedingungen“ gestellt werden, „um in den gewohnten Zustand zurückkehren zu können“;

3. daß die deutsche Reichsgewalt „keinerlei Verletzung des constitutionellen Princips und der Rechte des freien Volkes dulden werde“.

Die Adresse an den Kaiser war datiert vom 29., die an die beiden Reichs-Commissäre vom 31. October. Letztere konnte nicht vor dem 2. November nach Olmütz kommen, von wo sie ohne Zweifel den beiden Herren nach Prag nachgeschickt wurde, sagen wir am 3. November. Allein um diese Zeit waren Welcker und Mosle bereits auf dem Wege nach Frankfurt, wo sie sicherlich anderes zu thun hatten, als sich nachträglich mit Angelegenheiten zu beschäftigen, die bereits in ganz anderer Weise abgethan waren.

Welcker und Mosle hatten noch während der Dauer ihrer dornenvollen Sendung die heftigsten Angriffe der Frankfurter Linken erfahren und erfuhren dies noch mehr nach ihrer Rückkunft in die Paulskirche. Aber konnten denn die armen Reichs-Commissäre etwas dafür, daß ihnen der österreichische Feldmarschall nicht parierte, oder daß man in Olmütz sie wohl hörte, aber zuletzt doch that, was man unabhängig von ihnen für das Geeignete hielt?! Am 30. November bestieg Welcker die Frankfurter Tribüne und suchte in einer mehrstündigen Rede die ihm und seinem Collegen gemachten Vorwürfe zurückzuweisen. Er entwickelte dabei an vielen Stellen keine geringe Geschicklichkeit und setzte den Ausgelassenheiten der Linken eine kräftige, ja scharfe, aber immer würdevolle Sprache entgegen. Sein Hauptbeweis gegen die Beschuldigung, daß sie nichts ausgerichtet hätten, war der, es sei nur ihrer Einwirkung zu danken gewesen, daß WindischGrätz seine ersten maßlosen Bedingungen in wesentlichen Punkten geändert und daß er die Frist zur Erfüllung derselben um 24 Stunden verlängert habe. (In Wahrheit war dies gewiß nicht ihrem Einflusse zu danken, sondern hat der österreichische Feldherr beides aus eigenem Ermessen gethan.) Im Verlaufe seiner Rede ließ Welcker sogar schlauer Weise die Möglichkeit einfließen, daß den beiden Reichs-Commissären auch die Rettung der österreichischen Verfassungszustände zu danken sein mochte. „Ob die Proclamation vom 19. October,“ sagte er, „so sehr verschieden von den Proclamationen vom 15. und 16., wegen der Nachricht, daß die Centralgewalt Commissäre schicke (?!) oder wie immer erfolgt ist, weiß ich nicht.“ Über die Stellung und

Verhältnisse der österreichischen Slaven sprach er sich gemäßiger aus, als Palacký und ich nach seinen Reden im „schwarzen Roß“ am 1. November erwarten konnten.

* * *

Und was war es mit dem „Hr. Wagner, Gutsbefitzer aus Linz“, der an demselben Abende, wo Palacký und ich mit den deutschen Reichs-Commissären im „schwarzen Roß“ verhandelten, in eben diesem Gasthause abgestiegen war?

Es war niemand Geringerer, als der so lang vergebens gesuchte gewesene Justiz-Minister Dr. Alexander Bach. Bach hatte sich am 6. October, wie wir uns erinnern, — nachdem es ihm gelungen war, im Anzug eines Proletariers aus dem Hofkriegsrathsgebäude zu entkommen, — auf dem Glacis dem Militär angeschlossen und war mit diesem in den Schwarzenbergischen Garten gezogen, in dessen Sommerpalais Graf Auersperg und Fürst Felix Schwarzenberg ihr Hauptquartier aufschlugen. Am anderen Morgen war Bach verschwunden, niemand wußte wohin. Er war — in welcher Weise und durch welche Fährlichkeiten weiß ich nicht — glücklich nach Enzersdorf am Gebirge gekommen, hatte sich dort seiner Schwester Louise anvertraut und war von da nach Salzburg gereist, wo er unter den Namen „Wagner“ in einem Gasthose abstieg. Er hatte gehofft, dort Aloys Fischer zu finden, mit welchem er sich in der Zeit, da dieser wiederholt in Wien gewesen, zuletzt im constituierenden Reichstag, befreundet hatte. Allein Fischer war im Reichstag geblieben, und so war Bach in Salzburg auf sich allein angewiesen. Um völlig ungenannt zu bleiben, hätte er nicht bloß seinen Namen, sondern auch sein Gesicht ändern müssen, das ja sowohl aus dem Reichstage, als aus dem Wiener „Charivari“ so vielen Personen bekannt war. So hat er sich wohl, wie ich denke, in Salzburg strengen Hausarrest auferlegt und höchstens bei nächtlichem Dunkel, das von der damaligen Salzburger Stadtbeleuchtung nicht sehr gestört war, einen Spaziergang in freier Luft erlaubt. Gleichwohl hatte Dr. Wiser aus Linz, einer der Schriftführer im Reichstage, seinen Aufenthalt ausgekündet, oder Bach hatte sich, von Salzburg aus, dem Wiser anvertraut. Als dann Wiser erfahren, daß Bach gesucht werde, hatte er davon dem Minister Kraus vertrauliche Mittheilung gemacht, und nun war Bach von Wessenberg nach Olmütz citirt worden. Dahin befand er sich jetzt über Prag auf der Reise.

Am 3. November — meinem 28. Geburtstag — erschienen abends Strobach und Pinkas bei mir und theilten mir mit, daß Bach unter dem Namen „Wagner“ angekommen sei und mich zu sprechen wünsche; er wolle sich mit den Führern der Majorität in den verschiedenen Ländern

verständigen und für diesen Zweck morgen 10 Uhr vormittags eine Besprechung mit mehreren von uns haben. In Prag war zwar keine Gefahr mehr für ihn; gleichwohl behielt er im Gasthose seinen angenommenen Namen noch bei, und so viel mir bekannt, hat keines der Prager Tagesblätter von seiner Anwesenheit etwas erwähnt, obwohl er doch vor uns Abgeordneten kein Fehl daraus machte.

Die Zusammenkunft mit Bach fand in unserem gewöhnlichen Vereinigungspunkte, im Hause „zum schwarzen Rosß“ statt. Es war mehr ein frohes Wiederfinden und Begrüßen, als eine ernst geführte Verhandlung über einen bestimmten Gegenstand. Einen Augenblick nur zog mich Bach in eine Fensternische und erwähnte die letzten Vorgänge in Olmütz, namentlich die im Werden begriffene Bildung eines neuen Ministeriums. Es circulierte nämlich damals in Olmütz folgende Ministerliste: Wessenberg Präsident, ohne Portefeuille, Schöllhaimb Krieg, Breda Justiz, Bruck Handel, Helfert Unterricht, Kraus Finanzen, Schwarzenberg Aüßeres. Als ich nun, gleichsam mich entschuldigend, bemerkte, daß ich mich durchaus nicht um eine Stelle darin beworben, daß man mich vielmehr genöthigt habe, ich übrigens noch keineswegs gesonnen sei, den mir angetragenen Posten anzunehmen, sagte er: „Das meine ich ja gar nicht, lieber Helfert; aber die Zusammenstellung der Personen, wie sie die öffentlichen Blätter bringen, muß doch auffallen; wie will man aus so verschiedenartigen Elementen eine Einheit zusammenbringen? Es scheint, daß man in Olmütz noch kein klares, festes Ziel hat.“ Zuletzt lud er mich ein, ihn in Olmütz, sobald ich dahin komme, aufzusuchen.

11.

Es sollte nicht lange dauern, bis ich ihm nachfolgte, um meiner lieben Heimat dauernd Lebewohl zu sagen; nicht als ob ich sie niemals wiedersehen und betreten würde, aber ich konnte es, wenn ich den Posten annahm, der mir geboten wurde, nur mehr als Reisender, als Gast thun. Der gute Dechant Macan schrieb aus Celakovic einen Brief um den anderen, an meine Schwester, an meine Frau, an mich, um uns zu einem längeren Aufenthalte einzuladen. Er selbst kam nicht nach Prag, wo uns sein Besuch so sehr erfreut haben würde.

Er hatte in der letzten Zeit einen kleinen Verdruß mit der Prager Journalistik. Es war damals eine Petition der Geistlichkeit an den Reichstag im Zuge, daß sie im Besitze und Genuße der Kirchengüter gelassen werde; Macan hatte dafür fleißig Unterschriften gesammelt, und der Sawlicel'sche »Večerni list« war darüber mit Hohn und Spott über ihn hergefallen. „Ist es denn jeder Gesellschaft erlaubt,“ schrieb mir der Dechant, „Petitionen zu

überreichen, und nur der Kirche, der Gesellschaft der Katholiken, soll das nicht gewährt sein? Die Protestanten schämen sich, etwas gegen ihre Pastoren, die Juden gegen ihre Rabbiner vorzubringen; nur die Katholiken werden von Schriftstellern ihrer eigenen Confession gegen ihre Seelsorger verhetzt“. Deshalb nun wollte er in der jetzigen Zeit nicht nach Prag kommen: „man möchte seinem Erscheinen allerhand Beweggründe unterschieben!“ Er meinte wohl, jedermann in den Prager Straßen müßte es ihm ansehen, wer er sei!

Von der Bestimmung, der ich entgegenging, wußte Macan bereits. Er sei gesonnen gewesen, meinte er, mich zu beglückwünschen; allein er habe sichs überlegt, daß in der gegenwärtigen Krisis ein Posten solcher Art nicht eben wünschenswert sei; ich hätte als Abgeordneter ohnedies genug zu thun und könne da auch dem Vaterlande nützen. Ähnlich dachte die Mehrzahl meiner Freunde und Angehörigen. „Ich freue mich zu hören,“ schrieb mir der Edle v. Starl aus Tschemin, „daß Sie die angebotene Stelle nicht angenommen; denn ich nehme zu warmen und herzlichen Antheil an Ihnen, als daß es mir gleichgiltig sein könnte, daß Sie sich vorzeitig abnützen und für die Zukunft unmöglich machen.“ Als meine liebe Cousine Hermine auf ihrem Krankenlager erfuhr, was mir bevorstand, sagte sie still vor sich hin: „Der Pepi soll nicht auf diesen Boden gehen, das ist Glatteis!“

Sie war das einzige Kind des Kreis-Commissärs Anton Helfert, älteren Bruders meines Vaters, und der Juliana geb. v. Rottenberger, und Braut eines sehr lieben und braven jungen Mannes. Sie war bald nach unserer Rückkunft aus Wien erkrankt und hatte seither das Bett nicht verlassen. Das engelsgute Mädchen war von zarter Constitution; sie hatte jene feine, durchscheinende Haut und jenen trügerischen Hauch der Wangenröthe, die lang befürchten ließen, daß ihre bleibende Heimat nicht auf dieser Erde sei. Sie wurde von Tag zu Tag schwächer; mit namenlosem Schmerze sahen ihre unglücklichen Eltern, ihr liebevoller Bräutigam sie dahinsiechen. Am 7. November hauchte sie ihre Seele aus, an demselben Tage, an welchem mich ein Telegramm Wessenberg's unverweilt nach Olmütz rief. Dort erhielt ich einen vom 10. datierten Brief meiner Frau: „Der gestrige Tag war schön, die Sonne schien so warm, der Himmel freute sich, einen schönen, reinen Engel, unsere gute Hermine, empfangen zu können. Ich hatte das traurige Amt, die arme Tante zu begleiten; ich war Zeuge der traurigsten Scene, die ich noch erlebt habe, als wir sie wegführten, sie den letzten Abschied von ihrem einzigen Kinde nahm. Ich kann den Schmerz jetzt wohl begreifen und denke mir ihn schrecklicher, als wenn das Kind seine Eltern verliert.“ In ihr Stammbuch

legte sie einige Haare ihrer verstorbenen Freundin und schrieb dazu Strophen aus dem tiefergreifenden Gedichte Lenau's „An Luise“, das ich ihr öfter vorgelesen hatte:

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten Dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick . . .

Die gute, theilnahmevolle, zartfühlende Seele! Sie ahnte nicht, daß nicht ein Jahr vergehen werde, und wieder werde ein schöner Herbsttag sein, werde die Sonne warm scheinen, und wieder werde sich der Himmel freuen, einen schönen, reinen Engel empfangen zu können! Und einer werde zurückbleiben, der es schmerzlich empfinden werde, daß jammervoller, als wenn das Kind seine Eltern oder die Eltern ihr Kind verlieren, es sei, wenn in der Blüte der Jahre und der innigsten Liebe das Wesen ihm von der Seite gerissen wird, das ihm am Altare das größte Glück angelobt hatte und ihn jetzt das größte Unglück erfahren läßt!

* * *

Während der Tage, die ich in Prag zugebracht hatte, war die Lage in Olmütz dieselbe geblieben. Schwarzenberg und Stadion suchten noch immer Minister und konnten noch immer die rechten nicht finden. Das Ministerium des Innern war in der jetzigen Lage nach dem Kriegsministerium das wichtigste. Da Stadion beharrlich ablehnte, dachte Schwarzenberg an Bach, der bereits gefunden, aber noch nicht in Olmütz eingetroffen war. „Bach brauchen wir nothwendig,“ schrieb er am 3. November an seinen Schwager in Schönbrunn; „seine constitutionelle, aber streng monarchische Gesinnung, sein großes parlamentarisches Talent, sowie sein unantastbarer Privatcharakter stempeln ihn zu einem nothwendigen Mitgliede des neuen Ministeriums. Wenn seine Ernennung Aufregung verursachen sollte, so müssen wir es hinnehmen und derselben zu begegnen trachten.“ Über die inneren Verhältnisse der Provinzen besitze Bach allerdings keine Erfahrungen, allein sein Talent, seine Energie würden das Fehlende ergänzen. „Schmerling ist ultra-deutsch und, so viel ich weiß, zu sehr der Mann des Erzherzogs Johann, um der unsrige sein zu können; übrigens weiß er von den Provinzen auch nichts. Stadion sollte meiner Ansicht nach noch geschont werden; er selbst scheint es zu wünschen. Er kann mir in seiner jetzigen Stellung für den Augenblick mehr nützen, als wenn er Minister wäre.“ Für das Ministerium der Justiz wurde der Hofrath Paul Sigmund v. Chequiere de Melly-Mádasd und, als dieser ablehnte, der nieder-östr. Landrath

Georg Ritter v. Mitis nach Olmütz berufen. Mitis sagte zu. Allein über Nacht stieg ihm der Ernst der Lage und die Größe der Verantwortung, die er übernehmen sollte, zu Kopf; er gerieth in eine fieberhafte Aufregung und bat am anderen Morgen, man möge ihm sein Wort zurückgeben.

Am 5. November wurde Bach in Olmütz sichtbar. Ein Portefeuille zu übernehmen, lehnte er in der entschiedensten Weise ab. Gleichwohl meinte Schwarzenberg, ihn noch gewinnen zu können, und so schrieb er an Windisch-Grätz: „Bach's Ansichten über die Stellung der Armee, über die Abels-Frage seien so correct als möglich.“ Doch die Zeit drängte, bereits dreimal hatte Bessenberg, noch immer nomineller Minister-Präsident, den Kaiser um seine Enthebung gebeten; am 5. November that er es neuerdings, und diesmal dringender als je. Man mußte sich endlich entscheiden. Windisch-Grätz war für Stadion; Bach, meinte er, sei denn doch für das Ministerium des Innern zu sehr Wiener; Stadion dagegen habe in den verschiedensten Provinzen gedient und dieselben durch eigene Anschauung kennen gelernt. In Abgeordneten-Reisen war man über diesen Punkt längst einig; man konnte sich gar nicht denken, daß jemand anderer als Stadion Minister des Innern werden sollte, und das wurde ihm täglich gesagt. Als jetzt noch Schwarzenberg in ihn drang, gab er endlich nach, und am 7. machte in Olmütz die frohe Nachricht die Runde: „Stadion hat angenommen!“

So standen die Dinge, als ich am 8. November, morgens 5 Uhr, auf dem Olmüzer Bahnhofe eintraf. Ich hatte von Prag aus den „Bohemia“-Kutscha und den langen Urban, Concipisten beim böhmischen Gubernium, zu Reisegenossen gehabt, die aber weiter nach Wien fuhren. Ich stieg im Gasthose „zum Goliath“ am Oberring ab und machte mich bald auf die Beine, um den „Gutsbesitzer aus Linz“ aufzusuchen. Allein niemand wußte etwas von einem „Herrn Wagner“, er hatte sein Incognito bereits abgelegt und war nun unter seinem wahren Namen zu finden. Ich traf bei ihm Balackh, der eben aus Wien kam, wo er dem Baron „Jellaček“, wie ihn die Wiener nannten, einen politischen Besuch abgestattet hatte. Als Bach und ich allein waren, kam das Gespräch auf das Ministerium; Bach erklärte, er werde nicht eintreten, er sei „unmöglich“. Mittags zu Tische traf ich Schwarzenberg und Stadion, die mich nach dem Speisen eifrig in's Gebet nahmen, daß ich mich entscheiden möge.

Von Abgeordneten waren noch immer einige in Olmütz, darunter Alois Fischer und Cajetan Mayer, mit denen ich viel verkehrte. Als ich mit letzterem über die Weigerung Bach's, in's Ministerium zu treten, sprach, sagte er mir: „Der Bach meint, Windisch-Grätz möge ihn nicht. Da hat er aber Unrecht. Gegen Bach hat Windisch-Grätz nichts, der Stadion ist es,

den er nicht mag.“ Der „schwarze Mayer“ hatte für solche Dinge ein feines Räschen, und er hatte das richtige getroffen. WindischGrätz hat allerdings, wie ich erzählt habe, im letzten Augenblicke darauf gedrungen, daß Stadion in's Ministerium trete; allein sympathisch war ihm Stadion darum doch nicht. Und zwar aus folgendem Grunde: im Sommer 1848, da sich WindischGrätz die Dinge zurechtlegte, um für eine Katastrophe, die vorauszu sehen war, bereit zu sein, hatte er sich brieflich auch an Stadion gewendet, um diesen in seine Combination einzubeziehen. Stadion war dazumal schon oft als künftiger Minister genannt worden, er hatte einen großen, obwohl mehr stillen und geheimen Anhang, aber gewiß noch mehr laute und lärmende Gegner, die es an Vorwürfen und Schimpfereien gegen ihn nicht fehlen ließen. Stadion wollte sich deshalb die Hände frei halten und lehnte in einem höflichen Schreiben die Einladung WindischGrätz' ab, was, wie sich denken läßt, diesen nicht wenig verletzte. Ich kann mir nicht denken, daß Cajetan Mayer von diesem Zwischenfall etwas wußte; ich selbst habe davon erst nach langen Jahren, als ich Studien für mein großes Geschichtswerk machte, Kenntniß erlangt.

Mit den anderen Portefeuilles war man so ziemlich im Reinen. Für den Handel und die öffentlichen Arbeiten hatte v. Bruck zugesagt und war aus Frankfurt a. M. bereits in Olmütz eingetroffen. Bezüglich des Baron Kraus war man einige Zeit unschlüssig. Es schien doch etwas sonderbar, den „October-Minister“ in ein Ministerium aufzunehmen, das den Stempel der Loyalität und Legitimität an der Stirne tragen sollte; überdies hatte Kraus in Hefendorf einen unangenehmen Auftritt mit dem Fürsten WindischGrätz gehabt.*) Doch anderseits kannte man seine vortrefflichen Eigenschaften, sein ausgesprochenes Talent für die Finanzen, seine ausgebreitete Geseßkenntniß, seine administrative Erfahrung, und am Ende hatte man keinen anderen, auf den man greifen konnte. Für das Kriegsministerium war man denn doch von Stadion's Vorschlag, einen Nicht-Militär damit zu betrauen, wieder abgekommen, und es wurde beschlossen, den General Franz Freiherrn v. Cordon zu berufen; er war nach der Einnahme von Wien zum Stadt-Commandanten ernannt worden und war wegen seines humanen Wesens bei der Bevölkerung nicht unbeliebt. Unter den Anhängern der Regierung während des Wiener Reichstages befand sich Herr von Thinnfeld; er hatte selten gesprochen, aber dabei gezeigt, daß er gebiegene Kenntnisse und Erfahrungen im Gebiete der Landwirtschaft und des Bergbaues besitze; dazu kam in der letzten Zeit sein Absagebrief an den revolutionären Reichstag, und so

*) Siehe meine „Belagerung und Einnahme Wiens im October 1848“, (Prag, Tempsky, 1869) S. 207.

schien er ganz geeignet, einen Platz im obersten Rathe der Krone einzunehmen. Was mich selbst betraf, so blieb ich, obwohl auch Bruck und Kraus mir zuredeten, bei meiner Weigerung, das Portefeuille des Unterrichtes anzunehmen; ich erklärte mich aber bereit, einstweilen in untergeordneter Stellung die Geschäfte zu führen.

So war denn jetzt alles beisammen, nur ein Justiz-Minister fehlte noch. So kam man denn auf den Gedanken, nach Wien zu fahren und dort einen zu suchen. Bach schlug den Hofrath Adolf Freiherrn v. Bratobevera vor, den er als tüchtigen Juristen und achtungswerten Charakter schilderte. Wir fuhren am 9. November, 3 Uhr nachmittags mit einem Extrazuge von Olmütz ab: Schwarzenberg, Stadion, Bruck, Bach und ich. Alois Fischer und Cajetan Mayer fuhren mit uns. Fischer führten Privatgeschäfte nach Wien; auch wollte er ein wenig herumhören, wie etwa in den verschiedenen Kreisen die Stimmung und die öffentliche Meinung sei; namentlich wollte er Bach mit einigen Führern der Linken in Berührung bringen und dessen Bedenken, daß er „unmöglich“ sei, beheben.

Bach hatte mich eingeladen, in seiner Wohnung in der Singerstraße abzustiegen, wo wir spät abends ankamen. Als wir am andern Morgen beim Frühstück saßen, nahm Bach die „Wiener Zeitung“ vom 10. in die Hand, stufte und reichte mir lächelnd — jenes Lächeln, das die von der Linken so sehr in Harnisch bringen konnte! — das Blatt hin, indem er sagte: „Na Sie, lieber Helfert, der WindischGrätz macht's schnell!“ Es war die amtliche Mittheilung, daß Robert Blum am gestrigen Tage 7 Uhr morgens in der Brigittenau standrechtlich erschossen worden. Es war die erste Hinrichtung nach den October-Tagen, noch dazu an einem der Geweihten, einem Mitgliede des Frankfurter Parlaments. Niemand war damit zufriedener als der sächsische Gesandte in Wien, der alte Baron Rönnert. „Gott sei Dank“, sagte er zu Schwarzenberg, „daß Ihr uns den vom Halse geschafft habt!“ Dann zwang er sich, eine ernste Miene anzunehmen: „Jetzt muß ich aber in meine Kanzlei gehen und im Namen meiner Regierung Einsprache erheben, daß man einen königlich-sächsischen Unterthan so ohne weiters vor Gericht gezogen, abgeurtheilt und hingerichtet hat.“

In der Stadt und überall, wohin die Nachricht drang, war die Aufregung allgemein, bei den Einen Erstaunen über die kühne Entschlossenheit der Regierung und Befriedigung über einen Act der Gerechtigkeit; bei den Anderen, darunter besonders bei denen von der Linken des Reichstages, namenlose Bestürzung, ja Entsetzen. Löbner sagte zu einem Bekannten: „Was kann mir geschehen? Es liegt ja nichts gegen mich vor!“ Gleichwohl litt es ihn nicht länger in Wien, das Walten der Militärgewalt war ihm

unheimlich. Da wandte er sich an Leopold Neumann, Professor der Rechte am Theresianum, Abgeordneten für die Wiener Leopoldstadt. Neumann war Mitglied des Centrums und galt als einer der unbedingtesten Anhänger der Regierung. Er hatte dafür den Spitznamen „der kais. königliche Neumann“; im Wiener „Charivari“ war sein Abbild nie anders als mit schwarzen und gelben Streifen zu sehen. Diesen nun bat Löchner, er möchte ihn unter seinen Schutz nehmen, damit er ungefährdet aus der Stadt komme. Der k. k. Neumann erwiderte: „Ich weiß nicht, wie ich das nehmen soll? Übrigens sage ich Ihnen: wenn ich am 6. October Sie um Schutz gebeten hätte, Sie würden mir ihn, selbst wenn Sie gewollt hätten, gar nicht haben gewähren können.“

Was die Vervollständigung des Ministeriums betraf, so hatte sie in Wien zwei neue Erfolge aufzuweisen. Herr von Thinnfeld aus Steiermark erklärte sich bereit, das Ministerium für Landescultur und Bergwesen anzunehmen. Gordon hatte gegen die Übernahme des Kriegsministeriums zwar einige Bedenken: wie könne er als einfacher General-Major Feldmarschall-Lieutenant, Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie, ja Feldmarschälle unter sich haben? Stadion setzte ihm auseinander: als Kriegsminister habe er nur die militärische Verwaltung; mit militärischem Rang und Unterordnung habe das nichts zu thun. Darauf hin gab Gordon nach. Nur mit Bratobevera war es nichts; er weigerte sich ebenso, wie sich Breda, Chequier, Mitis geweigert hatten, und so blieb denn wieder niemand übrig als Bach.

Wir hatten in Wien drei Tage verweilt. Am 12. morgens fuhren wir mit einem Extrazug bis Hüllein und machten von da einen Abstecher nach Kremsier, um nachzusehen, wie es mit den Vorbereitungen für den Reichstag stehe. Wer war der erste, den ich in Kremsier zu sehen bekam? Löchner! Er mußte sich also auch ohne den k. k. Neumann einen Passierschein zur Reise von Wien zu verschaffen gewußt haben. Löchner befand sich in Kremsier mit Hermann Schmidt, meinem ehemaligen Krakauer Kollegen; ich traf Schmidt im Gasthose „zur Sonne“, und er schimpfte jetzt über die Soldaten ebenso sehr, wie er früher in Krakau ihre Partei genommen hatte.

Der einzig gewaltige, ja allmächtige in Kremsier war jetzt Aloys Jelen, der Reichstags-Ordner par excellence. Die Anstalten, die er in kürzester Zeit getroffen, waren vortrefflich: der Sitzungssaal, die Commissionszimmer, die Bureaus, alles war auf das zweckmäßigste ausesehen und hergerichtet. Als sich zeigte, daß Mangel an Stühlen da war, telegraphierte er nach Prag: es sollen 150 Stühle aus dem böhmischen Landtagsaale nach Kremsier geschickt werden. Telegramm aus Prag an den Reichstags-Ordner Jelen in Kremsier: „Auf wessen Befehl? Mescéry.“ Telegramm aus Kremsier an den

Gubernial-Vice-Präsidenten Baron Mescéry in Prag: „Auf meinen, Jelen.“ Und die Sesseln wurden geschickt. Auch für die Küche, für die Restaurations-Localitäten war gesorgt; in der Conditorei ließ er uns durch die niedlichste der Zuckerbäckerstöchter den trefflichsten der Rosoglio's credenzen. Daneben mußte er in der Stadt Quartiere für die Abgeordneten ausfindig zu machen und in Evidenz zu halten. Die zahlreichen galizischen Bauern wollte er in zwei großen Höfen vor der Stadt unterbringen: „Ich werde mitten unter ihnen wohnen, damit sie mir niemand abfängt.“ Das wird er, schrieb ich meiner Mina, wenn es dazu kommt, wohl bleiben lassen!

Jelen übte die oberste Polizei in Kremsier, mindestens bildete er sich's ein. „In der ganzen Stadt,“ explicierte er mir, „nimmt niemand Befehle an, als von mir und die von mir gefertigt sind. Jeder, der sich einquartieren will, wird zu mir geschickt, um einen Aufnahmzettel zu erhalten. Schreibe ich darauf ein „n“, das heißt „nein“, so bekommt er in ganz Kremsier weder Quartier, noch Speise und Trank. Will er ohne diese drei Dinge hier bleiben, kein Mensch wird ihn daran hindern.“ Gleichwohl wußte er nicht, daß Löhner in Kremsier sei. Als ich ihm dies mittheilte, sagte er mir mit komischem Ernst: „Na schau, drum war mir heute so übel!“ Auf die Journalisten hatte er es besonders scharf. Jeder, der ankam, erhielt von ihm eine Strafpredigt und Mahnung zur Besserung: „Ihr seid zwar alle zusammen Lumpe, Schuste, dem Teufel zu schlecht, Ihr verdient alle durch die Bank gehangen zu werden“ zc. Auch die armen Stenographen, die doch nichts zu thun hatten, als das aufzuschreiben, was andere sprachen, bekamen seinen Unwillen zu fühlen.

Anderseits war er der beste Kerl von der Welt. Jeder Abgeordnete wurde auf das zuvorkommendste von ihm aufgenommen, wohnte bei ihm, solange er noch kein Quartier hatte, wurde von ihm bewirtet. Er war ein schlauer Kopf und ist gewiß dabei nicht schlecht gefahren. Thatsache aber ist, daß alle seine Herstellungen nicht die Hälfte von dem kosteten, was dafür das k. k. Bauamt aufgerechnet haben würde. Jelen besaß einen faustischen Witz und war durchaus nicht wählerisch in seinen Ausdrücken, weder im Schlimmen noch im Guten. Denn er verstand es nicht weniger zu schmeicheln als zu schimpfen und beides in großem Stil, zum Beispiel: „Zuerst unser Herrgott, dann der Kaiser und das Ministerium, sonst kenn' ich nichts!“ oder gar: „Nach unserem Herrgott kommt gleich das Ministerium.“ Da er nun in der That der Regierung anhänglich und ergeben war, ihr Dienste leistete, wo er nur konnte, und sich zu allem bereitwillig zeigte, so war es begreiflich, daß er bald alle Minister für sich eingenommen hatte. „Sehen Sie,“ sagte einmal Bruck zu mir, „solche Menschen habe ich gern.“

Gegen Abend schieden wir von Kremsier und kamen spät in Olmütz an. Mein erster Gang am 13. morgens war auf die Post. Ich hatte, wie sich von selbst versteht, diese ganzen Tage nichts von meiner lieben Frau erfahren können; ich sehnte mich nach Nachrichten von ihr und erwartete einen postlagernden Brief zu finden; und so war es auch zu meiner großen Freude.

In Olmütz war ich viel um Bach, dem ich nicht abließ zuzureden, daß er ins Ministerium trete; er schien das, obwohl er sich noch immer ablehnend verhielt, nicht ungern zu hören. Eines Tages machten wir auf dem Glacis die Runde um die Stadt, als uns die Erzherzogin Sophie mit einer ihrer Hofdamen entgegenkam. Die Erzherzogin gieng auf Bach zu und ließ sich mit ihm in ein kurzes Gespräch ein; ich trat natürlich bescheiden zur Seite. Bach's entschiedenes Auftreten am 2. September, wo er der Krone das Recht vorbehielt, die Beschlüsse des Parlamentes zu sanctionieren, hatte ihm ohne Frage den Dank und die Sympathie des Hofes erworben. — Das war auch bei Stadion der Fall, der auf Bach's Eintritt den größten Wert legte. Bach brachte, um seine Weigerung zu rechtfertigen, einen Grund nach dem andern vor, Stadion wollte keinen gelten lassen. Unter jenen Gründen war auch der, den er schon in Prag gegen mich vorgebracht hatte: das Ministerium sei aus zu heterogenen Elementen zusammengesetzt, es sei ein Compromiß-Ministerium; er, Bach, würde, so setzte er jetzt hinzu, in dem Cabinet keine Stütze finden. „Darin irrt Bach,“ sagte Stadion, als ihm diese Äußerung hinterbracht wurde; „ich habe ihn kennen gelernt, seine Ansichten sind auch die meinigen, auf mich wird er immer rechnen können.“ Da kam endlich die Entscheidung. Eines Tages war Aloys Fischer bei ihm und beide besprachen diese Angelegenheit, wobei Fischer alles aufbot, ihn zur Annahme zu bewegen. Nachdem Fischer lang gesprochen, Bach nur schwach erwidert hatte, entstand eine kleine Pause. Bach schien sich die Sache noch einmal zu überlegen, dann erhob er sich von seinem Sitz und sagte: „Wohlan, ich will es thun!“ Am Abend beim „Goliath“ begrüßten wir ihn schon als Minister.

* * *

Das Ministerium war jetzt vollzählig, ich zwar nicht wirklicher Minister, aber ich galt als solcher, der sich nur nicht förmlich erklärt hatte. Eines Tages sagte Stadion in meiner Gegenwart: „Ich will keinen Unterstaats-Secretär“ — beinahe jeder Minister hatte damals einen solchen —, „ein Unterstaats-Secretär ist nichts als eine Last!“ „Ich danke schön“, sagte ich, „da machen Sie mir ein schönes Compliment!“ Darauf Stadion: „Sie meine ich ja nicht, Sie betrachte ich als Minister, und wenn wir mit

dem Reichstag zu Ende sind und wir nach Wien kommen, werden Sie es auch förmlich sein.“ (Er meinte keine Auflösung des Reichstages, an welche damals niemand dachte, sondern dessen regelrechten Abschluß, nachdem er seine constituierende Aufgabe vollendet haben würde.)

Das Ministerium war da, und nun begannen die gemeinsamen Berathungen, die in der Wohnung unseres Präsidenten abgehalten wurden. Der erste Ministerrath fand am 15. November statt, ich habe mir den Gang desselben aufgezeichnet, und es dürfte den Leser vielleicht interessieren, etwas Näheres darüber zu erfahren. Anwesend waren: Schwarzenberg, Stadion, Bruck, Thinnfeld, Gordon, Bach und ich; Kraus war für den Augenblick in Wien. Wessenberg war zwar noch officieller Ministerpräsident, doch in unserer Mitte erschien er nicht; seine Enthebung, um die er den Kaiser so oft gebeten hatte, konnte jetzt jeden Tag erfolgen.

I. Zuerst kamen Depeschen aus Graz an die Reihe. Sie lauteten sehr bedenklich. In der Stadt gebe es wühlende und hezende Elemente aller Art; die aus Wien zurückgekehrten Buzügler, aus Wien geflüchtete Demokraten und Studenten; die beiden Apostaten Stoll und Ronge arbeiteten für eine deutsch-katholische Gemeinde und regten ihre Zuhörer auch in politischer Richtung auf; der demokratische Verein halte eine Sitzung nach der andern. „Der Gouverneur Graf Wickenburg zeigt sich schwach, ist ein Spielball in den Händen der Führer; auf die größtentheils aus Italienern bestehende Garnison ist kein Verlaß. In einem Wirtshaus hat man auf die Mörder des Latour, auf den künftigen Mörder des Kaisers angestoßen, in einem andern das Bildnis des Kaisers verbrannt.“ Ein Schreiben des Feldmarschalls aus Schönbrunn lautete ähnlich und sprach die Absicht des Fürsten aus, eine fliegende Colonne nach Graz zu entsenden.

Vom Ministerrath wurde beschlossen: Graf Wickenburg sei abgerufen und zur Verantwortung nach Olmütz zu citieren; der Vicepräsident Ignaz Ritter v. Marquet sei zu beauftragen, einstweilen das Gubernium zu leiten; er habe nachzuspüren, welche Verbindungen der Grazer demokratische Verein mit den letzten Wiener Ereignissen gehabt habe; Personen, gegen die sich Inzichten herausstellen, seien zu verhaften; falls auf die Studenten-Region eine Schuld falle, sei sie aufzulösen.

II. Ich ergriff das Wort und sprach ungefähr so: „Ich möchte hier etwas anregen, auf was ich immer wieder zurückkommen werde. In Graz sind Truppen nöthig; in Schlesien gährt es still; ebenso im nördlichen Böhmen. Wenn die Dinge in Berlin schlimm ausgehen, haben wir vielleicht neue Aufstände. Sie brauchen Truppen auf allen Seiten. Was werden Sie anfangen? Das Heer in Ungarn oder das in Italien schwächen? Da

hätte ich nun ein Hausmittel. Machen Sie den Krieg in der Slovakei zu einem populären! Geben Sie dem General Simunič einsichtsvolle Vertrauensmänner an die Seite, die unter seiner Aufsicht und Leitung das Volk über den Krieg belehren, aus dem Volke Leute für den Krieg werben, die Geworbenen unter die geschulten Soldaten eintheilen, und Sie können aus den drei Bataillonen, die Simunič jetzt hat, binnen kurzem ebenso viele Regimenter schaffen, können damit drei andere Regimenter in Nordungarn entbehren und anderswo verwenden. Mehr noch: es handelt sich nicht bloß darum, uns einen Vortheil zu verschaffen, sondern auch dem Feinde einen Vortheil zu entziehen. Denn thun wir nicht, was ich gerathen, so werden es die Ungarn thun, aus dem Volke gegen uns den Landsturm organisieren. Die Slovaken sind ein gutmüthiges, aber indolentes Volk; wer zuerst kommt, mahlt früher.“

Mein Vorschlag wollte nicht recht verfangen. Dem General Gordon widerstrebte es, ungeschultes Volk unter seine geschulten Soldaten zu reihen. Schwarzenberg erwiderte mir: es befinde sich ohnedies Franz Bach bei Simunič, es solle ein sesshafter Landsturm zur Vertheidigung der Ortschaften organisiert werden.

III. Der Kriegsminister, als ehemaliger Wiener Stadtcommandant, sprach von den Inzichten, die gegen mehrere Mitglieder des Reichstages zum Vorschein gekommen, und meinte, es müsse in dieser Hinsicht eine Verfügung getroffen werden. Darauf ich: „Diese Verfügung könnte doch wohl nur in einer Instruction an die Central-Untersuchungs-Commission bestehen, wie sich selbe, falls Anzeigen solcher Art an sie gelangen, zu benehmen habe.“ Der Justizminister wurde damit betraut, eine Instruction in diesem Sinne abzufassen.

IV. Der Ministerpräsident zieht ein Schreiben des provisorischen Marine-Commandanten Anton Ritter v. Martini hervor, worin dieser die Nothwendigkeit darlegt, die kaiserliche Kriegsflotte zu vermehren: es wären Kriegsdampfer zu bauen oder durch Ankauf zu erwerben; auf englischen Schiffswerften befänden sich vier von Rußland bestellte Kriegsschiffe und es wäre vielleicht möglich, daß Rußland dieselben unserer Regierung abtrete. Bruch: „Ägypten besitzt eine bedeutende Flotte von Segelschiffen, es will sich eines Theiles derselben entledigen; vielleicht gelänge es, eine Anzahl davon zu erwerben.“ Es ward beschlossen, sowohl in England als in Ägypten hierüber anzufragen; an Triest wäre die Aufforderung zu richten, ob es nicht angieng, Kriegsschiffe im Inlande zu bauen und die Maschinen dazu aus England zu beziehen.

V. Schwarzenberg bringt den Banus Jellačić in Erinnerung: „Jellačić hat sich um die Rettung der Monarchie große Verdienste erworben; es gebührt ihm eine Auszeichnung besonderer Art, die darin bestände, ihn zum Land-

und Militär-Gouverneur von Dalmatien zu ernennen; das wird die slavischen Dalmatiner befriedigen und die separatistischen Italiener im Zaum halten. Zugleich könnte man ihn zum Gouverneur von Fiume machen, das er ohnedies in seiner Gewalt hat. Die Fiumaner Frage ist noch in der Schwebe; durch eine solche Ernennung wird der Lösung nicht vorgegriffen, denn zum Gouverneur kann der Kaiser ernennen, wen er will. Es wird damit weder die Losreißung Fiumes von Ungarn, noch dessen Einverleibung in Kroatien ausgesprochen; aber es wird zu der einen oder anderen Lösung der Weg gebahnt.“

Alles war mit den Ausführungen des Ministerpräsidenten einverstanden.

VI. Es folgte eine sehr interessante, von Bach angeregte Debatte über die militärische Gerichtsbarkeit; Gordon, Bruck und ich sprachen ihre Ansichten aus, womit ich jedoch den Leser verschonen will.

Im allgemeinen wird man zugeben, daß die Gegenstände, die gleich in dieser ersten Sitzung zur Sprache kamen, mannigfaltiges Interesse boten, und ich meinerseits kann es nur bedauern, daß ich mir nicht gleiche Aufzeichnungen von den folgenden Sitzungen gemacht habe. Ich habe aus diesen nur einzelne Papiere und sonst nur allgemeine Erinnerungen. Eine der ersten Aufgaben war die Zusammenstellung des Programms, mit welchem das Ministerium vor die Öffentlichkeit treten sollte; dann aber eine Sache von ungleich höherer Bedeutung.

12.

Es war an einem der ersten Berathungs-Abende, als uns Schwarzenberg eröffnete, er habe uns eine Mittheilung von der allergrößten Wichtigkeit zu machen, und beifügte, daß darüber unbedingtes Stillschweigen nach außen festgehalten werden müsse: Kaiser Ferdinand, der schon in Innsbruck zweimal habe abdanken wollen, sei nun nicht länger zu halten, Erzherzog Franz Karl werde auf die Nachfolge verzichten, Erzherzog Franz Joseph werde die Regierung übernehmen; er sei durch die vorangegangenen Ereignisse nach keiner Seite hin gebunden und habe daher vollkommen freie Hände, um Österreich einer neuen Zukunft entgegenzuführen.

Ich kann es nicht schildern, welchen Eindruck diese Eröffnung auf uns alle machte, Stadion allein ausgenommen, der ohne Zweifel früher in das Geheimnis gezogen war. Der erste, der nach einer beklemmenden Pause das Wort ergriff, war der Kriegsminister. „Ja, so ist's recht,“ sagte Gordon, „das Heer braucht in der jetzigen Zeit einen Herrn, der sich sehen

lassen kann.“ Nun fand auch der bedächtige Kraus Worte, um seiner Meinung Ausdruck zu geben. Er sprach in entgegengesetztem Sinne, als sein Collega vom Kriege. „Das ist denn doch eine sehr bedenkliche Sache,“ meinte er; „bei dem jetzigen Kaiser weiß man, woran sich zu halten; aber ein junger Herr, der neu in die Geschäfte eintritt, — wer kann voraussagen, wie er sich in dieser ernstesten Lage benehmen wird, wie man mit ihm auskommen wird?“ Schwarzenberg suchte Kraus' Besorgnisse zu beschwichtigen. „Übrigens“, fügte er bei, „ist an der Sache nichts zu ändern; der Regierungswechsel ist in den Allerhöchsten Kreisen beschlossene Sache, und dem Ministerium bleibt nichts übrig, als zu berathen, in welcher Weise dieser Entschluß in Ausführung zu bringen sein wird.“ Damit war die Thatsache festgestellt; von keinem der anderen Minister wurde eine Billigung ausgesprochen oder ein Zweifel erhoben, und es wurde somit sogleich begonnen, die Modalitäten dieser fundamentalen Änderung der politischen Lage in Erwägung zu ziehen.

Nach den Hausgesetzen war ein kaiserlicher Prinz mit dem achtzehnten Jahre regierungsfähig, Erzherzog Franz Joseph hatte am 18. August 1848 dieses Lebensalter erreicht, von dieser Seite bestand also kein Hinderniß. Sodann die Manifeste. Sollte die Thronentsagung, die Verzichtleistung, die Thronbesteigung in einer und derselben Urkunde erklärt werden? Oder sollte jeder dieser Acte von einer besonderen Kundmachung begleitet sein? Oder endlich, sollten Kaiser Ferdinand und Erzherzog Franz Karl ein gemeinschaftliches, der neue Kaiser ein besonderes Manifest erlassen? Ferner: Wer sollte in das Vertrauen gezogen werden? Sollten die Mitglieder der kaiserlichen Familie außer den unmittelbar betheiligten fünf Personen — Kaiser und Kaiserin, Franz Karl und Sophie, Franz Joseph — in vorläufige Kenntniß gesetzt oder erst im letzten Augenblicke dem Acte selbst beigezogen werden? Von anderen Persönlichkeiten stand Fürst WindischGrätz außer Frage: er war ja von der kaiserlichen Familie selbst und zwar schon seit den Märztagen in dieser Angelegenheit wiederholt berathen worden. Aber Radeky, der Verdienteste unter den Verdienten, durfte man ihn von der Mitwissenschaft eines so einschneidenden Actes ausschließen? Doch wieder von der andern Seite: könne man ihn, der in Italien für sich allein eine Armee sei, von seinem Posten, wenn auch nur auf kurze Zeit abrufen? Ihn auf schriftlichem oder auf mündlichem Wege auf eine so weite Entfernung in Kenntniß dessen zu setzen, was ja doch noch nicht wirklich geschehen war, schien auf keine Weise gerathen. Und Jellacic, der ritterliche Banus, der den Schein des Hochverrathes nicht gescheut hatte, um zu thun, was nach seiner loyalen Überzeugung Ungarn gegenüber allein die Monarchie retten konnte, durfte er übergangen werden?

Solcher Fragen gab es noch hundert andere, die alle gelöst sein mußten, ehe man an die Ausführung schritt. Der Ministerrath beschäftigte sich damit täglich, ja man kann sagen stündlich. Dazwischen die anderen Geschäfte, die uns bald nach Wien, bald nach Kremsier riefen, so daß wir in dieser Zeit fast ebenso viel auf der Reise, als in Olmütz waren. Mehr als einmal geschah es, daß wir uns, wenn während der Eisenbahnfahrt eine Pause eintrat, weil ein anderer Zug abgewartet werden mußte, vom Stationschef ein Zimmer aufsperrren ließen und hier improvisierte Berathung hielten. Bei einer dieser Gelegenheiten war es, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, daß der Beschluß gefaßt wurde, den Baron Kulmer, den politischen Freund und Berather des Banus Jellačić, mit in das Ministerium aufzunehmen.

Trotz dieser unablässigen Thätigkeit zog sich die Angelegenheit, weil immer neue Fragen auftauchten, gleichwohl in die Länge. Andererseits ließ es sich, da der Reichstag in Kremsier bereits zusammentrat, nicht länger aufschieben, das neue Ministerium vor die Öffentlichkeit treten zu lassen. Mit der Zusammenstellung des Programms wurde ich betraut, die verschiedenen Minister übergaben mir schriftlich ihre Vorschläge und Wünsche, namentlich Stadion, Kraus, Bach, Bruck; einige dieser Elaborate befinden sich noch heute unter meinen Papieren. Ich befand mich damals in Kremsier, wo mir Jelen eine sehr hübsche und dabei wohl gelegene Wohnung — gerade gegenüber dem Residenzschlosse, bei dem fürst-erzbischöflichen Guts-Director — ausgesucht hatte; auch für Amtsräumlichkeiten meines Ministeriums war gesorgt. Da traf mich ein Telegramm des Fürsten Schwarzenberg aus Olmütz: „Sie werden gebeten, mit den bewußten Schriften sogleich hieher zu kommen.“

Am 21., einem Dienstag vormittags, fuhr ich per Achse nach Olmütz ab. Mein Reisegefährte war Dr. Franz Schmitt. Schmitt war in Wien der erste Präsident des Reichstages gewesen; jetzt war er wieder einfacher Abgeordneter, seines Berufes Advocat in Wien, ein sehr freundlicher, zuvorkommender Herr, mit dem ich mich unterwegs sehr gut unterhielt. Es war ein alter Kasten von Kutsche, in der wir fuhren, auf dem Bock ein hana-kischer Bursche. Auf der Chaussee, in der Nähe von Dub mit seiner stattlichen, weithin sichtbaren Kirche, kam uns ein Fuhrmannswagen entgegen; unser Kutscher wollte ausweichen, that es aber so ungeschickt, daß der Lastwagen mit seiner ganzen Schwere an unsere Kutsche anfuhr, so daß alle Stränge der Pferde rissen. Unser Kutscher machte sich daran, das Lederzeug mit Spagaten und Strickeln zusammenzubandeln. Da wir aber einsahen, daß das Zeug doch nicht halten würde, begab ich mich in das nahe Dorf, um

uns eine einfache Britschka zu verschaffen, was ich in der Wirtsstube abwarten wollte. Es war ein reinliches Zimmer; der Patriarch des Hauses, auf eine Bank hingestreckt, hielt eben sein Nachmittagsschläfchen, aus welchem er durch mein Erscheinen aufgeweckt wurde; an einer schwarzen Tafel sah ich mit weißer Kreide (also nicht „schwarz auf weiß“, sondern umgekehrt) die Wirtshauschuldner verzeichnet, darunter einen „Brauner“ mit 3 fl. 24 kr., einen „Smolka“ mit 2 fl. Die würdige Hausfrau suchte mir durch Gespräch die Zeit zu vertreiben, wobei ich mir mit meinem lückenhaften Böhmisch ziemlich gut durchhalf. Das halbe Stündchen, das ich in dieser Art zubrachte, die ländliche Stille, die mich umgab, der Eindruck des Ruhigen und Geordneten, das in dem Hofe herrschte, that mir in dieser arg bewegten und erregten Zeit und bei meinem jetzt so ruhelosen Leben so behaglich wohl, wie ich gar nicht sagen kann — es war für mich eine Idylle.

Gegen vier Uhr nachmittags hielten Schmitt und ich auf unserem Bauernwägelchen unseren Einzug in Olmütz.

* * *

Am selben Tage war endlich die längst erbetene Enthebung W e s s e n b e r g's von seinem Posten erfolgt. Der Kaiser ließ ihm als Zeichen dankender Anerkennung seiner treuen und opferwilligen Dienste das Großkreuz des St. Stephans-Ordens, nach dem Goldenen Blicke die höchste Auszeichnung für Personen von Civil, überreichen; Wessenberg lehnte entschuldigend ab, — weil er das gleiche Großkreuz bereits vor dreiundreißig Jahren, gleich nach dem Wiener Congresse, erhalten hatte. Schnitzer solcher Art kamen in jener Zeit, wo viele homines novi in den Ämtern waren, die mitunter ohne die Wiener Voracten und Behelfe arbeiteten, noch manche vor. So war einem Bürgermeister im Marchfelde, der sich in den Zeiten der Revolution als gesinnungstüchtig und thatkräftig bewährt hatte, die große goldene Medaille mit der Kette zugesprochen worden; der Tag der feierlichen Übergabe war da, und der zu Betheilende erschien — mit der großen goldenen Medaille an der Kette um den Hals, die er für seine Verdienste schon vor Jahren erhalten hatte . . .

Am 22. fuhr ich mit den Ministern nach Aremfier, wo wir von J e l e n mit einem Frühstück empfangen wurden. Darauf in die schöne St. Mauritius-Kirche: der Reichstag sollte in dem „mährischen Rom“ tagen, und es war daher in der Ordnung, daß er mit einem Heiligen-Geist-Amte eingeleitet wurde. Ich sah viele meiner Freunde vom Centrum wieder, sie gratulierten mir zu meinem Eintritt in das Ministerium — Ein und der Andere wohl mit etwas süßsaurer Miene — und trugen mir mitunter allerhand Anliegen

vor. Am besten Willen, sagte ich bei mir, soll es mir gewiß nicht fehlen; aber an Geschicklichkeit, an Kraft, an Ausdauer?! Der Himmel gebe es!

Nun gieng es in den Reichstagsaal, wo das erste Geschäft die Präsidentenwahl war. In Aussicht genommen waren Strobach und Smolka, jener von den Böhmen und dem Centrum, dieser von den Polen und der Linken. Die von der Linken waren fast alle am Platze; sehr begreiflich, weil sie, so wenig sie anfangs von Kremfier etwas hatten hören wollen, sich unter den jetzigen Umständen nirgends sicherer fühlten als im Reichstag; hingegen vom Centrum und von der Rechten waren noch viele abwesend. Beim ersten Wahlgang fielen 122 Stimmen auf Strobach, 121 auf Smolka, daneben einige auf Willersdorff, Schmitt, Schuselka. Es mußte ein zweiter Wahlgang erfolgen, und jetzt erhielt Strobach 124 Stimmen, Smolka aber 131 Stimmen. Smolka war somit Präsident; das Centrum und die Rechte hatten eine Niederlage erlitten, und das war kein gutes Zeichen für die Wiedereröffnung der Verhandlungen. Jelen telegraphierte nach Prag: „Heute wurde Smolka von den abwesenden böhmischen Abgeordneten zum Präsidenten gewählt.“ Das Ministerium war bestürzt, in düsterer Stimmung nahmen wir bei Jelen das Mittagmahl ein und fuhren dann nach Olmütz zurück. Am peinlichsten war der kaiserliche Hof davon berührt, an der Spitze des Kremfierer Reichstages, von dessen Haltung so viel abhieng, den „October-Präsidenten“ sehen zu müssen; beim Thee der Erzherzogin Sophie herrschte an diesem Abend tiefe Niedergeschlagenheit.

Übrigens war, von dieser politischen Bedenklichkeit abgesehen, Smolka als Präsident ebenso ausgezeichnet als Strobach. Beide waren geschickt und gewandt, beide umsichtig und fest; Parteilichkeit für seine politischen Freunde oder gegen seine politischen Gegner konnte man keinem von Beiden vorwerfen.

* * *

Meine Ausarbeitung der ministeriellen Programmrede hatte ich bereits abgeliefert. Sie wurde von Schwarzenberg in der Form und dem Ton, den ich ihr gegeben, nicht acceptiert; er gab sie seinem Präsidialis Hübner zum Umguß. Wenn ich mir heute die Sache überlege, muß ich dies begreiflich finden. Ich konnte eine gute Rede halten, ich war nicht ungeschickt im schriftlichen Aufsatz, sei es juristischen oder politischen Charakters; aber eine Staatschrift, mit der sich die obersten Rätke der Krone vor der Öffentlichkeit einführen sollten, lag außer dem Bereiche meiner bisherigen Erfahrung und Übung. Was mir fehlte, besaß Hübner durch seine mehrjährigen Dienste in der Diplomatie im vollen Maße. In der Sache selbst hat er an meinem Aufsatze gewiß weder etwas geändert, noch neu hinzugethan, vielleicht ein und das andere übergangen; aber im Ausdruck hat er wohl nicht einen

Satz unverändert gelassen. Ich besitze von meinem Aufsatze nur Bruchstücke und kann daher keinen Vergleich anstellen. Jedessfalls hat Hübner seine Aufgabe vorzüglich gelöst.

Das Ministerium mußte von jetzt an für längere Zeit seinen bleibenden Sitz in Kremsier nehmen; denn die Arbeiten des Reichstages begannen. Ich befand mich in meiner neuen Wohnung sehr wohl, ich hatte nur wenige Schritte in das fürst-erzbischöfliche Palais, wo der Reichstag seinen Sitz und die meisten Minister ihre Wohnung und ihre Kanzleien hatten; und ebenso hatte ich nur wenige Schritte in den herrlichen, ausgedehnten Park, den die March durchfließt. Nächst einem der Ausgänge desselben ins Freie befindet sich ein langes Gebäude, an der Front in antiker Weise mit Säulen geziert, so daß man es für einen griechischen Tempel halten konnte; wenn man aber hineintritt, zeigt es sich als eine Meierei mit den Stallungen für das Rindvieh, alles sehr schön und rein gehalten. Dahin kamen wir öfter auf unseren Spaziergängen und hatten unsere Freude an dem prächtigen Aussehen der Thiere. In einer kleinen Abtheilung befanden sich die jüngeren Kälber; Bach machte sich den Scherz und meinte: „Das ist ja die Aula.“ Der große, feiste Stier aber wurde von boshaften Leuten „der Fütter“ genannt, und diese Bezeichnung wurde schnell volksthümlich. Man hat mir erzählt, es sei eines Tages ein Fremder nach Kremsier gekommen und habe gefragt, ob er „den Fütter“ sehen könne? „Eben ist die Zeit, wo er gefüttert wird“, wurde ihm geantwortet.

Am 26. morgens schrieb ich eben einen Brief an meine Frau in Prag, als ich auf der Treppe zu meiner Wohnung vielfache Schritte und Säbelgeklirr vernahm. Ich hatte damals die Unart, mich nicht gleich für den Tag anzuziehen, sondern bis zu der Zeit, wo ich ausgehen sollte, in Schlafrock und Commodestiefeln zu bleiben. Es wurde geklopft, ich konnte nicht anders als „Herein“ rufen, und da waren die Officiere der Garnison, an ihrer Spitze der Major des Places; sie hatten die Kunde bei den Ministern gemacht und kamen nun auch mir als „Unterrichts-Minister“ ihre Aufwartung zu machen. Ich befand mich in der größten Verlegenheit, ich bat um Entschuldigung, daß sie mich in solchem Anzuge trafen, und wurde noch mehr befangen, als der Major mich als „Excellenz“ ansprach. Ich deprecierte, allein es half nichts; der Major ließ sich einmal die „Excellenz“ nicht nehmen. Ich hatte diesen Titel schon einmal, auf unseren Fahrten im Extrazug von Kremsier nach Wien, von einem Eisenbahnbeamten erhalten.

Am 27. November erschienen sämtliche Minister vor dem versammelten Hause. Fürst Felix Schwarzenberg betrat die Rednerbühne, tiefe Stille

herrschte im Saale, und er begann zu lesen. Das Papier zitterte in seinen Händen, denn obwohl er gar nicht so alt war, waren seine Hände derart geschwächt, daß seine Schriftzüge lauter Zickzacklinien bildeten. Auch in seinem Antlitz und in seiner Stimme merkte man die Befangenheit eines Mannes, der auf den Schlachtfeldern Italiens unerschrocken den Kanonen gegenübergestanden hatte, der aber jetzt zum erstenmal vor einem bürgerlichen Senat zu sprechen hatte. Er war blässer als gewöhnlich, er las unsicher und anfangs fast nur vernehmbar, weil im Saale alles den Athem anhielt, so daß man eine Stecknadel fallen hören. Allein bald wurde es lebendig und laut; denn jetzt trug er Sätze vor, die Allen willkommen waren. „Wir wollen die constitutionelle Monarchie, begründet auf der gleichen Berechtigung und unbehinderten Entwicklung aller Nationalitäten (Allgemeiner Beifall), sowie auf der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze (Allgemeiner Beifall), gewährleistet durch Öffentlichkeit in allen Zweigen des Staatshaushaltes (Allgemeiner Beifall), getragen von der freien Gemeinde und der freien Gestaltung der Ländertheile in allen inneren Angelegenheiten (Allgemeiner Beifall), umschlungen von einem gemeinsamen Bande einer kräftigen Central-Gewalt“ (Allgemeiner Beifall). Damit war das Eis gebrochen. Schwarzenberg's Vortrag wurde mit jedem Satze sicherer, seine Stimme hob sich, als immer neue und neue „Bravo“ und Beifallssalven ertönten. In der That konnte jede Partei aus dem Vortrage des Minister-Präsidenten für sich nach Hause tragen, was ihr am meisten am Herzen lag: die Rechte die „Gleichberechtigung der Nationalitäten“, das Centrum die „Kräftigung der Central-Gewalt“, die Linke die „Sache der Freiheit“, die das Ministerium, wie es in der Rede hieß, „zu der seinigen machen werde“.

Nun gieng der Vortrag zu den einzelnen Hauptfragen über. Die äußerste Linke hatte sich wohl auf eine Strafpredigt gefaßt gemacht, allein „die beklagenswerten Ereignisse“ und die Nothwendigkeit eines „Ausnahmiszustandes in Wien“ wurden nur schonend berührt, und die Zusagen daran geknüpft, diesem Zustande „so bald es die Verhältnisse gestatten“ ein Ende zu machen. Die italienischen, dann die ungarischen Angelegenheiten kamen an die Reihe; die festen und entschiedenen Erklärungen der Regierung wurden mit großer Aufmerksamkeit angehört, doch ohne Beifallsbezeigung, als wären dies zu heikliche Punkte. Zuletzt die deutsche Frage und die Verhältnisse im allgemeinen, und jetzt gab es wieder einen Beifall nach dem anderen: Österreich werde zuerst seine eigene Verfassung in Ordnung bringen und dann seine Verhältnisse zu Deutschland regeln; das Ministerium werde nach allen Seiten die Interessen und die Würde Österreichs wahren und keinerlei beirrenden Einfluß von außen auf die unabhängige Gestaltung unserer inneren

Verhältnisse zulassen (Bravo, Bravo, Bravo!). Als Schwarzenberg seinen Vortrag schloß und von der Rednerbühne auf seinen Ministerstiz zuschritt, gab ihm großer, anhaltender Beifall von allen Seiten des Hauses das Geleite. Das Ministerium hatte gesiegt, und zwar in einer glänzenden Weise.

13.

Die zweite hochwichtige Angelegenheit näherte sich nun ihrem Abschlusse. Am 1. December abends befanden wir uns bei Schwarzenberg zu einer letzten Verathung; alle erforderlichen Urkunden waren ins Reine geschrieben, die auszugebenden Manifeste lagen in der Druckerei zum Abziehen bereit. Nur über einen Punkt hatte der Minister-Präsident noch im letzten Augenblicke ein Bedenken. Die Verathung war geendet, es war spät an der Zeit, man suchte nach Überzieher, Hut und Stock. Fürst Schwarzenberg als Hausherr stand soldatisch gerade in der Mitte des Zimmers, um seine Gäste zu verabschieden. Da erhob er seine Stimme: „Also meine Herren, wie soll es sein: „Franz Joseph“ oder „Franz“? Ich, bereits im Abgehen begriffen, machte auf diese Ansprache kehrt und kam so gerade vor den Fürsten zu stehen, so daß er die letzte Frage gleichsam an mich richtete und ich ihm erwiderte: „Oh, ich bitte sehr: nicht „Franz“ allein!“

Dieses eine Wort richtig aufgefaßt, wird sich der geneigte Leser gegenwärtig halten müssen, welche Begriffe und Gefühle sich damals an den Namen des vorletzten Kaisers knüpften: Metternich und Sedlnitzky, Absolutismus und Censur, alles das repräsentierte damals der Name „Kaiser Franz“, und alles das kam mit diesem Namen in Erinnerung und wurde, so hatte man die Empfindung, durch diesen Namen wieder heraufbeschworen.

„Also ‚Franz Joseph‘!“ sagte Schwarzenberg, da niemand anderer das Wort ergriff, und gab uns freundlichen Nachtgruß. Dieser kurze Satz gab aber, wie ich nachträglich aus Hübner's Memoiren ersehen habe, schwere Arbeit. Denn alle Reinschriften waren auf den Namen „Franz der Zweite“ abgefaßt, die Manifeste standen auf den Namen „Franz der Zweite“ im Satz: binnen zehn*) Stunden — denn für den morgigen Tag war der feierliche Act bereits angelegt — mußte über Nacht alles neu abgeschrieben, mußten von den Setzern in der Druckerei die nöthigen Änderungen angebracht werden.

* * *

Endlich war er da, der zweite December 1848, und alles begab sich gegen acht Uhr vormittags in die fürsterzbischöfliche Residenz. Von Uniformen war bei Beamten damals keine Rede, der schwarze Frack mußte

*) Hübner schreibt: „binnen vierundzwanzig Stunden“; das ist ein lapsus memoriae sive calami.

bei allen feierlichen Gelegenheiten dienen. Wenn ich nicht irre, war es Herr v. Thinnfeld, mit dem ich die große Treppe hinaufstieg, durch die schon dicht gefüllten Vorfälle hindurch, in den großen Saal, wo das folgenschwere Ereignis vor sich gehen sollte. Ich war aber nicht lange darin, als man mir bedeutete, ich könne nicht da bleiben, da in dem für den feierlichen Act vorbereiteten Protocoll mein Name nicht aufgenommen sei. Es waren darin nämlich außer den fünf Hauptpersonen nur die Erzherzoge und Erzherzoginnen, die wirklichen Minister, dann WindischGrätz und Jellačić, endlich Hübner als Protokollführer namhaft gemacht. So gieng ich denn in die Vorfälle zurück, wo der Hofstaat, Graf Leopold Lažansky, der Olmüher Kreishauptmann Graf Mercandin, die Generale und höheren Officiere, die Spitzen der Behörden u. versammelt waren. Auf allen Gesichtern waren Erwartung, Neugierde, Spannung zu lesen. Der älteste Prinz des Feldmarschalls Rittmeister Prinz Alfred WindischGrätz begrüßte mich und fragte: „Ja, wozu hat man uns denn hierher beschieden?“ Ich erwiderte ausweichend, als ob ich nichts wüßte oder nichts sagen dürfte. Er selbst wußte es durch seinen Vater ganz gut; aber so unverbrüchlich wurde das Stillschweigen beobachtet, daß man selbst gegen solche, von denen man voraussetzen konnte, sie seien in das Geheimnis gezogen, den Unwissenden spielte. Ich habe früher angedeutet, daß selbst von der kaiserlichen Familie nur die unmittelbar beteiligten Glieder in das Geheimnis gezogen waren, von sämtlichen anderen Erzherzogen und Erzherzoginnen wußte es keiner. Erzherzog Karl Ferdinand trat auf den Kriegsminister zu: „Sagen Sie mir, was ist denn eigentlich los, daß man uns zu so früher Stunde hierher bestellt hat?“ „Belieben sich Euer kaiserliche Hoheit nur eine kurze Weile zu gedulden, es wird sogleich offenbar werden.“

Für uns draußen vergieng etwa eine halbe Stunde, da wurden die Flügelthüren des großen Saales angelweit aufgethan und alles drängte sich hinein. Die Allerhöchsten Herrschaften hatten sich bereits zurückgezogen, einige Erzherzoginnen mit verweinten Gesichtern entfernten sich eben durch die entgegenstehende Thüre. Nachdem sich alles im Saale versammelt hatte und Ruhe eingetreten war, ergriff Fürst Schwarzenberg das Wort und verkündete mit tief bewegter Stimme: „Se. Majestät Kaiser Ferdinand I. hat dem Thron entsagt, Erzherzog Franz Karl hat auf die Nachfolge verzichtet, Kaiser Franz Joseph I. hat den Thron bestiegen.“ Der Eindruck, den diese Worte auf alle machte, die nicht schon früher davon wußten, läßt sich nicht beschreiben; tiefer, nachdenklicher Ernst zeigte sich bei den Einen, Thränen der Rührung feuchteten die Augen der Andern. Denn diese gedachten Ferdinand des Gütigen, gedachten der Liebe,

die er seinen Völkern gewidmet, und wie grausam und undankbar es ihm seine Wiener vergolten hatten; jene aber mochten denken, was Baron Kraus damals im Ministerrath gesagt hatte: „Wer kann wissen, was da kommen wird!“ . . .

* * *

Unmittelbar nach geschehener Verkündigung wurden die Minister, ich mit ihnen, vor den neuen Kaiser berufen. Er machte einen ungemein gewinnenden Eindruck und zeigte bei all' seiner Jugend eine Ruhe und Sicherheit, die zu bewundern war. Fürst Schwarzenberg stellte uns vor, der Kaiser sagte zu jedem bloß kurz: „Ich empfehle Ihnen das Ministerium des Innern!“ „Ich empfehle Ihnen die Angelegenheiten der Justiz!“ zc. Von den acht Personen, welche auf diese Art als die allerersten die Gnade genossen, von dem neu antretenden Monarchen empfangen zu werden, lebt heute nur einer: der Schreiber dieser Zeilen!

Es war für uns andere höchste Zeit, nach Kremsier zu fahren. Denn dorthin war telegraphiert worden: das Ministerium habe eine wichtige Eröffnung zu machen, der Präsident werde ersucht, eine außerordentliche Sitzung für 12 Uhr mittags einzuberufen. Inzwischen wurde es für uns nahezu ein Viertel nach 11 Uhr, ehe wir von Olmütz aufbrechen konnten; auf dem Bahnhof konnte es auch nicht sogleich losgehen, und so war es ein Uhr vorbei, ehe wir nach Hullein kamen, wo wir noch per Wagen nach Kremsier zu fahren hatten. Dort hatte Smolka richtig die Sitzung für Glocke zwölf einberufen und hatten sich die Abgeordneten in der größten Spannung und Aufregung eingefunden. Denn viele dachten wohl an eine Auflösung des Reichstages oder an eine etwa octroyierte Verfassung; den compromittierten Mitgliedern der Linken schwebte etwas von einer Auslieferung an die Gerichte vor. Doch es wurde halb eins, es wurde eins, es wurde halb zwei, und noch immer war kein Minister zu sehen. Unter den Abgeordneten herrschte Ungewissheit, Ungeduld, und jetzt auch schon Ärger, wie man sie herbestellen und bei zwei Stunden warten lassen könne; einzelne giengen in ihrer Unruhe aus dem Saal hinaus, dann wieder in den Saal zurück. Schon waren viele überdrüssig und wollten das Gebäude verlassen, im Präsidium sprach man davon, die Sitzung zu vertagen, als es nahezu zwei Uhr hieß: „Die Minister sind da!“ Nun eilte alles auf seine Plätze, die Spannung, was da erfolgen werde, erreichte den höchsten Grad.

Fürst Schwarzenberg bestieg die Tribüne und begann bei lautloser Stille im Saale mit den Worten: „Meine Herren, heute ist ein hoher, ein welthistorischer Act vor sich gegangen!“ und begann nun das in Olmütz aufgenommene Protokoll herabzulesen. Als er nach einer

langen Einleitung zu dem Satze kam: Se. Majestät Kaiser Ferdinand habe den Entschluß gefaßt, seine Krone niederzulegen, da gieng es durch den Saal, wie ein großer, aber halb erstickter Seufzer; ich habe aus den Bänken der Rechten ein stilles „Jeziš Maria“ vernommen — mir schien, Tomel sei es gewesen —, ich habe es gesehen, wie dieser und jener die Hände zum Gebet faltete, es war ein ängstlich ergreifender Moment! Nach und nach kam wieder mehr Leben in die Versammlung. Die Stelle von der Thronbesteigung Franz Joseph des Ersten laß Schwarzenberg mit erhöhter Stimme und jetzt brach die Versammlung in lauten Beifall und Hochrufe aus. Es folgte das Abtretungs-Manifest des scheidenden und des antretenden Kaisers; in letzterem wurden besonders jene Stellen lebhaft beklatscht, wo er seinen entschiedenen Willen aussprach, den Forderungen der Zeit und des Fortschrittes zu entsprechen, Hand in Hand mit dem constituierenden Reichstage zu gehen. Die Freude, der Beifall, der Enthusiasmus steigerten sich, als in einem weiteren Manifeste das Ministerium, dessen Programm mit so entschiedenem Erfolge aufgenommen worden war, bestätigt wurde; und vielleicht mir allein zwang es ein vorübergehendes Lächeln ab, als der neue Kaiser die Erwartung aussprach, das Ministerium werde „mit gleicher Thätigkeit und Treue wie bisher“ fortfahren, — ein Ministerium, das erst ein paar Tage alt war und noch nichts in die Welt hinausgeschickt hatte, als sein Programm! Es folgte der kaiserliche Gruß an den Reichstag, zuletzt die Ernennung des Baron Kulmer zum Minister ohne Portefeuille, was besonders aus den Bänken der Rechten mit lebhafter Freude begrüßt wurde.

* * *

Schwarzenberg hatte geendet. Er verließ die Rednerbühne und gieng zu seinem Ministerstuhl zurück, von lautem, anhaltendem Beifall begleitet. Nachdem die Ruhe einigermaßen hergestellt war, sprach der Reichstags-Präsident: „Meine Herren, nehmen wir diese hochwichtige Mittheilung entgegen mit dem einstimmigen Rufe: Es lebe der constitutionelle Kaiser und König Franz Joseph!“ Die ganze Versammlung erhob sich mit den Rufen Hoch! Vivat! Sláva! Mehrere Abgeordnete meldeten sich zum Wort.

Leopold Neumann erhielt es zuerst und beantragte, daß eine Deputation aus dem Reichstage gewählt werde, um in Olmütz sowohl den jugendlichen Monarchen ehrfurchtsvoll zu begrüßen, „zugleich aber Ferdinand dem Gütigen, dem Schöpfer der Freiheit unseres geliebten Österreich den Ausdruck des nie erlöschenden Dankes von Millionen darzubringen.“ Nach ihm schlug Brauner vor, daß für diese Deputation drei Mitglieder aus jedem Gouvernement gewählt werden, und darauf Cajetan Mayer, daß

die Deputation zwei Adressen mitnehme und überbringe, eine Begrüßungs-Adresse für den den Thron besteigenden und eine Abschieds-Adresse für den die Krone niederlegenden Kaiser.

Was mich betrifft, so habe ich nie den Gegensatz zweier Organe in solchem Grade herausgeföhlt wie bei dieser Gelegenheit. Neumann's tiefe, volltönende Stimme wirkte sympathisch, sie war wie geschaffen für die gehobene, feierliche Stimmung, in der sich die Versammlung befand. Nichts aber paßte weniger für diesen Moment als das Organ Mayer's. Mayer war durch und durch Verstandesmensch, und das gab sich auch in seinem Organe kund, das klar, aber scharf und schneidend war und jeder Wärme entbehrte, er sprach logisch zum Verstande, aber nicht zum Gemüthe, das gerade in diesem Momente auf's tiefste bewegt und erregt war.

Indessen wurde Mayer's Antrag, so wie die seiner beiden Vorredner angenommen. Auf Brauner's Antrag bestimmte Smolka fünf Herren für die Abfassung der beiden Adressen; und zwar: Mayer, Leopold Neumann, Schuselka, Brauner und Biemiałkowski, die sich in einem Nebensaale sogleich an ihre Arbeit machten. Um vier Uhr nachmittags traten die Abgeordneten der verschiedenen Gouvernements in besonderen Räumlichkeiten zusammen und wählte jedes seine drei Mitglieder. *)

Am 3. December, 3 Uhr nachmittags erschien die Deputation vor dem jungen Kaiser. Es ließ sich von ihm das gleiche sagen, was früher von dem Fürsten Schwarzenberg gesagt wurde: er hatte, wie Radeky über ihn berichtet, nicht mit der Wimper gezuckt, als in der heißen Schlacht bei Santa Lucia Kugeln wiederholt in seiner Nähe einschlugen. Aber jetzt stand der Jüngling zum erstenmal einem zahlreichen Kreise gereifter Männer gegenüber, die ihn in feierlicher Weise ansprachen und denen er in gleicher Weise entgegenen sollte. Er wußte, was er zu sagen hatte, er hatte es sich wohl überlegt; aber jetzt, da er es ausdrücken wollte, wurde er befangen, während Fürst Schwarzenberg, der hinter ihm stand und kaum einige Tage früher die parlamentarische Feuerprobe bestanden hatte, ungeduldig eine Priese nach der andere nahm. Gleichwohl war aus den Worten des jungen Kaisers zu entnehmen, daß er die Adresse des constituierenden Reichstages mit Vergnügen entgegennehme und daß er wünsche und hoffe, daß das Verfassungswerk

*) Für Nieder-Oesterreich: Brestel, Schmitt, Schuselka; für Böhmen: Palacký, Stark, Strobach; für Galizien: Wierzbicki, Jachimowicz, Smolka; für Ober-Oesterreich: Wiser, Vacano, Lasser; für Steiermark: Wiesenauer, Engelhofer, Gleispach; für Mähren: Hein, Szabel, Mayer; für Syrien: Raf, Allepitsch, Scholl; für das Küstenland: Bitteri, Blach, Spangher; für Dalmatien: Jvichevič, Filippi, Micheli-Vitturi; für Tirol: Klebelsberg, Zwidle, Gredler.

balb vollendet und ihm vorgelegt werden möge, damit er es prüfen und demselben die kaiserliche Sanction ertheilen könne. Dieser letztere Satz mochte manchem der Deputierten des weiland „souverainen“ Reichstages nicht besonders angenehm in den Ohren klingen; allein man beherrschte sich und mit einem dreifach donnernden Hoch endete die Audienz.

Den alten Kaiser fanden die Deputierten nicht, wie sie erwartet hatten, in Olmütz, er war unmittelbar nach der Thronentsagung nach Prag abgereist, und dahin mußten denn auch die Deputierten ihren Weg nehmen. Sie waren in der besten Laune, der Abgeordnete für Berchtoldsdorf (N.-Ö.) ließ sich während der Fahrt das »Šuselka nám piše« vorsingen und lachte im Chor mit den Andern mit. In Prag fand die Deputation seitens der Bürgerschaft freundlichste Aufnahme; dagegen gab es einige Schwierigkeiten auf dem Grabschín. Kaiser Ferdinand wünschte vor allem Ruhe, dafür hatte er sich ja von der Regierung zurückgezogen! Er hatte verboten, Deputationen vor ihn zu lassen, er wollte nur einzelne Personen empfangen. Zulezt ließ er sich doch herbei, für diesmal eine Ausnahme zu machen — es war ja gleichsam sein letzter Regierungsact! —; aber die Herren wurden gebeten, ihre Sache so kurz als möglich zu machen. So geschah es denn auch. Smolka hielt eine nicht sehr lange Ansprache, in welcher er den Kaiser bat, die ehrerbietige Adresse des constituierenden Reichstages entgegenzunehmen, worauf der Kaiser eine noch kürzere Antwort ablas. Damit war der Empfang zu Ende und die Deputation wurde entlassen. Noch denselben Abend trat sie ihre Rückreise nach Kremsier an, wo Smolka in der Sitzung vom 7. über den Erfolg berichtete.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)





Altnordische Dichtkunst.

Von Dr. Richard v. Kralik.

(Schluß.)

Den Mann umschreibt die Dichtung mit seinen Thaten, nach dem, was er gewährt, nimmt oder thut, nach seinem Eigen, daß er hat oder gibt, nach Geschlecht, Vorfahren, Nachkommen. Eigenthümlich ist die Bezeichnung durch Baumnamen, Götter- und Alfennamen zum Lobe, Riesennamen zum Schimpf. Die Frau wird nach Frauenschmuck, Gold, Edelgestein, nach den Getränken, die sie reicht oder gewährt, nach weiblichen Baumnamen, nach den Namen der Asinnen, Walküren, Nornen oder Disen bezeichnet. So besingt z. B. Hallarstein eine Fürstin: „Wald der Biergefäße! ich, gewohnt des Werkes, glättete dir mit dem Bimssteine der Dichtung die Giebel des weiten Gebäudes meiner Strophen.“ Baum der Güter, Balken des Flußfeuers, Säule des Flußmondes, Stütze des Meergebeines, Walküre des Methes, Birke, Eiche der Güter, Linde des Leins heißt die Frau sonst bei den Skalden, der Mann: kriegsstarker Ulmbaum des klingenden Erzregens, Sperberbaum der Waffen, der Kämpfe, der Fahrten und Arbeiten, der Schiffe, Reiß der Erde, Balken des Mordzweiges, Hain des Schildschadens, Bug des Schiffes, Eschenbaum des Odhinsregens, Brombeerstrauch des Schwertsieges, schrecklicher Kriegsstab, junger Dorn der Schätze, Erreger der Adlergier.

Der Kampf heißt in der Dichtersprache: Wetter der Waffen oder Schilde oder Odhin's oder der Walküren, oder der Heerkönige Lärm und Getöse. So sagt Hornklofi: Der König der Speere erregte Sturm mit den Mannen, da die Vögel der Wunden rauschten, im Getöse der (Walküre) Skögul; rothe Wunden spieen Blut. So Bersi: Als wir jünger waren, schien ich als Feuer den Bäumen der Gund (Helden) sehr tauglich zu Hlatla's (der Walküre) Sturm. Dies war ehemals gesagt. So Eyvind: Und jener Held trug in „Har's Wetter“ das graue Gewand des Wolfes. So Einar: Der kühne Fürst läßt in dem Segel der Hild den ungestüm rauschenden Wind der Göndul blasen. Das Schwert schreit, wo der Hagel der Bogensehne niedergeht. Ein anderes Beispiel: Die Feinde des Fürsten erlagen unter den Krallen des Adlers im Getöse Göndul's.

Waffen und Heerkleid soll nach der Schlacht, nach Odhin, nach den Walmaiden und Heerkönigen bezeichnet werden. Die Schilde werden (wegen

ihrer Befestigung an Bord der Schiffe) Sonne, Mond, Laub, Blitz oder Gürtel der Schiffe genannt. Der Schild heißt auch Schiff Uller's. Auf den alten Schilden war es gebräuchlich, den Rand, der Baug genannt war, zu bemalen, und von diesem Baug werden auch die Schilde so genannt. Die Hieb Waffen, Äxte oder Schwerter heißen Feuer des Bluts, der Wunden oder Beiner, Feuer Odhin's, die Äxte werden durch Namen von Niesinnen bezeichnet, Stichwaffen durch Schlangen und Fische, Schießwaffen werden mit Hagel, Regen oder Sturm umschrieben. Beispiele:

Die Männer, tragend die Hüte des Hängegotts (Helme),
 Zögerten, vom Hügel herabzusteigen,
 Denn es schien ihnen nicht vergnüglich,
 So große Gefahr zu bestehen.

So Tindr: Als der Widur der Brünne gezwungen ward, das hängende, klingende Gewand Rode's abzuwerfen, unnütz durch die zerbrochenen Ringe, da wurden die stürmischen Meerrosse (Schiffe) zerstört. — So Hallfred: Der stark tosende Hagel der Waffen Egil's tönt hart aufstoßend auf Hamder's Gewande der Bäume (Männer) des Meerthieres (Schiffes). Oder: Daher geschieht es, daß Sörle's glänzende Gewande vom Blute roth werden, wegen des Regens der Wundenerze. Dies hab' ich sicher erfahren. — So Grettir: Die Helden, die die Zelte der Plakka (die Schildburg, Testudo) herausstrugen, stießen mit Nasen und Bärten zusammen, den Sturm der Wand der Hild (der Schilde) erregend. So Einar: Es mangelt nicht der Reden der Augen von Od's Gemahlin dem Eis des Daches Rode's. Das heißt, es wird Gold (Freia's Thränen) und Silber auf Schilden zur Vertheilung gebracht. Oder: Des heiligen Olaf's Geschlecht röthet zur See das Feuer der Schiffssonne (die glänzenden Schilde); die Wölfin, leichengierig, folgt rasch den Spuren der Adler. So Ref: Dieser frohe Tag leuchtete, an dem die Sender des Handfeuers (die Goldvertheiler, die Fürsten) mir den herrlichen Mond des Schiffsschnabels (einen schönen Schild) auf den Ringgalgen (Arm) hängten. Oder: Der beherzte Erreger des Gergetöses durchbohrte den Wall (Baun, Gürtel) des Schiffes, den schön bemalten (nämlich den Schild), wie Birkenrinde; wild war er in der Schlacht. Oder: Die Stürme des Ullerschiffs (des Schildes) wüthen heftig um den Fürsten. So sagt Rormak: Die Schlacht wüthete, als der Nährer des Rosses der Grid, der den Kampf erregte, vortrat, Gaut's (Odhin's) tönendes Feuer (Schwert) tragend. So Ulf Uggason: Die vollkräftige Hild der Berge (Wind?) ließ den Sleipnir des Dzeans (das Schiff) vorwärtsgehen; aber die Wölfe des Helmfeuers (des Schwertes) von Hropt's Gefolge warfen das Ross um. Einar singt: Vom rathgewandten Fürsten bekam ich das Eis rother Schilde (Schwert) mit Freia's Wangenthau

(Gold) besprengt. Wir führten in der Hand den Schaden des Schildes (das Schwert). Oder: Jene, die auf dem Thier von Revil's Erde reiten (das sind die Seemänner), können deutlich sehen, wie die Drachen (Schiffe) liegen, zerhaut von der Schärfe der Riesin des Helmes (von der Art). Ref sagt: Meine starke, wilde Waldschlange (Spieß) weiß wohl in den Händen der Männer zu glänzen, wenn Helden zusammenkommen.

Die Pfeile werden Hagel des Bogens oder des Strangs oder der Schlacht genannt, z. B. bei Einar Sklaglam: Der Gott des Krieges schüttelte tapfer den Hagel der Bogen ab von den Segeln der Flakka (den Schilden); der Held, nicht schonend des Schwertes, sorgte für das Leben der Wölfe (durch die Todten). Oder Hallfred: Und nicht konnten die Gewande der mächtigen Hild, die aus Eisen genähten, die Helden, die den Hunger des fleischfressenden Vogels (des Geiers) stillen, vor dem Hagel des Stranges vertheidigen.

Die Schlacht heißt Odhin's Wetter, oder Wetter Widrer's oder der Hetelinge.

Das Schiff wird gekennzeichnet als Ross oder Thier, oder Schlittschuh der Seekönige, oder der See oder ähnlich; z. B. bei Hornklofi: Der königliche Zerstörer des gelben Wogenpferdes, an Alter noch ein Knabe, ließ mit gutem Glück die Schiffsschnäbel ins Meer stoßen. So sagt Erringar-Stein:

Obwohl das ganze Volk aus dem Süden
Dem Skalden sagt, es sei Krieg,
Beginnen wir froh unsere Fahrt und belasten
Geiter's Mähre (Schiff) mit Steinen.

Oder: Smei's Sohn, stark im Siege!

Smeid's Renntiere (Schiffe), die seitenlangen,
Führtest du den Feldweg Sölse's (das Meer).

Thord Sjareksson häuft vier Umschreibungen des Schiffes in einer Strophe: Das Pferd des Seitenbords wurde vom Nordwind, der Sigga umweht, gestrichen; der Wind jagte den Klingfuß des Gylfelandes gegen Süden über Numar. Dann aber verließ der Läufer des Seeräuberswegs Römt und Agdir, der Hengst des Seebaums (Mastbaums) rannte im Lauf an Listi vorbei. Ähnlich Markus: Der Bär der Wirbel (Schiff) durchzog die schneeigen Hügel des Schlangenbusens mit großem Anlauf; der Gewaltige durchlief die weißen Gipfel der Wogenwale; der Knirscher des Meerschaaums beschritt die alten Fußsteige der Schiffe, der Beß, gegen Stürme ankämpfend, zerriß die tönenden Gürtel der Klippen. König Harald Sigurdson singt:

Das Schiff fuhr bei der weiten Sitalau (Sicilien) vorbei,
Da fuhren wir mit Pracht.

Der Hirsch des Berbedes (Schiff), die Jünglinge tragend,
Flog schnell, wie zu erwarten war.

Einar sagt: Wir bereiten das Elenthier des Meer Schaums. Und Mani:
 Was wirst Du, Greis, mit schwachem Leib und bleichen Wangen, dessen Kräfte
 abzunehmen begannen, bewirken können bei den Jünglingen auf der Fisch-
 otter der See (auf dem Schiff). Auch Wolf, Schildwolf, Dohse heißt das
 Schiff, auch Meit's Schlittschuh; Wagen bei Styrtar Oddason: Die Krieger
 Hagens trieben mit großem Jorn die Schildwagen in die Schneehügel Heid's,
 dem trefflichen Vertheiler des Flußfeuers (des Goldes) folgend (d. h. dem
 freigebigen Könige). Ebenso bei Thorbjörn: Der Hortvertheiler, jener Belaster
 des hohen Heermagens, der das höchste Glück des weißen Christ's erlangte,
 befand sich im Quell der Taufe.

Dies bildet den Übergang zu den Kennzeichnungen Christi. Er heißt
 Schöpfer Himmels und der Erde, der Engel und der Sonne, Steurer der
 Welt, des Himmelreiches und der Engel, König der Himmel, der Sonne und
 der Engel, König von Jorsala (Jerusalem), vom Jordan, von Griechenland,
 Berather der Apostel und heiliger Männer. Die älteren Skalden bezeichneten
 ihn auch noch anders, wie Eilif Gudrunarson:

Sie sagen, daß er seinen Sitz habe
 Gegen Süden, bei Urda's Brunnen;
 So befestigte der König Rom's sein Reich,
 Mächtige Gewalt ühend gegen die Berggötter.

Oder wie Skapti Thoroddson: Die Macht des Herrn der Mönche ist groß,
 Gott vermag am meisten.
 Der mächtige Christ schuf die ganze Welt
 Und baute Roms Halle.

Oder wie Markus: Der König des Windsaals (der Luft) schuf Erde,
 Himmel und die guten Menschen.

Oder bei Eilif: Die reinen Scharen der Himmel verehren gerne
 Den glorreichen Sohn Mariens;
 Der König der Menschen übt wahrhafte Macht;
 Er ist Gott und Mensch.

Bei Eilif: Die große Macht des Gottesfreundes ist höher,
 Als Menschen verstehen können;
 Doch der milde König der Engel
 Ist heiliger und hehrer als alles.

Bei Arnor: Für den Erreger des Kampfes fleh' ich
 Beim hohen Beschützer
 Der Griechen und Garder;
 So belohn' ich des Königs Geschenk.

Einar Stulason: Jener glänzende, der den ganzen Weltkreis
 In der hohlen Hand einschließt,
 Der das Volk beschützt, befahl dem
 Ausgezeichneten König, das Himmelreich zu öffnen.

Die Könige werden so gekennzeichnet, daß sie Venter des Landes, oder Wächter der Erde, oder Landdurchwandler, oder Gefolgsherrn, oder Schützer des Landvolkes heißen, auch Wart des Landes, Feldwart. Nächst dem Kaiser steht der König, der über ein Volkland herrscht, diesem zunächst die Schutzkönige (tributpflichtige) oder Jarle, dann die Hersen (Herzoge) oder Landmänner, wie sie in dänischer Zunge, oder Grafen, wie sie in Sagland, Barone, wie sie in England heißen. Man nennt sie auch Bräcker des Goldes, Gutmilde, Banner männer, Volkssteuerer, Vorkämpfer des Heeres oder der Schlacht. Demnächst sind die Männer, die Halter (Hölder) heißen, das sind die Bauern, die nach Geschlecht und Recht als voll gelten. Die mag der Skalde Geber des Guts, Wächter, Versöhner der Männer nennen. Dies gilt auch für Häuptlinge. Dann gibt es Gefolgsleute, Hofmänner und Hausleute der Könige und Jarle, sie heißen auch Innengefolge, Wehrmänner, Goldmänner; z. B. in einer Strophe des Sighwater:

Da war es in diesem Seilpferde (Schiff)
 Nicht anders, als ob die Jungfrau
 Den Golddegen den Meth bringe;
 Solches Getöse des Erzes entstand.

Ottar der Schwarze sagt:

Ich bedarf des Wohlwollens der trefflichen Gutmänner
 Des Schwertbrechers Gunther.
 Hier innen ist das tapfere Jngesinde
 Beim muthigen König.

Jarle, Hersen und Hofleute werden auch des Königs Räuber, Berather, Weisiger genannt; z. B. bei Hallfred: Der kriegsmächtige Berather des Königs,
 Rasch im Zorn, dem die Schnelligkeit gefällt,
 Ließ die Gewande Hagen's,
 Die mit Hammer genähten, um sich tönen.

Oder bei Snaebjörn: Des Botelungen Berather läßt
 Den langseitigen Stier des Apfelbaums (Schiff)
 Die harte Welle durchschneiden
 Mit dem ungeheuren Schwert seines Schnabels.

Oder bei Arnor: Mich fesseln große Leiden,
 Und meine jungen Söhne tragen die ihrigen

Ob des Todes jenes königlichen Beisizers,
Des kriegsberühmten.

Oder bei Hallfred: Der Rath glückte, daß jener beredte
Beiredner des Königs darauf die einzige Tochter
Onar's, die mit Bäumen bekleidete, heiratete
(d. h. ein Land erwarb).

Männer werden noch nach dem Geschlechte bezeichnet; z. B. sagt Ror-
ma: Es höre der freigebige Sohn des wahrhaften Genossen Harald's: ich
trage auf mein Brautbier der Berggöttin (der Poesie). Anders Thiodolf:

Es wuchs dem Vater Olaf's
Das Wetter der Eisensteine (die Schlacht),
Zeugniß seiner Tapferkeit,
Würdig des Lobes.

Arnor: Die dünnen Schwerter verwundeten
Die starken Krieger bei Mön im Süden,
Wo du, Geschlecht des alten Rögnumald,
Unter Schilden sankest.

Nach den umschreibenden Bezeichnungen behandelt der altnordische
Theoretiker eine zweite Classe der poetischen Ausdrücke, die unum-
schriebenen Bezeichnungen (Ufend heiti). Darunter sind hauptsächlich die
Synonyma gemeint, wie für Dichtkunst: Ruhm, Geist oder Wiß, Märe,
Lob. Doch rechnet er auch darunter Benennungen, die wir als Umschreibungen
auffassen würden, so in folgendem Beispiel: Eine Riesin spricht zu Brage,
dem alten Skalden: Ein Riesin nennt man mich,

Den Mond des Hungnersißes,
Gutverzehrter der Riesen,
Schade des Sonnenlichtes,
Gesellin der Wala,
Wart der Hügel Erde (Gräber),
Verschlinger des Himmels, —
Was ist ein Riese außerdem?

Und er antwortet: Einen Skalden nennen sie mich,
Viederschmied des Wetterers,
Gaut's (Odhin's) Gabenerfinder,
Einen Dichter, einen fruchtbaren,
Ygger's Bierbringer,
Der Weisen Verfertiger,
Hochschmied des Gesanges; —
Wer ist Skalde außerdem?

Andere Beispiele sind, von Normat: Ein Preislied mach' ich auf den mären Sohn Siegfried's; ihm vergalt ich viel größeren Sangesruhm. Oder von Thordor Kolbeinsson: Der Kämpfer ließ viele Barken, Lastschiffe und Yachten in die See schießen; des Stalben Loblied wächst. Oder von Alf Uggason: Ich vollendete einst, jünger als jetzt, ein Ruhmlied; so preise ich kriegerische Männer. Oder von Orm Steintorson: Viel weniger als ich wünschen würde, hab' ich Wortreichthum; dies finden wir oft. Das Lob der Männer sing' ich vor der reinen Frau.

Die Götter werden in dieser Weise als Bande, Faste, Richter, Selige bezeichnet; so sagt Eyvind: Wir machten des Königs Lob, der Seligen Trank, gleich einer Steinbrücke (so dauerhaft).

Als Namen des Himmels werden gebraucht unter anderen: Endlang, Lichtfahr, der Drehende, Schneiende, Weitblau; als Namen der Sonne: Rad, Röthe, Augenglanz, Alschier, Schein, Schönrund, Zwergenspiel, Albröthe; als Namen des Mondes: Neu, Nieder, Jahrzähler, Scheiner, Schieler.

Die Erde heißt noch: Land, Feld, Grund, Halde, Gelände, Haide, Hlobhyn, Fiorghyn zc. Wolfnamen sind: Gier, Frech, Witnir, Nlgr, Bargr. Der Bärnamen werden 16 aufgezählt, der Hirschnamen sieben.

Bei dieser Gelegenheit wird für Blut die Umschreibung „des Wolfes wildes Bier“, für Leichnam „des Wolfes reichliches Getreide“ mitgetheilt.

Es folgt nun eine ausführliche Aufzählung von Rosenamen der Götter- und Heldensage, nicht minder von alten Dachsennamen und Schlangennamen (Drache, Fafner, Jörmingandr, Matter, Nidheger, Lind, Goin, Moin, Grabwolf, Graurüden, Grimm zc.) und von Synonymen des Kindes, des Schafes und Schweines.

Als Namen der Luft werden aufgeführt: Ginungagap, Mittelheim, Vogelheim, Weidheim. Der Wind heißt noch Wehen, Knider, Weiner, Sommerfahrer, Wirbel.

Eine große Rolle spielt der Rabe und der Adler in der Stalbenpoesie, als die Vögel, die sich an den Leichen der gefallenen Keden sättigen. Und ebenso reich sind die Namen der See vertreten, als des Tummelplatzes der Wikinger, als: Meer, Neligir, Ghymer, Lau, Haf, Weg, Fischplatz, Salz, Raß, Flut, Golf. Auch die neun Töchter des Meergottes Nigir und der Ran, die Wellenmädchen, mußten dazu ihre Namen leihen. Aus den zahlreichen Proben will ich einige poetische Stellen hervorheben. „Der König stieß die Schlange des Schiffsschnabels in's Meer.“ — „Die kalte Wala Ghymer's riß oft den Bären der Schiffsseile (das Schiff) in Nigirs Schlund, wo die Woge mit Tosen brandet.“ — „Du führtest den Schnabel des harten Lastthiers, das den ganzen Erdkreis durchläuft, gen Westen in die hohe See.“ —

„Wir verließen die von den Laufftangen der Finnen durchheilte Erde und durchflogen das Meer.“ — „Mit den glänzenden Gestüten des Meeres durchfurchtest du die Flut; die See stürzte auf die schönen Schiffe.“ — „Das Meerschiff ward bethaut durch den Anprall der See.“

„Der Schaum ward in Hügel gedrängt; die hohe See blinkte von Gold; die Wogen aber wuschen die fächerlichen Häupter der Kriegsschiffe.“ — „Mit dem geglätteten Steuer durchschnittest du die wirbelnden Wellen; das Segel, dessen Fäden Weiber webten, flog zur Spitze des Mastes.“ — „Die See braust; die Welle aber wirft den weißen Schaum auf den rothen Apfelbaum, wo der Wisend der Stange auf vergoldetem fichtenen Schnabel gähnt.“ — „Die ungeheure Woge stürzte plötzlich auf mich; die weite See lud mich zu sich nach Haus; ich aber nahm die Einladung nicht an“ (d. h. ich kam mit dem Leben davon). — „Zunächst seh' ich die wohlgekannte Schlange auf dem hohen Segel des Apfelbaumes (Mastes); der Spender der Seeflamme (des Goldes, der Fürst) beachte, wie ich mit Worten die Platanen der Flut beschreibe.“ — „Ferne sei's, daß ich mit frechem Lied verläumden wollte den beredten Häuser der Meeressonne (des Goldes); ein Schlechter ist, der die Dichtkunst mißbraucht“.

Namen des Feuers sind: Lohe, Glanz, Flamme, Brand u. s. w. Namen der Nacht: Nebel, Grimm, Unforge, Schlafslust, Traumgöttin.

Benennungen von Königen sind: Allwalt, Einwalt, Volkherr, Weiser, der Ehre, Herr, Herzog, Mildding, Märing, Landrede zc., z. B.

Der „Eber“ höre den Beginn des Gesangs,

Der auf ihn gemacht ist.

Das Loblied auf den König beginne!

Jener merke wohl die Weisen meines Sangs.

Oder: „Ich lade ein den Herrn des Dänenlands, den fallengleichen, das theure Loblied zu hören“. „Der Tagling gab der Adlerbrut dänisches Blut zu trinken“.

Benennungen von Männern: Recken, Wikinger, Gothen, Degen, Kämpen zc.

Fürnamen (Beinamen) oder Mitbezeichnungen werden als eine dritte Art der poetischen Sprache unterschieden. Darnach wird ein Mann als Vater, Ahn, Sohn, Erbe, Bruder, Blut, Neffe, Geschlecht, Freund, Nachkomme, Abkomme, Sippe, Rathgenosse, Gespiel, Rudergenosse, Feind, Töchter zc. eines Anderen bezeichnet, oder nach seinem Haus, Schiff, Eigen, Land.

Der Kopf heißt umschrieben: Arbeit oder Bürde des Halses, Land des Helmes, des Hutes und des Hirns, des Haars, der Augen, Schwert Heimballs zc., unumschrieben: Haupt, Schädel, Hirnschale.

Die Augen heißen unumschrieben noch: Gesicht, Licht u.; umschrieben: Sonne, Mond, Schilde, Glas, Edelsteine der Brauen, der Schläfen oder der Stirn. Die Ohren heißen Lauscher und Hörer, oder Augen des Gehöres. Der Mund heißt Erde oder Haus der Zunge, der Zähne, der Worte, der Lippen, oder umschrieben: das Schiff, dessen Bord die Lippen, dessen Steuer oder Ruder die Zunge ist. Die Zähne heißen Klippen oder Felsen der Worte, des Mundes, der Zunge. Die Zunge heißt Schwert der Rede oder des Mundes. Das Haar heißt Wald des Schädels oder Hauptes, oder des Kinnes, der Wangen, der Kehle. Das Herz heißt Korn, Stein, Apfel, Nuß, Kugel der Brust oder des Muthes, auch Haus, Land oder Felsen des Geistes. Die Brust ist das Haus, der Damm, das Schiff des Herzens, des Geistes oder der Leber, Land des Muthes, der Minne. Der Sinn heißt Wind der Riesinnen. Die Hand heißt Land der Waffen oder Schilde, Baum der Achseln oder Arme, Land der Goldringe, der Habichte oder Falken. Die Füße heißen Bäume der Sohlen, Kennspieße des Weges, des Ganges, der Spur. Der Fuß heißt Baum oder Säule dieser Dinge, oder er wird nach Schlittschuhen, Schuhen und Hosen umschrieben, als Baum, Segel, Raa derselben.

Zum Schlusse folgen noch lange Namensaufzählungen von Helden, Seekönigen, Riesen, Riesinnen, Götter und Göttinnen, Schwertern und Spießen, Schilden, Brünnen, Schiffen und Thieren zum überichtlichen Gebrauch der Skalden.

Man sieht aus dem Ganzen, welchen Wert jene Meister auf den dichterischen Ausdruck legten, mit dem vollen Bewußtsein von dem unbedingten Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Und in der That, gerade so wie ihre Dichtungen durch die unermüdlige Kraft des bilderreichen, geschmückten Ausdrucks verblüffen, so entzücken ihre Prosasagen wieder durch die eiskalte, trockene Nacktheit des Ausdrucks und der Satzbildung, die bis auf die scheinbar grausame Gefühllosigkeit der Seelenschilderung einwirkt. Das ist die Hochschule des Stils, und es würde gerade unserer Zeit nichts schaden, wenn sie ein wenig in diese freilich strengere Schule gieng, nicht zum Zweck unmittelbarer Nachahmung, — dafür steht sie uns zu ferne, — wohl aber zur Gymnastik des Geistes.





Otto Willmann's fünfundzwanzigjährige Thätigkeit am Prager pädagogischen Universitätsseminar.

Von Dr. Virgil Grimmich.

Das Gedeihen und die Förderung des Volksschulwesens hängt auf's innigste mit einer tüchtigen Bildung der Lehrer zusammen. Dieselbe schließt hauptsächlich zwei Momente in sich: ein solides, harmonisch einheitliches Wissen, welches den Lehrer befähigt, die Jugend in jene Elemente menschlicher Erkenntnis einzuführen, welche die für Alle nothwendige Grundlage intellectueller und ethischer Kultur bilden, und eine solche pädagogische Vorbereitung, welche den Lehrer in Stand setzt, im erziehlischen Unterrichte bleibende Kenntnisse zu vermitteln und verlässliche, sittlich edle Charaktere zu bilden. Eine jede Form staatlichen Lebens wird daher von jenen Personen, welchen sie das ebenso wichtige als verantwortungsvolle Amt eines öffentlichen Erziehers überträgt, eine zweifache Vorbildung verlangen: eine theoretische und eine praktische. Hat der Volksschullehrer auch nur die Aufgabe, die Jugend in elementarer Weise mit dem für das Leben nothwendigen Wissen seiner Zeit bekannt zu machen, so muß die Unterrichtsverwaltung doch stets im Auge behalten, daß eine jede Lehrthätigkeit auf Seite des Lehrenden eine höhere Stufe des Wissens voraussetzt, als jene ist, auf welche er den Schüler erheben soll: systematische Einsicht in den Gehalt des Unterrichtsstoffes und in den inneren Zusammenhang seiner Theile, sowie anderseits eine zum geistigen Eigenthum gewordene Erfassung der Bedeutung des Unterrichtes für die Entwicklung sittlicher Gesinnung als Grundlage eines edlen, festen Charakters. Anderseits kann der Staat von dem Volksschullehrer nur dann eine erfolgreiche Wirksamkeit in der Erziehung der Jugend erwarten, wenn er dafür gesorgt hat, daß derselbe mit den psychologischen Grundlagen, den Zielen, Mitteln und Methoden einer jeden erziehlischen Thätigkeit vertraut gemacht wird, und zwar nicht bloß in der Form eines theoretischen Studiums der Pädagogik, sondern auch durch praktische Einführung in die erziehende und unterrichtende Wirksamkeit eines öffentlichen Erziehers.

Eine analoge Aufgabe fällt dem Staate in Bezug auf die Heranbildung jener Persönlichkeiten zu, welche er mit dem Lehramt an höheren Lehranstalten: Gymnasien, Realschulen, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten — wir nennen sie kurzweg Mittelschulen — betraut. Auch hier verlangt die sachliche Würdigung der Bedeutung dieser Schulen als Bildungsstätten für die Erziehung gerade jener Gesellschaftskreise, welche bestimmt sind, einmal im öffentlichen Leben die Träger kräftigen und weitgehenden intellectuellen und ethischen Einflusses zu werden, theoretische und praktische Vorbildung der an dieselben berufenen Lehrer. Nur ist die Lösung dieser Aufgabe für die Unterrichtsverwaltung nicht so einfach, wie dies durch die Ausgestaltung der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten unserer Zeit für die Ausbildung der Volksschullehrer verhältnismäßig der Fall ist. Zur wissenschaftlichen Ausbildung der Candidaten des Lehramtes an den Mittelschulen sind die Universitäten berufen; an diesen Hochstätten wissenschaftlicher Forschung und Lehre ist ihnen auch Gelegenheit geboten, ihrem Bildungsgang und dem wissenschaftlichen Stande der Zeit entsprechende Vorlesungen aus Pädagogik und ihren wissenschaftlichen Voraussetzungen zu hören: aber die praktische Einführung in das Lehramt an den Mittelschulen ist ein Problem, welches in den einzelnen Kulturländern noch immer seiner endgiltigen Lösung harret. Die Universitäten, welche den gelehrten Betrieb wissenschaftlicher Forschung und Lehre als ihre spezifische Aufgabe betrachten, lehnen in nicht geringer Zahl die Übernahme dieser praktischen Ausbildung ab. Und doch ist gerade sie von eminenter Bedeutung für eine gedeihliche Wirksamkeit der Lehrer an höheren Schulen. In die wissenschaftlichen Probleme irgend einer Richtung unseres Erkennens eingeführt zu werden, den Umfang und die Tragweite derselben, die Methode und Geschichte ihrer Bearbeitung kennen zu lernen, ist eine ganz andere Sache als eine solche Vorbildung zu genießen, welche den Betreffenden befähigt, die gesicherten Kenntnisse einer Wissenschaft in jenem Umfang und nach jener Methode durch den Unterricht zu vermitteln, welche einerseits von dem Gesamtbildungsziel der Mittelschulen, anderseits von der Stufe psychischer Entwicklung gefordert werden, auf welcher das Schülermaterial der Mittelschulen steht. „Von der wissenschaftlichen Vorbildung, welche gegebenen Falls ja auch zur akademischen Laufbahn oder zum Privatgelehrtenthum führen kann, wesentlich verschieden ist die praktische Vorbereitung, die den künftigen Lehrer für seinen Beruf ausrüsten soll. Beim Eintritt in jene Laufbahn wird nur die wissenschaftliche Tüchtigkeit, die Lehrbefähigung nicht geprüft; in hohem Ansehen steht der, welcher die Wissenschaft fördert und ihr durch seine Forschung neue, wichtige Ergebnisse gewinnt

Anders steht es mit dem Lehrer, welcher sich dazu bestimmt, die Knaben durch die Elemente hindurch bis zu den Pforten der Wissenschaft hinzuleiten. Zwischen ihm und seinen Zöglingen befindet sich zunächst eine große Kluft, und er kann nicht umhin, zu ihnen herabzusteigen; was er auf der Universität gelernt hat, läßt sich nicht unmittelbar im Unterricht verwenden, er muß es vielmehr schulmäßig umprägen, muß sich stets im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen dem geistigen Standpunkt der Schüler anzupassen suchen, immer auf Mittel finnen, ihnen das Vorwärtsschreiten zu erleichtern und sie sicher und gleichmäßig an das vorgesteckte Ziel zu bringen. Dabei soll er die Eigenart der Einzelnen berücksichtigen, seine Denkarbeit also nicht bloß dem Stoffe, sondern zugleich der Beobachtung der Personen zuwenden; schon hierin und dann in der Disciplin und in der allgemeinen Behandlung soll er sich als Erzieher der Jugend fühlen. Ich brauche das hier nicht näher auszuführen, eins ist ohne weiteres klar: der junge Lehrer fühlt sich, wenn er von der Universität zur Schule kommt, in eine fremde Welt versetzt, und zwar umsomehr, je tiefer er dort in die Wissenschaft eingedrungen ist und sich in ihr heimisch gemacht hat. Will er also den Anforderungen seines Berufes genügen, so gilt es, eine neue Kunst zu lernen, ihre wissenschaftliche Begründung zu verstehen und ihre praktische Anwendung zu üben. Allmählich hat sich denn auch die Überzeugung, daß für den angehenden Lehrer eine pädagogische Vorbildung nothwendig sei, immer mehr durchgesetzt, wenn auch über die Art des besten Verfahrens noch kein volles Einverständnis herrscht.*)

Auch Willmann hebt die Nothwendigkeit einer pädagogisch-praktischen Vorbildung der Mittelschullehrer hervor: „Der Forscher und der Schulmann werden nicht von den nämlichen Interessen geleitet; wissenschaftliche Erkenntnisse erarbeiten und dieselben als Lehrgut verarbeiten, sind Aufgaben verschiedener Natur. Der Universitätslehrer lehrt wohl, aber der künftige Schulmann wird zu unterrichten haben, wofür er an jenem nicht ein Vorbild findet. Der Universitätsunterricht hat den Zug zum Specialisiren, im Schulunterrichte muß dagegen eine Mehrheit von Wissenschaften zur Zusammenwirkung gebracht werden; bei jenem können sich die Methoden, nur dem Objecte nachgehend, mannigfach differenzieren, bei diesem sind durchgehende Methoden und ist Einhelligkeit ihres Zusammenwirkens erforderlich.“

Die Versuche, welche in deutschen Landen gemacht worden sind, um dieser eminent wichtigen Forderung des Gedeihens des Bildungs- und

*) W. Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. In Baumeister's Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München 1895. II. Band, 1. Abtheilung. Seite 22. Vergleiche ebendort Seite 113, 116.

Unterrichtswesens zu genügen, haben verschiedene Gestaltungen angenommen. Es wurden an Universitäten Lehrkanzeln für Pädagogik, speciell für Mittelschulpädagogik errichtet, auf welchen Vorlesungen über Pädagogik, Geschichte der Pädagogik, Didaktik, die psychologischen Grundlagen der Erziehung u. a. gehalten werden. Mit denselben stehen pädagogische Seminarien entweder rein theoretischer Natur (z. B. Göttingen) oder solche in Verbindung, in welchen die Mitglieder auch zu Unterrichtsversuchen angeleitet und angehalten werden (Heidelberg, Leipzig). In Jena und Budapest haben diese pädagogischen Seminarien ihre eigene Übungsschule, an welchen die Candidaten für das Lehramt an höheren Schulen praktisch vorgebildet werden. Eine andere Form, diesem Bedürfnis zu genügen, sind die mit bestehenden Mittelschulanstalten in Verbindung gebrachten Seminarien (Halle, Berlin, Gießen). Auch in der Gestalt des Probejahres war und ist man bestrebt, den Candidaten des Lehramtes an den Mittelschulen die nothwendige praktische Einführung und Erprobung zu verschaffen.

In Österreich wurde mit der Ministerialverordnung vom Jahre 1884 an die Einführung des Probejahres im engeren Sinne geschritten. Der jetzige k. k. Landes Schulinspector in Linz Dr. Josef Voos erwarb sich um die Ausgestaltung dieser Institution besondere Verdienste. In der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ (1895) legte er der Öffentlichkeit einen ausführlichen Bericht über das erste Jahr des von ihm als Director des Staatsgymnasiums im 9. Bezirke in Wien eingerichteten und geleiteten seminarartigen Probejahres vor. Der Mangel an Candidaten, welcher besonders von dem Umstand bedingt war, daß dieselben alsbald nach abgelegter Staatsprüfung mit der „vollen Lehrverpflichtung einer ordentlichen Lehrkraft“ angestellt werden mußten, ließ aber leider diese Voos'sche Einrichtung nicht zu dauernder Blüte gelangen.

Dr. Josef Voos ist als Schulmann ein Schüler Willmann's: er zeichnete sich im October 1876 als erstes Mitglied des nach den Vorschlägen Willmann's an der philosophischen Facultät der Prager Karl Ferdinands-Universität vom Minister Stremayer errichteten pädagogischen Seminars ein. Hofrath Willmann, der unerschrockene Vorkämpfer einer idealistischen Richtung der philosophischen Speculation, welcher er in seinen Vorlesungen und Schriften vollendeten Ausdruck verleiht, der tiefe Denker und erfahrene Schulmann, welcher als gründlicher Kenner der Resultate des modernen Betriebes psychologischer und ethischer Forschung, anderseits aber als begeisterter Vertreter der aristotelisch-scholastischen, philosophia perennis sowohl in seinem praktischen Wirken als auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit ein Classifier christlicher Pädagogik genannt zu werden verdient, auf den Österreich stolz

sein darf, konnte im October dieses Jahres auf ein Vierteljahrhundert segensreichster Arbeit auf dem Gebiete der Heranbildung der Candidaten für das Mittelschullehramt zurückblicken, welche im folgenden einer eingehenderen Darstellung gewürdigt werden soll.

Willmann selbst hat uns über diese seine Wirksamkeit in der Schrift: „Das Prager pädagogische Universitätsseminar in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens“ (Wien 1901) einen sachmännischen Bericht in schlichter Form vorgelegt. Auf seine Anregung und Vorschläge wurde an der philosophischen Facultät der Prager Universität von Minister Stremayr ein pädagogisches Seminar errichtet, welches aber bis zum Jahre 1887 eine vorwiegend theoretische Richtung verfolgte. Erst im Jahre 1887 wurde es mit dem I. Prag-Neustädter Gymnasium in Verbindung gebracht und durch die praktischen Übungen an diesem Gymnasium geeignet, den Candidaten auch eine praktische Vorbildung zu gewähren. Wurden diese praktischen Übungen anfangs nach privatem Übereinkommen mit dem Lehrkörper des Gymnasiums eingerichtet, so erhielt ihre Abhaltung im Herbst 1891 durch die ministerielle Genehmigung unter dem Unterrichtsminister Gautsch officiellen Charakter. Im Jahre 1899 wurden diese Übungen an das Prag-Altstädter Gymnasium, dessen Leitung dem ehemaligen Mitgliede des Willmann'schen Seminars Dr. Anton Frank eben übertragen worden war, verlegt. Nun gelang es Willmann, durchzusetzen, daß die Seminarstunden den Schülern des Gymnasiums als lehrplanmäßige Unterrichtsstunden angerechnet werden; es sind daher sämtliche Schüler der betreffenden Classe verhalten, in der Seminarunterrichtsstunde zu erscheinen, während es bis dorthin den Schülern freistand, sich an der Seminarlection zu betheiligen oder nicht.

Das Willmann'sche Seminar stellte sich nach § 1 seiner Statuten die Aufgabe, „seine Mitglieder zu selbständigem Eindringen in die wissenschaftliche Pädagogik anzuleiten und dadurch ihre Befähigung für das Lehramt zu erhöhen,“ und wollte dieselbe nach § 8 der Statuten durch folgende Übungen lösen: „1. Schriftliche Arbeiten und Vorträge über Themen aus dem Gebiete der allgemeinen Pädagogik, der Didaktik, der Geschichte der Pädagogik und der Lehre vom Schulwesen; 2. Lectüre, Erklärung und Kritik von einschlägigen, insbesondere philosophisch-pädagogischen Schriften oder von Partien aus solchen durch die dazu bestimmten Mitglieder; 3. freie Colloquien oder Disputationen vorzugsweise im Anschlusse an die übrigen Übungen und die pädagogischen Vorlesungen; 4. Erläuterung von Gesetzen und Verordnungen, welche das Schulwesen betreffen, mit vorwiegender Rücksicht auf die österreichische Schulgesetzgebung.“ Die Seminarmitglieder sollten also zunächst veranlaßt werden, durch selbständige Studien in die pädagogischen

Themen wieder benützt werden können, eine Einrichtung, welche die Arbeitscontinuität des Seminars erhält und es ermöglicht, gemachte Erfahrungen und erprobte Darstellungsformen auch später wieder zu verwerten.

In der Ministerialverordnung für die Prüfung der Candidaten des Gymnasial- und Realschullehrantes vom 30. August 1897 heißt es: „Jeder Candidat hat während seiner Studienzeit sich diejenige philosophische und pädagogische Bildung anzueignen, die jedem Mittelschullehrer unentbehrlich ist, und hat den Erfolg dieses Studiums durch zu diesem Zwecke abzulegende Prüfungen (Colloquien) darzuthun . . . Alle Candidaten haben Colloquiengzeugnisse über ein mindestens dreistündiges philosophisches und pädagogisches Colleg oder Zeugnisse, daß sie sich an einem philosophischen oder pädagogischen Seminare thätig betheiligt haben, vorzulegen.“ (Artikel V.; Artikel II. 2, b.) Da also die Betheiligung an einem pädagogisch-praktischen Seminar nicht obligat ist, wurde es dem freien Ermessen, dem Eifer und Interesse der Studierenden überlassen, als Mitglieder die Seminarübungen mitzumachen. Die Dauer der Mitgliedschaft umfaßte 2 bis 6 Semester. Während der 25 Jahre seines Bestandes zählte das Willmann'sche Seminar 323 Mitglieder, wovon heute über 100 an Gymnasien, darunter 12 Directoren wirken. An anderen Lehranstalten fanden gegen 70 Mitglieder, darunter drei als Directoren, Stellung. Auch zwei Universitätsprofessoren und einen Landes Schulinspector, Dr. Josef Loos, zählt das Seminar unter seine ehemaligen Mitglieder. Das Seminar Willmann's wußte auch auswärtige Schulmänner in den Kreis seiner Interessen zu ziehen, so besonders den ehemaligen Director der Franke'schen Stiftungen in Halle Dr. Otto Fried und den Ministerialrath a. D. Dr. A. Baumeister aus München. Gegenwärtig wirken Dr. Anton Frank, Anton Michalitschke, Emerich Müller und Adolf Gottwald als Mitglieder des Seminarlehrkörpers, im engsten Anschluß und Eingehen auf die pädagogischen Ideen des Seminarvorstandes, Hofrath Willmann.

Willmann selbst vergleicht die Wirksamkeit seines Seminars im besonderen mit jener des Seminars an den Franke'schen Stiftungen in Halle und des von Prof. Stoy begründeten, von Prof. Dr. Rein ausgestalteten Seminars in Jena. Diese Gegenüberstellung veranlaßt ihn, das berechtigte Bedauern auszusprechen, daß sein Seminar infolge der eigenthümlichen Schulverhältnisse in Oesterreich zur Heranbildung tüchtiger Hauptlehrer, das heißt von Lehrkräften für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, nur wenig beitragen kann und daher nicht in der Lage war und ist, auf die Ausgestaltung der Volksschule jenen Einfluß auszuüben, der zur wissenschaftlichen Erfassung der „Einheitlichkeit des gesamten

verfolgen auch die Practica seines Seminars ein dreifaches Ziel: sie sollen die Mitglieder des Seminars in die verschiedenen Formen des Unterrichts, in das darstellende, erklärende, entwickelnde, heuristische und befestigende Lehrverfahren einführen, ihn anleiten, den Bildungsgehalt eines jeden Lehrstoffes zu erfassen und ihm den Gedanken des Gesamtbildungszieles des Unterrichtes an Mittelschulen in dem gegenseitigem Beziehen der Lehrfächer auf einander recht anschaulich zum Bewußtsein bringen, damit er lerne, einst sein specielles Fach nicht in sich abschließender Einseitigkeit, sondern so zu betreiben, daß er nach der formellen und inhaltlichen Bedeutung desselben an der Erreichung des Gesamtzieles des erziehlischen Unterrichtes am Gymnasium nach Kräften mitwirke.

Das methodisch=technische Gesetz der Einhaltung und klaren Durchführung der charakteristischen Formen des Lehrverfahrens ist eine elementare Anforderung, welche an jeden Lehrer, also auch an den an Mittelschulen beschäftigten, gestellt werden muß. Die Auffassung dieser Formen in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten, das strenge Auseinanderhalten derselben, welches den Lehrer vor jeder verwirrenden und die Erreichung des Unterrichtszieles gefährdenden Confusion bewahrt, muß sich daher das pädagogische Seminar in seinen praktischen Übungen zunächst zur Aufgabe stellen, wenn man auch nicht von ihm verlangen kann, durch einige auf mehrere Mitglieder des Seminars sich vertheilende praktische Übungen den Candidaten schon völlig in die praktische Handhabung dieser methodischen Technik einzuschulen. Ist es dem Candidaten zum Bewußtsein gekommen, daß die Arten des Lehrverfahrens durch wesentlich eigenthümliche Beschaffenheiten charakterisiert sind, ist er sich der Nothwendigkeit bewußt geworden, daß sie consequent eingehalten und durchgeführt werden müssen, um das entsprechende Unterrichtsziel zu erreichen, dann hat er aus dem Seminar jene praktischen, auf Erfahrung beruhenden Kenntnisse mitgenommen, welche ihn bewegen werden, sich in dieser Richtung immer mehr durchzubilden.

Mit der technischen Vermittlung und Einprägung eines Lehrstoffes ist aber die Thätigkeit eines erziehenden Lehrers nicht erschöpft: er muß die bildende Macht des Lehrstoffes sowohl an sich als auch in seinem Verhältnisse zu den übrigen Lehrfächern zur Geltung zu bringen wissen. Nur so ist jene Klippe des Unterrichtes zu vermeiden, die darin besteht, daß man den Geist des Schülers mit einer Menge von Kenntnissen anpfropft, welche kein Leben haben und daher für die Gesinnungsbildung unfruchtbar bleiben, weil sie in ihrem Bildungswerte nicht erfaßt worden sind. Daher war Willmann bei der Auswahl und Durchführung der praktischen Themen stets bestrebt, den Mitgliedern seines Seminars den Bildungswert des ein-

zelnen Unterrichtsstoffes sowie seine Stellung zum allgemeinen Bildungsziel des Gymnasiums zum Bewußtsein zu bringen.

Von dem Standpunkte dieser eminent pädagogischen Ideen sind die Themen zu würdigen, welche Willmann nach der Darstellung der oben erwähnten Schrift von Seite 8 bis 13 für die Practica seines Seminars ausgewählt hat. Man muß die umsichtige und feinfühlende Seminarleitung Willmann's kennen gelernt haben, um den Wert und die Berechtigung der von ihm zur Behandlung geführten Themen aus den Gebieten der alten Sprachen sowohl, wie des muttersprachlichen und des mathematisch-physikalischen Unterrichtes nach Gebühr beurtheilen zu können. Die einzelnen Themen mögen in der Brochüre nachgesehen werden. Das darstellende, erklärende, entwickelnde und heuristische Lehrverfahren des geschichtlichen und geographischen Unterrichtes suchte Willmann gleichfalls in praktischen Übungen zur Geltung zu bringen, in anderen den Standpunkt der Concentration des Unterrichtes für diese Lehrfächer den Seminarmitgliedern klar zu machen, sowie er auch den patriotischen und ethischen Bildungsgehalt dieser Lehrfächer zur praktischen Auffassung brachte.

Für die Vorbereitung der Practica gibt Willmann theils in den einführenden Seminarfitzungen, theils bei den unmittelbaren Vorbesprechungen der Übungen, theils bei der Kritik derselben den Mitgliedern seines Seminars folgende Weisungen:

1. Das erste ist ein gründliches Studium des betreffenden Lehrstoffes, infolge welches der Candidat ihn so beherrschen lernt, als würde er an eine wissenschaftliche Arbeit über die betreffende Frage gehen müssen. Gründliches, solides Wissen ist ja auf Seite des Lehrers die nothwendigste Grundlage eines fruchtbaren Unterrichtes.

2. Die Vermittlung des Lehrstoffes an die Schüler muß zunächst das Auffassen, Verstehen und Behalten desselben anstreben. Der Anschauungsunterricht (Zeigen von Gegenständen, Bildern, das Anzeichnen an die Tafel, deutliche Aussprache, das Chorsprechen), das Erklären zum Zwecke des Verständnisses (Wort-, Sacherklärung, Entwicklung der Begriffe, methodische Fragenstellung) und Einprägen des Lehrstoffes (Zusammenfassen des Stoffes in Schlagwörtern, Reihen, Übersichten) wird nach den von Willmann festgehaltenen Methoden der Practica gesichert.

3. Das Anknüpfen an bereits Gelerntes, die Anwendung des Lehrstoffes auf die Bethätigung des theoretischen und praktischen Urtheils, die Herstellung der inneren Beziehungen zwischen den verschiedenen Lehrfächern des Lehrplanes sind Momente des Unterrichtes, deren Berücksichtigung Willmann den Mitgliedern seines Seminars bei der Durchführung der Practica zur strengen Pflicht macht.

4. Auch zu übersichtlicher und logischer Durchführung des Themas, deutlicher Sprache des Vortrages und einem methodisch richtigen Gebrauch von Frage und Antwort hält Willmann die Seminarmitglieder an.

Bei der Durchführung der Practica geht Willmann in folgender Weise vor. Am Beginne eines jeden Semesters wird ein Plan der auszuarbeitenden theoretischen und praktischen Übungen entworfen, nach welchem den einzelnen Seminarmitgliedern ihre Themen zugewiesen werden. Für jedes Practicum wird ein Referent oder Recensent designiert; derselbe hat die Aufgabe, sich in den Gegenstand desselben so einzuarbeiten, daß er die Kritik der gehaltenen Unterrichtsstunde sachlich einleiten kann. Die Mitglieder des Seminarlehrkörpers, welche aus dem Seminarvorstand, dem als Mitvorstand fungierenden Director des Gymnasiums, an welchem die Practica gehalten werden, und einigen Gymnasialprofessoren besteht, gehen dem Candidaten, welcher mit der Abhaltung einer Seminarlection betraut ist, mit Rathschlägen und Anweisungen an die Hand. Bevor er seine Unterrichtsstunde hält, ist er verhalten, in der Classe, vor welcher er aufzutreten hat, zu hospitieren und mit den entsprechenden Lehrmitteln sich vertraut zu machen. Eine sehr zweckmäßige Vorbereitung des Candidaten besteht darin, daß ein Mitglied des Seminarlehrkörpers sich mit ihm in die Behandlung eines Themas theilt und vor ihm den betreffenden Theil des Unterrichtsstoffes in einer Seminar-sitzung zur Behandlung bringt. Auch inhaltlich verwandte Lehrstoffe werden in dieser Absicht in aufeinanderfolgenden Seminar-sitzungen durchgenommen. Die Schüler der betreffenden Classe des Gymnasiums werden für gewöhnlich auf die Seminarlehrstunde nicht eigens vorbereitet. Die Seminarlection muß der Candidat in Gegenwart des Seminarlehrkörpers und der übrigen Mitglieder des Seminars halten. Nach Beendigung der Stunde verlassen die Schüler das Locale. Nun hat zunächst der Candidat mitzutheilen, welchen Eindruck er selbst von der abgehaltenen Unterrichtsstunde hat, welcher Mängel er sich bewußt ist, inwiefern und aus welchen Gründen er von seinem Lehrplane für diese specielle Unterrichtsstunde abgegangen ist und dergleichen. Darauf gibt der im vorhinein bestimmte Referent seine Kritik in Bezug auf Form und Inhalt der Lehrstunde. Nun folgen kritische und ergänzende Bemerkungen von Seite der übrigen Mitglieder des Seminars, des Fachprofessors, der übrigen Professoren, des Gymnasialdirectors und des Seminarvorstandes. Die so gemachten kritischen Bemerkungen hat der Candidat in einer detaillierten Disposition, welche er dem Seminarvorstand übergibt, zu berücksichtigen. Diese Dispositionen der Practica werden dem Jahresberichte an das Ministerium beige-schlossen und nach erfolgter Rücksendung im Archive des Seminars aufbewahrt, damit sie später bei der Bearbeitung ähnlicher

praktisch-pädagogische Vorbildung allen Zufälligkeiten des Experimentierens ausgesetzt sind." (Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. S. 39.) — Das mit dem Pädagogium des Klosters Unserer lieben Frau verbundene Candidatenconvict in Magdeburg hat die Aufgabe, „durch wissenschaftliche und praktische Anleitung tüchtige Religionslehrer zu bilden, die zugleich befähigt sind, ordentliche Mitglieder der Lehrercollegien zu werden und sich bei dem übrigen wissenschaftlichen Unterricht zu betheiligen." (Ebd., S. 64.)

Cardinal Ganglbauer hatte als Religionsprofessor am Gymnasium der Benedictiner von Kremsmünster (1854—1875) Gelegenheit, in eigener schulmännischer Thätigkeit die wichtige und verantwortliche Stellung des Religionsunterrichtes zunächst am Gymnasium erlebend kennen und schätzen zu lernen. Kein Wunder daher, daß er, wie ich erst vor kurzem in Erfahrung brachte, in Erfassung der Wichtigkeit und besonderen Tragweite der oben dargelegten Erwägungen, kurz vor seinem Lebensende nahe daran war, in Wien selbst ein Institut in's Leben zu rufen, welches für die Heranbildung tüchtiger Religionslehrer an den Mittelschulen in diesem Sinne zu arbeiten berufen gewesen wäre. Der Tod hinderte ihn an der schließlichen Ausführung seines Planes. Als engerer Mitbruder des verewigten, hochverdienten und edlen Kirchenfürsten ergreife ich mit Freuden anläßlich der oben dargestellten fünfundsiebenzigjährigen Bestandfeier des Willmann'schen Seminars die Gelegenheit, für die Durchführung solcher Ideen eine Lanze zu brechen, wobei ich wohl weiß, daß ich die Aufmerksamkeit der berufenen und maßgebenden Factoren auf diese so eminent wichtige und heilsame Sache nicht erst neu hinzulenken habe. Warum sollte es nicht möglich sein, eine in dieser Richtung sich bewegende Ausgestaltung des an der Wiener theologischen Facultät bereits bestehenden theologischen Seminars in Angriff zu nehmen, deren Details ja selbstverständlich erst Sache der Berathung und Discussion aller hiezu berufenen Factoren sein müßte?

Eines steht aber jetzt schon fest: nach keinem Seminar ist das Bedürfnis groß und mit Rücksicht auf manche concrete Erfahrung in weiten Kreisen so tief empfunden, wie nach diesem. Allzuschwierig ist die Aufgabe nicht, dafür bürgen Willmann's Erfolge an seinem pädagogischen Seminar in Prag.



praktisch-pädagogische Vorbildung allen Zufälligkeiten des Experimentierens ausgesetzt sind.“ (Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. S. 39.) — Das mit dem Pädagogium des Klosters Unserer lieben Frau verbundene Candidatenconvict in Magdeburg hat die Aufgabe, „durch wissenschaftliche und praktische Anleitung tüchtige Religionslehrer zu bilden, die zugleich befähigt sind, ordentliche Mitglieder der Lehrercollegien zu werden und sich bei dem übrigen wissenschaftlichen Unterricht zu betheiligen.“ (Ebd., S. 64.)

Cardinal Ganglbauer hatte als Religionsprofessor am Gymnasium der Benedictiner von Kremsmünster (1854—1875) Gelegenheit, in eigener schulmännischer Thätigkeit die wichtige und verantwortliche Stellung des Religionsunterrichtes zunächst am Gymnasium erlebend kennen und schätzen zu lernen. Kein Wunder daher, daß er, wie ich erst vor kurzem in Erfahrung brachte, in Erfassung der Wichtigkeit und besonderen Tragweite der oben dargelegten Erwägungen, kurz vor seinem Lebensende nahe daran war, in Wien selbst ein Institut in's Leben zu rufen, welches für die Heranbildung tüchtiger Religionslehrer an den Mittelschulen in diesem Sinne zu arbeiten berufen gewesen wäre. Der Tod hinderte ihn an der schließlichen Ausführung seines Planes. Als engerer Mitbruder des verewigten, hochverdienten und edlen Kirchenfürsten ergreife ich mit Freuden anläßlich der oben dargestellten fünfundsiebenzigjährigen Bestandfeier des Willmann'schen Seminars die Gelegenheit, für die Durchführung solcher Ideen eine Lanze zu brechen, wobei ich wohl weiß, daß ich die Aufmerksamkeit der berufenen und maßgebenden Factoren auf diese so eminent wichtige und heilsame Sache nicht erst neu hinzulenken habe. Warum sollte es nicht möglich sein, eine in dieser Richtung sich bewegende Ausgestaltung des an der Wiener theologischen Facultät bereits bestehenden theologischen Seminars in Angriff zu nehmen, deren Details ja selbstverständlich erst Sache der Berathung und Discussion aller hiezu berufenen Factoren sein müßte?

Eines steht aber jetzt schon fest: nach keinem Seminar ist das Bedürfnis groß und mit Rücksicht auf manche concrete Erfahrung in weiten Kreisen so tief empfunden, wie nach diesem. Allzuschwierig ist die Aufgabe nicht, dafür bürgen Willmann's Erfolge an seinem pädagogischen Seminar in Prag.





Rundschau.

Im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hat die Herder'sche Verlags-handlung eine ihrer größten Unternehmungen, das *W e g e r u n d W e l t e ' s c h e K i r c h e n - l e x i k o n* *), in 2. Auflage zu Ende geführt. Es mögen bei dieser Gelegenheit einige Reminiscenzen am Platze sein, die P. A. M. Weiß in seiner Biographie Benj. Herder's (Freiburg 1890) über die Herstellung der 1. Auflage dieses Monumentalwerkes gibt. Schon die Vorarbeiten, insbesondere zur Herstellung des Nomenclators, hatten „eine wunderliche Geschichte“, die man an dem bezeichneten Orte, S. 18 ff., nachlesen kann. Als dieser Nomenclator endlich, nach Jahren, einigermaßen fertig vorlag, traf man nun gar noch die Einrichtung, die Theile desselben bei den Gelehrten herumzusenden, damit jeder sich nach Belieben selber seine Artikel aussuche. „Es war eine Zeit der Gemüthlichkeit, in die wir uns heute kaum noch hineindenken können. Buß, scheint es, hatte in ritterlicher Liebenswürdigkeit auf seiner Werbereise diese staunenswerte Unordnung erfunden. Die Folgen davon lassen sich denken. Jeder suchte sich aus, was ihm gefiel. Plötzlich liefen für einen Artikel drei Bearbeitungen ein. Ja, wer hat denn die bestellt? hieß es in der Redaction. Natürlich hatte sie niemand bestellt. Jeder that fröhlich, was ihm gefiel. Selten ist das oft gebrauchte Bild von der Gelehrtenrepublik anschaulicher verwirklicht worden, als in den Kindestagen des Freiburger Kirchenlexikons. Dann verlor wieder ein Gelehrter das Verzeichnis der Artikel, die er übernommen hatte und schrieb in der Welt herum, man möge ihm sagen, was er sich vorgenommen habe. Aber da war guter Rath teuer. Die Redaction wußte nichts davon. Es wird wohl im Nomenclator bemerkt sein. Ja, aber wo ist denn der Nomenclator? Von dem hat schon lange kein Mensch mehr gehört. Zuletzt soll er an Professor M. geschickt worden sein. Der erinnert sich allerdings, ihn empfangen zu haben, aber er hat ihn verlegt. . . . Große Schwierigkeiten machten besonders auch die Censurverhältnisse. Am 28. April 1846 schreibt Häusle aus Wien (der »stets dienstbereite und thätige Vermittler für Oesterreich«): „Nur darf es die Herder'sche Buchhandlung nicht verabsäumen, bei der österreichischen Regierung eine Erlaubnis zu erwirken, vermöge welcher die Professoren und Vitteraten Oesterreichs ermächtigt werden, an diesem katholischen Werke mitzuarbeiten. Denn alle schon genannten und noch zu nennenden Mitarbeiter haben ihre Zusage nur vorbehaltlich höherer k. k. österreichischer Bewilligung geben können. Die Einholung letzterer kann nicht dem Einzelnen zugemuthet, sondern muß vom Herrn Unternehmer veranstaltet werden. Vielleicht ist dies bereits geschehen. Sonst wäre es bei der vorwaltenden Gewissenhaftigkeit einzelner Herren Mitarbeiter zu bedauern, daß selbe schon genannt wurden, ehe auf obige, in den österreichischen Censurgesetzen fundierte höhere Bewilligung sich berufen werden konnte.“ Herder war jedoch in der glücklichen Lage, auf dieses Bedenken am 25. Mai antworten zu können: „Die Zusage der Wiener Theologen geschah mit ausdrücklicher Bewilligung der k. k. Hofpolizeistelle, ansonst wir uns nicht erlaubt haben würden, deren Namen öffentlich zu nennen.“ Die Verhand-

*) In 2. Auflage begonnen von Jos. Card. Hergenröther, fortgesetzt von Prof. Dr. F. Kaulen. 12 Bände, M. 192. — Bgl. Allg. Literaturbl. X. (1901) Sp. 737 ff.

lungen darüber vermochten wir nicht mehr aufzufinden. Es erhielt sich aber von späterem Datum eine abermalige, ehrfurchtsvollste Vorstellung um gnädige Dispensation mehrerer Gelehrten in den kaiserlichen Staaten von dem allerhöchsten Verbote der Theilnahme an auswärtigen litterarischen Unternehmungen rücksichtlich des katholischen Kirchenlexikons, gerichtet an die „hochpreisliche kaiserlich-königliche Hofpolizeistelle.“ Daraus möge aber niemand Anlaß nehmen, auf Oesterreich einen Stein zu werfen. Herder findet unter dem 28. October 1846 auch die weltliche Censur in Baden „sehr lästig“, ja er schreibt am 13. desselben Monats an Häußle: „Die Wege der Censur sind bei uns langsamer als bei Ihnen.“

Besonders schwierig gestaltete sich der Verkehr mit einzelnen Mitarbeitern. P. Weiß theilt eine Reihe bezeichnender Züge mit und fährt dann fort: „Alles bisher Erlebte wurde in Schatten gestellt durch einen Artikel über eine gewisse österreichische Stadt, der im letzten Bande Aufnahme finden sollte. Über diese Arbeit könnte man aus den vorhandenen Papieren einen wahren Roman schreiben. Sie war einem Mann übertragen worden, welcher sich sehr große Verdienste um das Kirchenlexikon erworben hat. Auch sonst hat er sich Herder in vielen Dingen als treuer, wohlwollender, dienstfertiger Freund erwiesen. Herder vergalt es ihm auch mit der ganzen Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die ihn auszeichnete. Späterhin aber verfiel dieser Gelehrte, theils durch höchst widrige Gesichte, theils in Folge von Nervenleiden, die er sich wohl durch übermäßige Arbeit zugezogen hatte, in eine sehr gereizte Stimmung und litt etwas an Verfolgungswahn. Hätte man das zum voraus gewußt, so würde man ihm den Artikel nicht übertragen haben. So aber war dieser bestimmt, ein Beispiel dafür zu liefern, was Nervosität, Gründlichkeit und, daß wir es sagen, übertriebener Patriotismus zusammen im Kopfe eines Gelehrten anrichten können. Schon lange hatte nämlich der gute Herr mit geheimem Grolle bedauert, daß das Kirchenlexikon noch keine ausführliche Geschichte von Oesterreich geliefert habe. Freilich wird sie außer ihm niemand an diesem Orte gesucht und vermißt haben. Er aber hatte beschlossen, daß diesem Uebelstande unbedingt abgeholfen werden müsse. Nun gieng das Werk seinem Ende entgegen. Wenn also nicht der Artikel, um den es sich hier handelt, so gehalten wurde, daß die gesammte österreichische Geschichte darin Unterkunft fand, so war es zu spät. Sein Plan stand fest. Natürlich theilte er ihn niemand mit, am wenigsten Herder oder der Redaction, damit er nicht vereitelt werde. So gieng Jahr und Tag dahin, und der sonst so genaue, eifrige Mann brachte keinen Artikel, ließ sich aber auch kein Lebenszeichen entlocken, um sein Geheimniß nicht zu verrathen. Mit der Zeit wurde die Sache peinlich. Es war fast aller Stoff eingelaufen, das Lexikon hätte eigentlich schon fertig sein können. Aber der ausstehende Artikel wollte nicht kommen. Man begann also die bisher gebrauchten Mittel anzuwenden. Erfahrung in diesem Fache hatte man ja genug. Herder schrieb täglich einen Brief, auch zwei, einen schöner als den andern. Als die Bitten nichts fruchteten, folgten Vorstellungen an das Gewissen und den bewährten Gerechtigkeitsinn des alten Freundes. Herder hielt ihm den Schaden vor, den er ihm verursache, die Gefahr, in welche er die Arbeiter verseze, die Verschleppung eines Werkes, für das er selber so viel gethan. Schließlich kam die Drohung, er werde demnächst einen Wartboten ins Haus erhalten, dem er täglich für den Unterhalt 3 fl. 36 kr. zahlen müsse. Inzwischen war der Gelehrte mit seinen patriotischen Absichten ins reine gekommen und konnte also wenigstens ein Lebenszeichen von sich geben. Er eröffnete sein Unternehmen mit der Mittheilung, daß er diesmal wohl einen Bogen für sich

in Anspruch nehmen müsse. Nun, weil er nur Laute gab, war man schon zufrieden und gab ihm gerne den Bogen zu. Über eine Weile kam eine Sendung mit der Bemerkung, er werde anderthalb Bogen brauchen. Hier schickte er den Anfang, die Fortsetzung werde folgen, in vierzehn Tagen dürfte der Schluss vorliegen. Das war am 18. Juli 1853. In der That kam eine Fortsetzung, dann wieder eine, noch eine, abermals eine, im ganzen etwa vierzehn, jede auf ein Blättchen geschrieben, manchmal auch nur einige Zeilen. Dann wurde alles still. Da fieng Herder von neuem an, seine Kunst zu versuchen. Lange umsonst. Endlich folgten sieben neue Zettel. Nach einer langen Pause abermals ein Stücklein. Es wäre bald noth geworden, einen eigenen Bibliothekar zu ernennen, um die Ordnung in den übersandten Beiträgen aufrecht zu erhalten. Nun aber folgte nicht bloß keine neue Zusendung mehr, sondern umgekehrt das Verlangen, dem Verfasser das bereits Abgegebene zurückzustellen, damit er es genauer bearbeiten könne. Alles Bitten, Drängen, Drohen erwies sich wirkungslos. Es sei nicht abzusehen, wie Gefahr im Verzug sein könne, da das Werk dem Ende so nahe sei. Jetzt habe eine Verzögerung durchaus nicht mehr so viel auf sich, wie am Anfang. „Die täglichen 3 fl. 36 kr. Wartgeld“, fügt er bei, sind ein Schreckschuß, welcher bei mir ohne Gefahr verfallen ist.“ Herder war rathlos. Am 2. Mai 1854 erhielt er zu seinem Entsetzen die Mittheilung, der Artikel werde drei große Abtheilungen erhalten, er stehe bereits bei Abtheilung I. Nummer a. Nun fuhr Herder das schwerste Geschütz vor, das er besaß. Darauf kam die Antwort: „Herr, wenn Sie mich und sich auf den Kopf stellen, ich kann nicht mehr und nicht schneller arbeiten. Man muß die ganze österreichische Geschichte in diesem Artikel unterbringen, und die Überschrift gleicht gewissermaßen einen Grasmückenest, in das der Kuckuck seine Eier gelegt hat.“ Das war leider nur zu treffend. Herder, der begreiflicherweise einer kleinen Aufregung nahe war, fand es doch über den Spas, daß der Gelehrte nun schon mehrere Jahre an diesem Artikel arbeite, ohne ihn zu fördern. Diese Bemerkung öffnete dem letzteren die Augen, und er sah ein, daß der Verleger nicht mehr bloß „seine landesbekannten Drangschüsse verschwende“, sondern wirklich Ernst mache. Daraufhin erklärte er am 3. Juni 1854 alle Beziehungen mit ihm abgebrochen. Allerdings war er bald wieder beschwichtigt. Dafür schickte er nun aber solche Massen von Manuscript, daß ein eigener Band für seine österreichische Geschichte nothwendig gewesen wäre. Beim Schluss einer Abtheilung waren es schon 308 Seiten. Die Redaction hatte keinen andern Ausweg mehr, als das Eingefandte kurz zu überarbeiten. Darüber war der Verfasser hoch entrüstet, denn das machte seinen Plan vollständig zu Schanden. Das sei, erklärte er, eine vormärzliche Censur, was die Redaction an ihm verübe.“ Schließlich blieb nichts übrig, als den Artikel, der ohnehin auch so noch über hundert Druckseiten umfaßte, am 24. Juli 1854 abubrechen und die Fortsetzung auf den bereits in Aussicht genommenen Ergänzungsband zu verschieben. Es gieng aber dort um nichts besser. Wie indes alles auf der Welt ein Ende nimmt, so auch diese Geschichte. Am 18. Januar 1856 übersandte der allzu gründliche Verfasser zuletzt doch noch den Abschluss seiner Beiträge mit dem Ausdruck seiner vollsten Befriedigung darüber, „vielleicht den längsten Artikel im Kirchenlexikon geliefert zu haben.“*) Herder aber beschloß das so unangenehme Erlebnis

*) Gemeint ist der Artikel *Wien* (von Häusle), der im letzten Bande die Seiten 963—1078 und überdies noch im Supplementband die Seiten 1257—1307, zusammen also 167 S. umfaßt. In der zweiten, bedeutend erweiterten Auflage nimmt der Artikel „Wien“ (von A. Starzer und R. Schrauf) 72 Spalten = 36 Seiten ein.

lungen darüber vermochten wir nicht mehr aufzufinden. Es erhielt sich aber von späterem Datum eine abermalige „ehrfurchtsvollste Vorstellung um gnädige Dispensation mehrerer Gelehrten in den kaiserlichen Staaten von dem allerhöchsten Verbote der Theilnahme an auswärtigen litterarischen Unternehmungen rücksichtlich des katholischen Kirchenlexikons“, gerichtet an die „hochpreisliche kaiserlich-königliche Hofpolizei stelle.“ Daraus möge aber niemand Anlaß nehmen, auf Oesterreich einen Stein zu werfen. Herder findet unter dem 28. October 1846 auch die weltliche Censur in Baden „sehr lästig“, ja er schreibt am 13. desselben Monats an Häusle: „Die Wege der Censur sind bei uns langsamer als bei Ihnen.“

Besonders schwierig gestaltete sich der Verkehr mit einzelnen Mitarbeitern. P. Weiß theilt eine Reihe bezeichnender Züge mit und fährt dann fort: „Alles bisher Erlebte wurde in Schatten gestellt durch einen Artikel über eine gewisse österreichische Stadt, der im letzten Bande Aufnahme finden sollte. Über diese Arbeit könnte man aus den vorhandenen Papieren einen wahren Roman schreiben. Sie war einem Mann übertragen worden, welcher sich sehr große Verdienste um das Kirchenlexikon erworben hat. Auch sonst hat er sich Herder in vielen Dingen als treuer, wohlwollender, dienstfertiger Freund erwiesen. Herder vergalt es ihm auch mit der ganzen Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die ihn auszeichnete. Späterhin aber verfiel dieser Gelehrte, theils durch höchst widrige Gesichte, theils in Folge von Nervenleiden, die er sich wohl durch übermäßige Arbeit zugezogen hatte, in eine sehr gereizte Stimmung und litt etwas an Verfolgungswahn. Hätte man das zum voraus gewußt, so würde man ihm den Artikel nicht übertragen haben. So aber war dieser bestimmt, ein Beispiel dafür zu liefern, was Nervosität, Gründlichkeit und, daß wir es sagen, übertriebener Patriotismus zusammen im Kopfe eines Gelehrten anrichten können. Schon lange hatte nämlich der gute Herr mit geheimem Grolle bedauert, daß das Kirchenlexikon noch keine ausführliche Geschichte von Oesterreich geliefert habe. Freilich wird sie außer ihm niemand an diesem Orte gesucht und vermisst haben. Er aber hatte beschlossen, daß diesem Übelstande unbedingt abgeholfen werden müsse. Nun gieng das Werk seinem Ende entgegen. Wenn also nicht der Artikel, um den es sich hier handelt, so gehalten wurde, daß die gesammte österreichische Geschichte darin Unterkunft fand, so war es zu spät. Sein Plan stand fest. Natürlich theilte er ihn niemand mit, am wenigsten Herder oder der Redaction, damit er nicht vereitelt werde. So gieng Jahr und Tag dahin, und der sonst so genaue, eifrige Mann brachte keinen Artikel, ließ sich aber auch kein Lebenszeichen entlocken, um sein Geheimniß nicht zu verrathen. Mit der Zeit wurde die Sache peinlich. Es war fast aller Stoff eingelaufen, das Lexikon hätte eigentlich schon fertig sein können. Aber der ausstehende Artikel wollte nicht kommen. Man begann also die bisher gebrauchten Mittel anzuwenden. Erfahrung in diesem Fache hatte man ja genug. Herder schrieb täglich einen Brief, auch zwei, einen schöner als den andern. Als die Bitten nichts fruchteten, folgten Vorstellungen an das Gewissen und den bewährten Gerechtigkeitsinn des alten Freundes. Herder hielt ihm den Schaden vor, den er ihm verursache, die Gefahr, in welche er die Arbeiter verjete, die Verschleppung eines Werkes, für das er selber so viel gethan. Schließlich kam die Drohung, er werde demnächst einen Wartboten ins Haus erhalten, dem er täglich für den Unterhalt 3 fl. 36 kr. zahlen müsse. Inzwischen war der Gelehrte mit seinen patriotischen Absichten ins reine gekommen und konnte also wenigstens ein Lebenszeichen von sich geben. Er eröffnete sein Unternehmen mit der Mittheilung, daß er diesmal wohl einen Hogen für sich

in Anspruch nehmen müsse. Nun, weil er nur Laute gab, war man schon zufrieden und gab ihm gerne den Bogen zu. Über eine Weile kam eine Sendung mit der Bemerkung, er werde anderthalb Bogen brauchen. Hier schickte er den Anfang, die Fortsetzung werde folgen, in vierzehn Tagen dürfte der Schluß vorliegen. Das war am 18. Juli 1853. In der That kam eine Fortsetzung, dann wieder eine, noch eine, abermals eine, im ganzen etwa vierzehn, jede auf ein Blättchen geschrieben, manchmal auch nur einige Zeilen. Dann wurde alles still. Da fieng Herder von neuem an, seine Kunst zu versuchen. Lange umsonst. Endlich folgten sieben neue Zettel. Nach einer langen Pause abermals ein Stücklein. Es wäre bald noth geworden, einen eigenen Bibliothekar zu ernennen, um die Ordnung in den übersandten Beiträgen aufrecht zu erhalten. Nun aber folgte nicht bloß keine neue Zusendung mehr, sondern umgekehrt das Verlangen, dem Verfasser das bereits Abgegebene zurückzustellen, damit er es genauer bearbeiten könne. Alles Bitten, Drängen, Drohen erwies sich wirkungslos. Es sei nicht abzusehen, wie Gefahr im Verzug sein könne, da das Werk dem Ende so nahe sei. Jetzt habe eine Verzögerung durchaus nicht mehr so viel auf sich, wie am Anfang. „Die täglichen 3 fl. 36 kr. Wartgeld“, fügt er bei, sind ein Schredschuß, welcher bei mir ohne Gefahr verknallt ist.“ Herder war rathlos. Am 2. Mai 1854 erhielt er zu seinem Entsetzen die Mittheilung, der Artikel werde drei große Abtheilungen erhalten, er stehe bereits bei Abtheilung I. Nummer a. Nun fuhr Herder das schwerste Geschütz vor, das er besaß. Darauf kam die Antwort: „Herr, wenn Sie mich und sich auf den Kopf stellen, ich kann nicht mehr und nicht schneller arbeiten. Man muß die ganze österreichische Geschichte in diesem Artikel unterbringen, und die Überschrift gleicht gewissermaßen einen Grasmückenest, in das der Ruckuck seine Eier gelegt hat.“ Das war leider nur zu treffend. Herder, der begreiflicherweise einer kleinen Aufregung nahe war, fand es doch über den Spas, daß der Gelehrte nun schon mehrere Jahre an diesem Artikel arbeite, ohne ihn zu fördern. Diese Bemerkung öffnete dem letzteren die Augen, und er sah ein, daß der Verleger nicht mehr bloß „seine landesbekannten Drangschüsse verschwende“, sondern wirklich Ernst mache. Daraufhin erklärte er am 3. Juni 1854 alle Beziehungen mit ihm abgebrochen. Allerdings war er bald wieder beschwichtigt. Dafür schickte er nun aber solche Massen von Manuscript, daß ein eigener Band für seine österreichische Geschichte nothwendig gewesen wäre. Beim Schluß einer Abtheilung waren es schon 308 Seiten. Die Redaction hatte keinen andern Ausweg mehr, als das Eingefandte kurz zu überarbeiten. Darüber war der Verfasser hoch entrüstet, denn das machte seinen Plan vollständig zu Schanden. Das sei, erklärte er, eine vormärzliche Censur, was die Redaction an ihm verübe.“ Schließlich blieb nichts übrig, als den Artikel, der ohnehin auch so noch über hundert Druckseiten umfaßte, am 24. Juli 1854 abubrechen und die Fortsetzung auf den bereits in Aussicht genommenen Ergänzungsband zu verschieben. Es gieng aber dort um nichts besser. Wie indes alles auf der Welt ein Ende nimmt, so auch diese Geschichte. Am 18. Januar 1856 übersandte der allzu gründliche Verfasser zuletzt doch noch den Abschluß seiner Beiträge mit dem Ausdruck seiner vollsten Befriedigung darüber, „vielleicht den längsten Artikel im Kirchenlexikon geliefert zu haben.“*) Herder aber beschloß das so unangenehme Erlebnis

*) Gemeint ist der Artikel *Wien* (von Häusle), der im letzten Bande die Seiten 963—1078 und überdies noch im Supplementband die Seiten 1257—1307, zusammen also 167 S. umfaßt. In der zweiten, bedeutend erweiterten Auflage nimmt der Artikel „Wien“ (von A. Starzer und R. Schrauf) 72 Spalten = 36 Seiten ein.

mit einem Brief vom letzten December 1857, in dem er sich ein Denkmal der Ehre setzte, wie vielleicht durch wenige andere Thaten. Hierüber nichts weiter als die Versicherung, daß der ganze Vorgang an meiner Gesinnung gegen Sie nichts geändert hat, und daß ich jetzt, wie zur Zeit, da unsere geschäftlichen Beziehungen sich in bester Ordnung und zu gegenseitiger Zufriedenheit entwickelt, Ihnen mit aufrichtiger Freundschaft und Wertschätzung angehöre, und in meinem Herzen in Beziehung auf Sie kein anderes Gefühl hege, als das der Liebe. Lassen Sie uns darum den Vorfall ganz vergessen, und werden Sie mir wieder so gut, wie Sie es früher gewesen und wie ich es Ihnen allezeit war und mehr und mehr geworden bin in dem Maße, als mannigfache Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten an Sie herangetreten sind.“

* * *

Im VI. Jahrgang 1897 hat das „Österr. Literaturblatt“ in einer Reihe von gediegenen fachmännischen Einzelreferaten — „Theologie“, „Naturwissenschaften“, „Geschichte“ — die beiden großen Konversationslexika von Brodhäus und Meyer einer eingehenden Prüfung unterzogen, deren Ergebnis darauf hinauslief, daß vom Standpunkte des gläubigen Christen keines dieser beiden Werke „unbedingt und uneingeschränkt“ empfohlen werden könne. Namentlich der Katholik muß sich oft durch das, was über Hauptlehren seines Glaubens und seine religiösen Übungen vom liberal-protestantischen Standpunkte aus vorgebracht wird, auf das empfindlichste verletzt fühlen. Es ist daher ein wahres, nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst der Herder'schen Verlags-handlung, daß sie seit Jahren bestrebt ist, dem gläubig christlichen, namentlich katholischen Leser, oder richtiger Nachschlager, ein Handbuch zu liefern, aus welchem er mit voller Beruhigung die von ihm gewünschten Auskünfte schöpfen kann. Das Herder'sche Konversationslexikon hat nun in dritter Auflage zu erscheinen begonnen, die an Umfang und Ausstattung einen ganz entschiedenen Fortschritt gegen ihre bescheidenen Vorläufer bekundet und in jeder Hinsicht auf das wärmste anempfohlen werden kann. Auch diese dritte Auflage hat bei weitem nicht den Umfang seiner beiden älteren, so zu sagen erbgeessenen Mitwerber, es hält die Mitte zwischen „brevis esse laboro, obscurus fio“ des Kürschner'schen Taschen-Lexikons mit seinen überaus knappen Artikelchen, und den mitunter übermäßig breiten Abhandlungen Brodhäus' und Meyer's. Um dies durch ein Beispiel anschaulich zu machen, umfaßt der Artikel „Alpen“ bei Kürschner 50 Zeilen, bei Meyer 18 Spalten, bei Brodhäus 17 Spalten, bei Herder, die maßvolle Mitte haltend, 13 Spalten. Das Herder'sche Werk bringt in präciser Form alles, was zur Übersicht und zum ersten Verständnis des betreffenden Gegenstandes nöthig ist, und dies umsomehr, als die beigegebenen Abbildungen und graphischen Darstellungen in zweckmäßiger Auswahl und Anordnung dem Texte dankenswert zu Hilfe kommen. Wer nach einem tieferen Eingehen verlangt, muß doch jedenfalls zu Specialwerken greifen, für welche die jedem wichtigen Artikel beigegebene Literatur-Übersicht als Führer dient.

Freih. v. Helfert.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambt Optk, Wien



Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholicismus.

Von Paul Maria Baumgarten.

Die neueste Geschichte des alten Schlagwortes „Voraussetzungslosigkeit“ darf ich als bekannt annehmen. Die Litteratur darüber verzettelt sich bis in die kleinsten Tagesblätter hinein, sie findet sich in Zeitschriften und beginnt ihren Einzug in die Bücher im eigentlichen Sinne zu halten.

Sollen wir Katholiken es schmerzvoll empfinden, daß dieser Krieg entbrannt ist, oder sollen wir uns darüber freuen? Meines Erachtens haben wir allen Grund, diese umfangreiche Aussprache zu begrüßen. Es läßt sich durchaus nicht leugnen, daß in einer für allen Autoritätsglauben höherer und höchster Art kritischen Zeit eine derartige Polemik von erheblichem Nutzen ist und zwar intra muros et extra.

Intra muros weil sich zunächst — mit der sicheren Aussicht auf fortschreitenden Ausgleich der Gegensätze — eine Scheidung unter den Katholiken selbst vollzieht. Die Förderer des Wissenschaftsbetriebes zu immer umfangreicherer Erforschung der Wahrheit auf allen Wissensgebieten trennen sich vorläufig von jenen, die in heroischer Selbstgenügsamkeit ganz oder theilweise Verzicht leisten auf verstandesmäßige Durchbringung und Einordnung moderner Errungenschaften in die Summe alles dessen, was zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden und der Wirkung des Heiles der Massen dienlich ist. Mit dem Gebete allein, so nothwendig und heilsam es ist, können sich nur fromme Thoren als ausschließlichem Antidotum begnügen. Die seit Jahren erörterte Frage der Mindertüchtigkeit der Katholiken — nicht so sehr der qualitativen wie der quantitativen — hat zu gewissen greifbaren Ergebnissen geführt, die sogar schon, soweit das Deutsche Reich in Frage kommt, ihren meisterhaften statistischen Ausdruck gefunden haben.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Beginn des 20. Jahrhunderts mit einer gewissen Scheidung der Geister unter den Katholiken mit Rücksicht auf das wissenschaftliche Gebiet und die Auffassung des kulturellen Fortschrittes zusammenfällt, wie denn ja auch selbstverständlich die Glaubens-

herangebildet werden. Die Auffassung religiöser Fragen ist natürlich in den Mittelschulen eine ganz andere als in der Volksschule; mit der erweiterten und vertieften Kenntniß der Natur und des Menschen, besonders seiner ethischen Aufgaben, muß die Erweiterung und Vertiefung religiöser Bildung gleichen Schritt halten. Sollen die Kreise der Bevölkerung, welchen die Schüler derartiger Anstalten einst angehören werden, den religiösen Fragen und dem religiösen Leben nicht in gleichgiltiger Entfremdung gegenüberstehen oder in unrichtiger Erfassung ihrer Bedeutung dieselben als einen überflüssigen, aus überlebten Gesellschaftsverhältnissen übernommenen Ballast betrachten, so müssen sie religiösen Unterricht und religiöse Erziehung erhalten, welche ihrer sonstigen Bildungsstufe formell und inhaltlich entspricht. Wie kann man von solchen Kreisen eine aufrichtige, warme Begeisterung für das segensreiche Wirken der christlichen Kirche und ihrer Einrichtungen verlangen, wenn sie dieselben nicht in einer ihrer fortgeschrittenen Geistesbildung entsprechenden Weise kennen und schätzen gelernt haben? Die Gleichgiltigkeit und Fahrlässigkeit gegenüber den so schönen, von erhabenen Ideen getragenen Formen des katholischen Gottesdienstes ist in nicht seltenen Fällen auf Unkenntniß zurückzuführen, eine Unkenntniß, welcher in nachhaltiger Weise nur dann vorgebeugt werden kann, wenn die Kultformen unserer Kirche in ihrem Gehalte den Schülern solcher höherer Anstalten immer wieder in einer dem sonstigen Fortschreiten ihrer Geistes- und Herzensbildung entsprechenden Form zum Bewußtsein gebracht werden. Das Kulturleben der Kirche hat sich in einem solchen Reichthum von Schöpfungen der Kunst und Litteratur entfaltet, daß es auf's höchste zu bedauern ist, wenn ein Glied derselben diese Erscheinungen in ihrem Werte und ihrer Bedeutung für das gesammte Kulturleben nicht erfassen und schätzen gelernt hat. Warum sollte sich der Gebildete für die Erhaltung und Förderung dieser Güter seiner Kirche nicht ebenso begeistern können wie für die seines Volkes? Die Stellung der Kirche in der Gesellschaft, ihr Wirken an der Erhaltung und Förderung ihrer intellectuellen und ethischen Güter muß von diesen Kreisen der Bevölkerung immer tiefer und gründlicher und klarer erfaßt werden, sollen sie es für ein Glück halten, einer solchen Kirche anzugehören, sollen sie sich dafür begeistern, an ihrem Fortbestand — soweit er durch endliche Factoren bedingt ist — und der Förderung ihrer Interessen im engeren und weiteren Kreise thatkräftig zu arbeiten.

Solchen berechtigten Anforderungen genügt aber der Religionsunterricht an den höheren Anstalten nicht, wenn er nach Art einer Miniatur-Theologie betrieben wird und den Schülern Lehrbücher in die Hand gibt, die nichts anderes als ein Auszug aus Fachlehrbüchern der

betreffenden theologischen Disciplinen sind und daher von den Schülern weder genügend verstanden, noch ihrer Bildungsstufe entsprechend für die Ausbildung ihrer Gesinnung verarbeitet werden können. Der Religionsunterricht an Mittelschulen ist von dem an der Volksschule sowohl rücksichtlich seines Zieles als auch durch seine Methode wesentlich verschieden: daher kann auch eine pädagogische Ausbildung der Theologiestudierenden, welche nur auf die Volksschulverhältnisse, auf die „Katechese“ im engeren Sinne Rücksicht nimmt, unmöglich einem so eminenten Bedürfnisse des katholischen Unterrichts- und Erziehungswesens genügen. Die Übernahme einer solchen Religionslehrerstelle soll nicht bloß von einer Prüfung abhängig gemacht werden, welche nur eine Art Wiederholung der theologischen Fachprüfungen ist; sie kann auch nicht die nöthige Bürgschaft geben, wenn sie nur das Studium irgend eines Lehrbuches der Pädagogik und Methodik größeren oder geringeren Umfanges voraussetzt: eine theoretische und praktische Erfassung der Aufgaben und Methoden der Mittelschulpädagogik, welche nicht etwa schon durch die Erinnerung an die eigenen Gymnasialstudien ersetzt werden kann, ist die unbedingt nothwendige Voraussetzung für eine gedeihliche Wirksamkeit in einem so eminent wichtigen und einflußreichen Berufe, wie es das Amt des Religionslehrers an Mittelschulen ist. Es dem Religionslehrer überlassen, sich erst durch eigene Erfahrung in die Mittelschulpädagogik mit ihren eigenen Aufgaben, ihrer eigenen Didaktik einzuleben, ist nicht am Platze: jedenfalls wäre für die Erfüllung der besonders schwierigen und wichtigen Aufgabe dieses Religionsunterrichtes besser gesorgt, wenn die Candidaten dieses Lehramtes sich in den pädagogischen Universitätsseminarien analogen Instituten theoretisch und praktisch für ihre künftige Amtsthätigkeit ausrüsten könnten. „Der ordentliche Professor der Theologie R. Hofmann (Leipzig) ist Director eines pädagogischen Seminars. Er hält pädagogische Vorlesungen nicht bloß für Theologen und bietet seinen Seminaristen zum Zweck ihrer praktischen Ausbildung eine dreifache Übung: 1. theoretischen Unterricht durch Einführung in die wissenschaftlichen Disciplinen mit stetem Hinweis auf die praktischen Anforderungen des Unterrichts; 2. Beobachtung von Vorbildern durch Hospitieren bei mustergiltigen Lehrern und Vorführung der verschiedensten Schulorganismen; 3. eigene Lehrversuche. In das Seminar nimmt Hofmann ältere Studierende auf, welche ihre theoretischen Studien bereits bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen haben, und hat unter den Theologen besonders diejenigen im Auge, welche künftig als Religionslehrer an höheren Schulen wirken wollen, denn es ist, wie er sehr richtig bemerkt, durchaus zu vermeiden, daß das wichtigste aller Lehrfächer Candidaten anvertraut wird, welche ohne jede

freie Wissenschaft bringt; deren dritter von der Herrschaft der Theologenschulen handelt und deren vierter einen Beitrag zur Frage der Katholischen Universität bringt. Ich stehe nicht an, dieser geistvollen Darstellung einer brennenden, principiell wichtigen Tagesfrage eine hohe Bedeutung zuzubilligen. Der vornehme Ton der Schrift sticht wohlthuend ab von dem nicht selten wüsten Kampfgeschrei der Gegner in der Tagespresse, die unerbittliche Logik der Schlussfolgerungen aus unangreifbaren Vorderätzen läßt den wirklich geschulten Denker erkennen, und der Freimuth in der Behandlung der Probleme erlaubt es, auf die Sicherheit seiner Stellung einen Rückschluß zu machen. Berner war der berufene Mann, in diesen Fragen zu sprechen, und man muß ihm außerordentlich dankbar sein, daß er sich in dieser eingehenden und durchschlagenden Weise geäußert hat.

Ich will versuchen, den Inhalt der Schrift kurz zusammenzufassen. Der Verfasser sieht bei seiner Untersuchung von einer Apologetik der katholischen Dogmen an sich ab; er bleibt bei dem thatsächlichen Bestande, daß es Forscher gibt, welche die Dogmen als wahr anerkennen, und beantwortet die Frage: welches ist die Stellung dieser Forscher in der Wissenschaft?

Absolute Voraussetzungslosigkeit gibt es nicht, denn ohne jede Voraussetzung gibt es keine Forschung, und wäre es auch nur die einfache Herübernahme der Forschungsergebnisse Anderer, die als richtig angenommen werden, um darauf weiter zu bauen. Bedingte Voraussetzungslosigkeit kann von Mommsen und Genossen auch nicht gemeint sein, soweit der Gelehrte, um Forschungen zu erhärten, Hypothesen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit aufbaut. Ein einstimmiges „Nein!“ aller Forscher, voran der Naturforscher, bildet die Antwort auf diese Frage. Die Voraussetzung einer Weltanschauung dagegen dürfte eher ins Auge gefaßt werden in dem vorliegenden Streite. Es ist unleugbare Thatsache, daß alle Gelehrten ohne Ausnahme irgend eine Art von Weltanschauung haben müssen, wenn man von der pathologischen Erscheinung der absoluten Skeptiker absieht. Dieses schlechthin muß also auch ausgeschlossen werden, und der Kreis verengert sich — übrigens gestehen das die Gegner auch ein — auf diejenigen, die eine positive, religiöse und, noch näher bezeichnet, eine katholische Weltanschauung haben. Diese Feststellungen macht der Verfasser nicht willkürlich, sondern er erweist sie aus durchaus zwingenden Gründen als wahr.

Warum soll nun besonders die katholische Weltanschauung jene Voraussetzung sein, welche der Forscher nicht haben darf? Weil, wie die Gegner sagen, diese Überzeugungen mit ungehinderter freier Forschung nicht in Einklang zu bringen sind. Der Verfasser erweist schlagend, daß dem unter keinen Umständen so sein kann, weil der katholische Forscher nie gehindert ist, eine



Rundschau.

Im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hat die Herder'sche Verlagshandlung eine ihrer größten Unternehmungen, das *Weger und Welte'sche Kirchenlexikon* *), in 2. Auflage zu Ende geführt. Es mögen bei dieser Gelegenheit einige Reminiscenzen am Platze sein, die P. A. M. Weiß in seiner Biographie Benj. Herder's (Freiburg 1890) über die Herstellung der 1. Auflage dieses Monumentalwerkes gibt. Schon die Vorarbeiten, insbesondere zur Herstellung des Nomenclators, hatten „eine wunderliche Geschichte“, die man an dem bezeichneten Orte, S. 18 ff., nachlesen kann. Als dieser Nomenclator endlich, nach Jahren, einigermaßen fertig vorlag, traf man nun gar noch die Einrichtung, die Theile desselben bei den Gelehrten herumzusenden, damit jeder sich nach Belieben selber seine Artikel aussuche. „Es war eine Zeit der Gemüthlichkeit, in die wir uns heute kaum noch hineindenken können. Buß, scheint es, hatte in ritterlicher Liebenswürdigkeit auf seiner Werbereise diese staunenswerte Anordnung erfunden. Die Folgen davon lassen sich denken. Jeder suchte sich aus, was ihm gefiel. Plötzlich liefen für einen Artikel drei Bearbeitungen ein. Ja, wer hat denn die bestellt? hieß es in der Redaction. Natürlich hatte sie niemand bestellt. Jeder that fröhlich, was ihm gefiel. Selten ist das oft gebrauchte Bild von der Gelehrtenrepublik anschaulicher verwirklicht worden, als in den Kindestagen des Freiburger Kirchenlexikons. Dann verlor wieder ein Gelehrter das Verzeichnis der Artikel, die er übernommen hatte und schrieb in der Welt herum, man möge ihm sagen, was er sich vorgenommen habe. Aber da war guter Rath theuer. Die Redaction wußte nichts davon. Es wird wohl im Nomenclator bemerkt sein. Ja, aber wo ist denn der Nomenclator? Von dem hat schon lange kein Mensch mehr gehört. Zuletzt soll er an Professor N. geschickt worden sein. Der erinnert sich allerdings, ihn empfangen zu haben, aber er hat ihn verlegt. . . . Große Schwierigkeiten machten besonders auch die Censurverhältnisse. Am 28. April 1846 schreibt Häusle aus Wien (der »stets dienstbereite und thätige Vermittler für Oesterreich«): „Nur darf es die Herder'sche Buchhandlung nicht verabsäumen, bei der österreichischen Regierung eine Erlaubnis zu erwirken, vermöge welcher die Professoren und Vitteraten Oesterreichs ermächtigt werden, an diesem katholischen Werke mitzuarbeiten. Denn alle schon genannten und noch zu nennenden Mitarbeiter haben ihre Zusage nur vorbehaltlich höherer k. k. österreichischer Bewilligung geben können. Die Einholung letzterer kann nicht dem Einzelnen zugemuthet, sondern muß vom Herrn Unternehmer veranstaltet werden. Vielleicht ist dies bereits geschehen. Sonst wäre es bei der vormaltenden Gewissenhaftigkeit einzelner Herren Mitarbeiter zu bedauern, daß selbe schon genannt wurden, ehe auf obige, in den österreichischen Censurgesetzen fundierte höhere Bewilligung sich berufen werden konnte.“ Herder war jedoch in der glücklichen Lage, auf dieses Bedenken am 25. Mai antworten zu können: „Die Zusage der Wiener Theologen geschah mit ausdrücklicher Bewilligung der k. k. Hospolizeistelle, ansonst wir uns nicht erlaubt haben würden, deren Namen öffentlich zu nennen.“ Die Verhand-

*) In 2. Auflage begonnen von Jos. Card. Hergenröther, fortgesetzt von Prof. Dr. F. Kaulen. 12 Bände, M. 132. — Vgl. Allg. Literaturbl. N. (1901) Sp. 737 ff.

praktisch = pädagogische Vorbildung allen Zufälligkeiten des Experimentierens ausgesetzt sind." (Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. S. 39.) — Das mit dem Pädagogium des Klosters Unserer lieben Frau verbundene Candidatenconvict in Magdeburg hat die Aufgabe, „durch wissenschaftliche und praktische Anleitung tüchtige Religionslehrer zu bilden, die zugleich befähigt sind, ordentliche Mitglieder der Lehrercollegien zu werden und sich bei dem übrigen wissenschaftlichen Unterricht zu betheiligen." (Ebd., S. 64.)

Cardinal Ganglbauer hatte als Religionsprofessor am Gymnasium der Benedictiner von Kremsmünster (1854—1875) Gelegenheit, in eigener schulmännischer Thätigkeit die wichtige und verantwortliche Stellung des Religionsunterrichtes zunächst am Gymnasium erlebend kennen und schätzen zu lernen. Kein Wunder daher, daß er, wie ich erst vor kurzem in Erfahrung brachte, in Erfassung der Wichtigkeit und besonderen Tragweite der oben dargelegten Erwägungen, kurz vor seinem Lebensende nahe daran war, in Wien selbst ein Institut in's Leben zu rufen, welches für die Heranbildung tüchtiger Religionslehrer an den Mittelschulen in diesem Sinne zu arbeiten berufen gewesen wäre. Der Tod hinderte ihn an der schließlichen Ausführung seines Planes. Als engerer Mitbruder des verewigten, hochverdienten und edlen Kirchenfürsten ergreife ich mit Freuden anläßlich der oben dargestellten fünfundsanzigjährigen Bestandfeier des Willmann'schen Seminars die Gelegenheit, für die Durchführung solcher Ideen eine Lanze zu brechen, wobei ich wohl weiß, daß ich die Aufmerksamkeit der berufenen und maßgebenden Factoren auf diese so eminent wichtige und heilsame Sache nicht erst neu hinzulenken habe. Warum sollte es nicht möglich sein, eine in dieser Richtung sich bewegende Ausgestaltung des an der Wiener theologischen Facultät bereits bestehenden theologischen Seminars in Angriff zu nehmen, deren Details ja selbstverständlich erst Sache der Berathung und Discussion aller hiezu berufenen Factoren sein müßte?

Eines steht aber jetzt schon fest: nach keinem Seminar ist das Bedürfnis groß und mit Rücksicht auf manche concrete Erfahrung in weiten Kreisen so tief empfunden, wie nach diesem. Unzuschwierig ist die Aufgabe nicht, dafür bürgen Willmann's Erfolge an seinem pädagogischen Seminar in Prag.





Rundschau.

Im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hat die Herder'sche Verlags-handlung eine ihrer größten Unternehmungen, das Weyer und Welte'sche Kirchenlexikon*), in 2. Auflage zu Ende geführt. Es mögen bei dieser Gelegenheit einige Reminiscenzen am Platze sein, die P. A. M. Weiß in seiner Biographie Benj. Herder's (Freiburg 1890) über die Herstellung der 1. Auflage dieses Monumentalwerkes gibt. Schon die Vorarbeiten, insbesondere zur Herstellung des Nomenclators, hatten „eine wunderliche Geschichte“, die man an dem bezeichneten Orte, S. 18 ff., nachlesen kann. Als dieser Nomenclator endlich, nach Jahren, einigermaßen fertig vorlag, traf man nun gar noch die Einrichtung, die Theile desselben bei den Gelehrten herumzusenden, damit jeder sich nach Belieben selber seine Artikel aussuche. „Es war eine Zeit der Gemüthlichkeit, in die wir uns heute kaum noch hineindenken können. Buß, scheint es, hatte in ritterlicher Liebenswürdigkeit auf seiner Werbereise diese staunenswerte Unordnung erfunden. Die Folgen davon lassen sich denken. Jeder suchte sich aus, was ihm gefiel. Plötzlich liefen für einen Artikel drei Bearbeitungen ein. Ja, wer hat denn die bestellt? hieß es in der Redaction. Natürlich hatte sie niemand bestellt. Jeder that fröhlich, was ihm gefiel. Selten ist das oft gebrauchte Bild von der Gelehrtenrepublik anschaulicher verwirklicht worden, als in den Kindestagen des Freiburger Kirchenlexikons. Dann verlor wieder ein Gelehrter das Verzeichnis der Artikel, die er übernommen hatte und schrieb in der Welt herum, man möge ihm sagen, was er sich vorgenommen habe. Aber da war guter Rath theuer. Die Redaction mußte nichts davon. Es wird wohl im Nomenclator bemerkt sein. Ja, aber wo ist denn der Nomenclator? Von dem hat schon lange kein Mensch mehr gehört. Zuletzt soll er an Professor N. geschickt worden sein. Der erinnert sich allerdings, ihn empfangen zu haben, aber er hat ihn verlegt. . . . Große Schwierigkeiten machten besonders auch die Censurverhältnisse. Am 28. April 1846 schreibt Häusle aus Wien (der stets dienstbereite und thätige Vermittler für Oesterreich.): „Nur darf es die Herder'sche Buchhandlung nicht verabsäumen, bei der österreichischen Regierung eine Erlaubnis zu erwirken, vermöge welcher die Professoren und Vitteraten Oesterreichs ermächtigt werden, an diesem katholischen Werke mitzuarbeiten. Denn alle schon genannten und noch zu nennenden Mitarbeiter haben ihre Zusage nur vorbehaltlich höherer k. k. österreichischer Bewilligung geben können. Die Einholung letzterer kann nicht dem Einzelnen zugemuthet, sondern muß vom Herrn Unternehmer veranstaltet werden. Vielleicht ist dies bereits geschehen. Sonst wäre es bei der vorwaltenden Gewissenhaftigkeit einzelner Herren Mitarbeiter zu bedauern, daß selbe schon genannt wurden, ehe auf obige, in den österreichischen Censurgesetzen fundierte höhere Bewilligung sich berufen werden konnte.“ Herder war jedoch in der glücklichen Lage, auf dieses Bedenken am 25. Mai antworten zu können: „Die Zusage der Wiener Theologen geschah mit ausdrücklicher Bewilligung der k. k. Hofpolizeistelle, ansonst wir uns nicht erlaubt haben würden, deren Namen öffentlich zu nennen.“ Die Verhand

*) In 2. Auflage begonnen von Jos. Carb. Hergenröther, fortgesetzt von Prof. Dr. F. Kauleu. 12 Bände, M. 182. — Bgl. Allg. Literaturbl. X. (1901) Sp. 737 ff.

lungen darüber vermochten wir nicht mehr aufzufinden. Es erhielt sich aber von späterem Datum eine abermalige, ehrfurchtsvollste Vorstellung um gnädige Dispensation mehrerer Gelehrten in den kaiserlichen Staaten von dem allerhöchsten Verbote der Theilnahme an auswärtigen litterarischen Unternehmungen rücksichtlich des katholischen Kirchenlexikons', gerichtet an die hochpreisliche kaiserlich-königliche Hofpolizeistelle.' Daraus möge aber niemand Anlaß nehmen, auf Österreich einen Stein zu werfen. Herder findet unter dem 28. October 1846 auch die weltliche Censur in Baden 'sehr lästig', ja er schreibt am 13. desselben Monats an Häußle: 'Die Wege der Censur sind bei uns langsamer als bei Ihnen.'

Besonders schwierig gestaltete sich der Verkehr mit einzelnen Mitarbeitern. P. Weiß theilt eine Reihe bezeichnender Züge mit und fährt dann fort: „Alles bisher Erlebte wurde in Schatten gestellt durch einen Artikel über eine gewisse österreichische Stadt, der im letzten Bande Aufnahme finden sollte. Über diese Arbeit könnte man aus den vorhandenen Papieren einen wahren Roman schreiben. Sie war einem Mann übertragen worden, welcher sich sehr große Verdienste um das Kirchenlexikon erworben hat. Auch sonst hat er sich Herder in vielen Dingen als treuer, wohlwollender, dienstfertiger Freund erwiesen. Herder vergalt es ihm auch mit der ganzen Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die ihn auszeichnete. Späterhin aber verfiel dieser Gelehrte, theils durch höchst widrige Geschicke, theils in Folge von Nervenleiden, die er sich wohl durch übermäßige Arbeit zugezogen hatte, in eine sehr gereizte Stimmung und litt etwas an Verfolgungswahn. Hätte man das zum voraus gewußt, so würde man ihm den Artikel nicht übertragen haben. So aber war dieser bestimmt, ein Beispiel dafür zu liefern, was Nervosität, Gründlichkeit und, das wir es sagen, übertriebener Patriotismus zusammen im Kopfe eines Gelehrten anrichten können. Schon lange hatte nämlich der gute Herr mit geheimem Grolle bedauert, daß das Kirchenlexikon noch keine ausführliche Geschichte von Österreich geliefert habe. Freilich wird sie außer ihm niemand an diesem Orte gesucht und vermißt haben. Er aber hatte beschloßen, daß diesem Übelstande unbedingt abgeholfen werden müsse. Nun gieng das Werk seinem Ende entgegen. Wenn also nicht der Artikel, um den es sich hier handelt, so gehalten wurde, daß die gesammte österreichische Geschichte darin Unterkunft fand, so war es zu spät. Sein Plan stand fest. Natürlich theilte er ihn niemand mit, am wenigsten Herder oder der Redaction, damit er nicht vereitelt werde. So gieng Jahr und Tag dahin, und der sonst so genaue, eifrige Mann brachte keinen Artikel, ließ sich aber auch kein Lebenszeichen entlocken, um sein Geheimniß nicht zu verrathen. Mit der Zeit wurde die Sache peinlich. Es war fast aller Stoff eingelaufen, das Lexikon hätte eigentlich schon fertig sein können. Aber der ausstehende Artikel wollte nicht kommen. Man begann also die bisher gebrauchten Mittel anzuwenden. Erfahrung in diesem Fache hatte man ja genug. Herder schrieb täglich einen Brief, auch zwei, einen schöner als den andern. Als die Bitten nichts fruchteten, folgten Vorstellungen an das Gewissen und den bewährten Gerechtigkeitsinn des alten Freundes. Herder hielt ihm den Schaden vor, den er ihm verursache, die Gefahr, in welche er die Arbeiter verjete, die Verschleppung eines Werkes, für das er selber so viel gethan. Schließlich kam die Drohung, er werde demnächst einen Wartboten ins Haus erhalten, dem er täglich für den Unterhalt 3 fl. 36 kr. zahlen müsse. Inzwischen war der Gelehrte mit seinen patriotischen Absichten ins reine gekommen und konnte also wenigstens ein Lebenszeichen von sich geben. Er eröffnete sein Unternehmen mit der Mittheilung, daß er diesmal wohl einen Bogen für sich

in Anspruch nehmen müsse. Nun, weil er nur Laute gab, war man schon zufrieden und gab ihm gerne den Bogen zu. Über eine Weile kam eine Sendung mit der Bemerkung, er werde anderthalb Bogen brauchen. Hier schickte er den Anfang, die Fortsetzung werde folgen, in vierzehn Tagen dürfte der Schluß vorliegen. Das war am 18. Juli 1853. In der That kam eine Fortsetzung, dann wieder eine, noch eine, abermals eine, im ganzen etwa vierzehn, jede auf ein Blättchen geschrieben, manchmal auch nur einige Zeilen. Dann wurde alles still. Da fieng Herder von neuem an, seine Kunst zu versuchen. Lange umsonst. Endlich folgten sieben neue Zettel. Nach einer langen Pause abermals ein Stücklein. Es wäre bald noth geworden, einen eigenen Bibliothekar zu ernennen, um die Ordnung in den übersandten Beiträgen aufrecht zu erhalten. Nun aber folgte nicht bloß keine neue Zusendung mehr, sondern umgekehrt das Verlangen, dem Verfasser das bereits Abgegebene zurückzustellen, damit er es genauer bearbeiten könne. Alles Bitten, Drängen, Drohen erwies sich wirkungslos. Es sei nicht abzusehen, wie Gefahr im Verzug sein könne, da das Werk dem Ende so nahe sei. Jetzt habe eine Verzögerung durchaus nicht mehr so viel auf sich, wie am Anfang. „Die täglichen 3 fl. 36 kr. Wartgeld“, fügt er bei, sind ein Schreckschuß, welcher bei mir ohne Gefahr verknallt ist.“ Herder war rathlos. Am 2. Mai 1854 erhielt er zu seinem Entsetzen die Mittheilung, der Artikel werde drei große Abtheilungen erhalten, er stehe bereits bei Abtheilung I. Nummer a. Nun fuhr Herder das schwerste Geschütz vor, das er besaß. Darauf kam die Antwort: „Herr, wenn Sie mich und sich auf den Kopf stellen, ich kann nicht mehr und nicht schneller arbeiten. Man muß die ganze österreichische Geschichte in diesem Artikel unterbringen, und die Überschrift gleicht gewissermaßen einen Grasmückenest, in das der Kuckuck seine Eier gelegt hat.“ Das war leider nur zu treffend. Herder, der begreiflicherweise einer kleinen Aufregung nahe war, fand es doch über den Spasß, daß der Gelehrte nun schon mehrere Jahre an diesem Artikel arbeite, ohne ihn zu fördern. Diese Bemerkung öffnete dem letzteren die Augen, und er sah ein, daß der Verleger nicht mehr bloß „seine landesbekannten Drangschüsse verschwende“, sondern wirklich Ernst mache. Daraufhin erklärte er am 3. Juni 1854 alle Beziehungen mit ihm abgebrochen. Allerdings war er bald wieder beschwichtigt. Dafür schickte er nun aber solche Massen von Manuscript, daß ein eigener Band für seine österreichische Geschichte nothwendig gewesen wäre. Beim Schluß einer Abtheilung waren es schon 308 Seiten. Die Redaction hatte keinen andern Ausweg mehr, als das Eingefandte kurz zu überarbeiten. Darüber war der Verfasser hoch entrüstet, denn das machte seinen Plan vollständig zu Schanden. Das sei, erklärte er, eine vormärzliche Censur, was die Redaction an ihm verübe.“ Schließlich blieb nichts übrig, als den Artikel, der ohnehin auch so noch über hundert Druckseiten umfaßte, am 24. Juli 1854 abzubrechen und die Fortsetzung auf den bereits in Aussicht genommenen Ergänzungsband zu verschieben. Es gieng aber dort um nichts besser. Wie indes alles auf der Welt ein Ende nimmt, so auch diese Geschichte. Am 18. Januar 1856 übersandte der allzu gründliche Verfasser zuletzt doch noch den Abschluß seiner Beiträge mit dem Ausdruck seiner vollsten Befriedigung darüber, „vielleicht den längsten Artikel im Kirchenlexikon geliefert zu haben.“*) Herder aber beschloß das so unangenehme Erlebnis

*) Gemeint ist der Artikel *Wien* (von Häusle), der im letzten Bande die Seiten 963—1078 und überdies noch im Supplementband die Seiten 1257—1307, zusammen also 167 S. umfaßt. In der zweiten, bedeutend erweiterten Auflage nimmt der Artikel „Wien“ (von A. Starzer und R. Schrauf) 72 Spalten 36 Seiten ein.

lungen darüber vermochten wir nicht mehr aufzufinden. Es erhielt sich aber von späterem Datum eine abermalige „ehrfurchtsvollste Vorstellung um gnädige Dispensation mehrerer Gelehrten in den kaiserlichen Staaten von dem allerhöchsten Verbote der Theilnahme an auswärtigen litterarischen Unternehmungen rücksichtlich des katholischen Kirchenlexikons“, gerichtet an die „hochpreisliche kaiserlich-königliche Hofpolizeistelle.“ Daraus möge aber niemand Anlaß nehmen, auf Oesterreich einen Stein zu werfen. Herder findet unter dem 28. October 1846 auch die weltliche Censur in Baden „sehr lästig“, ja er schreibt am 13. desselben Monats an Häußle: „Die Wege der Censur sind bei uns langsamer als bei Ihnen.“

Besonders schwierig gestaltete sich der Verkehr mit einzelnen Mitarbeitern. P. Weiß theilt eine Reihe bezeichnender Züge mit und fährt dann fort: „Alles bisher Erlebte wurde in Schatten gestellt durch einen Artikel über eine gewisse österreichische Stadt, der im letzten Bande Aufnahme finden sollte. Über diese Arbeit könnte man aus den vorhandenen Papieren einen wahren Roman schreiben. Sie war einem Mann übertragen worden, welcher sich sehr große Verdienste um das Kirchenlexikon erworben hat. Auch sonst hat er sich Herder in vielen Dingen als treuer, wohlwollender, dienstfertiger Freund erwiesen. Herder vergalt es ihm auch mit der ganzen Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die ihn auszeichnete. Späterhin aber verfiel dieser Gelehrte, theils durch höchst widrige Gesichte, theils in Folge von Nervenleiden, die er sich wohl durch übermäßige Arbeit zugezogen hatte, in eine sehr gereizte Stimmung und litt etwas an Verfolgungswahn. Hätte man das zum voraus gewußt, so würde man ihm den Artikel nicht übertragen haben. So aber war dieser bestimmt, ein Beispiel dafür zu liefern, was Nervosität, Gründlichkeit und, daß wir es sagen, übertriebener Patriotismus zusammen im Kopfe eines Gelehrten anrichten können. Schon lange hatte nämlich der gute Herr mit geheimem Grolle bedauert, daß das Kirchenlexikon noch keine ausführliche Geschichte von Oesterreich geliefert habe. Freilich wird sie außer ihm niemand an diesem Orte gesucht und vermißt haben. Er aber hatte beschlossen, daß diesem Übelstande unbedingt abgeholfen werden müsse. Nun gieng das Werk seinem Ende entgegen. Wenn also nicht der Artikel, um den es sich hier handelt, so gehalten wurde, daß die gesammte österreichische Geschichte darin Unterkunft fand, so war es zu spät. Sein Plan stand fest. Natürlich theilte er ihn niemand mit, am wenigsten Herder oder der Redaction, damit er nicht vereitelt werde. So gieng Jahr und Tag dahin, und der sonst so genaue, eifrige Mann brachte keinen Artikel, ließ sich aber auch kein Lebenszeichen entlocken, um sein Geheimniß nicht zu verrathen. Mit der Zeit wurde die Sache peinlich. Es war fast aller Stoff eingelaufen, das Lexikon hätte eigentlich schon fertig sein können. Aber der ausstehende Artikel wollte nicht kommen. Man begann also die bisher gebrauchten Mittel anzuwenden. Erfahrung in diesem Fache hatte man ja genug. Herder schrieb täglich einen Brief, auch zwei, einen schöner als den andern. Als die Bitten nichts fruchteten, folgten Vorstellungen an das Gewissen und den bewährten Gerechtigkeitsinn des alten Freundes. Herder hielt ihm den Schaden vor, den er ihm verursache, die Gefahr, in welche er die Arbeiter versetze, die Verschleppung eines Werkes, für das er selber so viel gethan. Schließlich kam die Drohung, er werde demnächst einen Wartboten ins Haus erhalten, dem er täglich für den Unterhalt 3 fl. 36 fr. zahlen müsse. Inzwischen war der Gelehrte mit seinen patriotischen Absichten ins reine gekommen und konnte also wenigstens ein Lebenszeichen von sich geben. Er eröffnete sein Unternehmen mit der Mittheilung, daß er diesmal wohl einen Bogen für sich

in Anspruch nehmen müsse. Nun, weil er nur Laute gab, war man schon zufrieden und gab ihm gerne den Bogen zu. Über eine Weile kam eine Sendung mit der Bemerkung, er werde anderthalb Bogen brauchen. Hier schickte er den Anfang, die Fortsetzung werde folgen, in vierzehn Tagen dürfte der Schluß vorliegen. Das war am 18. Juli 1853. In der That kam eine Fortsetzung, dann wieder eine, noch eine, abermals eine, im ganzen etwa vierzehn, jede auf ein Blättchen geschrieben, manchmal auch nur einige Zeilen. Dann wurde alles still. Da fieng Herder von neuem an, seine Kunst zu versuchen. Lange umsonst. Endlich folgten sieben neue Zettel. Nach einer langen Pause abermals ein Stücklein. Es wäre bald noth geworden, einen eigenen Bibliothekar zu ernennen, um die Ordnung in den übersandten Beiträgen aufrecht zu erhalten. Nun aber folgte nicht bloß keine neue Zusendung mehr, sondern umgekehrt das Verlangen, dem Verfasser das bereits Abgegebene zurückzustellen, damit er es genauer bearbeiten könne. Alles Bitten, Drängen, Drohen erwies sich wirkungslos. Es sei nicht abzusehen, wie Gefahr im Verzug sein könne, da das Werk dem Ende so nahe sei. Jetzt habe eine Verzögerung durchaus nicht mehr so viel auf sich, wie am Anfang. „Die täglichen 3 fl. 36 kr. Wartgeld“, fügt er bei, sind ein Schredsschuß, welcher bei mir ohne Gefahr verknallt ist.“ Herder war rathlos. Am 2. Mai 1854 erhielt er zu seinem Entsetzen die Mittheilung, der Artikel werde drei große Abtheilungen erhalten, er stehe bereits bei Abtheilung I. Nummer a. Nun fuhr Herder das schwerste Geschütz vor, das er besaß. Darauf kam die Antwort: „Herr, wenn Sie mich und sich auf den Kopf stellen, ich kann nicht mehr und nicht schneller arbeiten. Man muß die ganze österreichische Geschichte in diesem Artikel unterbringen, und die Überschrift gleicht gewissermaßen einen Grassmäckenest, in das der Auckuck seine Eier gelegt hat.“ Das war leider nur zu treffend. Herder, der begreiflicherweise einer kleinen Aufregung nahe war, fand es doch über den Spasß, daß der Gelehrte nun schon mehrere Jahre an diesem Artikel arbeite, ohne ihn zu fördern. Diese Bemerkung öffnete dem letzteren die Augen, und er sah ein, daß der Verleger nicht mehr bloß „seine landesbekannten Drangschüsse verschwende“, sondern wirklich Ernst mache. Daraufhin erklärte er am 3. Juni 1854 alle Beziehungen mit ihm abgebrochen. Allerdings war er bald wieder beschwichtigt. Dafür schickte er nun aber solche Massen von Manuscript, daß ein eigener Band für seine österreichische Geschichte nothwendig gewesen wäre. Beim Schluß einer Abtheilung waren es schon 308 Seiten. Die Redaction hatte keinen andern Ausweg mehr, als das Eingefandte kurz zu überarbeiten. Darüber war der Verfasser hoch entrüstet, denn das machte seinen Plan vollständig zu Schanden. Das sei, erklärte er, eine vormärzliche Censur, was die Redaction an ihm verübe.“ Schließlich blieb nichts übrig, als den Artikel, der ohnehin auch so noch über hundert Druckseiten umfaßte, am 24. Juli 1854 abzubereiten und die Fortsetzung auf den bereits in Aussicht genommenen Ergänzungsband zu verschieben. Es gieng aber dort um nichts besser. Wie indes alles auf der Welt ein Ende nimmt, so auch diese Geschichte. Am 18. Januar 1856 übersandte der allzu gründliche Verfasser zuletzt doch noch den Abschluß seiner Beiträge mit dem Ausdruck seiner vollsten Befriedigung darüber, „vielleicht den längsten Artikel im Kirchenlexikon geliefert zu haben.“*) Herder aber beschloß das so unangenehme Erlebnis

*) Gemeint ist der Artikel *Wien* (von Häusle), der im letzten Bande die Seiten 963—1078 und überdies noch im Supplementband die Seiten 1257—1307, zusammen also 167 S. umfaßt. In der zweiten, bedeutend erweiterten Auflage nimmt der Artikel „Wien“ (von A. Starzer und R. Schrauf) 72 Spalten 36 Seiten ein.

controlieren kann, allgemeine Schlussfolgerungen zieht, die sich auf den Glauben der Katholiken und die Bethätigung dieses Glaubens beziehen. Auch das ist unwissenschaftlich.

Was soll man zu dem Satze sagen: „Der Katechismus nach dem Beschluß des Tridentinischen Concils sagt ausdrücklich (pars I, cap. 10) die Pfarrer sollen das ‚credo sanctam ecclesiam catholicam‘ von allen Glaubensartikeln am häufigsten einprägen (omnium frequentissime inculcandus est); es ist, wie man sieht, wichtiger, daß man an die Kirche als an Gott und Christus glaube.“ Es gehört die ganze Eile eines Gelehrten dazu, der einen Aufsatz für den Tagesbedarf dem im Vorzimmer schon wartenden Seherlehrling schnell übergeben muß, um eine so unglaubliche Schlussfolgerung zu machen. Ich bin nicht so gutmüthig, Chamberlain auf seinen groben Fehler aufmerksam zu machen; den mag er selbst finden, wenn er es vermag. Und die Fortsetzung des eben angeführten Satzes setze ich auch nicht hierher, obschon dieselbe einen noch gröberen Fehler gegen die Logik enthält.

Der Aufsatz Chamberlain's umfaßt 32 Seiten und ist überschrieben: „Katholische“ Universitäten. Auf Seite 21 endlich kommt er auf sein Thema. Was er dazu zu sagen weiß, ist nicht nur mager, sondern auch nicht übermäßig sachlich. Der Vergleich mit Frankreich kann für den österreichischen Plan nicht maßgebend sein. Mit mehr Recht hätte er die Universität zu Freiburg in der Schweiz heranziehen können, weil dort das verwirklicht ist, was man in Oesterreich anstrebt. Aus den Ausführungen des Verfassers geht ersichtlich hervor, daß er allerlei auf dem Herzen hatte, was er gern in einen Aufsatz zusammenfassen wollte. Da die Abhandlung so ziemlich de omnibus rebus handelte, so ergab sich kein wirklich passender Titel, und als erfahrener Mann wählte darum Chamberlain einen augenblicklich in Wien recht zugkräftigen, der nur den kleinen Fehler hat, daß er nicht zum Aufsatze paßt. Berner hat von solchen Äußerungen keine Widerlegung seiner Ausführungen zu fürchten.



Adam Crabert.

Von Richard v. Kralik.

Wenn ich ein Maler wäre, so könnte es mich reizen, das rosige, gesundheitsstropende Gesicht des Achtzigjährigen im Rahmen des schneeweissen Bart- und Haupthaars auf die Leinwand zu bringen. Aber auch dem Schriftsteller bietet Adam Crabert ein nicht minder dankbares coloristisches Problem. Ganz so wie bei Josef Görres, unserem Bannerträger, bildet sein männlicher Charakter einen harmonischen Contrast von blutfrischem Roth und fleckenlosem Weiß, von unbeugsamem, kampfbereitem Eifer für Recht und Freiheit und demüthigster Unterordnung unter die allein feststehenden Ideale unseres Lebens. Die glühendste Leidenschaft des Kämpfers für alles Gute verbindet er mit der unbedingtesten Ergebenheit für seinen Herrn und Gott, wie für seine Mutter, die Kirche. Und das ist, wie mir scheint, auch die einzig richtige Farbenmischung; die Treue, die deutsche Treue, ist das Band, das beide Farben verbindet und eint.

Noch in einer anderen Beziehung vereinigt der alte Jüngling zwei sonst scharf auseinanderfallende Seiten des Lebens: die thätige und die ästhetisch beschauliche Seite. Für jede dieser Seiten stellt er aber einen ganzen Mann, keinen halben. Der einen, der thätigen Seite zu folgen, verzichte ich hier; ich wäre es auch nicht imstande. Da soll er lieber selber reden und die Schleußen seiner Erinnerungen aufthun. Wenn man das Vergnügen gehabt hat, ihn von seinen heftigen Erlebnissen im Parlament und in der Festung plaudern zu hören, dann kann man nur hoffen, daß er uns einst seine Memorabilien nicht vorenthalten werde. Nur Eines will ich über ihn als Mann der That sagen: er gehört zu jenen wenigen, zu jenen einzigen Menschen, denen die Politik den Charakter nicht verdorben hat. Brauche ich dafür einen anderen Beweis anzuführen, als daß er das Schicksal aller ähnlichen Geister theilt: die schließliche Vereinsamung?

Daß ihn diese Vereinsamung auch auf dem anderen Gebiete seines Wirkens, dem poetischen, getroffen hat, das darf auch nicht Wunder nehmen. Denn auch zur breiteren Wirkung der Kunst gehört eine Art von Politik, die

nicht eines jeden Sache ist. Der Künstler, der anerkannt sein will, muß nicht nur Künstler sein, sondern auch Geschäftsmann, Händler, Speculant, Ausrufer, Vermittler zc., ja, er muß mindestens die Hälfte seiner Energie und Zeit diesem Geschäftszweige widmen. Mit Recht haben darum G. Freitag und W. Scherer in ihren poetischen Anleitungen auch diese Seite der Ästhetik berührt. Aber ach, mein lieber Trabert, wir werden in dieser Beziehung halt immer etwas rückständig bleiben! Ja, ich klage mich ernstlich an, daß ich dich bisher noch nie öffentlich gelobt habe, so sehr es mir mein Herz gebot. Aber, warum hab ich's versäumt? Vielleicht aus Furcht, daß du mich dafür wieder lobst und wir bei den ehrlichen Menschen in den Verdacht der unredlichen Kameraderie kommen! Hinweg mit dieser Feigheit! Ich will von nun an nur meinem Herzen und meiner Pflicht folgen.

Wenn ich also mit der Ehrlichkeit eines Geschwornen über meine ästhetischen Eindrücke urtheilen soll, so muß ich vor allem den Dramatiker vom Lyriker trennen. Trabert hat zwei Bühnengedichte veröffentlicht, eine Elisabeth von Thüringen und einen Kaiser Julian den Abtrünnigen. Beide sind in großem Stil gehalten, und mich zieht an jenem besonders ein romantischer Zug an, der hauptsächlich in der Gestalt des alten Zauberers und Sängers Klingor zum Ausdruck kommt, in diesem der Gedanke, die Handlung durch ein derbrealistisches Hölleparlament einzuleiten. Aber die volle Persönlichkeit des Dichters finde ich doch nicht hier, auch nicht seine volle Kunst, vielleicht deshalb, weil Trabert durch die Ungunst der Zeit von der praktischen Bühne ausgeschlossen blieb, weil seine Stücke nur die vorläufigen Talentproben eines aussichtslosen Idealisten bedeuten. Er kann sich unmöglich auf der Bühne, wie sie jetzt nun leider einmal ist, zu Hause fühlen. Das kann keiner von uns.

Ganz zu Hause ist er vielmehr im Gebiet der Lyrik. Und dies Gebiet ist kein beschränktes, es umfaßt die objective, epische Ballade ebenso wie das allerpersönlichste Momentbild, den Naturselbstdruck des dichterischen Gemüthes. Aber so reich seine ganze Tonleiter, sein Farbentasten ist, er experimentiert und coquettiert nicht mit zweifelhaften, unwahren und unechten Abarten der lyrischen Gattung, nein, wenn ich ein Musterbeispiel für das geben sollte, was ich im reinsten, vollsten und echten Sinne für lyrisch erachte, nach den strengsten und höchsten Gesetzen der Kunst, so wüßte ich nichts Treffenderes anzuführen als die drei Bändchen, die als „Deutsche Gedichte aus Österreich“ in Frankfurt a. M. (G. Wendel) 1888—1889 erschienen sind. Es mag vielleicht gefeiltere und gepuhtere Lyriker geben, was aber jene Ursprünglichkeit betrifft, mit der sich eine volle und reiche Persönlichkeit in ungebrochenem und einheitlichem Strome ergießt, sich selber

und seine Überzeugung voll ausleben läßt, so wüßte ich meinem Dichter wohl alle antiken und mittelalterlichen Kollegen an die Seite zu setzen, aber nur wenige moderne. Gewiß ganz naiv und ohne nachahmen zu wollen, gibt Trabert uns und unserem Culturkreis, unserer Zeit eben das, was die Alten ihren größeren oder kleineren Kreisen gaben, nämlich sich selber und ihre persönliche ungeschminkte Stellung zur Zeit, zu ihrer Politik, zu ihrem Volk, zu seiner Geschichte, seinem Glauben.

Trabert ist Österreicher, nicht durch Geburt, sondern durch Wahl, und zwar nicht durch zufällige Wahl, sondern aus politischer Überzeugung. Als Herold dieser Überzeugung tritt er vor ganz Österreich hin. In dem ersten Theil seiner Gedichte, den „Schwertliedern eines Friedensamen“, beschwört er zu diesem Zweck die Vergangenheit. Er ruft die Todten auf, sie sollen ihm segnend das Geleite geben, sie sollen ihre Heldengräber öffnen und ihm helfen, für die deutsche Sendung Österreichs zu zeugen. Mit Recht sieht er diese Sendung in der Türkenzeit begründet, im Vorkampfe der christlichen Ostmark gegen den Ansturm des Islam, in jenem Kampfe, der auch die mehr als nationale Bedeutung des deutschen Kaiserthums zur Geltung brachte. Köstlich kommt das in seinem Studentenlied zum Ausdruck:

Sagt, ihr Bratschen, sprecht, ihr Geigen,
Warum heute denn so stumm?
Macht euch gar so traurig schweigen
Kara Mustafa's Gebrumm?

Mit gespalt'nem Schädelknochen
Liegt hier einer kalt und schwer;
Ungern hat er deutsch gesprochen,
Böhmisch spricht er jetzt nicht mehr.

Keiner hier in unser'm Kreise
Kämpfte braver doch für Wien;
Brüder, sprecht zur Himmelsreise
D'rum ein „Otce nas“ (Vater unser) für ihn.

So sind alle diese historischen Balladen voll actuellen Lebens, keine Virtuosenkünste. Wie symbolistisch im besten Sinn ist jenes „Kinderspiel“ aus der Türkenzeit:

Am Kohlmarkt saßen bei Lehm und Sand
Zwei Knaben im frohen Spiele;
Sie schnitten sich Stäbchen mit eifriger Hand
Und setzten in's Gräblein die Mühle.

Dann schleppten sie flink des Wassers herbei
Und füllten geschäftig den Graben.

Da fällt die Bombe. Ein hanger Schrei
Gellt rings: O weh, den Knaben!

Die aber schreckte nicht der Schreck;
Sie lachten aus Herzensgrunde,
Dann liefen sie beide zur Bombe tück
Und löschten mit Wasser die Lunte.

Und als erloschen die Lunte war,
Da giengen sie wieder zum Spiele;
Und schöpften Wasser vom Brunnlein klar
Und ließen sich drehen die Mühle.

Ein volles Sinnbild des Lebens, besonders des allzu sorglosen Wiener Lebens!

Ganz actuell stellt sich auch der Dichter in den Eugen=Liedern:

Vor deinem Bilde neig' ich
Die Laute, Prinz Eugen!
Zu deinem Ruhme schweig' ich;
Was sollt' auch ihr Getön?

— — — — —
Dreut Unheil jetzt, so tret' ich
Zu dir, dich anzuseh'n,
Und feuchten Auges bet' ich:
Noch einen, Herr, wie den!

Ebenso rüstig und lebendig besingt unser Dichter die Gelbschnäbel von Kolín, Hadik's Zug nach Berlin und ähnliche Dinge, die die Österreicher aus Rücksicht für ihre einstigen Gegner zu vergessen suchen. Dem Sieger von Aspern, dem Helden von Leipzig und dem Vater Kadekky baut er auch ein Denkmal, ich will nicht übertreibend sagen, dauernder als Erz, auch will ich nicht leugnen, daß es möglich wäre, den Ausdruck, das Bild manchmal virtuöser zu prägen; aber so im Zusammenhang des Ganzen, und das ist ja die Hauptsache, sind die Helden der österreichischen Geschichte nie verständnisvoller aufgefaßt worden, als Träger einer Mission, die noch immer fortbauert. Und dabei doch, welche echt poetischen Bilder! So, wenn der Dichter am Tage von Custoza die Vision hat:

Vor der Burg ist mir's geschehen,
Daß ich damals konnte sehen,
Wie das Standbild Karl's sich rührt.
Dreimal that's die Fahne schwenken,
Dreimal sie zur Erde senken,
Wie man Siegern salutiert.

Wie volksthümlich beginnt sein Lied an Königgrätz:

O, Königgrätz, wer dein gedenkt,
Wie wird dem bang zu Mute!
Dein weites Feld, es ist getränkt
Mit Östreichs rotem Blute.

Ein sterbender Deutscher, ein Böhme und ein Magyar erheben nun ihre Klagen. Trefflicher kann man die Bedeutung des Tages nicht verbildlichen. Freilich auch nicht peinlicher. Aber es ist halt so, mag man die Ohren zuhalten oder nicht. Gewaltig deutet ein „Soldatenspruch“ den Finger der göttlichen Gerechtigkeit:

Bitt're nicht, mein Österreich,
Du so schwer bedrohtes,
Blicke nicht so schreckensbleich
In der Nacht des Todes!

Nun deutet er an, warum Albrecht den Italienern gegenüber siegte, warum das Leid von Sadowa erfolgen mußte, und schließt:

Gottes Zucht war dieser Krieg;
Höre sein Ermahnen,
Und es wird dir Sieg auf Sieg
In des Rechtes Bahnen.

Bedeutsam wird diese Mahnung einem Krieger, der von Custozza her nach dem Norden kommt, in den Mund gelegt. Der Dichter findet aber die schönste Lösung für all' dies Leid in der „Rache für Sadowa“:

Vergaß wohl je den Todesstreich,
Wer ihn empfieng und doch genas?
Und glaubst du doch, o deutsches Reich,
Daß Östreich Sadowa's vergaß?

Vergessen ist die Rache nicht,
Ob noch so tief in's Herz versenkt;
Einst wird sie kommen stolz ans Licht,
Doch anders, als ihr draußen denkt.

Wenn euch einst Feinde rings bedröun
Und einsam euer Banner weht,
Dann wird es dies mein Östreich sein,
Das wie bei Leipzig bei euch steht.

Zu Schutz und Truze wie bei euch,
Und ihr auch uns zur Hilfe nah,
Das soll — o hör' es, deutsches Reich —
Die Rache sein für Sadowa.

Und ähnlich sagt er in den Straßburg-Sonetten:

Wir hatten Grund und haben doch vergeben.
So sind es wir, die hier das Opfer bringen;
Doch anders läßt sich nicht der Haß bezwingen,
Als daß er Freundschaft wird auf Tod und Leben.

Aber wohin käme ich, wenn ich mich nicht losreißen wollte von all' dem, was mich auch in den folgenden Zeitgedichten aus den Siebziger- und Achtziger-Jahren lockt, zu verweilen. Ich wiederhole nur noch einmal: das ist die richtige Art, wie der Lyriker sich zu seiner Zeit zu stellen hat. So hat der alte Solon, so Walther von der Vogelweide, so die Troubadours, so noch Klopstock in seinen Oden, so zuletzt Grillparzer sein Wort erhoben, alle in ihrer Weise, Trabert in der seinen. Hören wir nur noch sein Schlusswort:

Und soll ich euch singen mein Lieblingslied?
Mir klingt's aus dem Stern, der da droben zieht,
Mir säuselt's im Flüstern der Frühlingsnacht,
Mir tönt's aus dem Sturme, der dröhnend erwacht,
Mir braust's in dem Herzen dem Strome gleich:

Hoch Österreich!

„Ein Menschenleben“, bietet der Dichter im zweiten Theile seiner Sammlung. Es sind subjective Töne, der Liebe und Trauer, die hier angeschlagen werden:

Manchen, der mich anders kannte,
Mag befremden dieser Ton,
Aber, wo die Lava brannte,
Blüht nicht auch die Rebe schon?

Es ist lauter Wahres, Erlebtes und Erfühltes, Echtes und Tüchtiges, was hier in kräftiger, gerader, einfacher und treuer Weise zur Aussprache kommt. Und so ist es recht. Die Lyrik ist das Gebiet der Realistik, sie soll nur thatsächliche Erfahrung geben, sie soll nur formen und bilden, nicht erfinden und erlügen, wie der Romanschreiber. Die Phantasie, der Geist hat dabei noch genug zu thun, wie etwa in folgendem schön geschliffenen Spruche:

Stich der Weipe macht Weichwerde,
Schmerzt und brennt wie glühend Erz:
Erde d'rauf! Der fühlen Erde
Nur ein wenig heilt den Schmerz.

Herz, gedulde dich zu warten;
Enden wird auch dir das Leid,
Wenn man dort im stillen Garten
Einst auf dich die Erde streut.

Lieben kann unser Trabert trotz dem verliebtesten Minnesänger. Ich lasse ihn nur so einige Liedanfänge trällern, mehr nicht, sonst könnte man's übel nehmen:

Welchen Boten send' ich aus,
Mir mein Lieb zu grüßen? —

Am Weg zur Liebsten steck ich mir
Ein Röslein auf den Hut;
So komm' ich, wie der Venz zu ihr
Umstrahlt von Rosenglut. —

Von tausend Vögeln umjungen,
Von tausend Blumen umblüht,
Von weißen Armen umschlungen,
Die Herzen von Lust durchglüht,
O, bleibe so schön, du herrliche Welt,
Die mir der Himmel zur Freude bestellt. —

In den Grübchen deiner Wangen
Lachen Engel, holdes Kind! —

Aber der Minnesänger wird zum Flitterwochenehegemahl und muß bald Wiegenlieder für seine Kinder dichten. Sein Gesang übertönt alles Leidige:

Es mag dann kommen, was da will;
Frau Sorge singe noch so schrill. —

Aber nicht nur seine Geliebte besingt der Dichter, auch die Freiheit, die schönste aller Bräute; ihr hat er sich einst in Sturm und Drang zugewandt, bald freilich von den Orgien seiner Kameraden angewidert. Er läßt uns so den Verfassungskampf in Hessen 1850, seine ungerechte Verurtheilung, seine endliche Rehabilitierung mit erleben, er erhebt uns zu edlen Regungen des Verzeihens, der Klärung:

Ihr Worte des Bornes, o, seid verweht!

Und:

Wir waren schuldig hüben, drüben.

Der Rechtsbruch von 1866 treibt ihn aus seinem Vaterlande, aus Kurhessen.

Das Schicksal ist gekommen:
Alldeutschlands Bund zerbrach
Und zog in seinem Falle
Auch dich, mein Hessen, nach.

Da bleibt mein Trost der Steden,
Auf dem ich ritt als Kind.
Nun denn, so will ich wandern
Mit ihm in Sturm und Wind.

— — — — —
 Nun fort, mein Stecken, weiter!
 Das Schicksal schreitet mit;
 So glücklich werd' ich nimmer,
 Wie einst ich auf dir ritt.

Er kann jene Reichszerschneider nicht verstehen:

Die das Reich des Doppelaars
 Blutig abgeschnitten.
 Einheit nennt ihr's; Theilung war's,
 Doch — ihr habt's gelitten.

In das ferne Donauthal
 Zieht es mich, den Müden,
 Wo den alten Kaisersaal
 Alte Fahnen hüten.

Fahnen schwarz vom Pulverrauch
 Ungezählter Schlachten —,
 Deutsche Thaten waren's auch,
 Die sie einst vollbrachten.

Der Großdeutsche wird nun auch ein Großösterreicher, besser und
 consequenter als wir alle. Das ist sein Programm:

Mit Öst'reichs Feinden kühn mich schlagen,
 Mit Czechen und Polen mich gern vertragen,
 Mit Ungarn stehn fürs ganze Reich
 Und für das Recht der Völker zugleich;
 Will's Gott, auch mit den Deutschen draußen
 Die frechen Brecher des Friedens zausen —
 Das nenn' ich ein Sprüchlein von gutem Klang;
 Gott laß es gelten mein Leben lang.

Er weiß es gar gut, woran die Österreicher kränken:

Sie schelten als sauer zum Magenrühren
 Die Traube, die köstlich reift daheim;
 Die Beeren, die draußen den Dornbusch zieren,
 Sind ihnen süßer als Honigseim;
 Ja, finden sie Roth dort hinter den Hecken,
 So glauben sie laut'res Gold zu entdecken;
 Und dichtet ein Vügner zu Österreichs Schmach,
 So betet's ihr gläubiger Eifer nach.

Aber „trotzalledem“ singt er:

Mir ruht in jeder Herzensfalte
 Ein Stück von dir, o Österreich!
 Und wenn ich dich als mein behalte,
 So ist mir alles andre gleich.

Das Bedeutsamste in der Entwicklung Trabert's scheint mir aber zu sein, daß ihn ebenso wie einst Görres und manche Romantiker erst das Leben mit nothwendiger Consequenz zum lange vernachlässigten Glauben zurückführte. Er, der die Freiheitsfahne geschwungen, der die Rechtsstandarte hochgehalten, steht noch auf dem alten Standpunkt, nur hat er im großen weltgeschichtlichen Proceß, der ihn selber arg genug mitgenommen, die Kirche als den alleinigen Hort von Freiheit und Recht erkannt; das drückt er meisterhaft in den „Canossa“ überschriebenen Sonetten aus. Es schmerzt mich, daß ich sie nicht alle hier mittheilen kann. Aber, wer mein Freund bleiben will, der soll sie im Buche nachlesen, bedenken und anderen vorlesen.

„Nach zwanzig Jahren“ der Fremde wandert der Dichter wieder einmal im Geiste in die Heimat. Ergreifend und erschütternd ist es, wie er sich nach seinem Fuldathal sehnt. Schon sieht er die Rhön leuchten; aber er will nicht laut jauchzen, um das Reh in der Schlucht nicht zu stören, er will nur den Hut schwenken und leise grüßen:

Gott segne, Gott segne viel tausendmal
Mein Fuldathal!

Trotz der ganz modernen Art dieses Gedichts gemahnt es doch im besten Sinne an jenes berühmte „D weh“ Walther's von der Vogelweide, mit dem er nach langer Zeit seine Heimat begrüßt. Ganz im Geiste jener unserer wahren Meister und Klassiker des Mittelalters sind auch die „Lebensregeln“ des folgenden lakonischen Spruches:

Eig'ne Würde bester Adel.
Sei ein Ritter ohne Tadel;
Wo gefehlt dein heißes Blut,
Mach es büßend wieder gut.

Neige dich vor wahrer Größe;
Decke gern des ander'n Blöße;
Nur dich selbst zu keiner Frist
Heuchle größer als du bist.

Kämpfe nieder alles Schlechte;
Halte fest am guten Rechte;
Sei der Schwachen Schutz und Schild;
Richte streng, doch strafe mild.

Mehr als alles haß' die Lüge.
Drücke keinen, keinen trüge,
Lohn und Leistung halte gleich.
Nur durch Arbeit werde reich.

Viele werden doch dich schelten.
Dies mit gleichem zu vergelten,

Unterlasse fest und klug.
Nuch allein sei dir genug.

Wie gesagt, das kann nur mit der allerbesten Gnomik des Mittelalters und des griechischen Alterthums verglichen werden. Hierher gehört auch die schöne, breit ausgeführte Parabel, in der „Haß und Liebe“ als das ähnlichste Geschwisterpaar geschildert wird.

Die letzte Sammlung „Tröst-Einsamkeit“ ergänzt die beiden früheren nach mancher Seite:

Mein stilles Haus am Grabeßrand,
Tröst-Einsamkeit, so sei's genannt.
Tröst-Einsamkeit! Hier tretet ein,
Ihr letzten Tage, die noch mein.

Mein Leben war ein Waffengang
Mehr als ein halb Jahrhundert lang.
Ich hab gesorgt, gekämpft, gemacht
Und selten auch an mich gedacht.

Bin ich deshalb so ganz allein;
Nur mein Erinnern ist noch mein;
Ihr aber, meine Lieder, seid
Mein Trost in allem Erdenleid.

Die Lyra des Dichters begleitet immerfort lebendig die Ereignisse des Tages und gibt ihnen Tiefe und Bedeutung. Wie treffend ist zum Beispiel das Gedicht an das neue Reichsrathsgebäude in Wien:

Stolzes Heim der Parlamente,
Hat uns dieser Säulen Bracht,
Diesen Glanz der Marmormände
Ein Hellene kühn erdacht?

— — — — —
Alles Edle ruht im Maße,
Volksvertreter, lernt es hier,
Und der maßlos öden Phrase
Schließt, o schließt die Pforten ihr.

— — — — —
Nur so lang es seine Götter
Ehrte, war Achaia groß;
Zu zerstören ist der Spötter,
Der Verneiner düstres Loß.

Es ist kein Wunder, wenn unser rüstiger Wanderer endlich einmal etwas „müde“ wird, wie er in einem seiner allerschönsten Lieder singt:

Gewandert bin ich so viel und weit;
Doch nun, ich fühl's, ist Schlafenszeit.

Dem Geiste wird das Denken schwer,
 Auch ihn hat all sein Hin und Her
 Schon müd' gemacht.

Der Schlummer kommt, als wär's ein Schwan
 Und trüge sanft mich himmelan.
 Ich möchte so zu Gott einst geh'n;
 Wie wäre da der Tod so schön.
 O Welt, gut' Nacht!

Doch hab' ich vieles noch zu thun,
 Drum segne, Gott, mein kurzes Ruh'n;
 Laß mir des Schaffens Freudigkeit,
 Die mir des Lebens Lust und Leid
 So lieb gemacht.

Nein, er ermüdet doch nicht. Gleich erschwingt er sich wieder zu einem
 Dithyrambus „Am Ufer der Adria“, der Zeugin der Siege von Lepanto
 und Lissa:

Ich greif' in deine demant'ne Flut,
 Als könnt' ich mit Himmelsgewalten,
 Den Landen des Kaisers zu treuer Hüt,
 Auf ewig dich fassen und halten.
 Die Krone der Weltherrschaft ruht
 In dieser Flut.

Köstlich zeichnet er dann das politische Getriebe:

Wahltag ist. Ein Schurke, wer
 Heute wagt zu fehlen.
 Kommt, Bevatter, setzt euch her,
 Helft die Stimmen zählen.
 Großmaul heißt das Feldgeschrei,
 Nieder die Feudalen!
 Nieder auch die Klerisei!
 Sieg den Liberalen!
 Großmaul hoch! Das ist der Held,
 Umzufneten Staat und Welt.

Nicht eben erhebend ist sein Facit des Weltgetriebes:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“,
 Ich glaub' es nicht.
 Denn mit dem Guten geht in seine Gruft
 Auch mancher Schuft,
 Der sein Geraubtes durfte mehrern
 Und froh verzehren.
 Am Grabstein aber steht zu lesen,
 Er sei ein Edler und geliebt gewesen.

Der Dichter hat eben gar zu viel Übles gesehen und erfahren:

Und soll ich dir sagen, mein guter Freund,
Was mir der Übel größtes scheint?
Schulmeisterlein, das sich als Leuchte der Welt
Für klüger als seinen Pfarrer hält,
Und Pfäfflein, das des Glaubens bar
Doch steht im Amt am Hochaltar.

Er weiß, welches „Trifolium“ die Welt regiert:

Es ist uralte Regel
Und regt mir oft den Zorn:
Der Dummkopf und der Flegel
Steh'n aller Orten vorn.
Oft hat sich zu den Zweien
Der Gauner auch gesellt,
Dann rufen sie zu dreien:
So soll sich dreh'n die Welt!

Aber trotzdem läßt sich der Sänger die Lust nicht vergällen, noch manches saftige Trinklied und Minnelied anzustimmen oder am liebsten ein kräftiges Streitlied:

Himmel, gib mir Fröhlichkeit,
Dass ich lustig singe,
Oder auch ein neues Leid,
Dass ich mit ihm ringe.
Nicht ein feig erschlich'nes Glück,
Kampf ist's, was ich wähle.
Kühn zur Sonne strebt der Blick
Einer freien Seele.

Kräftig richtet er seine „Absagen“ nach links und nach rechts, scheut sich nicht, den „Bestgehassten“ sich zur Seite zu stellen; sein „fröhliches Gemüth“ ist in aller politischen und litterarischen Vereinsamung nicht umzubringen, er hat ja seine Sach' nicht auf die Welt gestellt, auch nicht auf „nichts“, sondern auf einen Grund, der ihm jede andere Stütze entbehrlich scheinen läßt.

Auch Gott, den noch kein Auge sah,
War doch von allem Anfang da
Und bleibt auch nach dem Ende.
Das Leben und der Tod ist sein,
Und was er mir verlieh als mein,
Ich leg's in seine Hände.

So, das ist wieder unser ganzer Dichter, echt und gerade, ohne Duckmäuserei, wie ohne Schmulst und Überstiegenheit auch seinem Herrgott gegenüber, auch hier ein frischer, freier, froher und frommer, deutscher Christenmensch.

Wenn ich zum Schlusse Adam Trabert recht charakteristisch classificieren und in die Litteraturgeschichte einreihen soll, so möchte ich ihn unter unseren Zeitgenossen einem aus der gegnerischen Schule vergleichen und gegenüberstellen, nämlich dem wohlbekannten Detlev v. Siliencron, dem größten Talent der modernen Schule. Siliencron hat wie Trabert erst spät publiciert, ist erst spät berühmt worden. Populär in gewissem Sinn wurde er erst durch eine beispiellose Anstrengung der ganzen modernen Genossenschaft. Er ist nur eben ein classisches Beispiel dafür, wie schwer auch das echte Verdienst durchdringen kann. Ohne Mithilfe niemals. Erst ein Vierteljahrhundert nach 1870 haben die Deutschen in Siliencron den eigentlichen „Homer“ dieses weltgeschichtlichen Ereignisses zu erkennen geglaubt. Trabert aber wird einst, das steht für mich fest, als der berufene „Thyrtäus“ der noch viel dramatischeren Katastrophe von 1866 erkannt werden müssen. Die ganze Bedeutung des deutschen Bundes gegenüber dem alten heiligen Reich, die Schuld der Revolutionen in diesem Bunde, vor allem der politische Fehler, die tragische Schuld von 1864, die sich dann sogleich an Österreich rächte, die bis auf den heutigen Tag währenden, noch ungelösten Folgen eines der schicksalsschwersten Rechtsbrüche, all das hat an Trabert nicht nur einen tiefverständigen Richter, einen Seher, sondern auch einen das rechte Wort treffenden Herold gefunden. Ich will, um dies Bild zu vervollständigen, hier noch ein Gedicht „Der deutsche Bund“ nachtragen.

In schweren Unglückstagen,
O hartes Weh der Zeit!
Da ward zerstückt, zer schlagen
Des Reiches Herrlichkeit.

Doch als es lag zertrümmert
Bis in den tiefsten Grund,
Ward uns ein Bau gezimmert,
Das war der deutsche Bund.

Zwar flammte vom Kyffhäuser
Kein Freudenfeuer her,
Denn ach, der Stuhl der Kaiser
Blieb umgestürzt und leer.

Doch ward ein Ring der Treue
Alld Deutschlands fester Wall,
Dass sich die Falschheit scheue,
Zu sinnen den Zerfall.

Und dazu sprach sein Amen
Mein Volk mit Herz und Mund;
Es sprach: In Gottes Namen
Gefegnet sei der Bund!

Und aus des Reichs Ruinen,
Aus alter Missethat
Fieng herrlich an zu grünen
Des Friedens junge Saat.

Da gab's ein frohes Regen
Im Thal und auf der Alm;
Die Arbeit und ihr Segen
Schoss mächtig in den Halm.

Es standen die Gefellen
Um ihren Meister froh,
Und zu der Hämmer Gellen
Klang freudig ihr Halloh.

Wie da auf seiner Scholle
So stolz der Bauer saß,
Weil Rind und Schaf und Wolle
Noch nicht der Zins ihm fraß.

Noch nicht in Waffen starrte
Das Volk von Land zu Land,
Und wo das Rösslein scharrte,
War's an den Pflug gespannt.

Kein Wölkchen doch des Jagens,
Wann wo den Feind wir sahn;
Die Düpp'ler Schanzen sagen's,
Wer dort den Sturm gethan.

Denn aus dem Vorbeerfranze
Ward ein Cypressenfranz
Und aus dem Siegestanze
Ward uns ein Todtentanz.

Mein Schleswig meerumjhlungen,
Wie haben wir dich heiß
Ummorben und errungen,
Doch schwer gezahlt den Preis.

Doch still, mein Lieb, beklage
Nicht grollend das Geschick;
Alldeutschlands gold'ne Tage
Gibt uns kein Gott zurück.

Doch daß so jähe Wende
Gebracht der erste Streich —
Uns alle traf das Ende
Und unj're Schuld ist gleich.

Es ist von prophetischer Bedeutsamkeit, daß dieser Dichter der Tragik deutscher Einheit kein Österreicher und kein Preuße, sondern ein gleichsam vaterlandsloser Kurhesse sein mußte. Ich weiß, daß ich hiemit dem Namen Trabert's eine Bedeutung gebe, die ihm nicht einmal bei seinen nächsten Gefinnungsgeoffen wird, nicht bei Österreichern, nicht bei Katholiken. Aber das irrt mich nicht, denn ich weiß, daß diese Anerkennung erst dann eintreten kann, wenn sich die politischen Anschauungen über jene Katastrophe von Grund aus geklärt haben werden! Das ist aber im gegenwärtigen Zustand mangelnden Gleichgewichtes, bewaffneten Friedens, ungelöster Probleme ganz und gar unmöglich, wenigstens bei den Massen. Einzelne mögen sich wohl schon zu freierer Ansicht durchringen. Jedenfalls werden unsere deutschen Brüder diese Art von „alldeutscher“ Gefinnung unserem Sänger nicht übel nehmen dürfen.

Ebenso stehen die Aussichten für rasche Anerkennung auf rein ästhetischem Gebiete; denn der Politik des Erfolges steht heute auch eine Ästhetik des Erfolges zur Seite. Ein großer Theil des deutschen Volkes, wozu vor allem die Katholiken gehören, hat sich nach diesem Grundsatz einreden lassen, daß er rückständig und inferior sei, weil er einfach versäumt hat, sich den äußeren Erfolg zu sichern. Nervös gemacht durch das Siegesgeschrei des Gegners, wirft diese Schar ihre eigenen Waffen weg und vollendet die vermeintliche Niederlage durch Selbstmord und gegenseitiges Gemetzel, ungefähr so, wie man von den Cimbern und Teutonen erzählt. Aber seien wir gerecht! Trabert kann entschieden nicht so viel wie die Modernen, was die Technik, die Mache betrifft. Er kann nicht zugleich vierfach gereimte Sicilianen declamieren, während er eine brennende Petroleumlampe auf der Nase balancieren und acht Messingbälle in der Luft umwirbeln läßt. Der Demokrat Trabert hat sich nicht wie der altadelige Freiherr

dazu hergegeben, Leiter eines Überbrettels zu werden, um so den Erfolg aufs höchste zu steigern. Er hat nicht die Modedichter anzufingen verstanden, um von ihnen mit in den Barnasß gehoben zu werden; er hat sich nirgends vor denen gebeugt, die ihn allenfalls zu politischen Zwecken fördern konnten. Ja, es ist auch wahr, daß Liliencron und seine Genossen die Sprache, den Vers, das Bild unbedingter meistern, schärfer prägen, fleißiger feilen. Aber man darf nicht jedes von jedem verlangen. Bei jenen Modernen ist die Sprache, der Vers, das Bild Selbstzweck, bei Trabert nur Mittel zu höherem Zweck; er will und darf eben nicht im Mittel stecken bleiben, er darf nicht die Dienerschar, und wenn es auch Edelknappen wären, zu Herren machen. Seine Kunst ist die vornehmere, die echtere, die richtigere. Auch als historischer Dichter des Jahres 1870 ist Liliencron im Äußerlichsten stecken geblieben, freilich aus Princip. Die moderne Kunst will ja nur Nervenreize wiedergeben; das thut sie mit großer Virtuosität und artistischer Pikanterie. Man hört es zur Abwechslung einmal gerne. Aber ich zweifle, ob diese Wirkung anhalten wird. Wertvoller und weniger modisch scheint mir die Weise Trabert's. Wahr ist auch und zuzugeben, daß nicht jedes Gedicht bei ihm vollendet ist, daß der Reim, der Vers, der Ausdruck oft widerwillig zum Dienst gezwungen wird. Aber das kommt wohl bei jenen Bewunderten nicht vor? Welche Sinnlosigkeiten, welche Reimzwänge, welche Bilderfrage ist ihnen nicht schon entchlüpft! Ich werfe es ihnen nicht vor, denn ich halte mich ans Positive und Starke, nicht ans Negative und Schwache bei Freund wie bei Feind. Ich will nicht den kritischen Chor der quakenden Schar im Froschpfuhl vermehren. Ich will vielmehr dazu beitragen, daß unsere Meister nicht allzu lange verkannt werden. Darum mögen denn jene dort ihres Ruhmes ungefränkt genießen. Du, mein Trabert, bedarfst des Ruhmes freilich nicht, dir leuchten ewigere Sterne. Aber wir brauchen dich und deine endliche Anerkennung. Du hast nur deinem Gewissen gehorcht. Auch uns schlägt das Gewissen, daß wir dich, unseren edlen Meister, so lang übersehen und verrätherisch und treulos nach fremden Meistern geschickt haben. Du bist glücklich, du hast deine Sache geleistet. Du hast dein Pfund nicht vergraben. Wir empfangen es mit reichem Bucher von dir. Es ist nun an uns, dafür zu sorgen, daß es unsere Freunde nicht zernagen, unsere Feinde nicht stehlen, sondern daß es erhalten bleibe als ein Schmuck- und Eckstein jener deutschen, volksthümlichen, christlichen, allumfassenden Kultur, die wir zwar noch nicht haben, an deren Bau wir aber unermüdet weiter arbeiten wollen.



Adam Crabert

am 27. Januar 1902.

• Von Richard v. Mralik.

**Als Österreichs und Preußens Hiar sich um den Königshorst
Im deutschen Hain befehdeten und ringsum Feld und Forst
Erscholl vom Lärme des Gefechts
Und alles Federvolk sich duckte zagend,**

**Kamst du, mein Crabert, von der Hessen Gau zu uns heran
Und warfst dein Wort als bied'rer Sänger und als deutscher Mann
Wohl in die Schale guten Rechts,
Nicht nach der Palme des Erfolges fragend.**

**Nun freilich wiegt ein Manneswort
Heut nimmermehr so viel wie Blut und Eisen.
Jedoch getrost! Es wirkt ja fort
Und wird sich einst als mächtiger denn Erz und Stein erweisen.
Ja, wer's erlebt, der wird's erfahren. Sieh', wir haben Zeit.
Du bist erst achtzig Jahre alt:
Vor dir steht noch ein Stück Unsterblichkeit.**





Aus Crabert's Gedichten.

Die alte Uhr.

Wir zünden die Lampen im Speisesaal,
Den Kindern, den Freunden zum fröhlichen
Mahl.

Da plaudern wir froh, so lang wir allein,
Wie unser Anfang war so klein.

Hoch unterm Dach ein Stübchen schmal,
Das Fenster so niedrig, die Wände so fahl.

Ein Ofen am Gange, das war dein Herd:
Der Topf darauf hat's wenig beschwert.

Der Teller Vorrath — für uns nur zwei
Und für den Besuch noch Numero drei.

Gar manchem, dem du den Tisch gedeckt,
Hat's doch vom dritten Teller geschmeckt.

Die Stühle, sie waren hart und schwer,
Und kamst von seidenen Pfühlen doch her.

Wir aber hielten bescheiden Haus
Und schmückten das Heim uns langsam aus.

Und als nach mancher durchwachten Nacht
Wir's endlich zur ersten Uhr gebracht —

„Tiktaf! Tiktaf! Sie schlägt sogleich!“
Wie sprachst du das Wort so froh, so reich.

Und als du hörtest des Glöckleins Ton,
Wie machte den Kaiser so glücklich sein Thron.

Und neuer Segen kam mehr und mehr
Als hätt' ihn die Uhr gerufen her.

Dann aber wurden die Zeiten schwer:
Es galt, zu kämpfen für Recht und Ehr'.

Und weil ich treu zum Rechte stand,
Gieng mir verloren mein Vaterland.

Die Uhr nur, die alte, blieb mein und dein;
Wie weintest du bitter bei ihr allein!

Wie hast du bei ihres Glöckleins Klang
Die Stunden gezählt so lang, so bang!

Da hat mir Österreich gastlich gewährt,
Uns wieder zu gründen Haus und Herd.

Die Rebenhügel, die Alpen sein,
All seine Thaten sind jetzt auch mein.

Mein seiner Freiheit milder Glanz,
Mein seiner Leiden Dornenfranz!

Die Uhr, die alte, hat's miterlebt,
Die jetzt zum Schlagen den Hammer hebt.

Sie kündet mit hellem Glockenklang:
„Kein Erdenleid währt allzu lang.“

Da kommen die Gäste! Der Tisch ist gedeckt;
Nun zeigt der Mutter, wie gut's euch schmeckt.



Ich komme, dich zu küssen.

Vom Wald umrauscht, im Mondenschein,
So lag ich unterm Flieder;
O Jugendzeit, ich dachte dein
Und rief: O komme wieder!

Da kam die Fee im Nebelkleid
Und sprach: Du sollst sie haben;
Nur mußt du in Vergessenheit,
Was je du warst, begraben.

Das traute Bild vom Elternhaus,
Die tollen Knabenstreiche,
Den Kuß der Lieb' — lösch' alles aus
Für das, was ich dir reiche.

Alles Glück und Leid lösch' aus zuvor;
Dir hilft mein leiser Finger.
Lösch' aus, wie du gestürmt, o Thor,
Des Unrechts festen Zwinger.

Lösch' aus das Weh, du armer Mann,
Daß dieser Sturm dir brachte,
Und wie die kluge Welt dich dann
Im Glend laut verlachte.

Ich aber rief: Verweh! Vergeh!
Du Nebelbild, zerstiebe!
Ich bin zu reich für dich, o Fee,
An Lust und Leid und Liebe.

Ich hab' gekämpft, geliebt, gelebt,
Und was ich hatt' und habe,
Was ich gelitten und erstrebt,
Ist mehr als deine Gabe.

Was sich die Fee dazu gedacht
Und was sie noch begonnen?
Ich glaub', sie hat mich ausgelacht
Und ist in Duft zerronnen.

So kam's, daß ich der Alte blieb,
Verwettert und verschliffen;
Doch klang der Wald: Du süßes Lieb!
Ich komme, dich zu küssen.

Ich weiß nicht, war's mein eignes Lied,
War's das der Nachtigallen;
Sieß Etwas doch, bevor sie schied,
Die Fee ins Herz mir fallen?



Träume und Reime

aus der Belle Nr. 5 der Bergfeste Spangenberg.

Es ist ein holdes Kinderpaar,
Kommt Hand in Hand gegangen;
Im Winde weht sein Lockenhaar,
Gleich Rosen blüh'n die Wangen.

So zieh'n sie in die Welt hinein,
Zwei trauliche Genossen,
Und niemand hält sein Kämmerlein
Vor ihnen zugehlossen.

Ein Knab' ist eins mit heißem Blut
Und trotziger Geberde;
Sein Auge rollt in stolzer Glut,
Ihm dünkt zu klein die Erde.

Die Ströme brausen tief und laut,
Er muß sie fest durchschwimmen:
Kein Adler hat so hoch gebaut,
Er muß noch höher klimmen.

Und tobt um ihn des Wetters Wuth,
Er wankt nicht von der Stelle —
Das ist der stolze Jugendmuth,
Der trotzige Gefelle.

Du gibst ihm gerne das Geleit,
Mag Blitz und Donner grollen,
Und fühlest seine Glut erfreut
In deinen Adern rollen.

Zu bald doch läßt er dich allein;
Dann muß dein Herz erkalten,
Wenn du nicht weißt sein Schwesterlein,
Das holde, festzuhalten.

Das ist ein Kind von stiller Art
Mit wunderfamen Gaben,
Das dir das Höchste offenbart,
Was in dir liegt begraben.

Es blickt dich traut und sinnig an,
Da siehst du sich entfalten
Auf dem Gedankenoccean
Die hehrsten Lichtgestalten.

Es sendet einem Gotte gleich
Dich aus in blanker Wehre,
Zu kämpfen für der Freiheit Reich,
Für Gott und Recht und Ehre.

Sein Name heißt Begeisterung
Nur für die höchsten Ziele,
Die noch im Alter kühn und jung
Sich stürzt ins Kampfgewühle.

Wird's doch einmal im Kampf mir schwül,
Ein Trostwort, das ich habe,
Es heißt: Einst ruhst du still und kühl
Und lang genug — im Grabe.

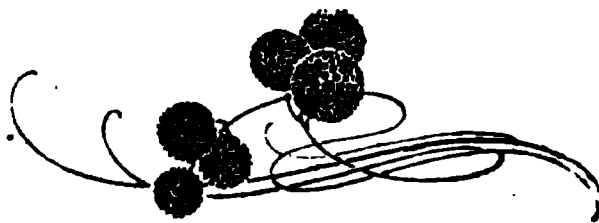


Der gefallene Stern.

Die lieben Sterne wallen
So freundlich und so sacht:
Doch einen sah ich fallen
Herunter in die Nacht.

Ich sah den gold'nen Schimmer,
Und dann erlosch das Licht;
Jetzt such' ich immer, immer
Den Stern und find' ihn nicht.

Die noch dort oben wallen
In unnahbarer Fern',
Die sagen: Der gefallen,
War deines Glückes Stern.



Vision.

Von M. Grabert.

Wie trugst du mich auf deinen Flügeln,
O Traum, so wunderbar und schnell
Von waldumrauschten Rebenhügeln
Zum Gnadenhort Mariasell!

Tief war die Nacht. Kein Sterngefunkel
Hat freundlich mir bestrahlt die Bahn.
Das Gotteshaus so still und dunkel —
Und doch, es war mir aufgethan.

Ich ganz allein. Und welch' ein Beben
Durchschauerte mich armen Mann!
Das Gnadenbild, es fing zu leben
Und sonnenhaft zu leuchten an.

Die Heil'ge weinet. Zähr' auf Zähre
Benetzt ihr Kleid als Thränenstrom
Und zu dem Kinde spricht die Hehre:
„Hörst du die Rufe ‚Los von Rom!‘?“

Das Kindlein hört sie wohl und schaute
Ins liebe Mutterangesicht
Und sprach mit süßem Crosteslaute:
„O Mutter, Mutter, weine nicht!“

„Cass' laut sie toben, stolz sie prahlen;
Mein Kreuz steht hoch genug und frei,
Wie Himmelslicht hinab zu strahlen
Zu Volksbetrug und Narrethei.

„Mein Felsen Petri lässt sie stürmen —
Das Zwerge- und das Riesenheer,
Und wenn sie Berg' auf Berge thürmen,
Das alles sinkt zerschellt ins Meer.

„Die Reinsten meiner Priester stehen
Eins mit den Völkern, kampfbereit;
Das Kreuz und seine Fahnen wehen,
Wer fragt da noch: Wann ist es Zeit?

„Steh' auf, steh' auf, dich zu verjüngen,
Mein Österreich, zu neuer Kraft!
Du musst den Argen jetzt bezwingen,
Der, Böses wollend, Gutes schafft.“

So sprach das Kind; da trat am Himmel
Der Sonnenheld aus gold'nem Chor,
Doch Waffenklang und Kampfgetümmel
Und lauter Weh'ruf trifft mein Ohr.

Ihr Christen, flechtet Siegeskronen!
Der Feind zerstob in wilder Flucht
Und heulend singen die Dämonen:
Schwer trifft die Rache, wen sie sucht.





Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

III.

In Kremsier.

1.

So heute Kremsier steht, war vielleicht vor unbordenflichen Zeiten eine rohe Ansiedlung, im frühen Mittelalter finden wir da ein Dorf mit einer herzoglichen Burg und einer uralten Kapelle; der bei dieser angestellte Priester bezog seine Einkünfte aus den Gehöften des Dorfes Otěhrbít, wo besonders die Bienenzucht gedieh. Den Ort und die Burg von Kremsier erkaufte um das Jahr 1100 Bischof Johann II. von Olmütz für sein Bisthum und von da an galt für die Kremsierer der Spruch: Unter'm Krummstab ist gut wohnen. Im Jahre 1207 besaß der Ort schon einen Jahrmarkt, aber sein wahres Aufblühen sollte er erst dem thatkräftigen Bischof Bruno verdanken. Dieser begann 1260 den Bau einer großen gothischen Kirche zum heiligen Mauritius, wie deren Olmütz schon früher eine solche besaß; in Böhmen ist mir keine Kirche auf diesen Heiligen bekannt. Zur Mauritiuskirche stiftete Bruno ein Collegiat-Capitel; wir lesen in Urkunden von einem Archidiaconus Cremeserensis, von einem Decanus Cremsirensis &c. In der Zwischenzeit hatte Bruno das Dorf Kremsier zum Marktsiedeln erhoben, der 1290 mit Brünner Stadtrechten und einem städtischen Richter begnadigt wurde; jetzt bekam Kremsier auch Stadtmauern mit einem Wallgraben, mit Thürmen und Thoren. Nahezu anderthalb Jahrhunderte vergingen in vollem Frieden, bis die Hussitenkriege auch über Mähren Unheil brachten. Im Jahre 1421 wurde Kremsier von Diviš Bořek v. Miletinek und den Brüdern Victorin und Hynek von Poděbrad belagert, 1422 mußte es den Hussiten capitulieren und erhielt eine starke Besatzung, 1432 wurde es von dem Raubritter Smil von Moravan überfallen und verwüstet, die Mauritius-Kirche ausgebrannt. In diesen Kämpfen gieng wohl auch Otěhrbít mit seiner Bienenzucht zugrunde, von dem längst keine Spur mehr vorhanden ist. Das Kremsierer Capitel war jetzt seiner Güter beraubt, der Gottesdienst in der zerstörten Kirche unmöglich,

und so zerstreuten sich die Domherren und nahmen neue Heimstätten, wo sie solche fanden, während in der von ihnen verlassenen Stadt der Utraquismus seinen Sitz aufschlug. Doch nicht für lange! Um 1460 werden die Anhänger des Kelches vertrieben, der Prediger Matthäus wird gefoltert, vor die Stadt geschleppt und dort von vier Pferden zerrissen, sein Amtsbruder (socius) Janicellus endet auf dem Scheiterhaufen. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts löst Bischof Stanislaus Thurzo die Stadt und die Capitulgüter wieder ein, ruft 1508 die Domherren zusammen und verspricht ihnen, die Kirche herzustellen und ihre Existenz zu sichern. Er that aber wenig, die Domherren lebten nach wie vor in der Diaspora und es dauerte bis 1580, wo Bischof Stanislaus Pawlowsky die Mauritius-Kirche vollkommen herstellte und das Capitel in seine alte Residenz zurückführte. Der dreißigjährige Krieg brachte neues Unheil über die Stadt, 1643 wurde sie von den Schweden unter Torstenson unter einem entsetzlichen Blutbade erstürmt, der Plünderung preisgegeben und in Asche gelegt; die Mauritius-Kirche wurde ihrer Kostbarkeiten an Gold und Silber und Juwelen beraubt, der kostbarste Theil der Bibliothek fortgeführt; 1644 erfolgte eine zweite, 1647 eine dritte Heimsuchung durch die Schweden, wobei das Habe der Bewohner theils durch Plünderung, theils durch Brandschatzung ausgefogen wurde, bis zum Gipfel allen Unglücks 1659 die Stadt von einer Feuersbrunst ergriffen wurde, welche die Mehrzahl der Häuser und Höfe in Asche legte. Wieder erholte sich die Stadt, 1690 schuf Karl v. Liechtenstein das alte Castell in ein prachtvolles Fürstenschloß um; 1736 wurde die im schönen Stile umgebaute Pfarrkirche zu Unserer lieben Frau feierlich eingeweiht, 1737 der Grundstein zur Marienkirche zum heiligen Johann dem Täufer gelegt. Mit dem Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts füllten die Bürger den Wallgraben aus, bepflanzten ihn mit Bäumen und Buschwerk und schufen so das ehemalige Vertheidigungswerk in einen Ort der Erholung und Erheiterung um. Noch einmal, 1836, sollte Kremsier einen großen Brand erfahren; einige im obersten Thurmfenster der Mauritius-Kirche versteckte Vogelnester wurden von den Flammen ergriffen, die sich schnell verbreiteten, den Thurm und das Kirchendach zerstörten, die Glocken zerschmolzen. Mit einem Kostenaufwand von nahezu 100.000 Gulden stellte Fürst-Erzbischof Somerau-Beckh die Kirche schöner her, als sie früher gewesen; aber von dem ursprünglichen Bau war außer einigen Bestandtheilen der Hauptmauern kaum mehr etwas vorhanden.

Wenig Jahre später, auf einer Fußreise, die ich mit meinem Bruder durch das östliche Böhmen und einen Theil von Mähren machte, habe ich Kremsier zum erstenmal gesehen. Den Reifestock in der Hand, den Tornister auf dem Rücken kamen wir auf der Olmüzer Straße von Tobitschau herab,

als wir vor uns im Thale die Stadt gewahrten; die Strahlen der sommerlichen Nachmittagssonne vergoldeten die Kuppeln und Thürme, glitzerten von den Fensterscheiben und glänzten von den sauber getünchten Mauern mehrerer hoher, langgestreckter Gebäude, deren Größe und Gestalt dem Orte fast ein großstädtisches Ansehen gab. Dabei war aber das Ganze so anmuthig von Grün umfungen, von Gartenanlagen und üppigen Wiesen, von Feldern und bewaldeten Höhen, daß sich sogleich der Charakter einer Landstadt wieder kundgab. So lag sie da, die wohnliche Stadt, damals außerhalb der Markgrafschaft noch wenig gekannt, im Lande selbst aber hochgeschätzt und gefeiert als Sommer-Residenz der reichen und mächtigen Fürst-Erbischöfe von Olmütz, als das „mährische Rom“, wo durch einen großen Theil des Jahres die Fäden zusammenliefen, welche die Kirchengemeinden und die Geistlichkeit bis in die entlegensten Gegenden des Landes mit ihrem geistlichen Oberhaupte verbinden.

Kremsier liegt am südwestlichen Ende eines gesegneten Landstriches, dessen schwarze, fast steinlose Dammerde von Flüssen und Bächen reich bewässert wird. Im Weichbild von Kremsier nimmt die March von der linken Seite den Gießbach Bečva und die minder bedeutende Mostenka auf; zur rechten strömt ihr etwas oberhalb Kremsier beim Dorfe Postupek die Hana zu, von welcher dieses schöne und fruchtbare Stück Erde den Namen Hana, deren Bewohner den Namen Hanaken haben. Die zeitweisen Überschwemmungen der Hana, dann jene der March und der bei Regengüssen rasch anschwellenden Bečva leisten der Gegend ähnliche Dienste, wie der Nil dem Lande Ägypten. Die Hanakei bringt Getreide aller Art in vorzüglicher Güte hervor, Gemüse gedeiht in reicher Fülle, saftige Wiesen kommen der Viehzucht zustatten; die Pferde, denen der Hanake eine besondere Sorgfalt zuwendet, sind weit und breit berühmt. Die Bienenzucht wird in der Hana seit frühen Jahrhunderten betrieben, Honig und Wachs spielten in den Stiftungen von Kirchen und Klöstern keine unbedeutende Rolle. Und wie das Land, so das Volk! Es ist ein frischer, schöner und gesunder Menschenschlag, der hier gedeiht, voll Selbstbewußtsein, stolz auf seine Heimat und seine Landsmannschaft, dabei liederreich und witzig. Die Mädchen mit ihren Rosenwangen sind als die schönsten im mährischen Lande gerühmt. „Wenn keine Hanafinnen wären“, jagt ein Sprichwort, „wäre aus ihm ein geistliches Herrlein geworden“ —

Kdyby nebylo Hanáček

byl by z něho panáček.

So gewähren auch die jungen Burschen einen herzerquickenden Anblick, schlank und ebenmäßig gebaut, bartlose Milchgesichter, das Haupthaar zu

beiden Seiten hinter das Ohr gestrichen und nur ober der Stirn nach alt-tschechischer Sitte kurzgeschnitten. Man mußte sie sehen, wenn sie am Sonntag zur Kirche giengen, auf dem Haupte ein rundes, mit rothen Bändern und frischem Rosmarin geschmücktes Hüttlein, eine hellgrüne, mit kugelrunden Silberknöpfen besäte Jacke, lichtrothe Weinkleider, die in den bis an das Knie reichenden Stiefeln steckten, um den Leib einen breiten, von kleinen Spiegelchen glimmernden Gurt. So war 1848 durchaus ihre Tracht; ob sie es heute noch ist, wo allenthalben das städtische Wesen um sich greift und die uralten Gebräuche aufsaugt und verschwinden macht, weiß ich nicht zu sagen.

Der Hanake ist offen und ohne Falsch, er lebt in ländlichem Wohlstand und läßt sich beneiden von seinen minder beglückten Landsleuten. „Wenn wir es doch nur so hätten wie die Hanaken!“ heißt es in einem mährischen Volksliede. Fühlte sich doch ein Schufelka, der gewiß nicht gern nach Kremsier gegangen war, bei Wahrnehmung des gesegneten Landstriches und des aufgeweckten Völkchens, das ihn bewohnte, so angenehm berührt, daß er sich nichts besseres einbilden konnte, als ein ausgiebiges Stück der fruchtbaren Hana zu besitzen und dann aus vollem Herzen zu singen: „Beatus ille etc.“ Doch der Hanake ist auch muthig und tapfer, er hat sich in alten und neueren Zeiten als Soldat stets bewährt; das „Haltet Euch, Hanaken — Držte se Hanáci“, womit Oberst Sunstenau seine kampfsbegeisterte Mannschaft im letzten Feldzuge gegen die Wälchen führte, war damals noch im Munde aller Leute.

Borrosch hatte im October in Wien die Befürchtung ausgesprochen, der Reichstag werde „in Kremsier tschijiert werden,“ ein Ausspruch, gegen welchen Graf Adam Potocki sogleich Verwahrung einlegte: „Wir gehen ja von der Gleichberechtigung der Nationalitäten aus, wir sollen nicht von Tschijierung, nicht von Germanisierung sprechen“, und auch Schufelka rügte es, „sich in Recriminationen gegen Nationalitäten einzulassen“. Borrosch wollte sich entschuldigen, allein was er jetzt vorbrachte, war noch ungeschickter als das was er früher gesagt hatte. Übrigens hatte Borrosch dazumal wie ein Blinder von den Farben gesprochen; woher sollte er auch die Hanaken näher kennen? Fanatiker war der Hanake nie, das ließ schon sein zum Phlegma hinneigendes Temperament nicht zu. Er sprach seinen böhmischen Dialect, weil er eben keinen andern kannte, und er nahm vom Deutsch der benachbarten Städte nichts an, weil er in seinen Verhältnissen, die ihm alles bieten, was er zum Lebensgenusse braucht, kein Bedürfnis darnach fühlte. Er sang seine böhmischen Lieder, weil sie ihm von Kindstagen lieb und gewohnt waren; aber es fiel ihm nicht ein, in einer Beseda oder in einem Concerte, wie das in Böhmen längst der Fall war, sich damit vor

anderen Leuten hören und bewundern zu lassen. Er war ein Nationaler, doch er hatte nicht das Bewußtsein der Nationalität, noch weniger den Drang, für sie Anhänger zu werben. Was das sei, lernten die Hanaken erst kennen, als der Reichstag mit seinen vielen böhmischen Abgeordneten in ihre Mitte kam, und darum ließ sich eher sagen, die Hanakei werde durch den Reichstag cechifiziert, als umgekehrt. Wenn Strobach oder Kieger einen Ausflug in die Umgegend machten, bekamen die Bewohner erst zu hören, was rein böhmisch sprechen heißt. Oder es wurde eine Beseda nach bestem Prager Muster veranstaltet, und wenn dann Brauner in ihrer Mitte erschien und ein paar Worte in seiner kernhaften Weise an sie richtete, da ließen ihm die Hanaken einen Tusch blasen, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn triumphierend im Saale herum — da erst kam das rechte Leben in sie und lernten sie, was es heiße, sich für eine Nation und eine Sprache begeistern!

Was Kremsier selbst betraf, so war es fast eine deutsche Stadt. Alle Schulen der Stadt, die Mädchenschule nicht ausgenommen, waren deutsch oder wandten der deutschen Sprache eine besondere Sorgfalt zu. In den Kanzleien wurde durchaus deutsch amtiert. In den Kreisen der herrschaftlichen Beamten, sowie in den besseren Bürgerfamilien waltete die deutsche Conversation entschieden vor. Wenn eine wandernde Schauspielertruppe Geld machen wollte, mußte sie deutsche Stücke aufführen; eben in der Zeit, wo der Reichstag in Kremsier tagte, war dies der Fall. Seit den Märztagen fehlte es in der Stadt nicht an schwarz-roth-goldenen Abzeichen, und es hatte in den abgelaufenen Monaten so manchen Anlaß gegeben, wo die Bewohner ihre echt deutsche Gesinnung bewähren konnten. Das alles wurde nun durch den Reichstag zwar nicht mit einem Schlage anders; aber für die ehrsamten Bürger, ihre Frauen und Töchter war es doch etwas neues, feine und gebildete Herren zu sehen, die es nicht nur nicht verschmähten, sich böhmisch zu grüßen, sondern die einen Stolz darein setzten, sich böhmisch zu zeigen. Als in Kremsier ein Ball „zum Besten der Nationalgarde“ gegeben wurde, erschienen die jüngeren der böhmischen Abgeordneten in der Camara oder doch mit böhmischen Abzeichen; Tänze und Figuren wurden von den Ausschüssen in böhmischer Sprache angegeben, und die schönen Kremsierinnen, von Kindsbeinen gewohnt, im gesellschaftlichen Leben möglichst deutsch zu erscheinen, machten große Augen, als die flotten Tänzer ihnen zumutheten, auf böhmische Anrede böhmisch zu antworten. Aber verba movent, exempla trahunt, das Beispiel wirkte, und wenn in den folgenden Monaten Mitglieder der Rechten auf die Galerie des Reichstagsaales hinausblickten, konnten sie bei mehr als einer der Zuhörerinnen statt eines schwarz-roth-goldenen Auf-

pußes wie vordem, einen weiß-blau-rothen im Bunde oder in der Rosette wahrnehmen.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Stadt Krensfier, trotz ihrer weit zurückreichenden Vergangenheit, wenig mehr besaß, was an diese erinnern konnte; sie war eigentlich eine moderne Stadt zu nennen. Von altem Bestande waren nur wenige Mauertheile der großen und schönen Mauritius-Kirche, die Stadtmauern und Thore, soweit sie noch erhalten waren, und die allgemeine Anlage der Stadt. Denn gleich den größeren böhmischen Städten, wie Pilsen, Budweis, Caslau, hat Krensfier einen großen vier-eckigen „Ring“, auf den von allen vier Seiten, meist im rechten Winkel, die Hauptgassen münden. Auch die an den Häuserreihen des Ringes hinlaufenden „Lauben“ sind eine Eigenthümlichkeit, welche ältere böhmisch-mährische Städte mit ober-italienischen, namentlich Padua, gemein haben. Es sollte diese Bauweise erhalten bleiben, nicht bloß aus Pietät für ihre ehrwürdige Vergangenheit, sondern auch wegen ihrer Bequemlichkeit, da sie bei schlechtem oder bei unerträglich heißem Wetter ein schützendes Obdach gewährt, sei es für den bloßen Spaziergänger, sei es für die einkaufende Hausfrau. Denn ein zweiter Vortheil solcher Lauben ist der, daß sich unter ihnen das Verkehrsleben concentrirt, alle Arten von Lebensmitteln, aber auch andere Gebrauchsgegenstände zur Schau ausgestellt und zum Verkaufe ausgebaut werden.

Landstädte von der Größe und Bevölkerung Krensfier's gibt es mehrere in Mähren; aber eine Landstadt mit so großartigen Bauten, so ausgedehnten und kunstvollen Anlagen wie das mährische Rom, wird man nicht leicht wieder finden, und all diesen Schmuck verdankt Krensfier dem Olmücker Erzbisthum und dessen prachtliebenden Nutznießern. Gleich dem Fürsten Schwarzenberg als Herzog von Krumau und dem Fürsten Esterházy zu Forchtenstein haben die Fürst-Erzbischöfe von Olmütz das Recht einer eigenen Miliz, und so sieht man in Krensfier gegenüber dem Haupteingange der Residenz eine Hauptwache mit zwei Kanonen, die Mannschaft in Uniformen in den erzbischöflichen Farben. Das Schloß selbst ist ein colossaler quadratischer Bau mit einer Unzahl von größeren und kleineren Räumlichkeiten. Der Hauptsaal, den, wie wir wissen, Jelen zum Reichstagsaal hergerichtet hatte, geht durch zwei Stockwerke, sein Plafond ist mit allegorischen Darstellungen im Stile des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ausgeschmückt, also wenn nicht volle Nuditäten nach classischem Muster, doch Halb-Nuditäten in Menge. Auch die anderen größeren Säle, der Lehn-saal, der Bibliotheksaal, der Thronsaal sind reich mit Wandmalerei ausgestattet, und wohl keines der kleinen Appartements, der Wohn- und Schlaf- und Fremden-Zimmer ist

ohne Kunstgegenstände, sei es der Malerei, sei es der Schnitzerei, Uhrmacherei u. Außerdem eine kleinere und eine größere Bibliothek, ein trefflich geordnetes Archiv, eine Münzen- und Medaillen-Sammlung u. a.

An das Residenz-Gebäude stößt der Park, nach dem Liechtenstein'schen von Eisgrub der größte und schönste des Landes Mähren, in welchem man sich stundenlang ergehen kann. Er ist in englischem Stile angelegt. Von einem Arm der March begrenzt, von einem anderen durchströmt, bietet er eine wunderbare Abwechslung von Laubgängen, schattigen Gehölzen, anmuthigen Wiesen, von kleineren Teichen, von größeren mit Inseln, von Cascaden und allerhand Wasserkünsten. Einige Teiche, im Winter treffliche Eisplätze, sind im Sommer lustig von Schwänen und Enten bevölkert. Ein von leichtem Drahtgitter umfriedeter Platz beherbergt eine Anzahl Rehe; unter einem anderen, von einem weit gespannten Netze überdeckten, tummeln sich die prachtvollsten Gold- und Silber-Fasanen; in mit starken Gittern nach vorn abgeschlossenen Felsverließen haufen Adler, Uhus und andere Raubvögel; für scheue Füchse sind in einer Vertiefung eigene Hütten angebracht. Dazwischen alles, was sich an Lustbauten der verschiedenen Völker und Erdstriche anbringen läßt: eine halbkreisförmige dorische Säulenhalle, ein Kiosk, ein Freundschaftstempel, eine Eremitage, ein Blumenthurm, eine Iris-, eine Phantasie-, eine Laternen-Brücke; von dem griechischen Tempel mit der „Aula“ und dem „Füster“ war schon die Rede. Etwas abseits von der Stadt, mit dem englischen Park durch eine Pappelallee verbunden, befindet sich ein zweiter großer Garten, in französischem Stile angelegt, mit Gewächshäusern, einem Wasserkunsthaus, einer prachtvollen Galerie, einem kleinen, aber tückischen Labyrinth u. a. m.

2.

Vom 27. November 1848, also von dem Tage, wo das Ministerium Schwarzenberg-Stadion seinen ersten parlamentarischen Erfolg errungen hatte, datierte das Decret, womit mich Stadion in Kenntniß setzte, daß mich Se. Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 23. zum Unter-Staatssecretär im Unterrichts-Ministerium ernannt habe. Ein paar Tage später kam mir ein Decret andern Inhalts zu. Es war aus Krakau vom 11. October datiert, war also mehr als anderthalb Monate in der Welt herumgeirrt, über Wien, über Prag, über Olmütz, bis es mich zuletzt in Kremfier traf. Der Statthalter von Galizien Ritter von Zaleski gab mir darin zu wissen, daß in Zukunft „an den Hochschulen in Galizien der Unterricht in polnischer Sprache ertheilt und statt der zum Vortrage in dieser Sprache nicht befähigten Lehrer, hierzu taugliche Subjecte berufen werden“ sollten.

Nun, meine Ernennung zum Unter=Staatssecretär in der Tasche, konnte ich meine Enthebung von der Krakauer Lehrkanzel verschmerzen. In Wahrheit hatte nicht bald jemand in der Bahn seines Berufes einen gewaltigeren Sprung gemacht: vom provisorischen und supplierenden Professor zum „Vorstand aller Professoren“, wie mir P. Johann Fabian, der alte Freund meines Hauses, aus Salzburg schrieb, und vom provisorischen Supplentengehalt von 900 Gulden zu einem definitiven von 6000 Gulden mit 1000 Gulden Quartiergeld! Mich hat, dieses Zeugniß darf ich mir geben, mein Glück nicht verblendet; die Stellung, die ich so unerwartet errungen, war mir wie ein äußeres Gewand, das mir eben wieder abgestreift werden konnte, eingedenk der Worte Schillers:

So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen,
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Dasß ich mich in meine neue Sphäre nicht gleich hineinfinden konnte, wird man begreiflich finden. Der Unterschied zwischen dem, was ich bisher gewesen, und dem, was ich jetzt vorstellen sollte, war zu groß. Ich hatte mich an das Leben eines friedlichen Stubengelehrten gewöhnt, der des Morgens bequem in seinem Schlafrock und in seinen Pantoffeln bleibt, bis ihn der Glockenschlag auf seinen Lehrstuhl oder sonst zu einem Geschäft aus dem Hause ruft. Der geneigte Leser erinnert sich wohl des komischen Auftrittes, da ich in dieser Verfassung vom Officierscorps der Krensfierer Garnison überrascht wurde. Erst später, als ich Rudolf Hirsch's Leben Stadion's las, habe ich mir es zur Pflicht gemacht, mich gleich des Morgens für den ganzen Tag anzuziehen.

Einige Verlegenheit bereitete mir anfangs meine neue Stellung solchen Persönlichkeiten gegenüber, die noch vor kurzer Zeit über mir gestanden hatten oder zu denen ich aus der Zeit meiner Lehrjahre mit einer Art respectvoller Scheu hinaufzublicken gewohnt war, wie Exner, meinem jetzigen Ministerialrath, oder Haimerl, meinem ehemaligen gestrengen Professor, oder gar dem Grafen Taaffe gegenüber, vor dem ich vor Jahr und Tag als Supplicant erschienen war, und der jetzt in seiner Eigenschaft als Curator des Theresianums unter mir stand.

Gratulationen regnete es jetzt natürlich von allen Seiten. Der gute Professor Fabian brachte mir seinen „aufrichtigen Glückwunsch mit Freuden, aber auch mit einer gewissen Wehmuth“ dar: warum konnte meine Mutter, deren Liebling und Stolz ich war, diesen Tag nicht erleben? Warum mußte mein Vater eines plötzlichen Todes dahin sterben, kurz vor dem politischen Umsturz, der seinen Sohn so überraschend emporjchnellen sollte? Warum

war mein theurer Emmi nicht mehr am Leben, daß er sich an dem Glücke seines älteren Bruders erfreuen, sich dessen gegen andere rühmen konnte, ohne Neid und Scheelsucht, die sein treffliches Herz nicht kannte? Mehr als einer meiner Jugendfreunde schlug einen ähnlichen Ton an, gedachte bei seinem Glückwunsche meiner „verewigten Mama“, wie sie „in einem Augenblicke von clairvoyance“ über meine Zukunft gesprochen, oder erinnerte mich an die Jugendzeit, die wir miteinander durchlebt. Der Landsmann und langjährige Freund meines seligen Vaters, B. Höniger, der mich von Kindsbeinen an duzte, schrieb mir, nachdem er in der Zeitung meine Ernennung gelesen, als echter Kanzleiman in Folio und sprach mich mit „Euer Hochgeboren“ an, worüber ich ihm einen freundschaftlichen Wischer und die Mahnung zukommen ließ, er möge es doch beim Alten lassen. B. Höniger überbrachte mir auch die Gratulation des Prager Weihbischofs Tippmann. Dr. Franz Gilden, mein Mitschüler vom Gymnasium her, versicherte mich, meine Ernennung habe in Prag allgemeine Befriedigung erregt: „Daß Du das Ministerium ausschlugst, hat Deinen Ruf nur vermehrt und um dieser Bescheidenheit willen das Vertrauen für den künftigen Minister schon zum voraus begründet.“ Aufrichtiger war mein Schwager, Heinrich Fügner, der mir mittheilte: „Gewisse Unter-Staatssecretäre können sich bereits vieler Reider erfreuen.“

Die meisten Gratulanten knüpften begreiflicherweise an mein Auftreten im Reichstage an. Der k. k. Gubernial-Concepts-Practicant Gustav Rubin*) war landesfürstlicher Commissär bei meiner Wahl in Tachau gewesen: „Gönnen Sie mir das Vergnügen,“ schrieb er mir jetzt, „Ihnen bezeugen zu dürfen, daß mich Ihr Auftreten in der Kammer mit Bewunderung erfüllt hat.“ Karl Fekl erzählte mir, wie in Lemberg meine Haltung im Reichstage bei allen Rechtlichgesinnten, „auch unter den Polen“, ungetheilten Beifall gefunden habe. „Mit wahrem Stolze trat ich manchmal unter eine Gruppe von Zeitungslesern, wenn sie fragten, wer wohl dieser Dr. Helfert sein möge, der so gesunde Ansichten entwickle, und ich sagen konnte: »Ein Mitschüler von mir ist's!«“ Was mich besonders freute, war, was ich von einem meiner früheren Professoren erfuhr. „Professor Nowak“, schrieb mir Victor Hansgirtg, „konnte mir nicht genug sagen über die Schärfe und Klarheit, mit welcher Du Unterscheidung und Licht in die Robotablösungsfrage gebracht hast.“ Auch von anderer Seite vernahm ich, daß Nowak meines Lobes voll sei.

*) Gestorben als Freiherr, Wirkl. Geheimer Rath und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.

Wohl hatte ich für meine Bertheidigung des Entschädigungs-Princips, für meine Abweisung der ungarischen Deputation. manchen Unglimpf erfahren, und noch mehr stand mir jetzt bevor, wo mich mein Glück auf einen so sichtbaren Posten gestellt hatte. Besonders die „Deutsche Zeitung aus Böhmen“ zog heftig gegen mich los, obwohl sie von einem meiner ehemaligen Spezi Franz Klier, „Mylord Whisterfield“, redigiert war. Der fromme P. Athanasius Bernhard, Pfarrer und Professor der Theologie in Leitmeritz, tröstete mich darüber: „Seien Sie überzeugt, daß es noch immer sehr viele Herzen gibt, in denen Ihre Worte wiederhallen. Alles Gute gedeiht nur im langsamen Ringen. Die Rosen blühen nur auf Dornen. Aristides wurde verbannt, weil er gerecht, Sokrates vergiftet, weil er wahr war, Jesus Christus, die ewige Liebe, ans Kreuz geschlagen. Ein kleiner Theil Bitterkeit wird jetzt auch Ihnen zutheil, weil nicht die bloß negative Freiheit, sondern auch Recht und Billigkeit für Alle das Ziel Ihres Strebens ist. Wolle Gott Sie stark machen und schützen; denn der Sturm ist noch nicht vorbei und bedroht leider die herrlichsten Bäume. Seien Sie versichert, viele fromme Wünsche auch von hier aus begleiten Sie, und ich werde nicht aufhören, die Barmherzigkeit Gottes für Sie anzuflehen. Er allein kann unserem lieben Österreich helfen!“

Außer Prag und meiner böhmischen Heimat war es mein letzter Aufenthaltsort, wo meine Erhebung das größte Aufsehen erregte. „Ganz Krakau,“ schrieb mir der launige Röstler, „schaute bei der Nachricht verblüfft darein; nur Brodowicz und Slotwinski wollten es Dir gleich von Anfang angesehen haben, daß Du zu etwas Großem bestimmt bist.“ Röstler selbst meinte, es wundere ihn gar nicht, daß ich Unterrichtsminister geworden: „Das ist einmal sicher, in einem Stücke brauchst Du keinen Unterricht, sondern kannst einen geben: wie man es anzustellen hat, um Vater zu werden, darin hast Du in möglichst kurzer Zeit das Unglaubliche geleistet!“ Im Casino der Austriaken, mit und ohne Säbel, das ich mitbegründen geholfen, wurde eine Erinnerungstafel an mich an einer hervorragenden Stelle angebracht und geschmückt.

Übrigens war jener Kreis, in welchem ich in Krakau so viele frohe Abende verlebt hatte, schon bedeutend gelichtet, und wurde es mit jedem Tage mehr. Wir Prager Professoren waren die ersten gewesen, die schon im Sommer die Stadt verlassen hatten. Bald darnach war Polizei-Commissär Gabriel nach Lemberg übersezt worden. Im October war das Bataillon Schönhaß, in welchem ich viele und herzliche Freunde hatte, gegen Wien gezogen und hatte am 28. in der Jägerzeile schwer gekämpft. Den braven und lebenslustigen Baron Schneider v. Arno hatte nur seine Taschenuhr

gerettet, von welcher eine feindliche Kugel abgeprallt war; der wackere Hauptmann Theodor v. Theobald war todt, Hauptmann Heinrich Wiedemann und Lieutenant Joseph Heindl waren verwundet, ebenso Hauptmann Ernst Spatni, und zwar dieser schwer: eine Kugel hatte seine Kinnlade getroffen, war darin stecken geblieben und mußte ihm herausgeholt werden. Es war ihm Rettung verheißen, wenn er strengste Ruhe einhielt. Das fiel nun dem Manne schwer, denn er war ein unermüdlicher Blauderer. Er hielt sich, so lange er niemand um sich hatte; allein da trat sein „Bursche“ — so hießen damals die Officiersdiener — ins Zimmer, Spatni konnte sich nicht bezwingen, ihm einen Sermon zu halten, die Wunde brach auf und die Folge davon war sein Tod; so hat mir einer seiner Kameraden erzählt. Jetzt stand der Einmarsch in Ungarn bevor, der einen weiteren Theil der Garnison von Krakau fortführen sollte. Und so hatte der lustige Regimentsarzt fast nur noch seine Hohenzollern-Chevauxlegers. „An Schlit“, klagte er mir, „habe ich, sowie wir alle sehr viel verloren. Ich komme mir jetzt hier vor wie das letzte Blatt eines Baumes, der so schöne Blüten und Früchte getragen, und ich sehe mich bemüßigt, neue Freunde zu suchen; denn ich kann nicht leben, ohne mich an jemand herzlich anzuschließen.“ Diese muß er gefunden haben, da er mir einige Zeit später schrieb: „Ins Casino geht kein Mensch. Ich gebe zuweilen glänzende Soiréen — bei Würstel und Ofoczinier Bier —, wo man lacht, auch Deiner immer gedacht wird. In der Eisenbahn-Resturation ist es jetzt leer, ich bin selten dort, da nur zwei Kerle hinkommen, die zu allem ja sagen, nicht wetten und keinen Champagner trinken.“ Dabei hatte er mir immer etwas Lustiges zu berichten, zum Beispiel über die Art, wie sich der Krakauer demokratische Frauenverein auflöste. Das geschah nämlich, wenn man dem Schalk aufs Wort glauben durfte, so: die Frau Präsidentin mahnte in einer Sitzung, die Hausfrauen sollten ihre Dienstboten gut erziehen, insbesondere sie lesen und schreiben lehren, worauf ein Mitglied der Versammlung erwiderte: „Ihre Tochter kann weder lesen noch schreiben, und hat schon ein Kind, ohne verheiratet zu sein.“ Diese Interpellation machte die Präsidentin so confus, daß sie sofort den Commandostab niederlegte. . . .

Einen unserer lieben Freunde, die aus Krakau geschieden waren, sah Köstler zu seiner großen Freude bald wieder, wenn auch nur auf kurze Zeit: es war Gabriel, der in Dienstangelegenheiten von Lemberg nach Wien reisen mußte. In Krakau war Aufenthalt von etwa einer Stunde, den Gabriel in geselligem Kreise in der Restauration des Bahnhofes zubrachte. Da wurde auf der Rückseite einer Speisefarte eine Adresse an mich entworfen und unter den Klängen der Volkshymne unterzeichnet. „Den Stoff zu unserer Begeisterung

lieferte uns jener gute Freund*), der Gabriel und mir Champagner zahlt, so oft und so viel wir wollen.“ Gabriel sollte nun die Adresse mit sich nehmen und mir, sobald er mit mir zusammenträfe, übergeben.

* * *

Die Glückwünsche, die mir zuströmten, waren sehr häufig mit allerhand Anliegen verbunden, die dem Gratulanten am Herzen lagen und für deren Abhilfe er meine Gönnerschaft in Anspruch nahm. „Denn Du bist ja jetzt,“ wie sich Victor Hanzgirk dichterisch ausdrückte, „ein Krösus der Zeit geworden; beglücke doch bei dem Goldquell, den Du Dir selber gezaubert durch Kraft und durch Muth, auch einen armen Teufel mit einem Obolus.“

Einer der ersten, die meine Verwendung in Anspruch nahmen, war mein Cousin von mütterlicher Seite, Gustav Schreiner, älterer Bruder jener beiden, von denen ich früher einmal erzählt habe. Gustav war ein Sprachtalent vom ersten Range, er hatte als Gymnasiast das Arabische von Orientalen gelernt, die sich in Graz, ich weiß nicht ob Studien oder Handelsgeschäfte halber, einige Zeit aufgehalten hatten, und war dann in die Orientalische Akademie zu Wien aufgenommen worden, wo er nebst den orientalischen Sprachen alle bedeutenderen europäischen kennen und sprechen lernte; nur die slavischen und rumänischen nicht, denn auf diese wurde in der Anstalt nicht geachtet, als ob es auf der Balkan-Halbinsel, die uns doch am nächsten liegt und wo viele Zöglinge der Akademie ihre künftige Verwendung finden, außer den Türken und Griechen nichts anderes gäbe. So wurde auch mein Gustav, nachdem er seine Course mit Auszeichnung vollendet hatte, in Constantinopel verwendet, wo er für's erste den nicht sehr kurzen Titel führte: „Kaiserl. königl. Constantinopolitanischer Internuntiaturs-Dolmetsch-Gehilfe“. Er war von einem fabelhaften Leichtsinn, hatte nie Geld und immer Schulden, besaß aber dabei, wie dies bei Personen solchen Schlages zu sein pflegt, einen Witz, eine Laune, eine Unterhaltungsgabe, die ihn überall beliebt machte; wenn er so recht herzlich lachte, mußte man unwillkürlich mit ihm lachen. Als er einst durch Athen kam, wo damals Prokesch-Osten unser Gesandter war, führte dieser eine größere Gesellschaft auf die Akropolis, von wo man auf die Stätten einer hochberühmten Vergangenheit herabblickt. „Sehen Sie, meine Herren und Damen,“ sagte Prokesch mit Pathos, „zu unseren Füßen haben Sie die Akademie, von der alle Akademien der Welt den Namen haben; dort war das Gymnasion, von dem alle Gymnasien der Welt den Namen haben; weiter das Lykaion, von dem alle Lycäen der

*) Wenn ich nicht irre, Graf Sommer, Oberstlieutenant bei Hohenzollern-Chevaurlagers, wo Köstler Regimentsarzt war.

Welt den Namen haben.“ „Und dort,“ sagte Gustav mit etwas gedämpfter Stimme zu jenen, die ihm zunächst standen, „gewahren Sie die Insel Salamis, von der alle Salami der Welt den Namen haben.“ Natürlich schallendes Gelächter, ohne daß Brotesch wußte, was dazu den Anlaß gegeben hatte. Bei all' seinem Leichtfinn war Gustav ein braver Mensch und eine treue Seele. In den Jahren, die er in Wien zugebracht hatte, war in dem vermöglicheren Mittelstande eines der glänzendsten Häuser das des General-Stabsarztes v. Isfardink, zu dessen Tochter mein Cousin eine ernstere Neigung gefaßt hatte. Mittlerweile war der Hausvater gestorben und es hatte sich gezeigt, daß nichts vorhanden war; die Frau, das directe Gegentheil einer guten Wirtin, hatte nicht bloß die laufenden Einkünfte aufgebraucht, sondern sich auch das zu verschaffen gewußt, was ihr Mann erspart und zurückgelegt hatte. Dieser Glückswechsel übte jedoch keinen Einfluß auf die Entschlüsse Gustav's und er freite um die Hand der früher gefeierten und viel umworbenen, jetzt allen Glanzes beraubten Geliebten, die nebstbei nichts weniger als hübsch war. Er hatte sich einen halbjährigen Urlaub erbeten, hatte einige Zeit in seinem väterlichen Hause in Graz zugebracht, war in den letzten Octobertagen nach Wien gekommen, wo er als verdächtig von der Mobilgarde abgefangen und auf die Aula gebracht wurde und Gefahr lief, als Spion behandelt zu werden, bis es ihm gelang, unter den Akademikern einen Bürgen aufzutreiben, auf dessen Zeugnis man ihn entließ. Was er jetzt anstrebte, war, einen selbständigen Posten zu erhalten, um seine Braut heimführen zu können, und dafür sollte ich bei meinem jetzigen „Collegen“, dem Ministerpräsidenten, meine Fürsprache einlegen. Ich that es, aber ich weiß nicht, ob ich mir nicht dadurch ein Guttheil der Gunst, in der ich bis dahin bei Schwarzenberg gestanden hatte, verscherzt habe; denn erst nachträglich wurde ich aufmerksam gemacht, daß dem Fürsten nichts mehr zuwider sei, als Nepotismus und Protectionswesen.

Das Anliegen meines Betters Gustav war jedoch nur der Anfang. Tag für Tag brachte mir die Post Briefe und Bittschreiben, wie in einem Einreichungs-Protokoll. Es sei mir gestattet, einiges davon anzuführen, weil der geneigte Leser daraus die auf's unsichere gestellte Lage erkennen wird, in der sich damals fast jeder befand, der nicht von seiner Hände Arbeit lebte. Es war ja durch die vorausgegangene Revolution so gut wie alles über den Haufen geworfen, und Neues mußte an die Stelle des Früheren gesetzt werden. Durch das Patent vom 7. September war die Unterthänigkeit und damit die Patrimonial-Gerichtsbareit aufgehoben, und die Posten aller Justiciäre, Syndici und Magistratsräthe schwebten in der Luft, wenn es ihnen nicht gelang, in den Staatsdienst aufgenommen zu werden. Aber auch vielen

Staatsbeamten schwankte der Boden, auf dem sie bis dahin sicher gestanden hatten, unter den Füßen. Stadion hatte alle Beamten seines Ministeriums, hohe wie niedere, für disponibel erklärt, keiner hatte die Bürgschaft, auf seinem Posten, ja überhaupt im Dienste zu bleiben. Es war das eine harte Maßregel, aber sie war nothwendig, und im Dienste kannte Stadion keine Schonung. Die neue Lage verlangte neue Leute; von den alten konnten nur solche auf Belassung zählen, von denen sich voraussetzen ließ, daß sie sich in die vollständig veränderten Verhältnisse hineinfinden würden. Das waren die Besorgnisse! Auf der andern Seite standen die Aussichten und Erwartungen. Die Scheidung der Administration von der Justiz war ausgesprochen, in beiden Zweigen sollte von unten bis hinauf alles landesfürstlich sein, und da gab es nun eine Menge neuer Stellen, die zu besetzen waren. Einige Branchen, wie die für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, für die Bodencultur, waren seit dem März neu geschaffen worden, und da gab es fortwährend Creierungen von neuen Stellen, Besetzungen und Beförderungen. War es unter solchen Umständen zu wundern, wenn jeder, dem jetzt vor der Zukunft bangte oder der eine bessere Stellung anstrebte, sich an einen derjenigen wandte, die in der vordersten Reihe standen?

In solcher Lage erinnerte sich denn so mancher, der seit unseren Studienjahren nichts von sich hatte hören lassen, jetzt an unsere Schulfreundschaft, beschrieb mir, wie er „mit freudigem Stolz“ meine Laufbahn verfolgt habe, wünschte mir Glück zu der hohen Mission, die mir bei der jetzigen Neugestaltung geworden, und besann sich ad vocem „Neugestaltung“, daß ja ihm auch dabei ein Plätzchen zufallen könnte, wozu ich ihm mit meinem jetzigen Einflusse behilflich sein möchte. Wie viele, mit denen ich irgend einmal in Berührung gekommen war, oder die nur meine seligen Eltern, meinen Bruder Emanuel gekannt hatten, oder meine Schwester, das Fügner'sche Haus oder irgend jemanden meiner näheren Freunde kannten, meldeten sich jetzt, indem sie sich auf diese Beziehungen beriefen, zu mir und empfahlen sich meiner Aufmerksamkeit bei Besetzung einer Stelle oder baten mich ganz allgemein, sie „irgend in meiner Nähe“ unterzubringen. Der Witz auf meinen Namen „Helfert“, daß ich ihnen helfen sollte, wurde unzähligemal gemacht. Da saß ein armer Landgeistlicher, der mit mir in den philosophischen Jahrgängen den Jandera und den Badlesak gehört hatte, „mit Mutter und Schwester“ auf einer „Expositur“, hatte 2000 Seelen, 6 Ortschaften, 4 Schulen, und 120 fl. Gehalt und wandte sich nun an mich — „Gott gab mir den Gedanken, an Sie zu schreiben!“ — ich möchte ihm behilflich sein, daß seine Expositur zu einer Pfarre erhoben werde. Da sandte mir ein „ehemaliger Schüler und Verehrer meines † Vaters“ ein Gesuch an den Kriegs-Minister,

damit seine beiden Söhne von Cadetten zu Officieren befördert würden; oder wünschte mein theurer Max, „von der odiosen Dienstleistung als Fourier“ nach sieben langen Jahren endlich in den Rock eines k. k. Kriegs-Commissärs schlüpfen zu können. Auch „Mylord Schlägterfeld“ gab mir bei Cordón zu thun. Er, der Connetable (Großronsfeldherr) der hohen Lordschaft,*) war jetzt „unobligater Regiments-Cadet“ in der Linie; seine „politische Ansicht und die angeborne Vorliebe zum Kriegerstande“ hatte ihn bei Beginn der Wirren in die Reihen der Armee geführt, und er erklärte sich zufrieden, wenn er nur k. k. Lieutenant würde; für das weitere wolle schon er sorgen.

Nun kam die Branche der Justiz. Ein ehemaliger Mitschüler bat für den Mann seiner Schwester, einen Magistrats-Kanzelisten, um eine Stelle bei einem Bezirksgericht; es könne mich ja beim Ministerialrath Ruhanek „nur ein Wort“ kosten; „ich glaube es“, so schloß er sein Schreiben, „meinem Schwager schuldig zu sein, nach Möglichkeit zu seinem Glücke beizutragen.“ Ein anderer Mitschüler, Dr. Leopold Ehrenfeld, der nebenbei an der Universität Collegien las, hatte ein „stallum“ (Advocatenposten) in Miez erhalten und wünschte nach Prag überseht zu werden. Meine Schwester Marie legte für einen ihrer vielen Schwäger ein Fürwort ein, daß er eine Advocatur erlange, und berief sich in seinem Namen auf die in letzter Zeit vorgekommenen Verleihungen solcher Art, die zu beweisen schienen, „daß das Justiz-Ministerium von dem liberalen Grundsatz ausgehe, auch jüngeren Doctoren die Wohlthat einer selbständigen Wirksamkeit angedeihen zu lassen“. Dr. Harant in Zwettl kam sogar mit drei Bitten. Einmal für sich, daß ich ihm, — „um der Freundschaft willen, die mir Ihr seliger Vater angedeihen ließ“ — bei den neu zu errichtenden Gerichtsbehörden eine Stelle verschaffe. Dann schickte er mir eine Deputation nach Kremsier; der Syndicus an ihrer Spitze bat im Namen sämmtlicher Patrimonial- und Communal-Beamten der Stiftsherrschaft um Unterbringung derselben bei den zu errichtenden landesfürstlichen Ämtern. Er war Vater von zehn Kindern und ohne eigenes Vermögen, und daher bat Harant drittens, einem der Söhne des Syndicus ein Stipendium zu verschaffen.

Das war denn doch etwas zuviel auf einmal, und dazu kam immer wieder neues. So erhielt ich vom Cameral-Secretär Joseph Heller wiederholt sechs bis acht Seiten lange Schreiben, so daß mir das Lesen allein eine Menge Zeit raubte. Ich hatte ihn in den Prager musikalischen Kreisen durch Freund Ambros kennen gelernt, und nun setzte er mir weitläufig auseinander, welches Unrecht ihm vor Jahren durch die Ernennung Plener's

*) Ein heiterer Kreis aus meiner Prager Zeit; alle Mitglieder waren Lords, die älteren hatten daneben noch besondere Amts- oder Würde-Titel.

und May's*) zu Cameralrätthen geschehen, und bat mich, seine Darstellung dem Minister Kraus mit der Bitte zu überreichen, „er möchte sie nur lesen“. Mein Onkel P. Franz Amadeus Helfert war Dechant in Radonitz gewesen, hatte sich seither in Ruhestand gesetzt und lebte jetzt als Böhmerader Ehren-Canonicus in Prag. Die Stadt Radonitz, im Saazer Kreise südlich von Raaden gelegen, war 1842 durch eine Feuersbrunst hart mitgenommen worden und sah jetzt ihre Rettung darin, wenn sie ein k. k. Bezirksgericht erhielt. Kaum hatten die Radonitzer meine Erhebung vernommen, als sich der Bürgermeister in Töplitz einfand und meinen Onkel, der eben dort die Cur gebrauchte, ersuchte, er möchte bei mir ein Fürwort zu Gunsten ihrer Stadt einlegen. Der Canonicus that es, indem er mich an den „ehemaligen Schauplatz der jungen Helfert und WindischGrätz***) erinnerte und mit Emphase schloß: „es möge der glorreiche Sohn sich an dem Plage unsterblich machen, wo auch der berühmte Vater ein unvergängliches Denkmal hinterlassen hat“***). Aber selbst mein lieber Schwager ließ mich nicht los. „Unvergleichlichster Unter-Staatssecretär, Pitt Oesterreichs“, so redete mich Heinrich Fügner an und stellte mir vor: ich möchte doch mit „meinem Collegen“, dem Handels- und Finanz-Minister, sprechen und „im Gespräche schlau die Frage fallen lassen, ob es nicht jetzt gelingen könnte, die Concession zum Etablissement einer Agentur von ausländischen Versicherungs-Gesellschaften zu erhalten“.

Diese und noch viele andere Sollicitationen betrafen nicht meinen Beruf; dazu kamen nun zahllose Anliegen im Bereiche des Unterrichts und nicht weniger in meiner Eigenschaft als Abgeordneter, und man wird zugeben, daß ich den General-Bettelmann bei sämtlichen Ministerien hätte abgeben müssen, um all diesen Anforderungen zu genügen. Dabei sahen viele einer „baldigen Antwort“ entgegen, wo ich kaum die Zeit hatte, überhaupt nur eine zu geben. Sie stellten sich die Sache so vor, als ob es mich, der ich ja „an der Quelle“ sitze, „nur einen Schritt“, „nur ein Wort“ koste, um ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen, oder, wie sich der muntere Regimentsarzt in Krakau ausdrückte: „Du hast ja jetzt so viele Verbindungen, daß es Dir ein leichtes sein muß, in fünf Stunden aus einem Schneidergesellen einen Hofrath zu machen.“

*

*

*

*) Ignaz Plener, der spätere Finanz-Minister, damals k. k. Cameralrath in Ellbogen; Stephan May, k. k. Hofrath und Cameral-Gefällen-Administrator in Prag.

**) Prinzen Karl und Hugo von der Veriand'schen Linie.

***) Stiftung von Seelenmessen für verstorbene Familienglieder auf dem Kapellenberge bei Winteritz.

Die treue Seele verlangte gleichfalls etwas, aber nichts für sich, sondern für einen unserer gemeinschaftlichen Freunde, der eine unverdiente Zurücksetzung erfahren hatte. Ich habe berichtet, daß der neue galizische Gouverneur alle Ausrufen unter den Professoren der Krakauer Universität heimgeschickt hatte; allein auch andere nicht-einheimische Beamte erfuhren, wenn sie den Herren Polen nicht recht zu Gesicht standen, dasselbe Schicksal. Das war denn auch bei dem Polizei-Obercommissär Alois Gabriel der Fall. Er hatte bei dem Krakauer Aufstande im April 1848 sowohl dem Militär als auch der Regierung vorzügliche Dienste geleistet, aber eben dadurch sich den Haß der polnischen Partei zugezogen. Ohne Zweifel ist von ihrer Seite das möglichste geschehen, ihn bei Zaleski in Verruf zu bringen, und so wurde Gabriel in der That von der Krakauer Polizeidirection abberufen und, wenn ich nicht irre, als einfacher Conceptsbeamter nach Lemberg beordert. Das war nicht bloß eine harte Demüthigung für den braven Mann, der in Krakau einige Zeit sogar eine leitende Stellung provisorisch versehen hatte, sondern traf ihn auch pecuniär auf das empfindlichste. Ich nahm mir vor, für ihn zu sprechen und meine Verwendung ist nicht ohne Erfolg geblieben.

Einem meiner Krakauer Freunde konnte ich unmittelbar und sogleich helfen: es war Johann Freih. v. Pömann, der lustige Stotterer. Er war gleich Gabriel bei der Krakauer Polizei angestellt, hatte aber von Zaleski nichts zu fürchten, da er der polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig war. Doch gefiel es ihm nicht länger auf seinem Posten und er dachte sich: mein Freund Helfert ist jetzt ein mächtiger Herr geworden, der wird mir eine andere Stelle verschaffen. So erschien er denn eines Tages wie vom Himmel herabgeschneit bei mir, ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben des Prälaten Schindler. Ich entschloß mich, ihn in meinem Ministerium unterzubringen, Stadion erhob nicht den geringsten Anstand und so schickte ich ihn denn nach Wien, wo ihn seine heitere und gutmüthige Laune bei meinen Räthen, besonders bei Well und Bergenstamm schnell beliebt machte. Der Mensch war ganz glücklich, nicht mehr in Krakau sein und bei der Polizei dienen zu müssen; er gefiel sich in Wien, obwohl er, wie er mir schrieb, „nicht an die Minorität seines Adjutums und die Majorität seines Appetits“ zu denken wage, und „obwohl ich mich weder vom Elbsium*), noch vom Fasching, der nach Welden's Zeitrechnung am 14. Januar beginnt, verführen und verlocken lasse“. Pömann besaß keine juridischen Studien, ließ sich daher im Concept wenig verwenden, dagegen zeigte er sich geschickt für solche Angelegenheiten, die mit der Litteratur und Journalistik zusammenhiengen und konnte als Amts-Bibliothekar gute Dienste

*) Wiener Belustigungsort in den Kellerräumen des St. Anna-Gebäudes.

leisten. Er hat es im Laufe der Jahre bis zum k. k. Sectionsrath gebracht und hat den Freundschaftsdienst, den ich ihm damals erwiesen, bis an das Ende seiner Tage in dankbarer Erinnerung bewahrt.

Von meinen Krakauer Universitäts-Collegen befand sich der einzige Schmidt-Göbel in einer bedauernswerten Lage. Theodor Michel lebte, auf eine Professur wartend, einstweilen bei seinen Eltern in Prag, eine hoffende Braut in seiner Nähe; Jonák war im constituierenden Reichstag, Makowiczka in der Frankfurter National-Versammlung, somit beide für die erste Zeit versorgt. Schmidt allein war durch seine Entlassung aus Krakau vollständig aufs Trockene gesetzt; er war noch dazu verheiratet — er hatte zur Frau eine Tochter des Prager Architekten Jöndl — und vielleicht schon Vater in spe. „In Wien hat man uns 1847 gesagt,“ schrieb er mir in seiner Verzweiflung, „die Regierung werde es uns allen gut anrechnen, daß wir das zweifelhafte Experiment wagen, nach Krakau zu gehen; nun jagt man uns fort, wie Bettler von der Thür.“ Bei seinen anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen konnte es nicht schwer fallen, für ihn eine Stelle zu finden; nur augenblicklich ließ sich eine solche nicht schaffen und der arme Teufel war fürs erste auf das Warten angewiesen. Er lief in Wien bei allen Bekannten herum und bot sich an, Privatstunden zu geben: „Ich brauche Hilfe und zwar schnell. Mein Einkommen von 120 bis 150 Gulden ist so viel wie nichts. Mir steigt das Wasser in den Mund, morgen oder übermorgen wandert mein letztes Silber in die Münze, dann bin ich fertig.“ Er sandte seinen Freund Löhner zu mir. Schmidt bat für den Anfang wenigstens um Verwendung im Ministerium für Bodencultur oder in dem für öffentliche Arbeiten; ich ließ ihm durch Löhner sagen, ich würde suchen, ihm vorläufig im Dienste meines Ministeriums etwas zu verschaffen. Schmidt und ich waren persönliche Freunde und so waren es auch unsere beiden Frauen. In nationaler und politischer Hinsicht waren wir die entschiedensten Gegner; er wie sein Schwager Umlauf und sein Freund Löhner waren unnachgiebige Deutsche, und wenn in Krakau die Rede auf die „Cechen“ kam, so war bei Schmidt der Teufel los. Darum schrieb er mir, nachdem er von Löhner unsere Unterredung in Kremsier erfahren: „Daß Du unserer oftmaligen Streitigkeiten nicht gedacht hast, das ist es, was ich besonders dankbar und erfreut anerkenne. Übrigens ist das Programm des Ministeriums geeignet, unsere Differenzen bedeutend auszugleichen; denn ich verlange wenig mehr und wenig anderes als Euer volles und ganzes Programm“.

4.

„Es lebe unser constitutioneller Kaiser Franz Joseph I.!“ mit diesem Rufe hatten Smolka und der Reichstag am 2. December ihren neuen Mo-

narchen begrüßt. Und das war von beiden Seiten ehrlich und loyal gemeint. Denn der junge Kaiser und sein Ministerium wollten sich an jene Verfassung halten, die der constituierende Reichstag Hand in Hand mit der Regierung zustande bringen sollte. Gegenüber dem Souveränitäts-Standpunkte des Wiener constituierenden Reichstages war nunmehr seitens der Regierung und ihrer Partei die Verfassung als zweiseitiger Vertrag gedacht, der beide Theile befriedigen, von beiden Theilen zustimmend angenommen werden sollte. Die Sache ließ sich gut an. Ministerium und Reichstag standen zu einander in einem Verhältnisse, das einen gedeihlichen Ausgang erwarten ließ. Die Linke beharrte zwar in ihrer Opposition, aber es war zum weitaus größten Theil eine gut gemeinte Opposition. Sie griff nicht die gemeinsame Grundlage an, auf welcher man das Neugebäude der Verfassung aufführen wollte, sondern war nur über die Art und Weise dieses Neubaus, über die Ausführung der freiheitlichen Grundsätze, an denen man beiderseits festhielt, anderer Meinung als ihre Gegner. Die von der Linken ließen sich, mindestens vorläufig, ein Ministerium gefallen, das Entschiedenheit und Kraft zeigte und unverkennbar mit sich nicht scherzen ließ, das aber nichts von dem übernahm oder auch nur, wie sie sich überzeugt hielten, beabsichtigte, was sie vor der Erklärung seines Programmes von ihm befürchtet hatten: Auflösung des Reichstages, strafgerichtliche Untersuchung und Verfolgung. Ausgesprochene Feinde der Regierung waren nur und blieben ein großer Theil der „Bolen im Grad“, die es dem neuen Minister des Innern nicht verzeihen konnten, daß er ihnen die Ruthenen „erfunden“ hatte.

Von jenen Abgeordneten, die sich in die stürmischen Ereignisse, namentlich in der Octoberzeit, gar zu tief eingelassen hatten, suchte mehr als einer seinen Frieden mit dem Ministerium zu machen. In wahrhaft anwidernder Weise that dies der Abgeordnete für Lichtenwald in Steiermark Dr. Alois Smreker, der sich in Wien auf den rothesten unter den Rothen hinausgespielt hatte und der jetzt um die Minister und selbst um einige Abgeordnete der Regierungspartei herumschwänzelte, daß es nur eine Freude war*).

*) In der Wiener „Geißel“ Nr. 93 vom 8. December Seite 388 war eine Correspondenz aus Kremfier vom 5. zu lesen: „Ein steirischer Deputierter soll in der Grazer Zeitung ein neues Glaubensbekenntniß abgelegt haben, worin er denselben Jellačić, den er zuvor einen ‚Empörer‘ nannte, nun einen ‚Befreier‘ nennt. Derselbe pflegte in den Octobertagen die noch in Wien anwesenden Deputierten mit dem Zurufe: ‚Ihr Kerle, werdet Ihr zustimmen, sonst . . .‘ zu terrorisieren. Jetzt wandelt er, der sonst in seinem grau und grün ausgeschlagenen Schützenrocke in der Gesellschaft Umlauf-Füster den Schweif bildete, um von den Ehren, welche die Linke in Empfang nahm, auch mit einem Theilchen zu participieren, in schwarzer Tracht, mit einem Zuckerhut auf dem leeren Schädel, in den Hallen des Ringplatzes hin und

Füster kroch in anderer Weise zum Kreuz. Seine Stellung als Universitäts-Professor in Wien, das sah er wohl ein, hatte er für immer verscherzt; laut verwahrte sich das Collegium der philosophischen Facultät dagegen, ihn wieder als Kollegen in seine Mitte aufzunehmen. Von seinen illyrischen Landsleuten aber war zu vernehmen — er war früher Professor am Lyceum zu Görz gewesen —, daß sie, wenn jemand aus dem Norden nach Krain kam, ihn entrüstet fragten, ob denn der Schuft Füster noch nicht gehängt sei?! In Krenfier nun antichambrierte Füster bei Stadion und erschien eines Tages bei mir mit der Bitte, ob er nicht eine Bibliothekarstelle erhalten könne. Er suchte seine Haltung in Wien in ein günstiges Licht zu stellen, klagte über die Verleumdungen, die über ihn verbreitet worden seien, und überreichte mir — und ohne Zweifel auch dem Grafen Stadion — sein Buch „Mentor für die studierende Jugend“*). Das Buch enthielt gewiß nichts, was Anstoß erregen konnte, schon darum, weil es vor 1848 unter der Herrschaft der Censur gedruckt war. Gelesen habe ich es nicht, weil ja unter allen Umständen von einer Belassung Füster's im Staatsdienste keine Rede sein konnte, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr war, was man sich von seinem Treiben unter den Studenten und auf den Barrikaden erzählte, und um seiner Rede am 29. Juli im Reichstage willen, wo er die kaiserliche Familie wegen ihrer Abfahrt nach Innsbruck an das Schicksal eines Karl I. und Jakob II. von England, eines Ludwig XVI. von Frankreich erinnert hatte.

Ein ganz anderer Fall war es mit Med. Dr. Adolf Fischhof, Abgeordnetem für Mapleinsdorf. Er gehörte wohl zu der entschiedenen Linken, aber er war eine Persönlichkeit, der selbst politische Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten. Minister Doblhoff hatte ihn als Rath in sein Ministerium aufgenommen, ich denke für Medicinal-Angelegenheiten, und es ist begreiflich, daß er diesen Posten nicht leichthin verlieren wollte. Er meldete sich bei Stadion, der nichts dawider hatte, einen Mann von so anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen im Ministerium zu behalten; nur machte es Stadion, was ja vom Standpunkte der Regierung unausweichlich war, zur Bedingung, daß sich Fischhof mit voller Aufrichtigkeit dem Ministerium unterordne, dessen Principien acceptiere und darnach handle. Das war nun aber für einen Radicalen wie Fischhof eine schwere Sache, es hieß

sinnt auf eine Eidesformel, in welcher er beschwören könnte, nie ein Radicaler gewesen zu sein. O über diese verächtlichen Menschen, in deren Wirken der Segen, das Glück von Millionen niedergelegt worden!“ A. F. Draxler in Graz druckte dies in seinem „Herold“ S. 375 unter der Aufschrift ab: „Wie mag sich wohl dieser Mann nennen?“

*) Wien 1848 Braumüller; 12°, XII u. 333 S.

daß, wie er meinte, seine politische Vergangenheit seit dem März 1848 verleugnen, und die wiederholten Schritte, die Fischhof bei Stadion machte, waren darum weit entfernt, zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu führen. Ich habe das aus dem eigenen Munde Stadion's.

Für einen von den Männern der Linken hatte Stadion eine Art Schwäche, für Löhner. Nicht etwa, daß zwischen beiden ein besonderer Verkehr bestanden hätte oder daß einer auf die Ansichten des andern eingegangen wäre. Aber der „Gentleman“, was Löhner in seiner Haltung und in seinen Manieren war, machte auf Stadion einen vortheilhaften Eindruck, und ich meine, wenn es sich um eine Gewährung von Stadion's Seite gehandelt hätte, würde sie Löhner leichter als jeder Andere erlangt haben. Ein eigenartiges Verhältniß bestand zwischen Löhner und mir. Wir waren parlamentarische Gegner. Löhner besaß eine hervorragende Rednergabe, besonders aus dem Stegreif; wenn ihn ein Gegenstand ergriff, konnte er hinreißend wirken; er war reizbaren Temperaments und dabei empfindlich gegen Angriffe von anderer Seite. Meine Stärke war die Replik, sehr häufig von sarkastischem Gepräge, und so war mir in meinen Wiener Reichstagsreden auch der Abgeordnete für Saaz nicht entgangen, den ich wiederholt scharf abgetrumpft hatte. Seitdem konnten meine Collegen von der Rechten wahrnehmen, daß, so oft ich mich zum Wort meldete, Löhner sich aus dem Saale verlor. Er vermied mich auch im Umgange; allein wenn er mir nicht ausweichen konnte, war er von der größten Höflichkeit, wie es sich von einem Manne von Sitte und Anstand nicht anders erwarten ließ.

Wie Stadion für Löhner, so war der Finanzminister Kraus für Dr. Rudolf Brestel, Abgeordneten für die Wiener Rossau, ungemein günstig gestimmt. Er rühmte Brestel's klaren Verstand und logische Schärfe und empfahl mir ihn wiederholt für eine Verwendung im Lehrfach oder eine Anstellung im Unterrichtsministerium. Aber dazu hatte ich keine Lust, da ein Mann von entschieden radicaler Gesinnung doch gewiß am allerwenigsten in das Lehr- und Erziehungsfach eines Ministeriums paßte, das eine entschieden conservative Richtung einschlug. Brestel war ein ausgezeichnete Mathematiker; warum fand Kraus nicht in seinem eigenen Ministerium ein Plätzchen für ihn? Trug etwa der „October-Minister“ Bedenken, einen October-Mann so auffallend zu begünstigen?

* * *

Von den Mitgliedern des jetzigen Ministeriums waren Bruck und Gordon den Abgeordneten neu und standen darum deren Reisen ferner als zum Beispiel Bach und Kraus, die sie schon von Wien aus kannten. Neu

war den Abgeordneten vor allen der Ministerpräsident, bei welchem noch das dazu kam, daß er, weil er zumeist um den Kaiser war, sich nur in besonderen Fällen in Kremsier zeigte. Schwarzenberg's aristokratisches Wesen, seine militärischen und diplomatischen Antecedentien bildeten auch eine Art Schranke für nähere Berührungen mit den ihm persönlich durchaus fremden Abgeordneten.

Anderß war Schwarzenberg mit seinen Collegen, den Mitgliedern des Ministeriums. Gegenseitiges Vertrauen, Einmüthigkeit in den Beschlüssen und Verschwiegenheit nach außen hatte er als die Grundlagen unseres gemeinschaftlichen Handelns aufgestellt, und er selbst gieng hierin mit dem besten Beispiele voran. Nach rühmte es eines Tages mir gegenüber, was für ein Unterschied in diesem Verhalten Schwarzenberg's sei gegen das frühere Wessenberg's, der in Angelegenheiten seines Ressorts stets einen gewissen Rückhalt beobachtet hatte. Schwarzenberg hingegen machte aus den Mittheilungen, die er von auswärts empfing, und von den Antworten, die er dahin abgehen ließ, seinen Collegen gegenüber kein Geheim. Aus seiner Präsidialkanzlei und aus dem auswärtigen Amte lief kein wichtigeres Schriftstück ab, das nicht zuvor dem Ministerium mitgetheilt und im Schoße desselben besprochen worden wäre. Er hatte eine durchaus vornehme Weise, die Geschäfte zu behandeln, und behielt bei angenehmen wie bei unangenehmen Nachrichten die gleiche Ruhe bei. Bei allem Ernste, womit er die Geschäfte behandelte, mußte er, wo sich Anlaß dazu bot, die heitere Seite herauszufinden und gab uns das gern zum Besten. Stoffe solcher Art boten namentlich die Berichte, die damals aus Paris einliefen. Einmal erzählte er uns — ich glaube es war im Wagen auf der Fahrt von Hullein nach Kremsier —, wie unser Geschäftsträger Thom an einem heißen Sommertage den republikanischen Minister des Auswärtigen Bastide in dessen Bureau in Hemdärmeln getroffen, was diesen durchaus nicht geniert habe, in eine diplomatische Verhandlung einzugehen. In die Geschäfte, die Schwarzenberg persönlich in die Hand nahm, brachte er einen neuen Geist; was er meinte und wollte, sprach er bestimmt und entschieden aus, seinen eigenen Organen wie den fremden Cabinetten gegenüber. Wenn es in der Schule Metternich's als Grundsatz galt, nur ja jeden Gloriat zu vermeiden, so kümmerte sich Schwarzenberg darum gar nicht; im Gegentheil, wo er sich im Rechte fühlte, schien er den Gloriat zu lieben, um zu zeigen, daß Österreich festen Willen und Kraft genug besitze, um sich keine fremde Belehrung oder Einmischung in dessen innere Verhältnisse gefallen zu lassen.

Das war in der ersten Zeit besonders England gegenüber der Fall. Lord Palmerston hatte sich, in der Zeit von Österreichs Bedrängnis, nur

zu oft einen Ton erlaubt, der, wenn nicht in der Form, doch in der Sache impertinent genannt werden konnte. Schwarzenberg zahlte ihm mit gleicher Münze zurück und benutzte gleich den Thronwechsel dazu, um dem „Lord Feuerbrand“ eine Lektion zu geben: während der junge Kaiser nach St. Petersburg und nach Berlin Prinzen des kaiserlichen Hauses sandte, um die Monarchen bei seinem Regierungsantritt zu begrüßen, wurde das Olmüzer Ereigniß in London nur auf einfach geschäftlichem Wege angezeigt. Die junge Königin Victoria fühlte sich dadurch persönlich verletzt; doch Schwarzenberg's Haltung sollte ja nicht ihr gelten, sondern ihrem Minister, der in der lezt verflossenen Zeit Oesterreich, besonders in den italienischen Angelegenheiten, so viel Grund zum Ärger gegeben hatte.

Schwarzenberg wollte zweifelsohne in das Amt, welchem er vorstand, einen neuen Geist, einen frischeren Zug bringen. Als er in seiner Eigenschaft als Minister zum erstenmal in Wien erschien und sich das Personal seines Ressorts vorstellen ließ, sprach er es an: „Meine Herren, machen wir keine Umstände“ —, mein lustiger Cousin Gustav, der dabei war und mir den Vorfall erzählte, sagte: „Wir dachten nun, es sei das eine Einladung, es uns bequem zu machen“ —; allein Schwarzenberg fuhr fort: „Erbärmlicher als es in diesem Ministerium bestellt ist, kann es in keinem andern zugehen!“ Und nun sprach er über den Schlendrian, über den schleppenden Gang der Geschäfte, das müsse von nun an anders werden, u. dgl. Die Strafpredigt hat wohl wenig genutzt. Schwarzenberg war Soldat und kein Bureau mann, und so hatte er nicht den rechten Einblick in das bureaukratische Getriebe, um es in seinem Sinne gründlich umwandeln zu können. Was unmittelbar von ihm selbst ausgieng, da merkte man sogleich die Tazze des Löwen; in den Bureau's selbst aber blieb es so ziemlich so, wie es zuletzt unter Metternich gewesen war.

* * *

Der Finanzminister Baron Philipp Raus war eine der verehrungswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je kennen gelernt habe. Er gieng in seinen Pflichten auf. Er war schon Hofrath bei der allgemeinen Hofkammer, als er es nöthig fand, die ungarische Sprache zu lernen und sich in der That diese ihm völlig fremde Sprache in jenem Maße eigen machte, wie er sie für seinen Dienst brauchte. Er war ein durchaus frommer Mann, seine Frau, eine Polin, war ein Muster christlicher Ergebung; als sie später in den fünfziger Jahren ihren hoffnungsvollen einzigen Sohn verloren, sagte der tiefgebeugte Vater: „Wenn etwas gefehlt hat, um meine Frau zu einer Heiligen auf Erden zu machen, so war es diese Prüfung, die uns der Herr

und May's*) zu Cameralrätthen geschehen, und bat mich, seine Darstellung dem Minister Kraus mit der Bitte zu überreichen, „er möchte sie nur lesen“. Mein Onkel P. Franz Amadeus Helfert war Dechant in Radonitz gewesen, hatte sich seither in Ruhestand gesetzt und lebte jetzt als Vyšehradener Ehren-Canonicus in Prag. Die Stadt Radonitz, im Saazer Kreise südlich von Raaden gelegen, war 1842 durch eine Feuersbrunst hart mitgenommen worden und sah jetzt ihre Rettung darin, wenn sie ein k. k. Bezirksgericht erhielte. Kaum hatten die Radonitzer meine Erhebung vernommen, als sich der Bürgermeister in Töplitz einfand und meinen Onkel, der eben dort die Cur gebrauchte, ersuchte, er möchte bei mir ein Fürwort zu Gunsten ihrer Stadt einlegen. Der Canonicus that es, indem er mich an den „ehemaligen Schauplatz der jungen Helfert und WindischGrätz“**) erinnerte und mit Emphase schloß: „es möge der glorreiche Sohn sich an dem Platze unsterblich machen, wo auch der berühmte Vater ein unvergängliches Denkmal hinterlassen hat“.***) Aber selbst mein lieber Schwager ließ mich nicht los. „Unvergleichlichster Unter-Staatssecretär, Witt Österreichs“, so redete mich Heinrich Fügner an und stellte mir vor: ich möchte doch mit „meinem Collegen“, dem Handels- und Finanz-Minister, sprechen und „im Gespräche schlau die Frage fallen lassen, ob es nicht jetzt gelingen könnte, die Concession zum Etablissement einer Agentur von ausländischen Versicherungs-Gesellschaften zu erhalten“.

Diese und noch viele andere Sollicitationen betrafen nicht meinen Beruf; dazu kamen nun zahllose Anliegen im Bereiche des Unterrichts und nicht weniger in meiner Eigenschaft als Abgeordneter, und man wird zugeben, daß ich den General-Bettelmann bei sämtlichen Ministerien hätte abgeben müssen, um all diesen Anforderungen zu genügen. Dabei sahen viele einer „baldigen Antwort“ entgegen, wo ich kaum die Zeit hatte, überhaupt nur eine zu geben. Sie stellten sich die Sache so vor, als ob es mich, der ich ja „an der Quelle“ sitze, „nur einen Schritt“, „nur ein Wort“ koste, um ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen, oder, wie sich der muntere Regimentsarzt in Krakau ausdrückte: „Du hast ja jetzt so viele Verbindungen, daß es Dir ein leichtes sein muß, in fünf Stunden aus einem Schneidergesellen einen Hofrath zu machen.“

*

*

*

*) Ignaz Plener, der spätere Finanz-Minister, damals k. k. Cameralrath in Ellbogen; Stephan May, k. k. Hofrath und Cameral-Gefällen-Administrator in Prag.

**) Prinzen Karl und Hugo von der Berianth'schen Linie.

***) Stiftung von Seelenmessen für verstorbene Familienglieder auf dem Kapellenberge bei Winteritz.

Die treue Seele verlangte gleichfalls etwas, aber nichts für sich, sondern für einen unserer gemeinschaftlichen Freunde, der eine unverdiente Zurücksetzung erfahren hatte. Ich habe berichtet, daß der neue galizische Gouverneur alle Austrysken unter den Professoren der Krakauer Universität heimgeschickt hatte; allein auch andere nicht-einheimische Beamte erfuhren, wenn sie den Herren Polen nicht recht zu Gesicht standen, dasselbe Schicksal. Das war denn auch bei dem Polizei-Obercommissär Alois Gabriel der Fall. Er hatte bei dem Krakauer Aufstande im April 1848 sowohl dem Militär als auch der Regierung vortreffliche Dienste geleistet, aber eben dadurch sich den Haß der polnischen Partei zugezogen. Ohne Zweifel ist von ihrer Seite das möglichste geschehen, ihn bei Zaleski in Verruf zu bringen, und so wurde Gabriel in der That von der Krakauer Polizeidirection abberufen und, wenn ich nicht irre, als einfacher Conceptsbeamter nach Lemberg beordert. Das war nicht bloß eine harte Demüthigung für den braven Mann, der in Krakau einige Zeit sogar eine leitende Stellung provisorisch versehen hatte, sondern traf ihn auch pecuniär auf das empfindlichste. Ich nahm mir vor, für ihn zu sprechen und meine Verwendung ist nicht ohne Erfolg geblieben.

Einem meiner Krakauer Freunde konnte ich unmittelbar und sogleich helfen: es war Johann Freih. v. Bäumann, der lustige Stotterer. Er war gleich Gabriel bei der Krakauer Polizei angestellt, hatte aber von Zaleski nichts zu fürchten, da er der polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig war. Doch gefiel es ihm nicht länger auf seinem Posten und er dachte sich: mein Freund Helfert ist jetzt ein mächtiger Herr geworden, der wird mir eine andere Stelle verschaffen. So erschien er denn eines Tages wie vom Himmel herabgeschneit bei mir, ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben des Prälaten Schindler. Ich entschloß mich, ihn in meinem Ministerium unterzubringen, Stadion erhob nicht den geringsten Anstand und so schickte ich ihn denn nach Wien, wo ihn seine heitere und gutmüthige Laune bei meinen Räthen, besonders bei Well und Bergenstamm schnell beliebt machte. Der Mensch war ganz glücklich, nicht mehr in Krakau sein und bei der Polizei dienen zu müssen; er gefiel sich in Wien, obwohl er, wie er mir schrieb, „nicht an die Minorität seines Adjutums und die Majorität seines Appetits“ zu denken wage, und „obwohl ich mich weder vom Ellysium*), noch vom Fasching, der nach Welten's Zeitrechnung am 14. Januar beginnt, verführen und verlocken lasse“. Bäumann besaß keine juridischen Studien, ließ sich daher im Concept wenig verwenden, dagegen zeigte er sich geschickt für solche Angelegenheiten, die mit der Litteratur und Journalistik zusammenhiengen und konnte als Amts-Bibliothekar gute Dienste

*) Wiener Belustigungsort in den Kellerräumen des St. Anna-Gebäudes.

leisten. Er hat es im Laufe der Jahre bis zum k. k. Sectionsrath gebracht und hat den Freundschaftsdienst, den ich ihm damals erwiesen, bis an das Ende seiner Tage in dankbarer Erinnerung bewahrt.

Von meinen Krakauer Universitäts-Collegen befand sich der einzige Schmidt-Göbel in einer bedauernswerten Lage. Theodor Michel lebte, auf eine Professur wartend, einstweilen bei seinen Eltern in Prag, eine hoffende Braut in seiner Nähe; Jonák war im constituierenden Reichstag, Makowiczka in der Frankfurter National-Versammlung, somit beide für die erste Zeit versorgt. Schmidt allein war durch seine Entlassung aus Krakau vollständig aufs Trockene gesetzt; er war noch dazu verheiratet — er hatte zur Frau eine Tochter des Prager Architekten Jöndl — und vielleicht schon Vater in spe. „In Wien hat man uns 1847 gesagt,“ schrieb er mir in seiner Verzweiflung, „die Regierung werde es uns allen gut anrechnen, daß wir das zweifelhafte Experiment wagen, nach Krakau zu gehen; nun jagt man uns fort, wie Bettler von der Thür.“ Bei seinen anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen konnte es nicht schwer fallen, für ihn eine Stelle zu finden; nur augenblicklich ließ sich eine solche nicht schaffen und der arme Teufel war fürs erste auf das Warten angewiesen. Er lief in Wien bei allen Bekannten herum und bot sich an, Privatstunden zu geben: „Ich brauche Hilfe und zwar schnell. Mein Einkommen von 120 bis 150 Gulden ist so viel wie nichts. Mir steigt das Wasser in den Mund, morgen oder übermorgen wandert mein letztes Silber in die Münze, dann bin ich fertig.“ Er sandte seinen Freund Löhner zu mir. Schmidt bat für den Anfang wenigstens um Verwendung im Ministerium für Bodencultur oder in dem für öffentliche Arbeiten; ich ließ ihm durch Löhner sagen, ich würde suchen, ihm vorläufig im Dienste meines Ministeriums etwas zu verschaffen. Schmidt und ich waren persönliche Freunde und so waren es auch unsere beiden Frauen. In nationaler und politischer Hinsicht waren wir die entschiedensten Gegner; er wie sein Schwager Umlauf und sein Freund Löhner waren unnachgiebige Deutsche, und wenn in Krakau die Rede auf die „Cechen“ kam, so war bei Schmidt der Teufel los. Darum schrieb er mir, nachdem er von Löhner unsere Unterredung in Kremsier erfahren: „Daß Du unserer oftmaligen Streitigkeiten nicht gedacht hast, das ist es, was ich besonders dankbar und erfreut anerkenne. Übrigens ist das Programm des Ministeriums geeignet, unsere Differenzen bedeutend auszugleichen; denn ich verlange wenig mehr und wenig anderes als Euer volles und ganzes Programm“.

4.

„Es lebe unser constitutioneller Kaiser Franz Joseph I.!“ mit diesem Rufe hatten Smolka und der Reichstag am 2. December ihren neuen Mo-

narchen begrüßt. Und das war von beiden Seiten ehrlich und loyal gemeint. Denn der junge Kaiser und sein Ministerium wollten sich an jene Verfassung halten, die der constituierende Reichstag Hand in Hand mit der Regierung zustande bringen sollte. Gegenüber dem Souveränitäts-Standpunkte des Wiener constituierenden Reichstages war nunmehr seitens der Regierung und ihrer Partei die Verfassung als zweiseitiger Vertrag gedacht, der beide Theile befriedigen, von beiden Theilen zustimmend angenommen werden sollte. Die Sache ließ sich gut an. Ministerium und Reichstag standen zu einander in einem Verhältnisse, das einen gedeihlichen Ausgang erwarten ließ. Die Linke beharrte zwar in ihrer Opposition, aber es war zum weitaus größten Theil eine gut gemeinte Opposition. Sie griff nicht die gemeinsame Grundlage an, auf welcher man das Neubäude der Verfassung aufführen wollte, sondern war nur über die Art und Weise dieses Neubaus, über die Ausführung der freiheitlichen Grundsätze, an denen man beiderseits festhielt, anderer Meinung als ihre Gegner. Die von der Linken ließen sich, mindestens vorläufig, ein Ministerium gefallen, das Entschiedenheit und Kraft zeigte und unverkennbar mit sich nicht scherzen ließ, das aber nichts von dem übernahm oder auch nur, wie sie sich überzeugt hielten, beabsichtigte, was sie vor der Erklärung seines Programmes von ihm befürchtet hatten: Auflösung des Reichstages, strafgerichtliche Untersuchung und Verfolgung. Ausgesprochene Feinde der Regierung waren nur und blieben ein großer Theil der „Polen im Frack“, die es dem neuen Minister des Innern nicht verzeihen konnten, daß er ihnen die Ruthenen „erfunden“ hatte.

Von jenen Abgeordneten, die sich in die stürmischen Ereignisse, namentlich in der Octoberzeit, gar zu tief eingelassen hatten, suchte mehr als einer seinen Frieden mit dem Ministerium zu machen. In wahrhaft anwidernder Weise that dies der Abgeordnete für Lichtenwald in Steiermark Dr. Alois Smreker, der sich in Wien auf den rothesten unter den Rothten hinausgespielt hatte und der jetzt um die Minister und selbst um einige Abgeordnete der Regierungspartei herumschwänzelte, daß es nur eine Freude war*).

*) In der Wiener „Zeitung“ Nr. 93 vom 8. December Seite 388 war eine Correspondenz aus Kremsier vom 5. zu lesen: „Ein steirischer Deputirter soll in der Grazer Zeitung ein neues Glaubensbekenntniß abgelegt haben, worin er denselben Jellačić, den er zuvor einen ‚Empörer‘ nannte, nun einen ‚Befreier‘ nennt. Derselbe pflegte in den Octobertagen die noch in Wien anwesenden Deputirten mit dem Zurufe: ‚Ihr Kerle, werdet Ihr zustimmen, sonst . . .‘ zu terrorisiren. Jetzt wandelt er, der sonst in seinem grau und grün ausgeschlagenen Schützenrocke in der Gesellschaft Umlauf-Füßler den Schweiß bildete, um von den Ehren, welche die Linke in Empfang nahm, auch mit einem Theilchen zu participiren, in schwarzer Tracht, mit einem Zuderhut auf dem leeren Schädel, in den Hallen des Ringplatzes hin und

Füster kroch in anderer Weise zum Kreuz. Seine Stellung als Universitäts-Professor in Wien, das sah er wohl ein, hatte er für immer verscherzt; laut verwahrte sich das Collegium der philosophischen Facultät dagegen, ihn wieder als Kollegen in seine Mitte aufzunehmen. Von seinen illyrischen Landsleuten aber war zu vernehmen — er war früher Professor am Lyceum zu Görz gewesen —, daß sie, wenn jemand aus dem Norden nach Krain kam, ihn entrüstet fragten, ob denn der Schuft Füster noch nicht gehängt sei?! In Kremsier nun antichambrierte Füster bei Stadion und erschien eines Tages bei mir mit der Bitte, ob er nicht eine Bibliothekarstelle erhalten könne. Er suchte seine Haltung in Wien in ein günstiges Licht zu stellen, klagte über die Verleumdungen, die über ihn verbreitet worden seien, und überreichte mir — und ohne Zweifel auch dem Grafen Stadion — sein Buch „Mentor für die studierende Jugend“*). Das Buch enthielt gewiß nichts, was Anstoß erregen konnte, schon darum, weil es vor 1848 unter der Herrschaft der Censur gedruckt war. Gelesen habe ich es nicht, weil ja unter allen Umständen von einer Belassung Füster's im Staatsdienste keine Rede sein konnte, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr war, was man sich von seinem Treiben unter den Studenten und auf den Barrikaden erzählte, und um seiner Rede am 29. Juli im Reichstage willen, wo er die kaiserliche Familie wegen ihrer Abfahrt nach Innsbruck an das Schicksal eines Karl I. und Jakob II. von England, eines Ludwig XVI. von Frankreich erinnert hatte.

Ein ganz anderer Fall war es mit Med. Dr. Adolf Fischhof, Abgeordnetem für Mähleinsdorf. Er gehörte wohl zu der entschiedenen Linken, aber er war eine Persönlichkeit, der selbst politische Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten. Minister Doblhoff hatte ihn als Rath in sein Ministerium aufgenommen, ich denke für Medicinal-Angelegenheiten, und es ist begreiflich, daß er diesen Posten nicht leicht hin verlieren wollte. Er meldete sich bei Stadion, der nichts dawider hatte, einen Mann von so anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen im Ministerium zu behalten; nur machte es Stadion, was ja vom Standpunkte der Regierung unausweichlich war, zur Bedingung, daß sich Fischhof mit voller Aufrichtigkeit dem Ministerium unterordne, dessen Principien acceptiere und darnach handle. Das war nun aber für einen Radicalen wie Fischhof eine schwere Sache, es hieß

sinnt auf eine Eidesformel, in welcher er beschwören könnte, nie ein Radicaler gewesen zu sein. O über diese verächtlichen Menschen, in deren Wirken der Segen, das Glück von Millionen niedergelegt worden!“ A. J. Draxler in Graz druckte dies in seinem „Herold“ S. 375 unter der Aufschrift ab: „Wie mag sich wohl dieser Mann nennen?“

*) Wien 1848, Braumüller; 12°, XII u. 333 S.

daß, wie er meinte, seine politische Vergangenheit seit dem März 1848 verleugnen, und die wiederholten Schritte, die Fischhof bei Stadion machte, waren darum weit entfernt, zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu führen. Ich habe das aus dem eigenen Munde Stadion's.

Für einen von den Männern der Linken hatte Stadion eine Art Schwäche, für Löhner. Nicht etwa, daß zwischen beiden ein besonderer Verkehr bestanden hätte oder daß einer auf die Ansichten des andern eingegangen wäre. Aber der „Gentleman“, was Löhner in seiner Haltung und in seinen Manieren war, machte auf Stadion einen vortheilhaften Eindruck, und ich meine, wenn es sich um eine Gewährung von Stadion's Seite gehandelt hätte, würde sie Löhner leichter als jeder Andere erlangt haben. Ein eigenartiges Verhältniß bestand zwischen Löhner und mir. Wir waren parlamentarische Gegner. Löhner besaß eine hervorragende Rednergabe, besonders aus dem Stegreif; wenn ihn ein Gegenstand ergriff, konnte er hinreißend wirken; er war reizbaren Temperaments und dabei empfindlich gegen Angriffe von anderer Seite. Meine Stärke war die Replik, sehr häufig von sarkastischem Gepräge, und so war mir in meinen Wiener Reichstagsreden auch der Abgeordnete für Saaz nicht entgangen, den ich wiederholt scharf abgetrumpft hatte. Seitdem konnten meine Kollegen von der Rechten wahrnehmen, daß, so oft ich mich zum Wort meldete, Löhner sich aus dem Saale verlor. Er vermied mich auch im Umgange; allein wenn er mir nicht ausweichen konnte, war er von der größten Höflichkeit, wie es sich von einem Manne von Sitte und Anstand nicht anders erwarten ließ.

Wie Stadion für Löhner, so war der Finanzminister Kraus für Dr. Rudolf Brestel, Abgeordneten für die Wiener Rossau, ungemein günstig gestimmt. Er rühmte Brestel's klaren Verstand und logische Schärfe und empfahl mir ihn wiederholt für eine Verwendung im Lehrfach oder eine Anstellung im Unterrichtsministerium. Aber dazu hatte ich keine Lust, da ein Mann von entschieden radicaler Gesinnung doch gewiß am allerwenigsten in das Lehr- und Erziehungsfach eines Ministeriums paßte, das eine entschieden conservative Richtung einschlug. Brestel war ein ausgezeichnete Mathematiker; warum fand Kraus nicht in seinem eigenen Ministerium ein Plätzchen für ihn? Trug etwa der „October-Minister“ Bedenken, einen October-Mann so auffallend zu begünstigen?

* * *

Von den Mitgliedern des jetzigen Ministeriums waren Bruck und Gordon den Abgeordneten neu und standen darum deren Kreisen ferner als zum Beispiel Bach und Kraus, die sie schon von Wien aus kannten. Neu

war den Abgeordneten vor allen der Ministerpräsident, bei welchem noch das dazu kam, daß er, weil er zumeist um den Kaiser war, sich nur in besonderen Fällen in Kremsier zeigte. Schwarzenberg's aristokratisches Wesen, seine militärischen und diplomatischen Antecedentien bildeten auch eine Art Schranke für nähere Berührungen mit den ihm persönlich durchaus fremden Abgeordneten.

Anderß war Schwarzenberg mit seinen Collegen, den Mitgliedern des Ministeriums. Gegenseitiges Vertrauen, Einmüthigkeit in den Beschlüssen und Verschwiegenheit nach außen hatte er als die Grundlagen unseres gemeinschaftlichen Handelns aufgestellt, und er selbst gieng hierin mit dem besten Beispiele voran. Nach rühmte es eines Tages mir gegenüber, was für ein Unterschied in diesem Verhalten Schwarzenberg's sei gegen das frühere Wessenberg's, der in Angelegenheiten seines Ressorts stets einen gewissen Rückhalt beobachtet hatte. Schwarzenberg hingegen machte aus den Mittheilungen, die er von auswärts empfing, und von den Antworten, die er dahin abgehen ließ, seinen Collegen gegenüber kein Geheim. Aus seiner Präsidial-Kanzlei und aus dem auswärtigen Amte lief kein wichtigeres Schriftstück ab, das nicht zuvor dem Ministerium mitgetheilt und im Schoße desselben besprochen worden wäre. Er hatte eine durchaus vornehme Weise, die Geschäfte zu behandeln, und behielt bei angenehmen wie bei unangenehmen Nachrichten die gleiche Ruhe bei. Bei allem Ernste, womit er die Geschäfte behandelte, wußte er, wo sich Anlaß dazu bot, die heitere Seite herauszufinden und gab uns das gern zum Besten. Stoffe solcher Art boten namentlich die Berichte, die damals aus Paris einliefen. Einmal erzählte er uns — ich glaube es war im Wagen auf der Fahrt von Hullein nach Kremsier —, wie unser Geschäftsträger Thom an einem heißen Sommertage den republikanischen Minister des Auswärtigen Bastide in dessen Bureau in Hemdärmeln getroffen, was diesen durchaus nicht geniert habe, in eine diplomatische Verhandlung einzugehen. In die Geschäfte, die Schwarzenberg persönlich in die Hand nahm, brachte er einen neuen Geist; was er meinte und wollte, sprach er bestimmt und entschieden aus, seinen eigenen Organen wie den fremden Cabinetten gegenüber. Wenn es in der Schule Metternich's als Grundsatz galt, nur ja jeden Gloriat zu vermeiden, so kümmerte sich Schwarzenberg darum gar nicht; im Gegentheil, wo er sich im Rechte fühlte, schien er den Gloriat zu lieben, um zu zeigen, daß Österreich festen Willen und Kraft genug besitze, um sich keine fremde Belehrung oder Einmischung in dessen innere Verhältnisse gefallen zu lassen.

Das war in der ersten Zeit besonders England gegenüber der Fall. Lord Palmerston hatte sich, in der Zeit von Österreichs Bedrängnis, nur

zu oft einen Ton erlaubt, der, wenn nicht in der Form, doch in der Sache impertinent genannt werden konnte. Schwarzenberg zahlte ihm mit gleicher Münze zurück und benutzte gleich den Thronwechsel dazu, um dem „Lord Feuerbrand“ eine Lektion zu geben: während der junge Kaiser nach St. Petersburg und nach Berlin Prinzen des kaiserlichen Hauses sandte, um die Monarchen bei seinem Regierungsantritt zu begrüßen, wurde das Olmüzer Ereigniß in London nur auf einfach geschäftlichem Wege angezeigt. Die junge Königin Victoria fühlte sich dadurch persönlich verletzt; doch Schwarzenberg's Haltung sollte ja nicht ihr gelten, sondern ihrem Minister, der in der lebt verfloßenen Zeit Osterreich, besonders in den italienischen Angelegenheiten, so viel Grund zum Argerniß gegeben hatte.

Schwarzenberg wollte zweifelsohne in das Amt, welchem er vorstand, einen neuen Geist, einen frischeren Zug bringen. Als er in seiner Eigenschaft als Minister zum erstenmal in Wien erschien und sich das Personal seines Ressorts vorstellen ließ, sprach er es an: „Meine Herren, machen wir keine Umstände“ —, mein lustiger Cousin Gustav, der dabei war und mir den Vorfall erzählte, sagte: „Wir dachten nun, es sei das eine Einladung, es uns bequem zu machen“ —; allein Schwarzenberg fuhr fort: „Erbärmlicher als es in diesem Ministerium bestellt ist, kann es in keinem andern zugehen!“ Und nun sprach er über den Schlendrian, über den schleppenden Gang der Geschäfte, das müsse von nun an anders werden, u. dgl. Die Strafpredigt hat wohl wenig genutzt. Schwarzenberg war Soldat und kein Bureau mann, und so hatte er nicht den rechten Einblick in das bureaukratische Getriebe, um es in seinem Sinne gründlich umwandeln zu können. Was unmittelbar von ihm selbst ausgieng, da merkte man sogleich die Tazze des Löwen; in den Bureau's selbst aber blieb es so ziemlich so, wie es zuletzt unter Metternich gewesen war.

* * *

Der Finanzminister Baron Philipp Raus war eine der verehrungswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je kennen gelernt habe. Er gieng in seinen Pflichten auf. Er war schon Hofrath bei der allgemeinen Hofkammer, als er es nöthig fand, die ungarische Sprache zu lernen und sich in der That diese ihm völlig fremde Sprache in jenem Maße eigen machte, wie er sie für seinen Dienst brauchte. Er war ein durchaus frommer Mann, seine Frau, eine Polin, war ein Muster christlicher Ergebung; als sie später in den fünfziger Jahren ihren hoffnungsvollen einzigen Sohn verloren, sagte der tiefgebeugte Vater: „Wenn etwas gefehlt hat, um meine Frau zu einer Heiligen auf Erden zu machen, so war es diese Prüfung, die uns der Herr

geschiedt hat.“ Kraus' Pflichttreue einerseits und sein Gottvertrauen anderseits erklären seine Haltung während der furchtbaren Octobertage; er hielt auf seinem Posten aus, weil er eidlich dazu verpflichtet war, er mußte nichts von Gefahr, weil er auf den Himmel baute. Jemand hat von ihm gesagt: wenn es einen Maria Theresien-Orden für Civilisten gäbe, Philipp Kraus hätte ihn bekommen müssen. Dabei war er in seinem äußeren Leben die Einfachheit selbst. In Olmütz, in Kremsier erschien er regelmäßig allein, ohne Bedienten, ohne einen Beamten seines Ministeriums, nur mit einer Handtasche für seine Papiere, seinem wahren „Minister-Portefeuille“, das er sich mit eigener Hand zur Eisenbahn und von der Eisenbahn trug.

Von amtlichen Geschäften, die während der Kremsierer Zeit zu besorgen waren, war eine der wichtigsten die Ausführung des Robot-Patentes vom 7. September, woran das Ministerium des Innern, das der Landescultur und das der Finanzen in gleichem Maße theilhaftig waren. Eine principielle Frage war die, ob das Patent sich auf die an Grund und Boden haftenden Giebigkeiten an die Geistlichkeit, also namentlich auf den pfarrlichen Zehent erstrecken solle oder nicht. Ich war dagegen, indem ich hervorhob, das Patent vom 7. September habe es seinem Wortlaute und seinem Sinne nach nur mit den unterthänigen Leistungen und mit dem bestandenem Verhältnisse zwischen Grundobrigkeit und Grundholden zu thun; das Verhältniß des geistlichen Zehentherren zu den Zehentholden beruhe auf einer ganz anderen Grundlage und sei daher durch das Patent nicht getroffen. Aber ich drang nicht durch. Bach meinte, man solle jetzt mit allen den bäuerlichen Grund und Boden beschwerenden Lasten und Giebigkeiten ein Ende machen; selbst Kraus, ein so frommer Sohn der Kirche er war, war der gleichen Meinung, und in diesem Sinne fiel denn auch der Beschluß aus.

Der Kriegsminister Baron G o r d o n war eine biedere Soldatennatur, der redlich sein Tagewerk verrichtete. Er war Minister geworden, weil es von ihm verlangt wurde und er als Soldat dorthin folgen mußte, wohin man ihn stellte; er war ohne weiteren Ehrgeiz, ohne höheren Schwung. Gordon war Schnupfer, ich im Schnupfen Schmaroker; als er eines Tages, da ich mit ihm und Kraus von Kremsier nach Olmütz fuhr, sein Döschen herauszog und ich ihn um eine Prije bat, reichte er mir das Döschen hin und sagte: „Ich versichere Sie, ein Prätschen Tabak hat mir schon manchmal in ernstest Augenblicken eine Consolation gewährt.“ Abends in Kremsier hatte Gordon mit seinen Adjutanten seinen frugalen Thee, und dabei wurde eine Partie Whist gemacht, an der ich ein und das anderemal theilnahm. Bach lachte darüber. „Ich bitte Sie,“ sagte er zu mir, „wir anderen Minister wissen nicht woher wir unsere Zeit nehmen sollen, und er spielt Karten!“

Eine eigenthümliche Erscheinung unter den Ministern war Bruck, richtiger „von Bruck“. Ein Bild kräftiger Männlichkeit, groß und stämmig, war er nichts weniger als zum Salonmann geschaffen; besonders sind mir damals seine derben Stiefel aufgefallen; es hat mich das jedesmal an den französischen Kammerpräsidenten, ich glaube Dupin, erinnert, über den ich gelesen hatte, daß er unter seinen fein angezogenen Amtsgenossen durch seine großen Schuhe von dickem Leder aufgefallen sei. Ebenso wenig als Hofmann war Bruck Bureauemann. Als gewandter Practicus in Handels- und industriellen Sachen wollte er auch in seiner neuen Stellung alles auf kürzestem Wege abthun. „Wissen Sie,“ sagte er mir, „daß wollen wir ohne Schreibereien unmittelbar unter uns ausmachen.“ Indessen kamen die Schreibereien dann doch nach, bei Bureauarbeiten geht es einmal nicht anders. Quod non est in actis, non est in factis. Bruck war Rheinländer von Geburt, aber in jungen Jahren nach Triest gekommen und dort heimisch und ein so guter und patriotischer Österreicher geworden, wie es kaum einen zweiten gab. Als Geschäftsmann zeichneten ihn ein klarer Blick und eine unbeugsame Thatkraft aus. Eine congeniale Natur, stand er in Triest in allen Handel und Industrie betreffenden Angelegenheiten dem hochstrebenden Gouverneur zur Seite, und so war es denn Stadion, der bei der Bildung des Ministeriums in Olmütz die Blicke Schwarzenberg's auf den erfahrenen und einflußreichen Director des Österreichischen Lloyd lenkte.

Mit dem Minister für Landescultur, Herrn v. Thinnfeld, stand ich im allgemeinen sehr gut, aber eines hatte ich vollen Grund, ihm übelzunehmen. Die forstwirtschaftliche Lehranstalt von Maria-Brunn stand bis dahin unter dem Unterrichtsministerium. Thinnfeld beanspruchte sie für sein Ressort. Wenn er es mir gesagt oder in meiner Gegenwart im Ministerrath vorgebracht hätte, würde ich vielleicht einige Einwendungen erhoben, zuletzt aber ohne Zweifel nachgegeben haben, da ja sein Begehren seine guten Gründe hatte. Allein ich erfuhr gar nichts, bis mir eines Tages die Angelegenheit als fait accompli mitgetheilt wurde, was mich, wie ich nicht leugnen will, etwas „verschnupfte“. Was das Lehrpersonal der Maria-Brunner Anstalt betraf, so wäre es viel lieber unter dem Unterrichtsministerium geblieben, und dasselbe war mit dem Thierarznei-Institut der Fall, das zu Anfang meiner Amtierung gleichfalls unter mir stand.

(Fortsetzung folgt.)



Das religiöse Protectorat Österreich-Ungarns in der Türkei.

Von Ch. A. Jppen.

Als die ottomanischen Türken in Europa ihr Reich gegründet hatten, waren unter den europäischen Staaten Österreich-Ungarn und Frankreich die ersten, welche mit ihnen in nähere Beziehungen traten. Diese Beziehungen waren allerdings sehr verschieden; diejenigen, welche Frankreich zur Türkei unterhielt, waren sehr freundschaftliche, sie beginnen mit einem Allianzvertrage vom Jahre 1535, und erst das Jahr 1799 sieht Franzosen und Türken das erstemal gegen einander in Waffen; dementgegen waren die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei eine Reihe von Kriegen, welche beinahe drei Jahrhunderte von 1524—1791 ausfüllen, aber dabei Gelegenheit zu mehrfachen Friedensverträgen gaben.

Sowohl die Kaiser aus dem erlauchten Hause Habsburg als die Könige von Frankreich haben ihre Beziehungen zu der Türkei nicht bloß für die politischen und wirtschaftlichen Interessen ihres Reiches verwertet, sondern eingedenk der Pflichten, welche sie als katholische Herrscher gegen die Kirche hatten, haben sie bei allen ihren Verträgen mit der Türkei auch die Bedürfnisse der katholischen Kirche im Reiche der Sultane wahrgenommen.

Ich gebe im Nachstehenden die die katholische Religion betreffenden Bestimmungen der französischen und österreichischen Verträge mit der Türkei, indem ich zugleich dieselben einander gegenüberstelle, um ihren verschiedenen Umfang in's richtige Licht zu setzen.

Capitulation vom Jahre 1604, abgeschlossen zwischen König Heinrich IV. und Sultan Ahmed I.

Art. IV. Wir wollen und befehlen, daß die Unterthanen des Kaisers von Frankreich und der ihm befreundeten Fürsten die heiligen Stätten von Jerusalem besuchen können, ohne daß ihnen

Frieden von Wien, geschlossen 1615 zwischen Kaiser Mathias und Sultan Ahmed I. (Modification des Vertrages von Zsitva-Torok vom Jahre 1606.)

Art VII. Diejenigen, welche sich als Volk Jesu Christi bekennen, die Anhänger des Papstes, Priester oder Mönche oder

ein Hinderniß bereitet oder eine Unbill zugefügt werde.

Art. V. Um der Ehre und der Freundschaft dieses Kaisers willen wollen wir ferner, daß die Mönche, welche in Jerusalem wohnen und die Kirche der Auferstehung*) bedienen, dort ohne Störung und Hinderniß wohnen, kommen und gehen können, daß sie gut empfangen und beschützt werden und ihnen Hilfe und Beistand geleistet werde.

Capitulation von 1673, abgeschlossen zwischen König Ludwig XIV. und Sultan Muhammed IV.

Die Franzosen, welche die hl. Stätten besuchen, sollen nicht mißhandelt werden, und die Mönche, welche in der Kirche des hl. Grabes sind, sollen nicht belästigt werden, um der alten Freundschaft willen, welche die Kaiser von Frankreich mit unserer Pforte halten.

Die lateinischen Bischöfe und Mönche, welche Untertanen Frankreichs sind, sollen an allen Orten unseres Reiches so wie sie bisher waren, weiter bleiben und sie sollen ihre Functionen ausüben, ohne daß sie Jemand störe oder hindere.

Die französischen Mönche, welche in Jerusalem sind und seit Langem die hl. Stätten sowohl innerhalb als außerhalb besizen, sowie auch diejenigen, welche in der Grabeskirche sind, sollen in diesem Genuße und Besitze bleiben, ohne daß sie Jemand durch Forderung von Abgaben oder sonstwie belästige, und soferne sie einen Rechtsstreit haben, sollen sie an unsere h. Pforte geschickt werden.

Wir wollen, daß die Patres Jesuiten und Kapuziner in Galata im Genuße ihrer Kirchen bleiben, und wir erlauben, daß die Kapuziner-Kirche, da sie abgebrannt ist, wieder aufgebaut werde.

Wir wollen auch, daß man die Kirchen der Franzosen in Smyrna, Saïda,

Jesuiten, werden die Erlaubniß haben, in den Besitzungen des Kaisers der Türken Kirchen zu erbauen, in denen sie nach ihrem Brauche und nach den Regeln ihres Ordens und dem alten Verkommen das Evangelium lesen, sich versammeln und den Gottesdienst werden halten können.

Vertrag von Constantinopel zwischen Kaiser Leopold I. und Sultan Mehmed IV. 1681.

Die Mönche, Jesuiten und Geistliche der katholischen Kirche, welche in den türkischen Orten wohnen, sollen nicht ungerecht bedrängt und gequält werden; sie sollen im Sinne der Capitulationen und der erwirkten Verordnungen der Pforte beschützt werden und es soll nicht erlaubt sein, daß sie belästigt werden.

Friedensvertrag von Karlowitz zwischen Kaiser Leopold I. und Sultan Mustafa II. 1699.

Art. XIII. Der ottomanische Kaiser bestätigt zur fürderen Beobachtung aller günstigen Zugeständnisse, welche seine Vorgänger den Geistlichen und der Ausübung der christlichen Religion nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche, sei es durch Erlässe oder durch Special-Verordnungen gemacht haben. So werden die genannten Geistlichen ihre Kirchen reparieren und ausbessern, ihre von alters herkömmlichen Functionen ausüben können. Niemandem sei es erlaubt, die Geistlichen, welchem Orden oder Range immer sie angehören, den Capitulationen und den göttlichen Gesetzen entgegen durch irgendeine Belästigung oder Gelderpressung zu kränken; sie mögen der gewohnten kaiserlichen Achtung sich erfreuen und sie genießen.

Ferner soll es dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der Hohen Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion und der christlichen Wallfahrtsorte in der heiligen Stadt Jerusalem auseinanderzusetzen und

*) d. i. die hl. Grabeskirche.

Alexandrien und in allen anderen Hafen-orten unseres Reiches nicht belästige, noch daß man von den Franzosen für diese Kirchen Geld abverlange.

Wir erlauben, daß sie im Hospital in Galata Gottesdienst halten können, ohne daß sie Jemand belästigt.

Capitulation von 1740, abgeschlossen zwischen Sultan Muhammed und König Ludwig XV.

Art. I. Man wird die Franzosen, die kommen und gehen, um Jerusalem zu besuchen, sowie die Mönche, die in der Kirche des hl. Grabes sind, nicht beunruhigen.

Art. LXXXII. Wenn die Stätten, welche die von Frankreich abhängenden Mönche in Jerusalem besitzen, Reparaturen nöthig haben, um vor dem Verfall geschützt zu werden, so wird man über Verlangen des Botschafters von Frankreich Befehle erlassen werden können, die diese Reparaturen gestatten; die Raci und Befehlshaber werden den durch Befehl erlaubten Dingen kein Hinderniß bereiten dürfen. Da unsere Officiere unter dem Vorwand, daß man an diesen Stätten geheime Reparaturen vornehme, mehrere Male im Jahre Durchsuchungen abhielten und den Mönchen Geld abpressten, so befehlen wir, daß von Seiten der Pascha, Raci und Befehlshaber nur einmal im Jahre in der Kirche genannt das Grab Jesu und in den anderen Kirchen und Pilgerstätten eine Durchsuchung gehalten werde.

Die Bischöfe und Geistlichen, welche vom Kaiser von Frankreich abhängen und die sich in meinem Reiche befinden, werden beschützt werden, solange sie sich in den Grenzen ihres Standes halten; niemand darf sie verhindern, in den Kirchen, die sie besitzen, sowie an den anderen Orten, wo sie wohnen, ihre Religion nach ihrem Brauche auszuüben.

sein Begehren zu der kaiserlichen Schwelle zu erheben.

Friedensvertrag von Passarowitz zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Ahmed III. von 1718.

Art. XI. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Belgrad zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Mustafa von 1739.

Art. IX. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Sistow zwischen Kaiser Leopold II. und Sultan Selim III. von 1791.

Art. XII. Was die Ausübung der christkatholischen Religion im ottomanischen Kaiserreiche betrifft, ihre Priester, ihre Anhänger, die Erhaltung und Reparatur ihrer Kirchen, die Freiheit des Cultus und der Personen, den Besuch und den Schutz an den heil. Stätten von Jerusalem und an anderen Orten, so erneuert und bestätigt die Hohe Pforte nach dem Grundsatz des stricten status quo nicht allein die durch den Art. IX. des Vertrages von Belgrad dieser Religion zugesicherten Privilegien, sondern auch jene, welche durch Fermane oder andere souveräne Acte später zugestanden wurden.

Die hier angeführten Verträge begründen zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn, beziehungsweise Frankreich, ein Rechtsverhältnis, welches das Österreich-Ungarn und Frankreich zustehende Schutzrecht für die katholische Kirche in der Türkei darstellt. Dieses Schutzrecht, deutlicher ausgedrückt das Recht, den Schutz für die katholische Kirche auszuüben, ist wie ein Servitut, welches die Türkei jenen beiden Staaten bestellt hat. Der Sultan räumt durch diese Verträge den beiden Staaten das Recht ein, bezüglich der Behandlung der katholischen Kirche Vorstellungen machen zu dürfen, wenn solche nöthig sind, er gestattet also eine Intervention, eine Einnischung der beiden Staaten zu Gunsten der katholischen Kirche und verpflichtet sich, solche Interventionen entgegenkommend aufzunehmen. Das ist in den Verträgen mit dem Kaiser ausdrücklich gesagt: „Es soll dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der h. Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion auseinanderzusetzen und seine Forderungen vor den kaiserlichen Thron zu bringen.“

Alle citierten Vertrags-Artikel enthalten Rechte, welche die türkischen Sultane der katholischen Kirche concedieren; dadurch, daß diese Verpflichtungen in einem Vertrage mit einem anderen Staate aufgezählt werden und da jeder Staat über die richtige Ausführung seiner Verträge wacht, haben Österreich-Ungarn und Frankreich das Recht erhalten, über die Einhaltung der der katholischen Kirche zuerkannten Rechte zu wachen, das ist, dieselbe dort, wo es nöthig ist, gegen eine Schmälerung ihrer Rechte zu schützen. Durch diese Verträge sind die beiden Staaten Garanten für die Zugeständnisse geworden, welche die Sultane zu Gunsten der katholischen Kirche gemacht haben.

Zwischen den Stipulationen, welche die Türkei mit Frankreich und mit Österreich-Ungarn abgeschlossen hat, besteht ein Unterschied zu Gunsten des letzteren; die Vertrags-Artikel mit Frankreich sprechen immer von den Bischöfen und Geistlichen, welche Unterthanen Frankreichs sind (Capitulation von 1673) oder welche vom Kaiser von Frankreich abhängen (Capitulation von 1740); es ist also das Schutzrecht auf diese Kategorien eingeschränkt. Die Artikel der mit dem Kaiser abgeschlossenen Verträge hingegen zeigen keine solche Einschränkung, in ihnen heißt es immer „die christkatholische Religion, ihre Priester und ihre Anhänger“.

Dieses Recht des religiösen Protectorates wird vielfach bekämpft, — ich sage bekämpft, denn bestritten kann es nicht werden, — und dies in erster Linie von demjenigen Theile, der seinerzeit dieses Recht bestellt hat, von der Türkei. Es wird von türkischer Seite eingewendet, daß jeder souveräne Staat in seiner Gesetzgebung und in seiner inneren Verwaltung unabhängig sei; das religiöse Protectorat bedeute aber eine fortwährende Einnischung seitens

gegen 120.000 Katholiken lateinischen Ritus, welche Unterthanen des Sultans sind. Diese verschiedene Behandlung der christlichen, ja sogar der einzelnen katholischen Kirchen ist eine merkwürdige Erscheinung, ich begnüge mich, dieselbe hier hervorzuheben.

Um festzustellen, welches die Rechte der lateinischen Kirche in der Türkei sind, müssen in erster Linie die Verträge mit den Kaisern aus dem Hause Habsburg consultiert werden. Diese Verträge enthalten theils selbst solche Rechte, theils verweisen sie auf andere Quellen und zwar Verordnungen der Pforte (Vertrag von Constantinopel), ältere Special-Erlässe und Befehle der Sultane (Vertrag von Karlowitz), Fermane und andere souveräne Acte (Vertrag von Sistow).

Diese Gruppe von Rechtsquellen verdient eine nähere Erörterung; wählt man für die in den verschiedenen Vertragstexten gebrauchten Ausdrücke die dem türkischen Staatsrechte geläufigen Bezeichnungen, so umfaßt diese Gruppe:

1. Die Fermane und Berate, welche vom Sultan direct erlassen sind: dieselben können allgemeine Verfügungen enthalten, sind jedoch zumal in den früheren Zeiten meist für einzelne Personen, Institutionen oder für specielle Fälle ertheilt worden; es sind also landesfürstliche Diplome und Freiheiten. Es dürfte schwer halten, eine größere Sammlung solcher Urkunden zusammenzubringen, da die verschiedenen Bischöfe, Klöster oder sonstigen Persönlichkeiten, welche sie seinerzeit erhielten, sie nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt aufbewahrten. Es ist dies übrigens kein so empfindlicher Verlust, da diese Urkunden zumeist Freiheiten enthielten, welche seither durch Gesetze verallgemeinert und codificiert sind, oder sich auf Abgaben bezogen, welche derzeit nicht mehr bestehen.

Ich glaube, bloß die Franziscaner des heiligen Landes bewahren eine große Anzahl von Fermanen und Beraten auf, welche ihnen den Besitz der heiligen Stätten bestätigen und von denen ein guter Theil durch Intervention der kaiserlichen Botschafter und Internuntien beim türkischen Hofe erwirkt wurden.

2. Die Emrname — Bisirialschreiben, das sind Verordnungen, welche die jeweiligen Großvesire an einzelne Provinzgouverneure zu Gunsten der katholischen Kirche erlassen haben.

3. Wären offenbar auch die Gesetze hier einzureihen, soferne solche erlassen wurden, welche die katholische Kirche betreffen.

Eine legislative Thätigkeit besteht in der Türkei erst seit dem Jahre 1839, in welchem durch ein kaiserliches Patent ein Staatsgrundgesetz in europäischem Sinne erlassen wurde, der sogenannte Hatischerif von Gülhane.

Die katholische Kirche interessierende Bestimmungen enthält ein zweites kaiserliches Patent von 1856, der Hatihumajun ferner das Gesetz

vom 7. Zilhidische 1281 (Juni 1864) über die Zollfreiheit und das Bisirial-schreiben vom 7. Sefer 1278 über die Testamente der Christen.

Ich will nun versuchen, auf Grund dieser drei Gruppen von Rechtsquellen, den Verträgen, dem Herkommen und den codificierten Gesetzen, die vorzüglichsten Rechte der katholischen Kirche zusammenzustellen und aufzuzählen.

a) Freiheit des Bekenntnisses. Die Befenner der katholischen Kirche sollen wegen ihrer religiösen Meinung weder beleidigt noch beunruhigt und noch viel weniger verfolgt oder bestraft werden. (Hatihumajun, alinea 8.)

Es gibt in der Türkei noch immer Gegenden, wo die Katholiken von Seite ihrer mohammedanischen Landsleute beunruhigt und zum Abfalle vom Katholicismus getrieben werden; die Regierung hat nicht die Macht, diese gegen die Freiheit des Bekenntnisses verstoßenden Übelstände abzustellen.

b) Freiheit für den Clerus, sein Priesteramt auszuüben. Die katholischen Geistlichen, Mönche, welchem Orden immer sie angehören, auch Jesuiten, dürfen nicht belästigt oder gekränkt werden, sie werden die kaiserliche Achtung genießen. (Vertrag von Constantinopel und Vertrag von Karlowitz, Art. XIII.)

Im Sinne dieses Rechtes erhalten die katholischen Erzbischöfe und Bischöfe kaiserliche Bestallungs-Urkunden, sogenannte Berate. Sie dürfen in ihren Visitationstreisen in den Diöcesen nicht behindert werden.

Als Muster eines solchen Berates sei hier der folgende wiedergegeben:

An den Wali von Monastir, an den Muteffarrif und den Rabi von Skutari. Die Botschaft Sr. Majestät des Kaisers von Österreich, König von Ungarn, hat mitgetheilt, daß Fra Giulio Marsili zum Bischof von Sapa in der Provinz Skutari ernannt worden ist, und hat ein kaiserliches Befehlsschreiben erbeten, damit derselbe in Gemäßheit unserer Verträge Schutz und Beistand erfahre. Der Artikel IX des zwischen Meiner und der erwähnten Regierung abgeschlossenen Vertrages von Belgrad besagt: Alle Vertragsbestimmungen aus der Zeit der Sultane, meiner Vorgänger, zu Gunsten der fränkischen Geistlichen, sowie alle Concessionen, welche alle Geistlichen insgesamt, sei es vor, sei es nach dem Frieden von Passarowitz durch specielle kaiserliche Urkunden und Befehle erhalten haben, werden bestätigt. Indem die Einhaltung dessen Mein Allerhöchster Wille ist, thue ich kund und zu wissen, daß sämtliche Verträge und Abmachungen zwischen Meiner und der erwähnten Regierung eingehalten werden müssen und in deren Gemäßheit die erforderlichen Veranlassungen zu treffen seien. Ihr, Wali, Muteffarrif und Rabi, habet nun nach dieser Weise zu handeln und vorzugehen. Gegeben am 20. Dschemasülewel 1291.

Eine fernere Folge der Freiheit des Clerus ist, daß allen katholischen Orden erlaubt ist, Niederlassungen in der Türkei zu gründen. (Frieden von Wien, Art. VII.) Nach der derzeit bestehenden Übung obliegt es den Orden, welche eine Niederlassung in der Türkei gründen wollen, dazu eine kaiserliche Erlaubnis der türkischen Regierung zu erlangen. Ordens-Niederlassungen, welche dieser Vorschrift nicht nachkommen, wird der Genuß verschiedener Immunitäten, welche solche Niederlassungen im Principe haben, verweigert.

c) Freiheit der äußeren Ausübung des Cultus. Die Anhänger des katholischen Glaubens dürfen nach den Vorschriften ihrer Religion sich in den Kirchen versammeln und Gottesdienst halten. (Frieden von Wien, Art. VII.) Keine Kirche ist in der äußeren Ausübung ihres Cultus einer Beschränkung unterworfen, soferne in der betreffenden Örtlichkeit kein anderes Glaubensbekenntnis vorkommt. (Hatihumajun alinea 6.) In den Stadtvierteln und Dörfern, welche also eine rein katholische Bevölkerung haben, dürfen auch alle außerhalb der Kirchen abzuhaltenden Ceremonien der katholischen Religion ungestört ausgeübt werden, z. B. Processionen. Nicht im Einklange mit dieser Bestimmung steht die derzeit befolgte Praxis bezüglich des Gebrauches von Kirchenglocken. Nach den citierten Bestimmungen wäre in rein katholischen Dörfern oder Stadtvierteln das Läuten der Kirchenglocken frei; in Wirklichkeit jedoch wird nicht erlaubt, Kirchenglocken anzubringen und zu läuten ohne ausdrückliche Erlaubnis der Central-Regierung für jeden speciellen Fall.

d) Freiheit der Errichtung neuer Kirchen und Reparatur der alten Kirchen.

Die Anhänger der katholischen Religion haben die Erlaubnis, in den Besitzungen des Kaisers der Türken Kirchen zu erbauen (Frieden von Wien, Art. VII.); die katholischen Geistlichen dürfen ihre Kirchen reparieren (Vertrag von Karlowitz und spätere). Trotz dieser Bestimmungen hatte sich die Übung eingenistet, daß die Erbauung von Kirchen an Orten, wo früher keine bestanden hatten, nicht gestattet wurde. Im Jahre 1856 erst wurde gesetzlich bestimmt, daß in Städten und Dörfern, deren Bevölkerung derselben Religion angehört, die Erbauung und Reparatur von Kirchen, Schulen, Spitälern, Friedhöfen frei ist, in confessionell gemischten Städten und Dörfern jedoch nur dann, soferne für die betreffenden Confessionen ganz getrennte Stadttheile oder Viertel bestehen. (Hatihumajun alinea 5 und 6.)

In Stadtvierteln oder Dörfern, in denen katholische und mohammedanische Familien vermengt mit einander leben, ist die Erbauung von katholischen Kirchen überhaupt nicht gestattet, während bezüglich mohammedanischer Moscheen keine Beschränkung besteht.

Die von diesem Gesetze statuierte Freiheit der Erbauung neuer Kirchen ist jedoch nicht unbeschränkt, vielmehr müssen, wenn der Bau in glaubens-

einheitlichen Orten geplant ist, die Baupläne durch kaiserlichen Befehl approbiert sein; wo es sich um gemischt-confessionelle Orte handelt, ist für Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen, Spitäler, Friedhöfe eine Bewilligung durch kaiserliche Entschließung nothwendig. Nach den Verträgen und Gesetzen wäre die Reparatur bestehender Kirchen, soferne sie mit keiner Erweiterung oder Vergrößerung verbunden ist, ganz frei. In Wirklichkeit wird aber auch für die Reparatur die Einholung der Erlaubnis des Provinz-Statthalters, oft auch der Centralregierung in Constantinopel vorgeschrieben.

e) Das Recht, Schulen zu errichten: Jedes Religionsbekenntnis ist berechtigt, öffentliche Schulen für wissenschaftlichen und gewerblichen Unterricht zu errichten (Hatihumajun alinea 10).

Auch dieses Recht hat in der Praxis die Beschränkung erfahren, daß zur Eröffnung jeder Schule, auch der Elementar-Dorfschulen, eine kaiserliche Entschließung nothwendig ist.

f) Die Gesetze der katholischen Kirche sind als gültig anerkannt für die Ehesachen der Katholiken; die Jurisdiction wird von den katholischen Diöcesangerichten ausgeübt, welche auch Erbschaftsprozesse entscheiden können, wenn beide Theile ihrer Jurisdiction sich unterwerfen (Hatihumajun, alinea 13).

Das katholische Kirchenrecht ist für die Testamente der Katholiken maßgebend; die türkischen Behörden erkennen den katholischen Bischöfen notarielle Befugnisse bezüglich der Testamente der Katholiken zu (Bisjrialschreiben vom 7. Sefer 1278).

g) Befreiung des Clerus von gewissen Steuern. Gebäude, welche dem Clerus gehören und von ihm bewohnt werden, sind von der directen Steuer befreit. Gemüse-, Wein-, Obst- und Olivengärten genießen ebenfalls die Befreiung von der directen Steuer, wenn sie dem Unterhalte des Pfarrers oder des Klosters dienen. Von Äckern wird der Zehent entrichtet.

Die geistlichen Personen oder Anstalten genießen für den Wein, den sie in ihrem Hause für ihren Bedarf kelteren, und für den Brannntwein, den sie destillieren, die Befreiung von der Spirituosen-Steuer.

Alle zur Erhaltung der Kirchen dienenden Gegenstände, welche aus dem Auslande eingeführt werden, sind zollfrei.

Geistliche Personen und Anstalten können alle zum Unterhalte nöthigen Gegenstände wie Kleidung, Nahrungsmittel zc. bis zu einem gewissen Maximalbetrage zollfrei aus dem Auslande beziehen. —

Aus dieser Aufzählung der Rechte der katholischen Kirche läßt sich schließen, daß Oesterreich-Ungarn — welchem das Recht bestellt wurde, jedesmal einzutreten, wenn eines jener Rechte verletzt oder vorenthalten wird — häufig in die Lage kommen muß, solche Interventionen eintreten zu lassen. Der

Vertrag von Karlowitz und alle späteren Verträge enthalten die Bestimmung, daß der Vertreter Sr. Majestät des Kaisers befugt ist, Vorstellungen in religiösen Angelegenheiten zu erheben und Forderungen zu stellen. Da die Verträge immer von Bekennern der katholischen Religion und katholischen Geistlichen sprechen, ohne die Einschränkung auf Nicht-Unterthanen der Türkei, so ist das Recht der Vorstellungen und Forderungen auch für den Fall gewährt, daß es sich um türkische Unterthanen katholischer Religion handelt.

Es haben sich Fälle ereignet, daß die katholische Bevölkerung einer Gegend von ihrer mohammedanischen Umgebung wegen ihres katholischen Bekenntnisses angegriffen wurde, es kann vorkommen, daß katholische Geistliche, welche türkische Unterthanen sind, wegen ihrer geistlichen Thätigkeit bedroht oder verletzt werden, es kann sich darum handeln, an Orten, wo nur türkische Unterthanen wohnen, eine neue katholische Kirche zu bauen. In solchen und ähnlichen Fällen hat Österreich-Ungarn immer durch Befürwortung und Vorstellungen bei der türkischen Regierung sein Schutzrecht zu Gunsten der katholischen Interessen ausgeübt.

Von türkischer Seite wird eingewendet: auf türkischem Grund und Boden für eine Gemeinde, die ausschließlich aus Unterthanen des Sultans besteht, eine Kirche zu erbauen, sei eine Angelegenheit, welche eine andere Regierung nichts angehe, und jede Einmischung derselben sei daher abzuweisen.

Vom allgemeinen, theoretischen Standpunkte des Völkerrechtes ist dieser türkische Einwand gewiß richtig, zum Unglück für diesen türkischen Einwand aber hat sich die türkische Regierung allerdings vor Jahrhunderten dieses Rechtes, fremde Einmischung auszuschließen, begeben, und es kann jetzt Österreich-Ungarn nicht zugemuthet werden, auf ihm concedierte Rechte zu verzichten, bloß weil deren Ausübung jetzt die türkische Empfindlichkeit verletzt.

Die Ausübung des religiösen Protectorates bedingt nicht auf der anderen Seite einen Verzicht auf die Souveränitäts-Rechte, diese Ausübung ist ganz gut vereinbar mit dem vollständigen Respecte gegenüber den Rechten des Landesherrn. Das Object des religiösen Protectorates sind schließlich Rechte, welche der Landesherr selbst freiwillig gewährt hat, der Zweck des Protectorates ist es, eine Gruppe der Bevölkerung in Zufriedenheit und Ergebenheit gegenüber ihrer eigenen Regierung zu erhalten. Österreich-Ungarn hat sein Schutzrecht stets in diesem Sinne ausgeübt und es nie dazu benutzt, um der Türkei Verlegenheiten zu bereiten, sondern hat ihr im Gegentheil Verlegenheiten erspart. Wenn man andererseits die Fälle, in denen Österreich-Ungarn sein Schutzrecht ausgeübt hat, durchprüft, so ergibt sich der Schluß, daß das Schutzrecht noch eine Nothwendigkeit ist und ein Verzicht darauf moralisch nicht zu rechtfertigen wäre.

Und wenn der Mond das volle Rund gewonnen,
 Dann ruft zu meinem Herrn der Rechentag;
 Da muß ich büßen für den Brand der Sonnen,
 für Kindersterben und für Hagelschlag.
 So leb' ich wahrlich nicht in gold'nen Zeiten,
 Genieße nur ein schwer verdientes Brot,
 Doch ohne Zagen will ich weiterstreiten,
 Getreu erfüllen meiner Pflicht Gebot.
 Wer nicht ermattet auf den schwersten Wegen,
 Der mag dereinst sich froh zur Ruhe legen."

"Ein sanfter Tod nach mühevолlem Leben",
 Erwidert Otfried, "wäre Lohn genug?
 Verkünde mir, ob nie dir sonst ein Streben
 Den Wunsch nach einem höhern Ziele trug?"

Da klagt der Mönch: „Das Hoffen ist ein Träumen;
 All unser Streben nur ein Kinderspiel.
 Wir suchen Bahnen in gedachten Räumen
 Und täuschen uns mit einem Strahlenziel.
 Die Thoren laß' ich drum auf Meeren schiffen,
 Wo Well' auf Welle an die Planken schlägt;
 Viel lieber wohn' ich auf den Felsenriffen,
 Wohin kein Hauch der Freude Samen trägt.
 Da pflück' ich mir die edelweiße Blüte:
 Geduld im weltvergeffenen Gemüthe."

"Sei unser Hoffen immer nur ein Wähnen,"
 So hebt der junge Sänger wieder an,
 „Es gibt ein Ruh'n für unser Freudesehnen,
 Und wär' es nur in einem lieben Wahn.
 Ob nun die Quelle über wahre Kiesel
 In Wahrheit aus dem wahren Felsen quillt,
 Ob ich mir träume nur ihr sanft Geriesel,
 Was gilt es? — wenn sie nur mein Sehnen stillt.
 Oft wenn ich lange sah den Sternenhimmel,
 Da drang ein sonderbar Gefühl mir ein:
 Vielleicht ist über mir das Lichtgewimmel
 Und unter mir der feste Grund nur Schein!
 Da wollt' ein Bangen mir die Brust beschleichen —
 Vor meinem Denken mußst' es wieder weichen.
 Denn sieh, es ist ja eins, ob all die Dinge
 Aus wesenhaften Stoffe sind gemacht,
 Ob ich mit Gotteskraft die Flügel schwinge,
 Ihm nachzudenken, was Er vorgedacht.
 Der wahre Gott, er wollte nicht betrügen,
 Und wär' die ganze Schöpfung nur ein Schein —

Alexandrien und in allen anderen Hafenorten unseres Reiches nicht belästige, noch daß man von den Franzosen für diese Kirchen Geld abverlange.

Wir erlauben, daß sie im Hospital in Galata Gottesdienst halten können, ohne daß sie Jemand belästigt.

Capitulation von 1740, abgeschlossen zwischen Sultan Muhammed und König Ludwig XV.

Art. I. Man wird die Franzosen, die kommen und gehen, um Jerusalem zu besuchen, sowie die Mönche, die in der Kirche des hl. Grabes sind, nicht beunruhigen.

Art. LXXXII. Wenn die Stätten, welche die von Frankreich abhängenden Mönche in Jerusalem besitzen, Reparaturen nöthig haben, um vor dem Verfall geschützt zu werden, so wird man über Verlangen des Botschafters von Frankreich Befehle erlassen werden können, die diese Reparaturen gestatten; die Radi und Befehlshaber werden den durch Befehl erlaubten Dingen kein Hindernis bereiten dürfen. Da unsere Officiere unter dem Vorwand, daß man an diesen Stätten geheime Reparaturen vornehme, mehrere Male im Jahre Durchsuchungen abhielten und den Mönchen Geld abpressten, so befehlen wir, daß von Seiten der Pascha, Radi und Befehlshaber nur einmal im Jahre in der Kirche genannt das Grab Jesu und in den anderen Kirchen und Pilgerstätten eine Durchsuchung gehalten werde.

Die Bischöfe und Geistlichen, welche vom Kaiser von Frankreich abhängen und die sich in meinem Reiche befinden, werden beschützt werden, solange sie sich in den Grenzen ihres Standes halten; niemand darf sie verhindern, in den Kirchen, die sie besitzen, sowie an den anderen Orten, wo sie wohnen, ihre Religion nach ihrem Brauche auszuüben.

sein Begehren zu der kaiserlichen Schwelle zu erheben.

Friedensvertrag von Passarowitz zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Ahmed III. von 1718.

Art. XI. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Belgrad zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Mustafa von 1739.

Art. IX. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Sistow zwischen Kaiser Leopold II. und Sultan Selim III. von 1791.

Art. XII. Was die Ausübung der christkatholischen Religion im ottomanischen Kaiserreiche betrifft, ihre Priester, ihre Anhänger, die Erhaltung und Reparatur ihrer Kirchen, die Freiheit des Cultus und der Personen, den Besuch und den Schutz an den heil. Stätten von Jerusalem und an anderen Orten, so erneuert und bestätigt die Hohe Pforte nach dem Grundsatz des strikten status quo nicht allein die durch den Art. IX. des Vertrages von Belgrad dieser Religion zugesicherten Privilegien, sondern auch jene, welche durch Fermane oder andere souveräne Acte später zugestanden wurden

Die hier angeführten Verträge begründen zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn, beziehungsweise Frankreich, ein Rechtsverhältnis, welches das Österreich-Ungarn und Frankreich zustehende Schutzrecht für die katholische Kirche in der Türkei darstellt. Dieses Schutzrecht, deutlicher ausgedrückt das Recht, den Schutz für die katholische Kirche auszuüben, ist wie ein Servitut, welches die Türkei jenen beiden Staaten bestellt hat. Der Sultan räumt durch diese Verträge den beiden Staaten das Recht ein, bezüglich der Behandlung der katholischen Kirche Vorstellungen machen zu dürfen, wenn solche nöthig sind, er gestattet also eine Intervention, eine Einnischung der beiden Staaten zu Gunsten der katholischen Kirche und verpflichtet sich, solche Interventionen entgegenkommend aufzunehmen. Das ist in den Verträgen mit dem Kaiser ausdrücklich gesagt: „Es soll dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der h. Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion auseinanderzusetzen und seine Forderungen vor den kaiserlichen Thron zu bringen.“

Alle citierten Vertrags-Artikel enthalten Rechte, welche die türkischen Sultane der katholischen Kirche concedieren; dadurch, daß diese Verpflichtungen in einem Vertrage mit einem anderen Staate aufgezählt werden und da jeder Staat über die richtige Ausführung seiner Verträge wacht, haben Österreich-Ungarn und Frankreich das Recht erhalten, über die Einhaltung der der katholischen Kirche zuerkannten Rechte zu wachen, das ist, dieselbe dort, wo es nöthig ist, gegen eine Schmälerung ihrer Rechte zu schützen. Durch diese Verträge sind die beiden Staaten Garanten für die Zugeständnisse geworden, welche die Sultane zu Gunsten der katholischen Kirche gemacht haben.

Zwischen den Stipulationen, welche die Türkei mit Frankreich und mit Österreich-Ungarn abgeschlossen hat, besteht ein Unterschied zu Gunsten des letzteren; die Vertrags-Artikel mit Frankreich sprechen immer von den Bischöfen und Geistlichen, welche Unterthanen Frankreichs sind (Capitulation von 1673) oder welche vom Kaiser von Frankreich abhängen (Capitulation von 1740); es ist also das Schutzrecht auf diese Kategorien eingeschränkt. Die Artikel der mit dem Kaiser abgeschlossenen Verträge hingegen zeigen keine solche Einschränkung, in ihnen heißt es immer „die christkatholische Religion, ihre Priester und ihre Anhänger“.

Dieses Recht des religiösen Protectorates wird vielfach bekämpft, — ich sage bekämpft, denn bestritten kann es nicht werden, — und dies in erster Linie von demjenigen Theile, der seinerzeit dieses Recht bestellt hat, von der Türkei. Es wird von türkischer Seite eingewendet, daß jeder souveräne Staat in seiner Gesetzgebung und in seiner inneren Verwaltung unabhängig sei; das religiöse Protectorat bedeute aber eine fortwährende Einnischung seitens

eines fremden Staates in beides. Man ist dabei von türkischer Seite weniger empfindlich, solange es sich um fremde Unterthanen und ihnen gehörige Institute handelt, da man an Sonderrechte der Fremden in der Türkei gewöhnt ist; besonders schwer wird das religiöse Protectorat empfunden, soferne Unterthanen der Türkei und deren Institutionen in Frage kommen. Es ist ja ganz richtig, daß die von türkischer Seite beanspruchte Ausschließung jeder fremden Einmischung der allgemeine Grundsatz ist, welcher die Beziehungen der Staaten regelt; aber diese allgemeine Regel ist nicht von der Art, daß Ausnahmen von ihr ganz ausgeschlossen wären; diese Ausnahmen müssen eben nur eine im Sinne des internationalen Rechtes legale Basis haben; daß dieses bei dem religiösen Protectorate der Fall ist, beweisen die citierten Vertragsbestimmungen, und man muß also von türkischer Seite sich damit trösten: *volenti non fit iniuria*. Solange die Staaten, welchen das Recht bestellt worden ist, für die Rechte der katholischen Kirche und des katholischen Clerus einzutreten, auf ihr Recht nicht verzichten, kann die Türkei es ihnen nicht absprechen oder schmälern.

Laut der Verträge hätte also Österreich-Ungarn das Schutzrecht über die katholische Kirche und den katholischen Clerus, sowie über die Katholiken ohne jede locale oder sonstige Einschränkung in der ganzen Türkei auszuüben. Die Monarchie hat sich jedoch selbst eine locale Einschränkung auferlegt; sie übte das Schutzrecht continuierlich und intensiv in den ihren Grenzen zunächst liegenden türkischen Provinzen aus, während sie in jenen türkischen Provinzen, mit welchen eine Verbindung nur auf dem Seewege möglich war, da sie im 17. und 18. Jahrhundert keine Marine und keinen Seehandel hatte, von einer directen Ausübung des Schutzrechtes ablah; in diesen Provinzen nahm sich Frankreich der katholischen Kirche an, da es ohnedies mehrere Handelsniederlassungen und Klöster französischer Ordensgeistlicher dort hatte. Jedoch ist auch Österreich-Ungarn zu wiederholten Malen zu Gunsten der heiligen Stätten von Jerusalem eingetreten.

Ich habe bis nun versucht, die Wesenheit des religiösen Protectorates zu definieren und sein Geltungsgebiet anzugeben; ich will jetzt erörtern, welches der Umfang dieses Schutzrechtes ist, das ist zu Gunsten welcher Rechte der Schutz ausgeübt werden kann.

Die griechische und die armenische Kirche haben jede ihr eigenes Statut, welches ihnen von der türkischen Regierung verliehen worden ist, sie sind gewissermaßen staatlich anerkannte Kirchen. Auch die orientalischen Riten der katholischen Kirche, wie die armenischen Katholiken, die griechischen Katholiken haben ähnliche Statuten; die katholische Kirche lateinischen Ritus hat kein solches Statut, sie erscheint daher wie nur toleriert; und doch leben in der Türkei

gegen 120.000 Katholiken lateinischen Ritus, welche Unterthanen des Sultans sind. Diese verschiedene Behandlung der christlichen, ja sogar der einzelnen katholischen Kirchen ist eine merkwürdige Erscheinung, ich begnüge mich, dieselbe hier hervorzuheben.

Um festzustellen, welches die Rechte der lateinischen Kirche in der Türkei sind, müssen in erster Linie die Verträge mit den Kaisern aus dem Hause Habsburg consultiert werden. Diese Verträge enthalten theils selbst solche Rechte, theils verweisen sie auf andere Quellen und zwar Verordnungen der Pforte (Vertrag von Constantinopel), ältere Special-Erlässe und -Befehle der Sultane (Vertrag von Karlowitz), Fermane und andere souveräne Acte (Vertrag von Sistow).

Diese Gruppe von Rechtsquellen verdient eine nähere Erörterung; wählt man für die in den verschiedenen Vertragstexten gebrauchten Ausdrücke die dem türkischen Staatsrechte geläufigen Bezeichnungen, so umfaßt diese Gruppe:

1. Die Fermane und Berate, welche vom Sultan direct erlassen sind: dieselben können allgemeine Verfügungen enthalten, sind jedoch zumal in den früheren Zeiten meist für einzelne Personen, Institutionen oder für specielle Fälle ertheilt worden; es sind also landesfürstliche Diplome und Freiheiten. Es dürfte schwer halten, eine größere Sammlung solcher Urkunden zusammenzubringen, da die verschiedenen Bischöfe, Klöster oder sonstigen Persönlichkeiten, welche sie seinerzeit erhielten, sie nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt aufbewahrten. Es ist dies übrigens kein so empfindlicher Verlust, da diese Urkunden zumeist Freiheiten enthielten, welche seither durch Gesetze verallgemeinert und codificiert sind, oder sich auf Abgaben bezogen, welche derzeit nicht mehr bestehen.

Ich glaube, bloß die Franziskaner des heiligen Landes bewahren eine große Anzahl von Fermanen und Beraten auf, welche ihnen den Besitz der heiligen Stätten bestätigen und von denen ein guter Theil durch Intervention der kaiserlichen Botschafter und Internuntien beim türkischen Hofe erwirkt wurden.

2. Die Emrname — Bisirialschreiben, das sind Verordnungen, welche die jeweiligen Großvesire an einzelne Provinzgouverneure zu Gunsten der katholischen Kirche erlassen haben.

3. Wären offenbar auch die Gesetze hier einzureihen, soferne solche erlassen wurden, welche die katholische Kirche betreffen.

Eine legislative Thätigkeit besteht in der Türkei erst seit dem Jahre 1839, in welchem durch ein kaiserliches Patent ein Staatsgrundgesetz in europäischem Sinne erlassen wurde, der sogenannte Hatischerif von Gülhane.

Die katholische Kirche interessierende Bestimmungen enthält ein zweites kaiserliches Patent von 1856, der Hatihumajun ferner das Gesetz

der Sophisten, des Lucretius nur eine Unterströmung war, ist bei uns zum ersten Mal zur Oberströmung geworden. Das Letzte gilt als das Erste, das Dunkelste als das Hellste, das Niedrigste als das Höchste, die Barbarei als Kultur. Eine große Kultur muß aber idealistisch sein, auf dem Geist sich aufbauen, nicht auf der Materie. Das, was schon die großen antiken Kulturträger jenen Kulturschädlingen gegenüber geleistet haben, das müssen wir auch umso kräftiger anfangen, je übermächtiger der böse Kulturfeind geworden ist. Das stärkste Armutszeugnis für unsere Moderne ist, daß wir keine Philosophie haben; denn es wird doch niemand mehr Nietzsche für einen Philosophen ansehen. Diese moderne Philosophie, das heißt die Anwendung der „Philosophia perennis“, des Idealismus auf unsere Zeitanschauungen habe ich in meiner „Weltweisheit“ versucht, ohne es einem anderen zu verwehren, es besser zu machen.

In der Einheitlichkeit liegt die Größe aller hohen Kulturen. Ein einheitliches, harmonisches Weltbild ist ihr höchstes Ideal, ist die feste Stammburg, von der aus sie ihre Eroberungen machen kann. Das Kennzeichen der modernen Kultur ist aber die Zerfahrenheit, das Nebeneinanderkloßen unvereinbarlicher Gegensätze und Widersprüche. Sie ist kein einheitlich geplanter Tempel, sondern ein Museum, wo in verschiedenen Sälen oder Pavillons alles mögliche aufgehäuft und zusammengeschleppt ist, um so unverdaut und unorganisch sich vor dem Leben abzuschließen. Allerdings ist das Problem für unsere Zeit schwierig, aber auch die Griechen, die Römer, das Mittelalter haben ähnliche Probleme organischer Assimilierung gelöst. Für uns zerfällt die Aufgabe in zwei Theile: Erkenntnis der wesentlichen Factoren unserer Bildung, und diese sind die Antike, das Christenthum und das eigene Volksthum; diese drei müssen organisch verschmolzen, vereinigt werden. Der zweite Theil der Arbeit ist die Erkenntnis, daß andere an sich ansprechende Elemente, wie sie die indische, persische, chinesische Kultur bieten, unserem Kulturideal entgegengesetzt sind und daher in wesentlich anderer Weise angeeignet werden sollen, nicht als gleichwertige Factoren, sondern als zu überwindende Gegner oder als unterworfenen Beute. Die Moderne hat aber gerade umgekehrt dahingearbeitet, die drei im Mittelalter und in der Renaissance schon geeinten Grundfactoren auseinander zu reißen und dafür jenen fremden Elementen zu einer unorganischen Invasion zu verhelfen. Selbstmörderisch und hochverrätherisch! Darf ich zur näheren Ausführung dieses Punktes auf meine „Kulturstudien“ verweisen?

Eine fruchtbringende, erfreuliche Kultur muß positiv, erhaltend, bewahrend, schützend sein. Die moderne Kultur ist wesentlich eine negative. Sie verneint nicht nur das Positivste, den Geist, die Ideen, nicht nur die Einheit, nicht nur die Vernunft und Harmonie der Welt, sie verneint auch

Die hier angeführten Verträge begründen zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn, beziehungsweise Frankreich, ein Rechtsverhältnis, welches das Österreich-Ungarn und Frankreich zustehende Schutzrecht für die katholische Kirche in der Türkei darstellt. Dieses Schutzrecht, deutlicher ausgedrückt das Recht, den Schutz für die katholische Kirche auszuüben, ist wie ein Servitut, welches die Türkei jenen beiden Staaten bestellt hat. Der Sultan räumt durch diese Verträge den beiden Staaten das Recht ein, bezüglich der Behandlung der katholischen Kirche Vorstellungen machen zu dürfen, wenn solche nöthig sind, er gestattet also eine Intervention, eine Einnischung der beiden Staaten zu Gunsten der katholischen Kirche und verpflichtet sich, solche Interventionen entgegenkommend aufzunehmen. Das ist in den Verträgen mit dem Kaiser ausdrücklich gesagt: „Es soll dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der h. Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion auseinanderzusetzen und seine Forderungen vor den kaiserlichen Thron zu bringen.“

Alle citierten Vertrags-Artikel enthalten Rechte, welche die türkischen Sultane der katholischen Kirche concedieren; dadurch, daß diese Verpflichtungen in einem Vertrage mit einem anderen Staate aufgezählt werden und da jeder Staat über die richtige Ausführung seiner Verträge wacht, haben Österreich-Ungarn und Frankreich das Recht erhalten, über die Einhaltung der der katholischen Kirche zuerkannten Rechte zu wachen, das ist, dieselbe dort, wo es nöthig ist, gegen eine Schmälerung ihrer Rechte zu schützen. Durch diese Verträge sind die beiden Staaten Garanten für die Zugeständnisse geworden, welche die Sultane zu Gunsten der katholischen Kirche gemacht haben.

Zwischen den Stipulationen, welche die Türkei mit Frankreich und mit Österreich-Ungarn abgeschlossen hat, besteht ein Unterschied zu Gunsten des letzteren; die Vertrags-Artikel mit Frankreich sprechen immer von den Bischöfen und Geistlichen, welche Unterthanen Frankreichs sind (Capitulation von 1673) oder welche vom Kaiser von Frankreich abhängen (Capitulation von 1740); es ist also das Schutzrecht auf diese Kategorien eingeschränkt. Die Artikel der mit dem Kaiser abgeschlossenen Verträge hingegen zeigen keine solche Einschränkung, in ihnen heißt es immer „die christkatholische Religion, ihre Priester und ihre Anhänger“.

Dieses Recht des religiösen Protectorates wird vielfach bekämpft, — ich sage bekämpft, denn bestritten kann es nicht werden, — und dies in erster Linie von demjenigen Theile, der seinerzeit dieses Recht bestellt hat, von der Türkei. Es wird von türkischer Seite eingewendet, daß jeder souveräne Staat in seiner Gesetzgebung und in seiner inneren Verwaltung unabhängig sei; das religiöse Protectorat bedeute aber eine fortwährende Einnischung seitens

eines fremden Staates in beides. Man ist dabei von türkischer Seite weniger empfindlich, solange es sich um fremde Unterthanen und ihnen gehörige Institute handelt, da man an Sonderrechte der Fremden in der Türkei gewöhnt ist; besonders schwer wird das religiöse Protectorat empfunden, soferne Unterthanen der Türkei und deren Institutionen in Frage kommen. Es ist ja ganz richtig, daß die von türkischer Seite beanspruchte Ausschließung jeder fremden Einmischung der allgemeine Grundsatz ist, welcher die Beziehungen der Staaten regelt; aber diese allgemeine Regel ist nicht von der Art, daß Ausnahmen von ihr ganz ausgeschlossen wären; diese Ausnahmen müssen eben nur eine im Sinne des internationalen Rechtes legale Basis haben; daß dieses bei dem religiösen Protectorate der Fall ist, beweisen die citierten Vertragsbestimmungen, und man muß also von türkischer Seite sich damit trösten: *volenti non fit iniuria*. Solange die Staaten, welchen das Recht bestellt worden ist, für die Rechte der katholischen Kirche und des katholischen Clerus einzutreten, auf ihr Recht nicht verzichten, kann die Türkei es ihnen nicht absprechen oder schmälern.

Laut der Verträge hätte also Österreich-Ungarn das Schutzrecht über die katholische Kirche und den katholischen Clerus, sowie über die Katholiken ohne jede locale oder sonstige Einschränkung in der ganzen Türkei auszuüben. Die Monarchie hat sich jedoch selbst eine locale Einschränkung auferlegt; sie übte das Schutzrecht continuierlich und intensiv in den ihren Grenzen zunächst liegenden türkischen Provinzen aus, während sie in jenen türkischen Provinzen, mit welchen eine Verbindung nur auf dem Seewege möglich war, da sie im 17. und 18. Jahrhundert keine Marine und keinen Seehandel hatte, von einer directen Ausübung des Schutzrechtes ablah; in diesen Provinzen nahm sich Frankreich der katholischen Kirche an, da es ohnedies mehrere Handelsniederlassungen und Klöster französischer Ordensgeistlicher dort hatte. Jedoch ist auch Österreich-Ungarn zu wiederholten Malen zu Gunsten der heiligen Stätten von Jerusalem eingetreten.

Ich habe bis nun versucht, die Wesenheit des religiösen Protectorates zu definieren und sein Geltungsgebiet anzugeben; ich will jetzt erörtern, welches der Umfang dieses Schutzrechtes ist, das ist zu Gunsten welcher Rechte der Schutz ausgeübt werden kann.

Die griechische und die armenische Kirche haben jede ihr eigenes Statut, welches ihnen von der türkischen Regierung verliehen worden ist, sie sind gewissermaßen staatlich anerkannte Kirchen. Auch die orientalischen Riten der katholischen Kirche, wie die armenischen Katholiken, die griechischen Katholiken haben ähnliche Statuten; die katholische Kirche lateinischen Ritus hat kein solches Statut, sie erscheint daher wie nur toleriert; und doch leben in der Türkei

gegen 120.000 Katholiken lateinischen Ritus, welche Unterthanen des Sultans sind. Diese verschiedene Behandlung der Christlichen, ja sogar der einzelnen katholischen Kirchen ist eine merkwürdige Erscheinung, ich begnüge mich, dieselbe hier hervorzuheben.

Um festzustellen, welches die Rechte der lateinischen Kirche in der Türkei sind, müssen in erster Linie die Verträge mit den Kaisern aus dem Hause Habsburg consultiert werden. Diese Verträge enthalten theils selbst solche Rechte, theils verweisen sie auf andere Quellen und zwar Verordnungen der Pforte (Vertrag von Constantinopel), ältere Special-Erlässe und Befehle der Sultane (Vertrag von Karlowitz), Fermane und andere souveräne Acte (Vertrag von Sistow).

Diese Gruppe von Rechtsquellen verdient eine nähere Erörterung; wählt man für die in den verschiedenen Vertragstexten gebrauchten Ausdrücke die dem türkischen Staatsrechte geläufigen Bezeichnungen, so umfaßt diese Gruppe:

1. Die Fermane und Berate, welche vom Sultan direct erlassen sind: dieselben können allgemeine Verfügungen enthalten, sind jedoch zumal in den früheren Zeiten meist für einzelne Personen, Institutionen oder für specielle Fälle ertheilt worden; es sind also landesfürstliche Diplome und Freiheiten. Es dürfte schwer halten, eine größere Sammlung solcher Urkunden zusammenzubringen, da die verschiedenen Bischöfe, Klöster oder sonstigen Persönlichkeiten, welche sie seinerzeit erhielten, sie nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt aufbewahrten. Es ist dies übrigens kein so empfindlicher Verlust, da diese Urkunden zumeist Freiheiten enthielten, welche seither durch Gesetze verallgemeinert und codificiert sind, oder sich auf Abgaben bezogen, welche derzeit nicht mehr bestehen.

Ich glaube, bloß die Franziscaner des heiligen Landes bewahren eine große Anzahl von Fermanen und Beraten auf, welche ihnen den Besiz der heiligen Stätten bestätigen und von denen ein guter Theil durch Intervention der kaiserlichen Botschafter und Internuntien beim türkischen Hofe erwirkt wurden.

2. Die Emrname — Bisirialschreiben, das sind Verordnungen, welche die jeweiligen Großvesire an einzelne Provinzgouverneure zu Gunsten der katholischen Kirche erlassen haben.

3. Wären offenbar auch die Gesetze hier einzureihen, soferne solche erlassen wurden, welche die katholische Kirche betreffen.

Eine legislative Thätigkeit besteht in der Türkei erst seit dem Jahre 1839, in welchem durch ein kaiserliches Patent ein Staatsgrundgesetz in europäischem Sinne erlassen wurde, der sogenannte Hatischerif von Gülhane.

Die katholische Kirche interessierende Bestimmungen enthält ein zweites kaiserliches Patent von 1856, der Hatihumajun ferner das Gesetz

vom 7. Zilhidische 1281 (Juni 1864) über die Zollfreiheit und das Visirialschreiben vom 7. Sefer 1278 über die Testamente der Christen.

Ich will nun versuchen, auf Grund dieser drei Gruppen von Rechtsquellen, den Verträgen, dem Herkommen und den codificierten Gesetzen, die vorzüglichsten Rechte der katholischen Kirche zusammenzustellen und aufzuzählen.

a) Freiheit des Bekenntnisses. Die Befenner der katholischen Kirche sollen wegen ihrer religiösen Meinung weder beleidigt noch beunruhigt und noch viel weniger verfolgt oder bestraft werden. (Hatihumajun, 'alinea 8.)

Es gibt in der Türkei noch immer Gegenden, wo die Katholiken von Seite ihrer mohammedanischen Landsleute beunruhigt und zum Abfalle vom Katholicismus getrieben werden; die Regierung hat nicht die Macht, diese gegen die Freiheit des Bekenntnisses verstößenden Übelstände abzustellen.

b) Freiheit für den Clerus, sein Priesteramt auszuüben. Die katholischen Geistlichen, Mönche, welchem Orden immer sie angehören, auch Jesuiten, dürfen nicht belästigt oder gekränkt werden, sie werden die kaiserliche Achtung genießen. (Vertrag von Constantinopel und Vertrag von Karlowitz, Art. XIII.)

Im Sinne dieses Rechtes erhalten die katholischen Erzbischöfe und Bischöfe kaiserliche Bestallungs-Urkunden, sogenannte Berate. Sie dürfen in ihren Visitationsreisen in den Diöcesen nicht behindert werden.

Als Muster eines solchen Berates sei hier der folgende wiedergegeben:

An den Wali von Monastir, an den Muteffarrif und den Radi von Skutari. Die Botschaft Sr. Majestät des Kaisers von Österreich, König von Ungarn, hat mitgetheilt, daß Fra Giulio Marsili zum Bischof von Sapa in der Provinz Skutari ernannt worden ist, und hat ein kaiserliches Befehlsschreiben erbeten, damit derselbe in Gemäßheit unserer Verträge Schutz und Beistand erfahre. Der Artikel IX des zwischen Meiner und der erwähnten Regierung abgeschlossenen Vertrages von Belgrad besagt: Alle Vertragsbestimmungen aus der Zeit der Sultane, meiner Vorgänger, zu Gunsten der fränkischen Geistlichen, sowie alle Concessionen, welche alle Geistlichen insgesammt, sei es vor, sei es nach dem Frieden von Passarowitz durch specielle kaiserliche Urkunden und Befehle erhalten haben, werden bestätigt. Indem die Einhaltung dessen Mein Allerhöchster Wille ist, thue ich kund und zu wissen, daß sämtliche Verträge und Abmachungen zwischen Meiner und der erwähnten Regierung eingehalten werden müssen und in deren Gemäßheit die erforderlichen Veranlassungen zu treffen seien. Ihr, Wali, Muteffarrif und Radi, habet nun nach dieser Weise zu handeln und vorzugehen. Gegeben am 20. Dschemasülewel 1291.

Eine fernere Folge der Freiheit des Clerus ist, daß allen katholischen Orden erlaubt ist, Niederlassungen in der Türkei zu gründen. (Frieden von Wien, Art. VII.) Nach der derzeit bestehenden Übung obliegt es den Orden, welche eine Niederlassung in der Türkei gründen wollen, dazu eine kaiserliche Erlaubnis der türkischen Regierung zu erlangen. Ordens-Niederlassungen, welche dieser Vorschrift nicht nachkommen, wird der Genuß verschiedener Immunitäten, welche solche Niederlassungen im Principe haben, verweigert.

c) Freiheit der äußeren Ausübung des Cultus. Die Anhänger des katholischen Glaubens dürfen nach den Vorschriften ihrer Religion sich in den Kirchen versammeln und Gottesdienst halten. (Frieden von Wien, Art. VII.) Keine Kirche ist in der äußeren Ausübung ihres Cultus einer Beschränkung unterworfen, soferne in der betreffenden Örtlichkeit kein anderes Glaubensbekenntnis vorkommt. (Hatihumajun alinea 6.) In den Stadtvierteln und Dörfern, welche also eine rein katholische Bevölkerung haben, dürfen auch alle außerhalb der Kirchen abzuhaltenden Ceremonien der katholischen Religion ungestört ausgeübt werden, z. B. Processionen. Nicht im Einklange mit dieser Bestimmung steht die derzeit befolgte Praxis bezüglich des Gebrauches von Kirchenglocken. Nach den citierten Bestimmungen wäre in rein katholischen Dörfern oder Stadtvierteln das Läuten der Kirchenglocken frei; in Wirklichkeit jedoch wird nicht erlaubt, Kirchenglocken anzubringen und zu läuten ohne ausdrückliche Erlaubnis der Central-Regierung für jeden speciellen Fall.

d) Freiheit der Errichtung neuer Kirchen und Reparatur der alten Kirchen.

Die Anhänger der katholischen Religion haben die Erlaubnis, in den Besitzungen des Kaisers der Türken Kirchen zu erbauen (Frieden von Wien, Art. VII.); die katholischen Geistlichen dürfen ihre Kirchen reparieren (Vertrag von Karlowitz und spätere). Trotz dieser Bestimmungen hatte sich die Übung eingenistet, daß die Erbauung von Kirchen an Orten, wo früher keine bestanden hatten, nicht gestattet wurde. Im Jahre 1856 erst wurde gesetzlich bestimmt, daß in Städten und Dörfern, deren Bevölkerung derselben Religion angehört, die Erbauung und Reparatur von Kirchen, Schulen, Spitälern, Friedhöfen frei ist, in confessionell gemischten Städten und Dörfern jedoch nur dann, soferne für die betreffenden Confessionen ganz getrennte Stadttheile oder Viertel bestehen. (Hatihumajun alinea 5 und 6.)

In Stadtvierteln oder Dörfern, in denen katholische und mohammedanische Familien vermengt mit einander leben, ist die Erbauung von katholischen Kirchen überhaupt nicht gestattet, während bezüglich mohammedanischer Moscheen keine Beschränkung besteht.

Die von diesem Gesetze statuierte Freiheit der Erbauung neuer Kirchen ist jedoch nicht unbeschränkt, vielmehr müssen, wenn der Bau in glaubens-

Das religiöse Protectorat Österreich-Ungarns in der Türkei.

Von Ch. R. Ippen.

Als die ottomanischen Türken in Europa ihr Reich gegründet hatten, waren unter den europäischen Staaten Österreich-Ungarn und Frankreich die ersten, welche mit ihnen in nähere Beziehungen traten. Diese Beziehungen waren allerdings sehr verschieden; diejenigen, welche Frankreich zur Türkei unterhielt, waren sehr freundschaftliche, sie beginnen mit einem Allianzvertrage vom Jahre 1535, und erst das Jahr 1799 sieht Franzosen und Türken das erstemal gegen einander in Waffen; dementgegen waren die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei eine Reihe von Kriegen, welche beinahe drei Jahrhunderte von 1524—1791 ausfüllen, aber dabei Gelegenheit zu mehrfachen Friedensverträgen gaben.

Sowohl die Kaiser aus dem erlauchten Hause Habsburg als die Könige von Frankreich haben ihre Beziehungen zu der Türkei nicht bloß für die politischen und wirtschaftlichen Interessen ihres Reiches verwertet, sondern eingedenk der Pflichten, welche sie als katholische Herrscher gegen die Kirche hatten, haben sie bei allen ihren Verträgen mit der Türkei auch die Bedürfnisse der katholischen Kirche im Reiche der Sultane wahrgenommen.

Ich gebe im Nachstehenden die die katholische Religion betreffenden Bestimmungen der französischen und österreichischen Verträge mit der Türkei, indem ich zugleich dieselben einander gegenüberstelle, um ihren verschiedenen Umfang in's richtige Licht zu setzen.

Capitulation vom Jahre 1604, abgeschlossen zwischen König Heinrich IV. und Sultan Ahmed I.

Art. IV. Wir wollen und befehlen, daß die Unterthanen des Kaisers von Frankreich und der ihm befreundeten Fürsten die heiligen Stätten von Jerusalem besuchen können, ohne daß ihnen

Frieden von Wien, geschlossen 1615 zwischen Kaiser Mathias und Sultan Ahmed I. (Modification des Vertrages von Zsitva-Torok vom Jahre 1606.)

Art VII. Diejenigen, welche sich als Volk Jesu Christi bekennen, die Anhänger des Papstes, Priester oder Mönche oder

ein Hinderniß bereitet oder eine Unbill zugefügt werde.

Art. V. Um der Ehre und der Freundschaft dieses Kaisers willen wollen wir ferner, daß die Mönche, welche in Jerusalem wohnen und die Kirche der Auferstehung*) bedienen, dort ohne Störung und Hinderniß wohnen, kommen und gehen können, daß sie gut empfangen und beschützt werden und ihnen Hilfe und Beistand geleistet werde.

Capitulation von 1673, abgeschlossen zwischen König Ludwig XIV. und Sultan Muhammed IV.

Die Franzosen, welche die hl. Stätten besuchen, sollen nicht mißhandelt werden, und die Mönche, welche in der Kirche des hl. Grabes sind, sollen nicht belästigt werden, um der alten Freundschaft willen, welche die Kaiser von Frankreich mit unserer Pforte halten.

Die lateinischen Bischöfe und Mönche, welche Untertanen Frankreichs sind, sollen an allen Orten unseres Reiches so wie sie bisher waren, weiter bleiben und sie sollen ihre Functionen ausüben, ohne daß sie Jemand störe oder hindere.

Die französischen Mönche, welche in Jerusalem sind und seit Langem die hl. Stätten sowohl innerhalb als außerhalb besigen, sowie auch diejenigen, welche in der Grabeskirche sind, sollen in diesem Genuße und Besitze bleiben, ohne daß sie Jemand durch Forderung von Abgaben oder sonstwie belästige, und soferne sie einen Rechtsstreit haben, sollen sie an unsere h. Pforte geschickt werden.

Wir wollen, daß die Patres Jesuiten und Kapuziner in Galata im Genuße ihrer Kirchen bleiben, und wir erlauben, daß die Kapuziner-Kirche, da sie abgebrannt ist, wieder aufgebaut werde.

Wir wollen auch, daß man die Kirchen der Franzosen in Smyrna, Saïda,

Jesuiten, werden die Erlaubniß haben, in den Besigungen des Kaisers der Türken Kirchen zu erbauen, in denen sie nach ihrem Brauche und nach den Regeln ihres Ordens und dem alten Herkommen das Evangelium lesen, sich versammeln und den Gottesdienst werden halten können.

Vertrag von Constantinopel zwischen Kaiser Leopold I. und Sultan Mehmed IV. 1681.

Die Mönche, Jesuiten und Geistliche der katholischen Kirche, welche in den türkischen Orten wohnen, sollen nicht ungerecht bedrängt und gequält werden; sie sollen im Sinne der Capitulationen und der erwirkten Verordnungen der Pforte beschützt werden und es soll nicht erlaubt sein, daß sie belästigt werden.

Friedensvertrag von Karlowitz zwischen Kaiser Leopold I. und Sultan Mustafa II. 1699.

Art. XIII. Der ottomanische Kaiser bestätigt zur fürderen Beobachtung aller günstigen Zugeständnisse, welche seine Vorgänger den Geistlichen und der Ausübung der christlichen Religion nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche, sei es durch Erlässe oder durch Special-Verordnungen gemacht haben. So werden die genannten Geistlichen ihre Kirchen reparieren und ausbessern, ihre von alters herkömmlichen Functionen ausüben können. Niemandem sei es erlaubt, die Geistlichen, welchem Orden oder Range immer sie angehören, den Capitulationen und den göttlichen Gesetzen entgegen durch irgendeine Belästigung oder Gelderpressung zu kränken; sie mögen der gewohnten kaiserlichen Achtung sich erfreuen und sie genießen.

Ferner soll es dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der Hohen Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion und der christlichen Wallfahrtsorte in der heiligen Stadt Jerusalem auseinanderzusetzen und

*) d. i. die hl. Grabeskirche.

Alexandrien und in allen anderen Hafen-orten unseres Reiches nicht belästige, noch daß man von den Franzosen für diese Kirchen Geld abverlange.

Wir erlauben, daß sie im Hospital in Galata Gottesdienst halten können, ohne daß sie Jemand belästigt.

Capitulation von 1740, abgeschlossen zwischen Sultan Muhammed und König Ludwig XV.

Art. I. Man wird die Franzosen, die kommen und gehen, um Jerusalem zu besuchen, sowie die Mönche, die in der Kirche des hl. Grabes sind, nicht beunruhigen.

Art. LXXXII. Wenn die Stätten, welche die von Frankreich abhängenden Mönche in Jerusalem besitzen, Reparaturen nöthig haben, um vor dem Verfall geschützt zu werden, so wird man über Verlangen des Botschafters von Frankreich Befehle erlassen werden können, die diese Reparaturen gestatten; die Radi und Befehlshaber werden den durch Befehl erlaubten Dingen kein Hinderniß bereiten dürfen. Da unsere Officiere unter dem Vorwand, daß man an diesen Stätten geheime Reparaturen vornehme, mehrere Male im Jahre Durchsuchungen abhielten und den Mönchen Geld abpressten, so befehlen wir, daß von Seiten der Pascha, Radi und Befehlshaber nur einmal im Jahre in der Kirche genannt das Grab Jesu und in den anderen Kirchen und Pilgerstätten eine Durchsuchung gehalten werde.

Die Bischöfe und Geistlichen, welche vom Kaiser von Frankreich abhängen und die sich in meinem Reiche befinden, werden beschützt werden, solange sie sich in den Grenzen ihres Standes halten; niemand darf sie verhindern, in den Kirchen, die sie besitzen, sowie an den anderen Orten, wo sie wohnen, ihre Religion nach ihrem Brauche auszuüben.

sein Begehren zu der kaiserlichen Schwelle zu erheben.

Friedensvertrag von Passarowitz zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Ahmed III. von 1718.

Art. XI. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Belgrad zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Mustafa von 1739.

Art. IX. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Sistow zwischen Kaiser Leopold II. und Sultan Selim III. von 1791.

Art. XII. Was die Ausübung der christkatholischen Religion im ottomanischen Kaiserreiche betrifft, ihre Priester, ihre Anhänger, die Erhaltung und Reparatur ihrer Kirchen, die Freiheit des Cultus und der Personen, den Besuch und den Schutz an den heil. Stätten von Jerusalem und an anderen Orten, so erneuert und bestätigt die Hohe Pforte nach dem Grundsatz des stricten status quo nicht allein die durch den Art. IX. des Vertrages von Belgrad dieser Religion zugesicherten Privilegien, sondern auch jene, welche durch Fermane oder andere souveräne Acte später zugestanden wurden

Die hier angeführten Verträge begründen zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn, beziehungsweise Frankreich, ein Rechtsverhältnis, welches das Österreich-Ungarn und Frankreich zustehende Schutzrecht für die katholische Kirche in der Türkei darstellt. Dieses Schutzrecht, deutlicher ausgedrückt das Recht, den Schutz für die katholische Kirche auszuüben, ist wie ein Servitut, welches die Türkei jenen beiden Staaten bestellt hat. Der Sultan räumt durch diese Verträge den beiden Staaten das Recht ein, bezüglich der Behandlung der katholischen Kirche Vorstellungen machen zu dürfen, wenn solche nöthig sind, er gestattet also eine Intervention, eine Einnischung der beiden Staaten zu Gunsten der katholischen Kirche und verpflichtet sich, solche Interventionen entgegenkommend aufzunehmen. Das ist in den Verträgen mit dem Kaiser ausdrücklich gesagt: „Es soll dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der h. Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion auseinanderzusetzen und seine Forderungen vor den kaiserlichen Thron zu bringen.“

Alle citierten Vertrags-Artikel enthalten Rechte, welche die türkischen Sultane der katholischen Kirche concedieren; dadurch, daß diese Verpflichtungen in einem Verträge mit einem anderen Staate aufgezählt werden und da jeder Staat über die richtige Ausführung seiner Verträge wacht, haben Österreich-Ungarn und Frankreich das Recht erhalten, über die Einhaltung der der katholischen Kirche zuerkannten Rechte zu wachen, das ist, dieselbe dort, wo es nöthig ist, gegen eine Schmälerung ihrer Rechte zu schützen. Durch diese Verträge sind die beiden Staaten Garanten für die Zugeständnisse geworden, welche die Sultane zu Gunsten der katholischen Kirche gemacht haben.

Zwischen den Stipulationen, welche die Türkei mit Frankreich und mit Österreich-Ungarn abgeschlossen hat, besteht ein Unterschied zu Gunsten des letzteren; die Vertrags-Artikel mit Frankreich sprechen immer von den Bischöfen und Geistlichen, welche Unterthanen Frankreichs sind (Capitulation von 1673) oder welche vom Kaiser von Frankreich abhängen (Capitulation von 1740); es ist also das Schutzrecht auf diese Kategorien eingeschränkt. Die Artikel der mit dem Kaiser abgeschlossenen Verträge hingegen zeigen keine solche Einschränkung, in ihnen heißt es immer „die christkatholische Religion, ihre Priester und ihre Anhänger“.

Dieses Recht des religiösen Protectorates wird vielfach bekämpft, — ich sage bekämpft, denn bestritten kann es nicht werden, — und dies in erster Linie von demjenigen Theile, der seinerzeit dieses Recht bestellt hat, von der Türkei. Es wird von türkischer Seite eingewendet, daß jeder souveräne Staat in seiner Gesetzgebung und in seiner inneren Verwaltung unabhängig sei; das religiöse Protectorat bedeute aber eine fortwährende Einnischung seitens

eines fremden Staates in beides. Man ist dabei von türkischer Seite weniger empfindlich, solange es sich um fremde Unterthanen und ihnen gehörige Institute handelt, da man an Sonderrechte der Fremden in der Türkei gewöhnt ist; besonders schwer wird das religiöse Protectorat empfunden, soferne Unterthanen der Türkei und deren Institutionen in Frage kommen. Es ist ja ganz richtig, daß die von türkischer Seite beanspruchte Ausschließung jeder fremden Einmischung der allgemeine Grundsatz ist, welcher die Beziehungen der Staaten regelt; aber diese allgemeine Regel ist nicht von der Art, daß Ausnahmen von ihr ganz ausgeschlossen wären; diese Ausnahmen müssen eben nur eine im Sinne des internationalen Rechtes legale Basis haben; daß dieses bei dem religiösen Protectorate der Fall ist, beweisen die citierten Vertragsbestimmungen, und man muß also von türkischer Seite sich damit trösten: *volenti non fit iniuria*. Solange die Staaten, welchen das Recht bestellt worden ist, für die Rechte der katholischen Kirche und des katholischen Clerus einzutreten, auf ihr Recht nicht verzichten, kann die Türkei es ihnen nicht absprechen oder schmälern.

Laut der Verträge hätte also Österreich-Ungarn das Schutzrecht über die katholische Kirche und den katholischen Clerus, sowie über die Katholiken ohne jede locale oder sonstige Einschränkung in der ganzen Türkei auszuüben. Die Monarchie hat sich jedoch selbst eine locale Einschränkung auferlegt; sie übte das Schutzrecht continuierlich und intensiv in den ihren Grenzen zunächst liegenden türkischen Provinzen aus, während sie in jenen türkischen Provinzen, mit welchen eine Verbindung nur auf dem Seewege möglich war, da sie im 17. und 18. Jahrhundert keine Marine und keinen Seehandel hatte, von einer directen Ausübung des Schutzrechtes ab sah; in diesen Provinzen nahm sich Frankreich der katholischen Kirche an, da es ohnedies mehrere Handelsniederlassungen und Klöster französischer Ordensgeistlicher dort hatte. Jedoch ist auch Österreich-Ungarn zu wiederholten Malen zu Gunsten der heiligen Stätten von Jerusalem eingetreten.

Ich habe bis nun versucht, die Wesenheit des religiösen Protectorates zu definieren und sein Geltungsgebiet anzugeben; ich will jetzt erörtern, welches der Umfang dieses Schutzrechtes ist, das ist zu Gunsten welcher Rechte der Schutz ausgeübt werden kann.

Die griechische und die armenische Kirche haben jede ihr eigenes Statut, welches ihnen von der türkischen Regierung verliehen worden ist, sie sind gewissermaßen staatlich anerkannte Kirchen. Auch die orientalischen Riten der katholischen Kirche, wie die armenischen Katholiken, die griechischen Katholiken haben ähnliche Statuten; die katholische Kirche lateinischen Ritus hat kein solches Statut, sie erscheint daher wie nur toleriert; und doch leben in der Türkei

gegen 120.000 Katholiken lateinischen Ritus, welche Unterthanen des Sultans sind. Diese verschiedene Behandlung der christlichen, ja sogar der einzelnen katholischen Kirchen ist eine merkwürdige Erscheinung, ich begnüge mich, dieselbe hier hervorzuheben.

Um festzustellen, welches die Rechte der lateinischen Kirche in der Türkei sind, müssen in erster Linie die Verträge mit den Kaisern aus dem Hause Habsburg consultiert werden. Diese Verträge enthalten theils selbst solche Rechte, theils verweisen sie auf andere Quellen und zwar Verordnungen der Pforte (Vertrag von Constantinopel), ältere Special-Erlässe und Befehle der Sultane (Vertrag von Karlowitz), Fermane und andere souveräne Acte (Vertrag von Sistow).

Diese Gruppe von Rechtsquellen verdient eine nähere Erörterung; wählt man für die in den verschiedenen Vertragstexten gebrauchten Ausdrücke die dem türkischen Staatsrechte geläufigen Bezeichnungen, so umfaßt diese Gruppe:

1. Die Fermane und Berate, welche vom Sultan direct erlassen sind: dieselben können allgemeine Verfügungen enthalten, sind jedoch zumal in den früheren Zeiten meist für einzelne Personen, Institutionen oder für specielle Fälle ertheilt worden; es sind also landesfürstliche Diplome und Freiheiten. Es dürfte schwer halten, eine größere Sammlung solcher Urkunden zusammenzubringen, da die verschiedenen Bischöfe, Klöster oder sonstigen Persönlichkeiten, welche sie seinerzeit erhielten, sie nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt aufbewahrten. Es ist dies übrigens kein so empfindlicher Verlust, da diese Urkunden zumeist Freiheiten enthielten, welche seither durch Geseze verallgemeinert und codificiert sind, oder sich auf Abgaben bezogen, welche derzeit nicht mehr bestehen.

Ich glaube, bloß die Franziscaner des heiligen Landes bewahren eine große Anzahl von Fermanen und Beraten auf, welche ihnen den Besiz der heiligen Stätten bestätigen und von denen ein guter Theil durch Intervention der kaiserlichen Botschafter und Internuntien beim türkischen Hofe erwirkt wurden.

2. Die Emrname — Bisirialschreiben, das sind Verordnungen, welche die jeweiligen Großvesire an einzelne Provinzgouverneure zu Gunsten der katholischen Kirche erlassen haben.

3. Wären offenbar auch die Geseze hier einzureihen, soferne solche erlassen wurden, welche die katholische Kirche betreffen.

Eine legislative Thätigkeit besteht in der Türkei erst seit dem Jahre 1839, in welchem durch ein kaiserliches Patent ein Staatsgrundgesetz in europäischem Sinne erlassen wurde, der sogenannte Hatischerif von Gülhane.

Die katholische Kirche interessierende Bestimmungen enthält ein zweites kaiserliches Patent von 1856, der Hatihumajun ferner das Gesetz

den Satz Nietzsche's (Fröhliche Wissenschaft) hinwegkommen sollte: „Was sind zuletzt die Wahrheiten des Menschen? — Es sind die unwiderleglichen Irrthümer des Menschen.“ Subjectiv, für den einzelnen Verstand mögen solche Beweise überzeugend sein und daher beziehen sie auch ihre Existenzberechtigung. Aber es ist stets ein folgenschwerer Fehler gewesen, wenn man zwischen subjectiver Überzeugungskraft und wissenschaftlicher Berechtigung nicht unterschied.

Vielleicht bedürfte ein Autoritätsbeweis eines besonderen Wortes, ich meine den für das Dasein Gottes. Er wird von unseren Ausführungen kaum tangiert, wenigstens wäre noch lange Überlegung nöthig, ehe man ihn unter die besprochene Rubrik dieser Beweise reihen könnte: Gott ist nicht etwas, was dasein kann, sondern etwas, was dasein muß; das unterscheidet den Beweis von allen übrigen. Die Frage hängt überdies zusammen mit dem Problem der eingeborenen Gottesidee, doch entzieht sie sich vollständig der näheren Behandlung an dieser Stelle. — Die Überzeugung, die die Menschen aller Zeiten besitzen, muß allerdings in gewissen Fällen irgend einen realen Untergrund haben. Darum fragt Fechner (Zend-Avesta): „Kann das jetzt ohne Gründe verworfen werden, was von vorneherein keiner Gründe bedurfte, um den Menschen einzuleuchten?“ Soviel also darf man jener Überzeugung trauen; aber auch nur soviel, und mit diesem Satze ist der andere noch lange nicht ausgesprochen, daß man nun in allen Fällen diese Überzeugung als einen Beweis gegenüber anderen, auch nicht streng wissenschaftlichen Beweisen ausspielen darf.*)

Als ein zweites Beispiel ziehe ich die Anwendung der Spectralanalyse und der Physiologie auf astronomische Objecte heran. Was man vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Physik der Sterne wußte, war blutwenig und beruhte dazu manchmal auf ziemlich unsicherem Grunde. Da erfolgte die Entdeckung Kirchhoff's und Bunsen's, und mit einem Schlage war man in ein neues, ungeahntes, nie erträumtes Reich versetzt. Jeden Stoff auf den fernsten uns sichtbaren Sternen vermögen wir nun nachzuweisen, soweit er sich auf der Erde findet; mit einer Genauigkeit von

*) Man schränkt vielfach die Geltung des Autoritätsbeweises auf „die der Vernunft aller zugängigen Urtheile“ ein, unter der Voraussetzung, daß „sich zeigen läßt, daß keine die Vernunft beirrenden Einflüsse das übereinstimmende Urtheil herbeigeführt haben.“ Damit läßt man seine Richtigkeit in der Frage nach den Sternenbewohnern, nach der Objectivität der Sinnesqualitäten u. a. fallen. Damit ist aber zugleich der Beweis aus der Übereinstimmung aller Menschen als solcher aufgehoben. Denn jetzt beweist nicht mehr diese Übereinstimmung, sondern die logische Wahrheit des Denkprocesses und der Autoritätsbeweis ist nur mehr da zur Stütze für Schwachköpfe, die ihr eigenes Denkresultat bezweifeln, wenn sie es nicht bei irgend einer Autorität wiederfinden.

weniger als einem halben Kilometer können wir die Geschwindigkeiten messen, mit denen die Sterne sich auf uns zu oder von uns ab bewegen. Selbst die kühnste Phantasie hätte sich nicht träumen lassen, daß ein winziger Lichtstrahl solche Geheimnisse in sich schließe. Und in der Neuzeit hat sich durch die glückliche Verwendung der Physiologie wieder ein anderes Reich eröffnet. Dinge, an denen alle bisherigen Erfahrungen scheiterten, die allen Berechnungen und Hypothesen spotteten, die völlig exempt waren, haben durch sie ihre natürliche Erklärung gefunden.

Was die Philosophie, die so gut wie die Astronomie eine fortschreitende Wissenschaft ist (wenn es überhaupt eine andere Wissenschaft gibt), daraus lernen kann, ist dies, daß sie nicht die uns jetzt bekannte Thatsachen- und Gedankenwelt als die ansieht, womit nun alles erklärt werden muß. Es kann und es muß Naturordnungen, Naturthatsachen, Naturzusammenhänge geben, die mit dem Maße unserer Kenntniß, unserer Kategorien und Ideen nicht gemessen werden dürfen; es kann und es muß Gedankenwelten geben, die jenseits der Grenzen der menschlichen Auffassungsfähigkeit liegen. Wir verlangen die Anerkennung des Hamlet'schen Wortes, daß es Dinge im Himmel und auf Erden gibt, von denen die Schulweisheit sich nichts träumt. Das klingt banal und ist es doch nicht. Denn von etwas anderem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist es die Wiederholung des Spruches: Wo der Thor sagt: Entweder — oder! sagt der Weise: Sowohl als auch! Und wer sich diesen Sinn mit allen Consequenzen überlegt, wird wohl nicht nur den theoretischen, sondern auch den praktischen Wert unserer Forderung einsehen lernen, der sich bei ihrer Durchführung besonders auf den Grenzgebieten der Philosophie und Theologie zeigen würde.

Ein Beispiel soll das Dargelegte erläutern. Wir erklären, so sagt man gewöhnlich bei uns, den Spiritismus mit Hilfe natürlicher Kräfte, so weit es geht, gibt es thatsächlich Erscheinungen, bei denen wir damit nicht mehr ausreichen, so liegt ein übernatürlicher Einfluß vor, und da die Engel sich zu solchen Sachen nicht hergeben, so haben wir dämonische Wirkungen. Diese ganze Deduction leidet an Einseitigkeit. Wer will die Möglichkeit der Existenz von Natur- und Seelenkräften leugnen, die jenseits unserer jetzigen Kenntniß zu suchen sind? Man hat soviel gespottet über die Böllner'sche Erklärung, daß die spiritistischen Erscheinungen von Wesen herrührten, die in der vierten Dimension lebten und nun in die dritte herüberkämen. Ich werde mich hüten, diese furiose Idee noch mit einem Worte zu vertheidigen. Aber ein richtiges Moment enthält sie: Es gibt Naturzusammenhänge, deren Berührungspunkte wir nicht nach dem beurtheilen dürfen, was wir von dem einen Theile eines solchen Zusammenhanges wissen, während der andere uns total unbekannt

ist. Es ist etwas Ethisches, was vielen Philosophen fehlt, nämlich Demuth in der Beurtheilung unserer Geisteskraft, Demuth auch, tiefe Demuth vor der Größe des Weltgeheimnisses, vor dem selbst ein Newton sich vorkam, wie ein am Ufer des Meeres mit Muscheln spielendes Kind.

Über das formell philosophische Moment in der Methode der Astronomie ist eigentlich nicht viel zu sagen. Die Naturwissenschaft überhaupt ist ja methodologisch derart für die Philosophie vorbildlich, daß man sie deshalb allein ja schon als philosophische Disciplin bezeichnet hat. Da nun die Astronomie die formell vollendetste unter der Naturwissenschaften ist, wird ihr philosophischer Wert in dieser Hinsicht unmittelbar einleuchten. Jedoch besitzt sie gewisse Eigenthümlichkeiten, die sie besonders wertvoll machen, und davon sei wenigstens eine hier erwähnt. Die Astronomen machen keine größere Rechnung, ohne daß sie bei gewissen Etappen innehalten und sogenannte Correcturrechnungen einschieben, indem sie nachrechnen, ob die bis dahin erhaltenen Daten mit irgend welchen früher beobachteten übereinstimmen. Thun sie es, so fährt man fort, thun sie es nicht, so bleibt nichts anderes übrig, als die Rechnung von der vorhergehenden Correctionsrechnung, die noch stimmte, oder von vorne wieder zu beginnen.

Jeder Denker stützt sich auf beobachtete Daten und nimmt bei ihnen seinen Anfang; darum muß er sich auch an den Beobachtungen, an den Thatfachen corrigieren lassen. Von vornherein ist eine solche Sicherstellung der Denkarbeit nur zu wünschen. Mit dem Denken ist es wie mit dem Rechnen: ein kleiner Fehler zu Anfang gebiert am Schluß Ungeheuerlichkeiten. Daher so viele speculative Ungeheuer. Je abstracter die Begriffe werden, mit denen man operiert, desto leichter kann sich ein Fehler einschleichen, — das ist ein Satz der Methodenlehre, den sich unsere Philosophen Tag für Tag ins Gedächtnis zurückrufen sollten. Bekannt ist der Rath, den Rückert in einem launigen Gedicht den Juristen gab, nur ja ihre Rechtsätze nicht zu weit zu verfolgen und auszuspinnen. Man thut also wirklich gut daran, dem Astronomen zu folgen und sein Denken von Zeit zu Zeit zu prüfen.

Als erläuterndes Beispiel diene die aristotelische Theorie von Materie und Form. Bei gewissen Veränderungen in der Natur, so sagt dieselbe, zum Beispiel bei Verwandlung der vom Menschen genossenen Speise in Blut, muß etwas bleiben — das nennen wir die Materie — und etwas sich ändern — das nennen wir die Form; in unserem Falle wird die Form der Speise durch die Form des Blutes ersetzt. Die Form ist demnach das Bestimmende, das, was die Materie, das Bestimmungslose, zu diesem Stoffe: Blut, Eisen u. macht. Halten wir hier ein, bevor wir die Begriffe metaphysisch vertiefen, und machen wir die Probe an der Erfahrung. Man sieht sofort ein, daß

die Theorie Wesensverwandlungen verlangt, und wir müssen nun die Naturwissenschaft fragen, ob es solche gibt. Da erfahren wir denn, daß man aus vielen Thatsachen der Chemie und Physik mit ziemlicher Sicherheit schließen kann, daß substantiale Verwandlungen in der Natur nicht vorkommen. Genannt seien hier nur 1. das Verhalten der isomeren, speciell der metameren Körper und 2. das Verhalten der Verbindungen im Spectrum. Die Folgerung aus jener Theorie wird also von der Naturwissenschaft nicht bestätigt und damit die ganze Theorie hinfällig.*)

II.

Den ungemein reichen philosophischen Inhalt der Astronomie kann man wohl zweckmäßig unter folgenden Gesichtspunkten betrachten. Wir besprechen der Reihe nach

1. Lehren, die als astronomische zugleich philosophisch sind,
2. Lehren, die eine astronomische und eine philosophische Seite haben,
3. philosophische Folgerungen und Resultate aus astronomischen Thatsachen und Gedankengängen.

1.

Ich muß hier von vornherein einem Einwurf begegnen, der auf die kurze Inhaltsangabe in der Eintheilung hin erhoben werden könnte. Du ziehst, so sagt man mir, nicht genau die Grenzen der Wissenschaften; wie könntest du sonst etwas astronomisch und als solches auch philosophisch nennen? Das ist bedenklich, denn von jeher war das Verwischen der Grenzen eine große Gefahr für die Wissenschaft.

Ich weise dem Einwurf gegenüber zunächst auf die Thatsachen hin, die zeigen, daß sich nicht immer feste Grenzen ziehen lassen. Was ist das Leben? — Wer will leugnen, daß dies eine eminent philosophische Frage ist? Und doch ist ihre Beantwortung auch das letzte Ziel, auf das alle Anstrengungen der Biologie hin gerichtet sind. Eines der großen Ideale der modernen Naturforschung ist ferner die Zurückführung aller Naturkräfte auf Bewegungen des Äthers. Und auch diesem Problem wird man einen streng philosophischen Charakter nicht absprechen können. Man sieht, daß der soviel gebrauchte Satz: Wo die Naturwissenschaft aufhört, fängt die Philosophie an — nicht richtig ist.

*) Einer unserer christlichen Philosophen, der wußte, wie schwerwiegend die naturwissenschaftlichen Gründe sind, wollte die Theorie durch Einführung von Begriffen, wie „virtuelle Atome“ u. ä. an dieser Klippe vorbeileiten. Aber wenn sie auch so der Charybdis der Naturwissenschaft entgangen ist, fällt sie doch unrettbar der Scylla der Philosophen in die Hände.

Und es kann auch im Grunde nicht anders sein. Was ist denn eigentlich Philosophie? Die beste Definition, die ich kenne, hat bereits Aristoteles gegeben, der die Kant'sche sehr nahe kommt: Philosophie ist die Wissenschaft von den ersten Principien. Paulsen (Einleitung in die Philosophie) nennt sie zwar eine „Verlegenheitsauskunft“, die „Unbestimmtheit“ besitze, weil sie in das Gebiet anderer Wissenschaften eingreife; aber er will doch darauf „in gewisser Weise zurückkommen“. Aber ist denn seine eigene Definition: „Philosophie ist der Inbegriff aller wissenschaftlichen Erkenntnis“, „die universitas scientiarum“ — nicht noch viel unbestimmter? In einem gewissen Sinne gefaßt, ist sie richtig, unterscheidet sich aber dann kaum noch von der aristotelischen, die ja von den meisten Philosophen acceptiert wurde. Überall bleibt die Philosophie „der Versuch, die Lösung des Räthfels auszusprechen, den Schlüssel zu dem mysterium magnum des Daseins zu finden.“ Und da die Naturwissenschaft auch mitberufen ist zur Lösung des Welträthfels, da auch sie nach Principien sucht, von denen aus sie das bunte Heer der Thatfachen einheitlich erklären kann, so ist es klar, daß sich zwischen ihren und der Philosophie Principien nicht reinlich scheiden läßt, daß die höchsten naturwissenschaftlichen Principien auch zugleich als solche philosophische Principien sein müssen.

Wem übrigens diese Ausführungen nicht behagen, der lasse sie beiseite. Die in diesem Abschnitte besprochenen Lehren können zur Noth auch so gedeutet werden, daß sie in einen der folgenden Theile hineinpassen; das philosophische Moment wird man ihnen doch niemals absprechen können. Welches Verhältniß man auch zwischen diesem und dem astronomischen construieren möge, ist für die Sache an sich gleichgiltig; hier genügt es, daß überhaupt ein Verhältniß besteht.

An erster Stelle in diesem Abschnitt möge die Kant-Laplace'sche Theorie fungieren. Die Theorie hat mit der Theologie höchstens insofern etwas zu schaffen, als die Erregeten des Hexaemeron sich nach ihr richten müssen. Aber ebenso falsch wie die materialistische Behauptung, daß durch dieselbe Gott aus dem Weltgebäude und seinem Geschick verbannt sei, ist die andere, daß gerade sie einen Welt schöpfer am nothwendigsten mache. Die Theorie ist rein naturwissenschaftlich; sie geht zurück bis auf einen Urzustand des Kosmos und entwickelt von da ausschließlich an der Hand der Naturgesetze den jetzigen Zustand; aber sie fragt sich nicht: woher denn dieser Urzustand? Sie hat eben nur mit dem im Raume Gegebenen zu rechnen. Und wenn es selbst, wie die Dinge heute stehen, noch nicht möglich ist, alles streng naturwissenschaftlich etwa vom Standpunkte der mechanischen Naturanschauung zu erklären, — nun ja, die Theorie ist ebensowenig vollkommen

wie irgend eine andere und die Wissenschaft hat ihren Höhenpunkt noch lange nicht erreicht. Darum ist es fast unbegreiflich, wie man die prächtige „Kosmogonie“ des Jesuiten Carl Braun als „zu liberal“ bezeichnen konnte, weil derselbe in richtiger Auffassung der Theorie und der Forscherthätigkeit überhaupt alles rein mechanisch zu erklären versucht. Das ist ja eben die philosophische Grundlage der Theorie, daß der Kosmos sich nach allgemeingiltigen Naturgesetzen, rein durch „causalen Mechanismus“ entwickelt. Wann stirbt endlich die Sorte von „Gelehrten“ einmal aus, die, wie Braun treffend sagt, „zu viel Glauben und zu wenig Wissen“ besitzen? Das zur Klarstellung des Inhaltes der Theorie.

Dieselbe ist in den letzten Jahrzehnten der Gegenstand großer Kontroversen gewesen. Nachdem Faye proclamiert hatte, daß sie veraltet sei und durch eine zeitgemäße ersetzt werden müsse, haben so und so viele Kleine und Kleinste es ihm nachgesagt und sich auf die Jagd nach dem Glück gemacht, ob ihrer vielleicht der Ruhm harre, ein zweiter Kant oder Laplace zu werden. Es gieng hier ähnlich wie bei der Bekämpfung des Darwinismus: man übersah hier wie dort den sehr berechtigten Grundgedanken, der zufällig beiderseits der gleiche ist, nämlich die Descendenz, die Entwicklung überhaupt, und bekämpfte diesen Grundgedanken stets zugleich mit der Lösung der anderen Frage, wie, durch welche Ursachen die Entwicklung zustande gekommen sei, während doch thatsächlich diese letzte Frage nur noch ein Problem ist. Ein Unterschied liegt nur insoweit vor, als der Entwicklungsgedanke in Zoologie und Botanik schon vor Darwin bekannt war, so daß dieser nur die Frage nach dem „Wie?“ zu beantworten hatte, während er mit Kant und Laplace erst in die Astronomie eintrat, natürlich zugleich mit einer Antwort auf jene Frage. Merkwürdig ist, daß man historisch über diesen bloßen Vergleich hinausgieng, indem bekanntlich Carl du Prel in seinem „Kampf ums Dasein am Himmel“ den Darwinismus auf die astronomische Entwicklungslehre übertrug.

Wir halten also an der Richtigkeit des Grundgedankens fest, daß eine Entwicklung aus einem primitiven Urzustand stattgefunden hat, eine Entwicklung vom Nebelstadium an durch alle Stadien des Sonnenzustandes hindurch bis zu erkalteten Planeten und Monden. Daß eine solche möglich ist, beweist die mechanische Wärmetheorie und andere physikalische Lehren. Daß sie wirklich ist, zeigt der augenblickliche Zustand des Kosmos; alle einzelnen Etappen jenes großartigen Entwicklungsganges sind im Weltall zu finden, vom feinsten Nebel und seinen Spiraldrehungen an bis zu todesöden Körpern. Alles was die Theorie fordert, ist vorhanden und alles Vorhandene fügt sich ihr zwanglos. Streng nachweisen können

wir ein Stück dieses Entwicklungsprocesses bei der Erde. Den besten Beweis für die Lehre bildet wohl die Classificierung der Fixsterne auf Grund der Vogel'schen Sterntypen. Ich habe selten etwas Überzeugenderes gelesen als die Abhandlungen über diese Typen in Scheiner's „Spektralanalyse der Gestirne“. Ich würde mit der sichersten Hoffnung auf Erfolg jedem Zweifler an der experimentellen Grundlage der Theorie die Lectüre dieses Abschnittes empfehlen, dessen Ausführungen eventuell ja mit Huggins'schen Ansichten und neueren Beobachtungen compensiert werden können.

Sobald wir nun durch die Combination von theoretischen Schlüssen und beobachteten Thatsachen über den Grundgedanken der Lehre im Klaren sind, tritt die weitere Frage an uns heran, auf welche Weise denn diese Entwicklung vor sich gegangen sei, und hier besitzen allerdings die Theorien, wie sie uns von Kant und Laplace überkommen sind, Stellen, die unbedingt einer Verbesserung bedürftig sind. So begegnet uns unter anderem die Frage, ob die Entwicklung der Fixstern- und Planetensysteme durch Ringbildung oder sonstwie erfolgt sei. Die beste Lösung, die Epping bereits in seinem „Kreislauf im Kosmos“ angedeutet hatte, scheint Braun gegeben zu haben. Mit ihr fällt auch der Einwurf, der von der Rückläufigkeit der Uranustrabanten hergenommen und immer wieder ins Feld geführt wird (so zum Beispiel neuerdings wieder von Günther in seinem „Handbuch der Geophysik“, von Liebmann in der neuesten Auflage seiner „Analyse der Wirklichkeit“), ja er wandelt sich sogar in der Braun'schen Fassung der Theorie zu einem Beweise für dieselbe um. Es gehört nicht zu unserem Zweck, näher auf diese Specialfragen einzugehen, wir merken uns nur, daß sie auf das Wesen der Theorie ohne Einfluß sind.

Das, was den menschlichen Geist zu dieser Lehre von der Bildung des Kosmos angetrieben hat, ist die Idee der Einheitlichkeit, die sehr deutlich in dem Original von Kant ausgedrückt ist. Monistisch gesinnt ist der Geist seiner Natur nach, und so kann man sich mit Recht darüber wundern, daß die Entwicklungslehre nicht schon längst in die Astronomie eingeführt wurde, während doch die Schöpfungsgagen so vieler Völker von einer einheitlichen Entstehung reden. Der Gedanke der Einheit liegt in einem zweifachen Sinne in der Theorie ausgedrückt. Zunächst in dem Entwicklungsgedanken als solchem, und da es sich nun an anderen Sachen nachweisen läßt, daß dem Streben des Geistes, alles einheitlich zu ordnen, draußen in der Natur ein gleiches Streben entspricht, so ist dasselbe allein schon ein gar nicht zu verachtender Grund für die Annahme einer Entwicklung. Entwicklung ist Entfaltung aus einer einheitlichen Wurzel. Der ganze Kosmos ist ein Blumenstrauß, dessen Blüten nacheinander knospen, sich entfalten und

vergehen. Unbewußt haben wir bereits die Idee des Organismus hineingetragen, trotzdem die Idee der Einheit sie nicht ausfüllt, vielmehr noch andere hinzukommen müssen, was aber thatsächlich, wie spätere Erörterungen zeigen werden, beim Kosmos der Fall ist. Der ganze Kosmos als ein Organismus, das wäre die höchste Idee der Einheit. Aber nachweisen können wir die Existenz eines Organismus nicht. Wer will, kann also das Weltall mit einem Garten voller Organismen vergleichen, die dann die conforme Entstehungsweise und die gleichen Gesetze, die wahrscheinlich alles beherrschen, einheitlich verbinden.

Fürs zweite finden wir jene Idee in der Einheit des Stoffes. Eine Einheit, die sich auf die Thatsache beschränkt, daß alle Elemente der Erde auch im Kosmos vorkommen, fordert die Theorie, und die Spectralanalyse hat sie glänzend erwiesen und so der Theorie eine neue Stütze gegeben. Geleitet von gewissen chemischen Daten, nimmt man vielfach eine noch höhere Einheit an, eine allen Elementen gleicherweise zugrundeliegende einheitliche Materie (Äther?). Verbinden wir, wie es meist geschieht, mit dieser monistischen Naturanschauung die mechanische, so ist uns damit die volle Einheit der Kraft gesichert. Das Einheitsbedürfnis wäre also im höchsten Maße befriedigt, wenn wir uns an dem Anfang aller kosmogonischen Entwicklungen einen Ball mit völlig gleichartiger Materie dächten, aus dem sich dann im Laufe unabsehbarer Zeiträume die Elemente mit ihren Verhältnissen sowohl wie die Systeme und Sternkörper differenzierten.

Man hat speculativ dagegen eingewandt: Das wäre allerdings eine gewisse höchste Einheit, aber im Grunde genommen doch nur starre Einförmigkeit, aus der sich so unendlich Mannigfaltiges, wie es uns überall in der Welt entgegentritt, nicht habe entwickeln können. Aber man übersieht dabei, daß wir ja annehmen, daß die der Materie mitgetheilten Kräfte, oder, vom Standpunkte des Mechanismus aus, die aus den räumlichen Verhältnissen der Atome heraus sich entwickelnden Kräfte, also die Materie selbst so beschaffen waren, daß jene Differentiation nothwendig stattfinden mußte. Nach all unseren Erörterungen wird es uns wohl deutlich genug zum Bewußtsein gekommen sein, daß die Kant-Laplace'sche Theorie eine Lehre ist, in der sich philosophisches Denken und exacte Beobachtung und Rechnung in wunderbarster Weise vermählen.

Einige Berührungspunkte mit der kosmogonischen Lehre besitzt die Frage nach der Endlichkeit oder Unendlichkeit des Weltalls und Raumes, wie aus dem folgenden von selbst erhellen wird. Unter Weltall verstehe ich hier die Gesamtheit aller Himmelskörper, oder noch besser den vom Äther erfüllten Raum. Über eine möglicherweise existierende Grenze des Raumes kann wohl durch die exacte Wissenschaft, soweit wir jetzt blicken

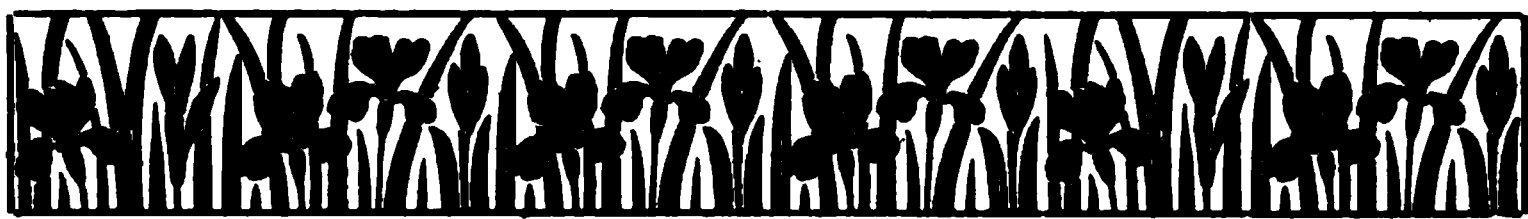
können, niemals ein Entscheid gegeben werden, hier helfen, wenn man die Sache isoliert betrachtet, nur speculative Gründe. Dagegen ist es von vorneherein wenigstens nicht ausgeschlossen, daß über die Endlichkeit oder Unendlichkeit des Weltalls Beobachtungen oder Berechnungen zu entscheiden vermögen. Da aber solche unbedingt den Vorzug vor der reinen Speculation haben, so suchen wir zuerst die Frage zu erledigen, der wir uns mit größerer Sicherheit nahen können: Ist das Weltall endlich oder unendlich?

Hier treffen wir an erster Stelle auf den berühmten O l b e r s'schen Beweis für die Endlichkeit des Weltalls. Die eigentliche Idee desselben rührt gar nicht von O l b e r s her, sondern von einem Lausanner Astronomen. O l b e r s stützt sich vielmehr, wie aus dem Original hervorgeht (mitgetheilt bei B ö l l n e r: Über die Natur der Kometen), auf die tatsächliche Unendlichkeit des Weltalls, die ihm also aus irgend welchen anderen Gründen klar ist, und schließt dann so weiter: Wenn zwischen der Erde und den unzähligen strahlenden Sonnen nichts läge als leerer Raum, so müßte der ganze Himmel bei Tag und Nacht so hell leuchten wie die Sonnenscheibe; da dies aber nicht der Fall ist, so befindet sich im Weltall ein absorbierendes Mittel — ein Schluß, der im übrigen auch falsch ist. Der O l b e r s'sche Beweis für die Endlichkeit des Weltalls, um die falsche Bezeichnung als terminus technicus beizubehalten, beruft sich also darauf, daß bei unendlichem Weltall der Himmel in einer unerträglichen Glut leuchten würde, indem dann ja das Auge in jedem Punkte der Sphäre auf einen Stern stieße. So oft dieser Beweis auch in der Neuzeit wiederholt worden sein mag, wir müssen ihn als falsch bezeichnen. Zunächst würden die dunklen Körper im Weltall, die höchstwahrscheinlich in viel größerer Anzahl vorhanden sind als die hellen, viel Licht zurückhalten. Einen weiteren Theil des Lichtes würde die Atmosphäre absorbieren. Um aber ganz eclatant die Unrichtigkeit darzuthun, braucht man nur auf die Thatfachen hinzuweisen: Von den 20 Millionen Sternen, auf die man die Anzahl der mit den größten Teleskopen sichtbaren geschätzt hat, sehen wir mit bloßem Auge nicht mehr als 6000—7000.

Abgesehen von den speculativen Beweisen für die Endlichkeit des Weltalls, auf die wir gleich zu sprechen kommen, wüßte ich keinen mehr, der Beachtung verdiente. Man hat allerdings hingewiesen auf den unendlichen Druck, der bei der Unendlichkeit des Weltalls infolge der ausströmenden Gase auf der Erde lasten müßte; aber diese Schlüsse beruhen auf einer Verallgemeinerung physikalischer Gesetze, für deren Berechtigung man erst den Beweis bringen müßte.

(Fortsetzung folgt.)





Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

III.

In Kremfier.

5.

Für die Abgeordneten hatte kein Minister eine höhere Bedeutung als Stadion. Er war ohne Frage nach Schwarzenberg der Erste, obwohl ihm Kraus und Bach in der Minister-Anciennität vorangiengen; man sprach von einem Ministerium Schwarzenberg-Stadion, wie man früher von einem Ministerium Wessenberg-Doblhoff gesprochen hatte. Stadion's Persönlichkeit, seine nahen und vertrauten Beziehungen zu Schwarzenberg, endlich seine Stellung als Minister des Innern, in vieler Hinsicht des wichtigsten aller Departements, brachten das mit sich.

Stadion war eine geniale Natur. Er hatte von Kindheit an etwas Unpartei's, er war nicht wie andere Knaben; er war lebhaft wie sie, aber auf seine eigene Art. Sein Vater war der berühmte Napoleonfeind Graf Philipp Stadion, zu einer Zeit böhmischer Oberster Kanzler, der seine Bureau's und zugleich seine Wohnung in dem Gebäude auf dem Judenplatz hatte, und dieses Gebäude durchstrich der Knabe Franz mit diesem oder jenem seiner Brüder nach allen Richtungen, erschien in den Bureau's und rumorte darin, als ob es seine eigene Spieltube wäre. Als ich einmal in Kremfier mit Stadion spazierte und er besonders gut aufgelegt war, fiel mir dieser Zug, den mir kurz zuvor jemand erzählt hatte, ein und ich sagte zu ihm: „Sie machen mir den Eindruck, als ob Sie in Ihren Knabenjahren so etwas wie ein loser Junge gewesen seien.“ Es kam mir vor, als ob ihm dieser Ausspruch ein wenig in das Näschen gefahren wäre; und doch war, was ich sagte, der Wahrheit gemäß. Wie trieb er es selbst noch als junger Beamter! Als er Kreiscommissär in Innsbruck war, stand er unter dem Gubernialrath Ritter von Menzi und hatte mit dessen Knaben manchen Spass. Der Gubernialrath war zugleich Gymnasialdirector, wie es das damalige System mit sich brachte, und gab als solcher von Zeit zu Zeit eine Professorentafel. Dem muntern Kreiscommissär war es zu langweilig, in einer so ehrwürdigen Gesellschaft Platz zu nehmen. Er hielt besondere Tafel auf seinem Zimmer, holte die Knaben des Kreishauptmanns, Joseph und

Karl, aus ihrer Studierstube zu sich und schenkte ihnen ein Glas Champagner nach dem andern voll. Als der Wein seine Wirkung zu äußern begann, sagte er zu dem älteren: „Jetzt, Pepi, geh zu dem Zimmer, wo die Tafel gehalten wird, reiß' die Thüre auf und ruf' hinein: Ihr seid alle zusammen Eseln!“ Buchstäblich that es der Bursche, und es mag sich jeder ausmalen, welchen Eindruck das unerwartete Intermezzo bei der Tischgesellschaft herbeiführte! Begreiflicherweise erwartete den Knaben, nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, eine exemplarische Strafe; doch er berief sich auf den Grafen Stadion, der es ihm befohlen habe, was dieser lachend bestätigte — was wollten die Eltern machen? Der junge Hauptheld jenes Auftrittes hat mir die ergötzliche Geschichte selbst erzählt.

Auch als gereifter Mann war Stadion ein Original in allen Dingen, in seinen Manieren, in seiner Hausordnung, in seiner Art, die Geschäfte zu behandeln. So hatte er auch eine eigene Art der Begrüßung, er reichte nicht die Hand, sondern nur den Zeigefinger, höchstens den Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand. War das aristokratischer Hochmuth? Ich denke nicht; denn ich habe es auch seinen Standesgenossen gegenüber nicht anders gesehen, es war einfach — originell. Er schien sich darin zu gefallen, in allen Dingen anders zu thun, anders zu urtheilen als die gewöhnlichen Menschen. Dabei mußte er für alles einen originellen Grund anzugeben. Bei seinen Dinern wurden auf ein Glockenzeichen des Hausherrn Speise und Geschirr von den Dienern herbeigebracht und auf den Tisch gestellt; sodann mußten sie sich entfernen und die Tischgenossen allein lassen. „Ihre Gegenwart ist lästig“, sagte er; „wir bedienen uns selbst und haben für unsere Gespräche keine Zuhörer, die davon nichts zu wissen brauchen.“ Nach dem Diner gieng man in ein anderes Zimmer, wo man den Kaffee nahm; der alte Heinrich brachte ein elegantes Kästchen, worin sich Fläschchen mit verschiedenartigen Liqueuren befanden, Anisette, Chartreuse, Curaçao, Maraschin, Benedictiner &c. Aber für Stadion war das alles — „Schnaps“. Er öffnete das Kästchen eigenhändig mit einem Schlüsselchen und fragte dann seine Gäste: „Was wünschen Sie für einen Schnaps?“

Nun aber der glänzende Avers der Medaille! Stadion war ein Mann von einem Pflichteifer, einer Pflichttreue, der vor keiner Schwierigkeit, selbst vor keiner Gefahr zurückschreckte. Niemand konnte den Beruf des Staatsdieners ernster, ja strenger auffassen. Besonders der Beamte, der eine leitende Stelle einnimmt, hatte nach Stadion seinen Untergebenen, aber auch den Außenstehenden als aufopferndes Vorbild voranzuleuchten. Die Einhaltung der Bureaustunden und die Bewältigung des papierenen Geschäftes standen Stadion in zweiter Linie; thatkräftiges Eingreifen ins wirkliche Leben, Selbst-

überwindung in Erfüllung der Anforderungen, die der Staatsdienst an ihn stellte, in erster. Er war 1829 Kreis-Commissär in Galizien, als zum erstenmal eine ganz neue Krankheit mit ungeahnten Schrecken über das Land hereinbrach — die Cholera, von der die Leute das Schauderhafteste erzählten; die leichteste Berührung des Kranken, ja die bloße Nähe bringe den Tod. Wer sich um das von seinem Schicksale ereilte Opfer befand, floh aus dessen Nähe, Verwandtschaft, Freundschaft versagten ihren Dienst, selbst der Todtengräber zauderte, seines Amtes zu pflegen. Da überwand der weichlich erzogene Stadion die Scheu, die auch ihn nach allem, was er von der fürchterlichen Ansteckung der Cholera vernommen, erfassen mußte, packte entschlossen eine der Leichen an, lud sie auf seinen Rücken und trug sie zum Hause hinaus. Das Beispiel war gegeben und die Todtenbestatter thaten ihren Dienst.

Stadion's administrative Glanzzeit war seine Statthalterschaft in Triest. Abgeordnete, die ihn von dorthier kannten, z. B. Hagenauer, mußten nicht genug von ihm zu erzählen. Wenn es irgend etwas wichtiges zu unternehmen gab, brachte Stadion die Angelegenheit vorerst nicht in sein Bureau, sondern in seinen Salon. Er veranstaltete eine Soirée und lud zu dieser solche Persönlichkeiten, die sich für die betreffende Angelegenheit interessierten, auf sie von Einfluß sein konnten, und dann mußte er theils selbst, theils durch seine „Adjutanten“ das Gespräch auf die Sache zu bringen, dieselbe in ungezwungener Unterhaltung nach allen Seiten zu erörtern, Anhänger dafür zu gewinnen, Vorbereitungen dazu zu treffen. So war es auch mit seinen Dinern. Während der Tafel wurden die heitersten Gespräche geführt, von allen möglichen Dingen, die eben der Tag brachte. Wenn man aber dann in das Cafézimmer gieng, in welchem die feinsten Cigarren zur Auswahl standen, nahm die Sache einen anderen Charakter an. Dieser oder jener wurde vom Hausherrn oder einem seiner Alter-Egos in einen besonderen Winkel geleitet, oder auch die ganze Gesellschaft, die für diesen Zweck eigens ausgewählt war, constituirte sich zu einem Comité, wo in der ernstesten Weise jene Angelegenheit durchsprachen wurde, die Stadion eben in Gang bringen wollte. Die „Acten“ und das „Expedit“ waren gewiß die letzten, die davon erfuhren; sie kamen erst in Thätigkeit, nachdem die Hauptsache im Salon so gut wie abgemacht war, daher man sagte: der Salon Stadion's sei sein zweites, nein, sein erstes Bureau!

Um das Jahr 1845 beschäftigte die Handelswelt aller Länder die Frage der sogenannten Überlandspost, d. h. des am schnellsten zurückzulegenden Weges aus Ost-Indien nach England. Brindisi, Marseille, Triest kamen in Frage. Der britische Lieutenant Waghorn war für die Linie Triest, und es galt nun österreichischerseits ihm die Mittel zur Ausführung seines Planes zu erleichtern. Was that Stadion? Wenn er die Angelegenheit durch die Acten

laufen ließ, nach Wien berichtete, sich von dort Weisungen erbat, konnte sie sich in die Monate hinausziehen. Er schlug einen anderen Weg ein. Um die Schnelligkeit des Transportes aus Ägypten ad oculos zu demonstrieren, ließ er von dort frische Datteln und andere Früchte kommen und sandte sie einer hochgestellten Dame in Wien, die darüber den nöthigen Lärm schlug, und dies in Kreisen, deren Meinung mehr ausgab als das Votum von zwölf Hofrätthen.

Diese Art und Weise der Geschäftsbehandlung behielt Stadion auch als Minister bei. Wie früher in Triest und dann in Lemberg von seinen Gubernialrätthen, so verlangte er jetzt von seinen Ministerialrätthen, daß sie ihren Blick über die Acten hinaus richteten, sich, wo es immer angien, von dem Grund oder Ungrund der vorgebrachten Thatfachen in Person überzeugten und dann erst zur Feder griffen. In manchen Fällen that er dies selbst. So erschien einmal, da er eben in Wien amtierte, die Witwe eines kürzlich verstorbenen höheren Beamten vor Stadion und trug ihm die Bitte vor, ihren beiden Töchtern Erziehungsbeiträge bei Sr. Majestät zu erwirken; sie berief sich dabei auf ihre beschränkten Verhältnisse, auf den Mangel eigenen Vermögens, auf die mäßige Pension, die zur Erhaltung der Familie nicht hinreiche, daher ihre Töchter genöthigt seien, sich ihre Lage durch den Ertrag von Handarbeiten zu verbessern. „Womit beschäftigen sich Ihre Töchter?“ „Mit Weißzeugnähen!“ Mit der Versicherung, sein Möglichstes in der Sache thun zu wollen, entließ sie der Minister. An einem der nächsten Tage erschien in der Wohnung der Witwe ein fremder Herr; die Mutter war nicht zu Hause, von den Mädchen saß das eine beim Clavier, das andere las. Auf die Frage der jungen Damen, was er wünsche, entgegnete der Fremde, er komme sich ein Duzend feiner Battist-Hemden zu bestellen, da er gehört habe, daß sich die Fräuleins damit beschäftigten. Mit einer Art Entrüstung wiesen die Mädchen eine solche Zumuthung von sich ab, indem sie schnippisch bemerkten, daß sich der Herr wohl in der Adresse geirrt haben müsse. Der Fremde brachte seine Entschuldigung vor und bat nur beim Weggehen, der Frau Mama seine Karte einzuhändigen. Die Karte lautet auf den Namen Stadion. Das Weitere kann man sich denken. Ich habe dieses Geschichtchen nicht aus eigener Wissenschaft, halte es aber nach dem mir so vertrauten Wesen meines hohen Gönners für durchaus glaubwürdig.

So wenig übrigens Stadion das eigentliche Bureauleben liebte, so gieng doch kein Geschäftsstück aus seinem Amte heraus, das er nicht früher eingesehen und selbst „approbiert“ hätte. „Das muß ich thun“, sagte er mir, als ich eines Tages in Wien bei ihm zu thun hatte und ihn über einem Paß concipierter Acten traf, von denen ihm einer nach dem andern gereicht wurde, wo er dann einen Blick hineinwarf, allenfalls sich eine kurze Erklärung

dazu geben ließ und dann seine Namens-Chiffre — ein „S“ mit einem raschen m. p. — darunter setzte. Während er das that, hörte er mein Anliegen an und gab mir den erbetenen Bescheid. War es etwas Wichtigeres, das sich nicht so schnell abthun ließ, so sagte er: „Verehrtester, jetzt habe ich keine Zeit, abends auf dem Spaziergang werden Sie mir davon erzählen!“

Für Stadion und dessen Bureau hatte Jelen die schönsten Räumlichkeiten im Kremfierer Schlosse gewählt. Wenn es vertrauliche Besprechungen mit ausgewählten Abgeordneten oder eine wichtige Berathung unter den Ministern gab, so fand dies in dem großen Eckzimmer statt, in dem sich Stadion's Schreibtisch und Stehpult befanden; es war ein geräumiger Saal, roth austapeziert und mit Gemälden an den Wänden geschmückt. Hier versammelte Stadion, wenn er in Kremfier war, täglich die Herren seines Präsidialbureaus, eröffnete in ihrer Gegenwart die einlangenden Berichte und Depeschen und befragte etwa einen seiner jüngeren Herren was er darüber meine; dann gab er mit kurzen Worten an, in welcher Weise die Angelegenheit zu behandeln sei. In diesem Saale waltete dieser sein Generalstab auch dann, wenn Stadion in Wien oder Olmütz war, und es kamen da schnellere und bessere Beschlüsse zustande, als in einem andern viel größeren Raume des Gebäudes, wo ihrer mehrere hundert beisammen saßen und stunden- und stundenlang beriethen und verhandelten, ohne daß es recht vorwärts gehen wollte. So traf ich Stadion's Gesellen eines Tages, als ich ihn suchte, aber nicht fand: Öttel saß auf dem Canapee und hatte ein Schriftstück vor sich, die jungen Herren des Präsidialbureaus auf den Stühlen um den Tisch herum — es war der Entwurf des Gemeindegesetzes, den sie im Auftrage ihres Herrn und Meisters beriethen.

Die Organisirung des Gemeindewesens war ein Hauptaugenmerk Stadion's gewesen, da er als Gouverneur im Küstenland wirkte und auch in Galizien war dies eine der ersten Angelegenheiten, die er in seine Hand nahm, allerdings, da er zu bald abgerufen wurde, nicht zu Ende führen konnte. So that er denn auch jetzt, nicht mehr für ein einzelnes Land, sondern für das ganze Reich. Sein Grundsatz war: „Die Grundlage des freien Staates ist die freie Gemeinde“, und dieser Gedanke sollte von unten bis hinauf durchgeführt werden. Von der Ortsgemeinde als der untersten Stufe, der breiten Grundlage, auf welcher sich das Staatsgebäude aufbauen sollte, gieng er zur Gaugemeinde über, indem er darauf hinwies, daß es in jeder Gegend auf dem Lande einen Ort gebe, der für die Bevölkerung der umliegenden Gemeinden eine Art Mittelpunkt bilde, wo sie etwa ihre nächste Behörde haben, wo sie einen Arzt finden, wo zu gewissen Zeiten Markt gehalten werde und wohin sie daher aus diesen und anderen Ursachen

von Zeit zu Zeit kommen; den Umkreis eines solchen Ortes nannte Stadion Gau. Über einer Anzahl Gaugemeinden sollte die Bezirksgemeinde, über mehreren Bezirksgemeinden die Kreisgemeinde stehen. Mit den Kreisgemeinden hörte Stadion's Organismus auf; die Kreisgemeinde und die k. k. Kreisregierung sollten unmittelbar unter dem Ministerium stehen, und auf diese Weise ganz Österreich ein einheitlicher, gleichmäßig abgetheilter Staat à la Frankreich mit seinen Departements werden. Das war Stadion's ursprünglicher Gedanke und sein letztes Ziel. Doch war er vorsichtig genug, nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen. Die Aufhebung der Landesregierungen wäre die Regierung der einzelnen Länder selbst gewesen und damit ein Schritt gethan worden, der nicht bloß das allergrößte Aufsehen erregt, sondern auch eine große und nicht ungefährliche Aufregung hervorgerufen haben würde. Darum wollte Stadion die Statthaltereien und Landesregierungen vorderhand noch fortbestehen lassen; doch mehr zum Schein, als durchlaufende Posten zwischen den Ministerien und den Kreisregierungen; wenn einmal diese hinreichend erstarkt und eingeschult wären und die Bevölkerung sich gewöhnt hätte, sich hier statt aus der Landeshauptstadt die höhere Entscheidung zu holen, dann werde man, war Stadion's Gedanke, mit den Landesregierungen ohne Sang und Klang ein Ende machen. Das Königreich Böhmen, das Erzherzogthum Niederösterreich &c. würden dann allenfalls noch historische Nomenclaturen und geographische Begriffe sein, wie die Dauphiné, die Provence &c. in Frankreich, aber keine staatsrechtlich und administrativ gesonderten Staatstheile mehr.

* * *

An der Spitze von Stadion's Präsidial-Bureau stand Joseph Öttel, Stadion's rechte Hand, sein politisches Factotum, sein fidus Achates, der alle Gedanken und Pläne seines Herrn und Meisters kannte. Stadion hatte ihn in Triest an sich herangezogen, hatte ihn nach Galizien mit sich genommen und von da zum Reichstag nach Wien, wo Öttel stets in seiner Nähe war, obwohl Stadion damals ohne alle amtliche Beschäftigung gewesen war. Öttel war in Kremsier noch immer Gubernialrath, bis er eines Tages mit der Beförderung zum Ministerialrath überrascht wurde: denn nicht Stadion hatte ihn dazu gemacht, der mit der persönlichen Begünstigung seines Personals etwas sparsam war, wohl auch im Drange der Geschäfte daran nicht dachte; sondern die anderen Minister, die Öttel's Tüchtigkeit und das besondere Vertrauensverhältnis, in welchem er zu seinem Chef stand, genau kannten, hatten für ihn beim Kaiser diese Rangserhöhung erbeten. Und tüchtig war Öttel im Geschäft, das mußte man ihm lassen. Er besaß große Kenntnisse, er war geschickt und geschickt. Er war eine Arbeitskraft ohnegleichen, er lebte im Bureau, er brachte bis in die Nacht hinein arbeitend darin zu, er schlief auch dort,

wenn es darauf ankam. Wie oft geschah es, als wir später in Wien waren, wo wir Sonntags unsere Spielpartien bei Gredler hatten und selten vor Mitternacht nach Hause giengen, daß Öttel auf unser „Gute Nacht!“ erwiderte: „Oh, ich muß noch im Bureau nachschauen, ob es nicht etwas Neues gibt!“

Öttel hatte so lange Jahre um Stadion's Person zugebracht, daß er sich, wohl ohne es zu wissen und zu wollen, vieles von den Manieren seines Gebieters angeeignet hatte; er erschien in dieser Hinsicht wie eine zweite Ausgabe Stadion's, eine in Duodez gegen jenen in Folio, da er von Gestalt ebenso klein und unansehnlich war, als Stadion hochgewachsen und Andere überragend. Wenn Öttel jemandem etwas auseinandersetzte, hatte er eine eigenthümliche Handbewegung und schlug dabei einen gewissen lehrhaften Ton an — beides à la Stadion. Nur in einem Stücke glich Öttel seinem Meister nicht. Stadion war streng, ja unerbittlich im Dienste; allein er war nie grob, er konnte es gar nicht sein, denn jeder Zoll an ihm war ein Gentleman. Öttel aber war im Dienst hart und ohne alle Formen; er war im Stande den ältesten Rath wie einen Schuljungen herabzuzanzeln oder ihm durch den jüngsten Beamten, ja selbst durch einen Amtsdienner ein bearbeitetes Stück zurückzuschicken und ihn auf die „Dummheit“ aufmerksam machen zu lassen, deren er sich schuldig gemacht habe. Im außeramtlichen Umgange aber war Öttel durchaus kein Bedant, vielmehr ein angenehmer Causeur; er konnte mit Frauen über einen Strickstrumpf oder eine Stiderei ebenso eingehend sprechen, wie mit Männern über Politik oder über das Kartenspiel oder über eine Reise in fremde Gegenden.

Neben Öttel war nur noch ein älterer Beamter von Stadion's Ministerium in Kremfier, der Ministerialrath Friedrich Sasse v. Rothenberg, der aber bloß im laufenden Geschäft verwendet wurde. Stadion liebte die älteren Beamten nicht, er sah in ihnen nur Feinde und Widersacher seiner reformatorischen Pläne. Er zog mit Vorliebe junge Leute in seine Nähe. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,“ sagt Goethe, „ein werdender wird immer dankbar sein.“ Da war der classisch gebildete Karl Fiedler, der gleich Öttel schon in Triest unter Stadion gedient hatte. Da war Karl Mehoffer, ein Galizianer; Graf Leo Thun, der ihn während seiner Dienstleistung in Lemberg kennen gelernt hatte, schilderte ihn ganz richtig: „ein unschädlicher höflicher Mensch, so ziemlich ein Beau, mit niedriger Stirn, gesprächig ohne daß viel brauchbares herauskommt.“ Der jüngste, aber zugleich der bedeutendste war Graf Heinrich Clam-Martiniß, kaum einundzwanzig Jahre alt, Schwager des Grafen Leo Thun. Stadion hatte ihn, als er den Gouverneurposten in Galizien antrat, aus Wien zu sich genommen. Als es 1848 schien, der böhmische Landtag werde

zusammentreten, war Clam nach Prag gegangen, hatte sich dann im Sommer zu Wien wieder Stadion angeschlossen, war während der ersten Octobertage und bei der Flucht Stadion's aus Wien dessen steter Begleiter gewesen und nahm nun eifrig an den legislatorischen Arbeiten theil, die sein Minister in Gang brachte.

Es war das ein lustiges Völkchen, an dessen Schnurren in freien Augenblicken selbst die sonst so strenge „Ottilie“ theilnahm. Denn so hieß Öttel bei seinen jungen Mitarbeitern, was darum besonders komisch klang, weil Öttel zwar klein und filigran von Gestalt war, aber sonst weder Schönheit noch Anmuth besaß. Namentlich war er im Gesicht durch eine krankhaft rothe Nase entstellt; es war, glaube ich, eine Fistel, an der er litt, die ihm viel Unannehmlichkeiten bereitete und zeitweilig Operationen nöthig machte. Im Dienste waren die jungen Leute alle brav, arbeiteten „wie die Galeerensclaven“ und folgten Stadion und dessen Stellvertreter, ihrer „Ottilie“, auf den Wink.

6.

Meine Berufspflichten waren jetzt von dreierlei Art:

als Abgeordneter,

als Mitglied des Ministeriums,

als Leiter der Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts.

Der Reichstag in Kremsier bestand mit wenig Ausnahmen aus denselben Personen wie vordem in Wien. Einer von meinen Parteigenossen wollte ausspannen: der Abgeordnete F. H. Slavik aus Altgedein auf der Stadion'schen Herrschaft gleichen Namens. Slavik war ein Schwarzseher, der nach den October-Ereignissen alles Vertrauen in die Zukunft Oesterreichs verloren hatte, so daß er Genossen warb, um nach Amerika auszuwandern. „Täglich mehrt sich der Zudrang derer, die mir vertrauen,“ schrieb er mir, „an deren Spitze ich jenseits des Oceans ein Glück suchen soll, dessen Blüten diesseits desselben täglich welker werden.“ Er bat mich, ihm beim Grafen Stadion eine Empfehlung an unsern Consul in New-York zu verschaffen. Als ich Stadion davon erzählte, meinte dieser, Slavik habe manchmal etwas überspannte Ideen, er werde sich die Sache wohl noch überlegen. In der That ist mir nicht bekannt geworden, daß Slavik seinen Voratz ausgeführt hätte.

Wie die Personen in Kremsier größtentheils dieselben waren wie im Wiener Reichstage, so war es auch mit der Gruppierung der Parteien. Ein Unterschied bestand nur darin, daß die Linke aus sehr begreiflichen Gründen im allgemeinen zahmer war als sie es früher gewesen. Auch gab es in der ersten Zeit, besonders nach dem glänzenden Auftreten des neuen Ministeriums, keinen Anlaß mehr zu ernstern Reibungen. Eine Ausnahme machte nur, gleich in einer der ersten Sitzungen, die Frage, ob die Verhandlungen des October-Reichstages Giltigkeit haben sollten oder nicht. Es gab da heftige

Reden und Gegenreden, wobei Kieger den October-Männern scharf an den Leib rückte. Einige giengen so weit, und, wenn ich nicht sehr irre, sogar seitens der Regierung, zu verlangen, daß die Protokolle aus der October-Zeit vertilgt würden, und es war ein großes Verdienst Jelen's, dies verhindert zu haben. Die stenographischen Berichte aus dem October wurden in ordentlicher Reihenfolge amtlich abgedruckt gleich den früheren in Wien und den späteren in Kremsier.

Auch darin blieb sich der Reichstag auf mährischem Boden gleich, daß er sein demokratisches Gepräge beibehielt. Stadion, Rübeck, Gleispach durften ja nicht mit ihren Adelsprädicaten, oder Stadion gar als „Erlaucht“ bezeichnet werden; Smolka sagte regelmäßig: der Abgeordnete Gleispach, der Abgeordnete Rübeck u. Darum fiel es in Abgeordnetenkreisen als zeitwidriges Curiosum auf, als man erfuhr, der Handels-Minister habe bei seiner Einfahrt nach Kremsier, als ihn der Polizeibeamte um Namen und Charakter frug, die Antwort gegeben: „Minister von Bruck“. Ebenso durfte im Hause den Mitgliedern kein Amtstitel gegeben werden. Als bei einer Verhandlung Borrosch von mir mit einer Art Sarkasmus sagte: „Der Herr Unterstaats-Secretär Helfert“, wurde ihm selbst aus den Bänken der Linken zugerufen: „Abgeordneter Helfert“, worauf er jenen Ausdruck zurücknahm. Meine Kollegen von der Rechten vergalten es ihm bei Gelegenheit, indem sie von ihm als Abgeordneter des „letzten“ Bezirkes von Prag sprachen, wogegen er nichts einwenden konnte, ebensowenig als Balthasar Szábel, wenn sie ihn als Abgeordneten der „Festung“ Olmütz bezeichneten.

Meinen Verpflichtungen als Abgeordneter kam ich insofern pünktlich nach, als ich regelmäßig in Kremsier weilte, den Sitzungen vom Anfang bis zum Ende beizuhöhen, ebenso in den Abtheilungen und Ausschüssen, denen ich angehörte, pflichtgemäß erschien. An den Debatten betheiligte ich mich nur selten; im offenen Hause während des November und December nur einmal, als es sich um die Frage handelte, ob Abgeordnete, die mittlerweile ein Staatsamt angenommen hatten, einer neuerlichen Wahl zu unterziehen wären. Das war nun bei Bach, Thinnfeld, Stadion und mir als Mitgliedern des neuernannten Ministeriums der Fall, und auf Stadion und mich war es seitens der Linken am meisten abgesehen. Stadion war im galizischen Wahlbezirke Rawa seiner Sache sicher; er konnte überzeugt sein, daß ihn die ruthenischen Wähler cum applausu wiedermählen würden. Anders stand es mit mir. Von allem Anfang war in Tachau meine Wahl nicht ohne einigen Widerspruch durchgegangen, weil ich vielen Wählern im Verdachte stand, es mit unseren slavischen Landsleuten zu halten; nach den reichstäglichen Verhandlungen im August war meine Haltung in der Entschädigungsfrage dazu

gekommen, und dies war von den Radicalen benutzt worden, um gegen mich als einen Bauernfeind zu heizen. Als mir das bekannt geworden war, hatte ich einen offenen Brief an meine „lieben Landsleute“ drucken lassen und in alle Ortschaften meines Wahlbezirkes entsendet. Die Wirkung, welche diese Erklärung äußern würde, mußte ich abwarten.

Es war aber keineswegs bloß mein persönliches Interesse, warum ich in dieser Angelegenheit das Wort ergriff; sie hatte in der Art, wie sie vom Reichstage behandelt werden wollte, ein principielles Bedenken wider sich. Man wollte nämlich den Grundsatz: „Jeder Abgeordnete, der ein Staatsamt annimmt, hat sich einer Neuwahl zu unterziehen“, in die Geschäftsordnung aufnehmen, und das gieng meiner Auffassung nach nicht an. Die Geschäftsordnung, behauptete ich, habe es mit den Vorgängen im Innern des Hauses zu thun; hierüber Bestimmungen zu treffen, sei allerdings Sache des Reichstages für sich allein, der Reichstag sei hierin autonom. Aber etwas ganz anderes sei eine Bestimmung, die das Recht, in diesem Reichstage zu sitzen oder nicht zu sitzen, betreffe; eine Bestimmung solcher Art falle unzweifelhaft in den Rahmen der Verfassung, könne nur durch ein Gesetz getroffen werden, und zum Zustandekommen eines Gesetzes sei das Zusammenwirken beider Factoren der legislativen Gewalt vonnöthen. „Mit einer Bestimmung, wie sie hier vorgeschlagen wird“, führte ich aus „anticipieren wir entweder etwas, was in die künftige Constitution gehört, oder wir wollen etwas nachtragen, was in der Wahlordnung, kraft welcher wir hier sitzen, nicht enthalten ist. Damit aber, meine Herren, hat die Geschäftsordnung nichts zu thun. Werden sie die Bestimmung, zu Folge deren ich hier Sitz und Stimme habe, in eine Linie stellen wollen mit den Bestimmungen, wann ich aufzustehen und wann ich mich niederzusetzen habe? Die Geschäftsordnung bezieht sich auf die Vorgänge im Hause, auf das Benehmen derjenigen, von denen es bereits ausgemacht ist, daß sie im Hause Sitz und Stimme haben; die Geschäftsordnung kann aber nicht anticipieren oder nachtragen die Bedingungen, unter denen man in dieses Haus tritt.“ Indessen blieb ich in der Minorität. Mein Antrag, die Angelegenheit als Gesetz zu behandeln, kam nicht einmal zur Abstimmung. Zur Abstimmung kam Gredler's Antrag, daß die Bestimmung keine rückwirkende Kraft haben solle, und auch dieser fiel bei Namensruf mit 157 gegen 126 Stimmen; ich und noch ein anderer enthielten uns der Abstimmung.

Inzwischen that ich für meine Wähler was ich thun konnte. Ich betrachtete sie als meine Schutzbefohlenen, ich sah es als meine Pflicht an, ihre Anträge anzuhören, für sie Schritte zu machen und an maßgebenden Orten für sie zu wirken. Ich konnte jetzt, wo mein Einfluß viel größer war, auch durchsehen, was mir als einfacher Abgeordneter kaum gelungen wäre,

und heimste dafür oft warmen, ja gerührten Dank ein, was mir immer wohl that. In vielen Fällen handelte es sich um eine Aufklärung oder um einen Rath, was meine Schutzbefohlenen zu thun hätten, besonders in Unterthänigkeits-Angelegenheiten; das Patent vom 7. September wurde nicht immer richtig ausgelegt und ließ manches unentschieden. Dazu kamen die bisherigen Klagen über Grundentziehungen und Besitzstörungen durch ihre frühere Obrigkeit, die zum Theil in sehr weite Zeit zurückreichten, in welchem Falle doch nur die Gerichte entscheiden konnten. Die Insassen von Neudorf, Herrschaft Rutenplan, fragten bei mir an, ob sie ihrem Herrn Pfarrer den Zehent in Körnern noch entrichten sollten oder nicht? Sie wollten es nicht thun, falls sie dazu nicht weiter verpflichtet wären; sie wollten sich aber auch nicht mit dem Consistorium verfeinden, das ihnen sonst, wie sie besorgten, ihren zweiten Geistlichen nehmen möchte. Auf derselben Herrschaft Rutenplan hatten einzelne Grundholden in früherer Zeit ihre Robotschuldigkeit um einen mit der Herrschaft vereinbarten Preis abgelöst; aus dem Patente vom 7. September erfahen sie nun, daß die jetzige Ablösung für den Unterthan günstiger ausfallen werde, und sie verlangten von ihrem Grundherrschaften Grafen Berchem-Haimhausen, er solle das Mehr, was er von ihnen früher erhalten hatte, zurückerstatten. Ähnliche Anfragen kamen mir aus Konraditz, Drißgloben und Rayl, Herrschaft Maierhöfen, aus dem Markt Alt-Bedlisch, von den „Waldhäußler“-Gemeinden der Herrschaft Blan zu. Aus Maschatotten bekannten die Insassen, daß sie ihrer Herrschaft Tachau seit dem Frühjahr keine Robot geleistet hätten; aber nun kam die Herrschaft und sagte: „Die Robot ist gesetzlich erst vom 7. September an aufgehoben, darum müßt Ihr, da Ihr Eure Schuldigkeit bis zu diesem Tage nicht in natura nachtragen könnt, dieselbe nachträglich in Geld abbüßen“; eine solche Entschädigung fordere nun die Herrschaft, klagten die Maschatottener, und verhalte sie mit Strenge zu dieser Leistung. Es gab auch Bitten und Anliegen, von denen etwas schwer zu verstehen waren, wie sie gemeint seien.

Im Allgemeinen hatte die Stimmung in meinem Wahlbezirke, seit sie wußten, daß ich ein „mächtiger“ Herr geworden, sehr zu meinen Gunsten umgeschlagen. Seit sie mein offenes Schreiben „An meine Landsleute“ erhalten, wurde mir aus Neu-Bedlisch im Einverständnis mit den Gemeinden Labant, Mauthdorf, Langendörfler, Schönbrunn u. geschrieben, werde „kein Verleumder mehr, unter welcher Maske immer er kommen mag,“ im Stande sein uns im Vertrauen zu mir wankend zu machen, sie hätten es von allen Anfang „ohnedies als eine himmelschreiende niederträchtige Verleumdung“, als die „Bosheit eines elenden Schuftes“ angesehen, was gegen mich Anzügliches verbreitet worden sei; nun seien sie mit meiner offenen Darlegung der Sachlage vollständig

überzeugt und ich könne vollkommen versichert sein, daß ihr ganzes Vertrauen mir zugewendet sei und stets bleiben werde. — Ich würde also, wenn ich mich wirklich einer Neuwahl hätte unterziehen wollen, kaum etwas zu besorgen gehabt haben. Übrigens bot mir der k. k. Postmeister von Stammersdorf Franz Stadler von Wolfferßgrün, der schon meine erste Wahl in Tachau eifrigst betrieben hatte, abermals seine freundliche Dienste an; seine Familie stammte aus der Gegend von Plan und sein Name hatte dort einen guten Klang. Anderseits war mein College Herzig bereit, mir sein Mandat abzutreten und für mich in Reichenberg zu wirken. Er war ein maßvoll urtheilender und billig denkender Mann, er suchte in dem leidenschaftlichen Nationalitätenkampfe gerecht nach beiden Seiten zu sein und erkannte mich als von dem gleichen Streben beseelt. In der zweiten Hälfte November sandte er einen Herrn Redlhammer als seinen Vertrauensmann zu mir. Die Zustände in Reichenberg, schrieb er mir, hätten sich in der letzten Zeit sehr verschlimmert; Redlhammer solle sich mit mir berathen, welche Mittel anzuwenden seien, um nach und nach eine Einigung der deutschen und böhmischen Bewohner unseres Vaterlandes herbeizuführen . . . Leider starb der brave Mann bald darauf beim Brande seiner Fabrik.

Von meinen Verpflichtungen als Abgeordneter war es nur eine, der ich nicht nachkommen konnte, und zwar darum, weil sie sich mit meiner Stellung als Regierungsmann nicht zusammenreimen ließ. Eines Abends, da ich in meinem Amtszimmer arbeitete, erschien bei mir ein böhmischer Abgeordneter — ni fallor, Bürgermeister Franz Duschek von Tabor — und stellte mir vor, warum ich denn gar nicht in ihrer Mitte erschiene? Gewiß würde man auf meine Stimme hören, jetzt, da ich Mitglied des Ministeriums sei, mehr als früher. Es seien viele, die sich ein Gegengewicht gegen Strobach wünschten, der sich sehr befehlshaberisch benehme und keinen Widerspruch aufkommen lasse &c. Ich mußte bedauern, seinem Wunsche nicht entsprechen zu können; ich fühlte mich, versicherte ich ihn, durch das Vertrauen, das er mir im Namen seiner Genossen ausgesprochen, sehr geehrt, und danke dafür; aber eben die amtliche Stellung, von der er gesprochen, mache es mir unmöglich, mich an Clubverhandlungen zu betheiligen, da ich nicht als Vertreter einer Partei in ein Ministerium berufen worden sei, das es sich zur Aufgabe gestellt habe, über den Parteien zu stehen. Der würdige Mann verließ mich sichtlich gedrückt, daß er mit seinem wohlgemeinten Vorschlag nicht habe durchbringen können.

* * *

Persönliche Conflictte zwischen Abgeordneten, die Debatten im Reichstage ausgenommen, kamen in Premsier äußerst selten vor. Mir ist ein einziger erinnerlich, der einen sehr komischen Ausgang hatte. Der Abgeordnete

Franz Reitler (für Zell am See) hatte nach dem October in seinem Wahlbezirk ein Rundschreiben veröffentlicht, worin er in nicht sehr ziemlichen Ausdrücken die Mitglieder der Rechten, namentlich Gredler und mich, den Bauern als jene hinstellte, die daran Schuld seien, daß ihnen die Robot nicht geschenkt worden. Als wir in Kremsier wieder zusammenkamen, sprach sich Gredler laut über ein so gemeines Vorgehen aus und nannte Reitler einen Hezer und Denuncianten. Das wurde diesem hinterbracht und nun trat Reitler bei der ersten Gelegenheit, wo er Gredler außerhalb des Saales fand, diesem in den Weg und forderte ihn zum Duell. Gredler, nicht viel über Mittelgröße, aber kräftig gebaut, sah sich das kleine Männchen an und sagte: „Wissen Sie, mein Herr College, fechten und schießen kann ich nicht; aber wenn sie wollen, auf einen Beutler“ — und hier machte er mit beiden Armen die entsprechende Bewegung dazu — „will ichs mit Ihnen wagen!“ Die Umstehenden mußten lachen, Reitler selbst lachte mit, und die Sache hatte ein Ende. Gredler war überhaupt ein Mann von natürlichem Witz und großer Schlagfertigkeit. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit es war, wo er mit dem „schwarzen Mayer“ in einen Wortwechsel gerieth und keiner den andern zu überreden vermochte, so daß Mayer zuletzt verdrießlich sagte: „Nun ja, von euch Tirolern weiß man es ja, daß ihr erst mit vierzig Jahren gescheidt werdet.“ „Ja, das weiß man,“ erwiderte Gredler mit komischem Ernst; „aber mit welchem Jahr ihr Mährer gescheidt werdet, das weiß kein Mensch.“

Wer sich unter allen Umständen gleich blieb, derb und selbst grob in seinen Formen, aber dabei schlau und vorsichtig, war Alois Jelen, der „Ordner des Reichstags“. Sieber (für Joachimsthal) sagte eines Tages zu mir: „Ich habe es noch nicht herausgebracht, ob er ein ehrlicher Kerl oder ein Spitzbube ist“. Brauner aber behauptete: „Jelen hat drei Haupteigenschaften: unbedingte Verehrung für die Regierung, wüthenden Judenthass und fanatischen Eifer für Musik.“ Bei den Ministern gieng er aus und ein, hinterbrachte ihnen alles, that für sie alles. „Woher haben Sie denn das wieder?!“ rief Bach eines Tages aus, als ihm Jelen eine Mittheilung machte, von der das Ministerium keine Ahnung gehabt hatte. „Ja, sehen Sie, Herr Minister,“ lautete die Antwort, „der Jelen hat lange Ohren und ist doch kein Esel.“ Unter den Abgeordneten kannte er nur zwei Kategorien: Engel, die der Regierung ergeben waren, und Teufel, die zur Opposition gehörten. Selbst seinen Landsleuten, die nicht zu den „Engeln“ gehörten, spielte er, wo er konnte, einen Schabernack und mußte sie zu hänseln. Der in Kremsier neu eingetretene P. Johann Daniel Rosypal, Caplan in Winterberg, trat im Reichstag mit einer oppositionellen Rede auf,

die kein besonderes Meisterstück war. Als er Jelen fragte, wie ihm die Rede gefallen habe, sagte dieser: »Vyborně, vyborně, jak se Vam patří, Vy jste to tak pěkně rozsypané, že se člověk divit musí« — „Ausgezeichnet, ausgezeichnet, wie es von Euch nicht anders zu erwarten war, Ihr habt das so prächtig auseinander gestreut, daß sich der Mensch nur verwundern kann.“ Das Wortspiel läßt sich begreiflicherweise im Deutschen nicht wiedergeben.

Was mich betrifft, so stand ich mit Jelen, da ich ja für ihn in vor-derster Reihe der „Engel“ stand, auf bestem Fuße, und so war es auch mit den meisten anderen meiner Parteigenossen. Allerdings waren nicht wenige, die in ihrer Haltung kaum das verbergen konnten, was mir Heinrich Fügner geschrieben hatte, „daß sich der neue Unterstaatssecretär bereits vieler Reider zu erfreuen habe“. Am ungeschicktesten in dieser Hinsicht benahm sich mein langjähriger Spezi und zuletzt Krakauer College Dr. Eberhard Jonák, der sich wohl überhaupt wegen seiner etwas zweideutigen Haltung im October jezt etwas unbehaglich unter seinen Genossen von der Rechten fühlen mochte. Gegen mich spielte er den Gefränkten, näherte sich mir nicht, sprach nicht mit mir; er fühlte sich, wie mir hinterbracht wurde, beleidigt, daß ich ihm als altem Freund nicht gleich gesagt hätte, wie es mit mir stehe, was in Olmütz mit mir vorgehe u. dgl. Nun, das war doch für mich eine schwere Sache. Wer von meinen persönlichen Freunden darum gefragt hatte, dem hatte ich gewiß mitgetheilt, was ich konnte und durfte. Aber daß ich selbst zu jedem hingieng und sprach: „Du, weißt du schon, ich soll Minister des Unterrichts werden? Aber ich nehme es nicht an“ zc., das war doch nicht von mir zu verlangen. Am komischesten waren Jonák's Briefe, wenn er in irgend einer Angelegenheit doch nicht umhin konnte, sich an mich zu wenden; da schrieb er mir ohne Anruf und ohne Schlussformel, im Contexte mich nicht unmittelbar anredend, damit er sich nicht zwischen „Du“ oder „Sie“ entscheiden müßte.

Einer meiner Kollegen aus dem Centrum war Engelbert Selinger, Professor an der Orientalischen Akademie, deren Zögling mein Cousin Gustav Schreiner gewesen war. Als sich Elise von Isfording, die Braut Gustav's, eines Tages in Wien nach mir erkundigte, antwortete ihr Selinger: „Allgemein verhaßt“. Es war nun nicht gerade schön von ihm, meiner künftigen Schwägerin so etwas ins Gesicht zu sagen; aber es war leider etwas Wahres in den Worten, und es ist dies durch einen großen Theil meiner Laufbahn geblieben. Der Gründe zu der damaligen Abneigung waren verschiedene. Eines Tages in Kremsier gestand mir Frau Claudy, geborne Dorau-Schlid: „Worüber man sich wundert, ist, wie Sie in Ihren jungen Jahren sich so conservativ halten können.“ Ich antwortete: „Meine Gnädige, das ist nicht mein Belieben, sondern meine Überzeugung.“ In den Augen der Linken

war ich der Schwärzeste unter den Schwarzen, was sich wohl begreifen ließ. Ich war in meinen Reden gegen sie schroff genug aufgetreten; meine Haltung gegen Rudlich in der Robot-Entschädigungsfrage, meine Abweisung der ungarischen Deputation, die sich mit der Linken in offenkundigem Einverständnisse befand, meine Zurückweisung der journalistischen Anmaßung in der Vogen-Frage — und zu alledem jetzt ein so hohes Staatsamt in solcher Jugend! Ich mied die von der Linken und wurde von ihnen gemieden. Nur selten, wie in den Ausschüssen und Abtheilungen, kam ich mit einzelnen von ihnen in Berührung, und da hatten wir, was unser Benehmen betraf, gegen einander nicht zu klagen.

* * *

Wenn Schwarzenberg in Kremfier war, speisten wir in der Regel bei ihm, dazu ein und der andere Gast, sei es aus dem Reichstage, sei es aus der höheren Beamtenwelt. Jelen machte dabei gewöhnlich den Haushofmeister. Bei der Tafel, die bei den beengten Kremfierer Verhältnissen nicht sehr luxuriös sein konnte, gieng es in der Regel heiter zu. Sehr häufig führte der vornehme Wirt das Wort. Wenn das Gespräch auf die Ereignisse des Tages kam, wußte Schwarzenberg so anmuthig scherzend zu plaudern, als ob das gar nicht Dinge von so großem Ernste und von solcher Wichtigkeit wären. Nach dem Speisen wurde mitunter ein gemeinschaftlicher Spaziergang in den ausgedehnten Park unternommen, bis zum prächtigen Marenhof, wo die „Aula“ besehen und der Sultan im Ruh-Harem bewundert wurde.

Am meisten war ich natürlich mit Stadion, nicht bloß weil er mein Ressort-Minister, sondern auch weil er mein besonderer Gönner war. Ich weiß nicht, ob er eine eigentliche Neigung zu mir hatte, ob er überhaupt eines solchen Gefühles fähig war; Thatsache ist, daß er mich, wo wir amtlich oder außeramtlich zusammentrafen, regelmäßig an sich heranzog. Eines Vorfalles gedenke ich noch jetzt mit Rührung. Stadion und ich waren von einer Olmüzer oder von einer Wiener Fahrt in sehr später Stunde nach Kremfier gekommen, so daß ich nicht gut mitten in der Nacht meine Hausleute aufstören konnte. Ich mußte also bei Stadion bleiben und war als junger Mensch schlaftrunken zum Niederfallen. Da hätte man nun sehen sollen, wie sich Stadion daran machte, eine Matratze ausfindig zu machen, wie er sie mit seinem Kammerdiener Heinrich in das Zimmer, wo ich schlafen sollte, hereinschleppte, auf dem Fußboden zurechtlegte, dafür sorgte, daß Polster und Bettdecke zurecht gelegt wurden und nicht früher zu Bette gieng, als bis ich gehörig versorgt war.

Wenn Stadion in Kremfier war, machte er gewöhnlich gegen Abend mit mir einen Spaziergang, manchmal schloß sich ein dritter an. Hatte ich ihm etwas zu „erzählen“, von Geschäften nämlich, so wurde das zuerst

abgemacht, dann aber anderes geplaudert. Er hatte wohl das Bedürfnis, auf andere Gedanken zu kommen, denn er war durch die Aufreizungen und ununterbrochenen Anstrengungen seit dem 6. October schon in hohem Grade nervös. Heinrich Clam, der bei der Flucht aus Wien sein steter Begleiter gewesen war und dabei nicht selten mit Stadion in einem Zimmer oder doch in dessen unmittelbarer Nähe schlief, hat mir mitgetheilt, wie er, wenn er in der Nacht aufwachte, wahrnehmen konnte, daß Stadion wach war, oder daß ihn schwere Träume plagten und er unverständliche Worte murmelte. Auf unseren Kremsierer Spaziergängen aber gieng es meist sehr heiter zu. Stadion sprach allerhand Allotria und machte auch sonst manchen Spass mit. Einmal besuchten wir den englischen Garten des Fürst-Erzbischofs; Leopold Neumann war damals mit uns. Während es schon etwas dunkel war, kamen wir zu dem kleinen Labyrinth. Es war in der That mit seinen sich überall kreuzenden und verschlingenden Wegen ein Irrgarten zu nennen, aber aus so niederem Baunwerk geschaffen, daß man mit halber Leibeslänge darüber emporragte. Stadion und ich wagten uns hinein, wandelten einige Zeit hin und her und waren in der That nicht im Stande, den Ausgang zu finden, so daß wir den gordischen Knoten, den wir nicht zu lösen vermochten, zuletzt zerhieben, indem wir uns mitten durch das Baunwerk hindurch den Weg ins Freie bahnten.

Die leider so kurze Zeit, die ich mit Stadion verlebte, wird bis an das Ende meiner Tage zu meinen schönsten, aber auch zu meinen wehmuthsvollsten Erinnerungen zählen. Diejenigen haben nicht Unrecht, die da sagen, daß Aufschreiben der Tod des lebendigen Gedächtnisses ist. Die frühe Gewohnheit, alles mir Bemerkenswerte zu notieren, hat es dahin gebracht, daß das, was ich mir nicht notierte, von den wechselnden Eindrücken der Tage zu einem großen Theil überwuchert und begraben wurde. Welch reichen Schatz besäße ich nicht, mir und Anderen zum Vergnügen und zu mannigfacher Belehrung, wenn ich von den Gesprächen, die Stadion mit mir über die verschiedensten Gegenstände führte, mir sogleich à la Eckermann-Goethe Aufzeichnungen gemacht hätte. So ungeschickt er als Redner war, so gewandt und anziehend war er als Causeur, wo er, nicht beengt durch das Gefühl mangelnder Technik, seinen Genius frei sich ergehen ließ. Seine Äußerungen, seine Urtheile, die Bilder und Vergleiche, die er anwandte, die Beispiele und Gründe, die er vorbrachte, waren sehr oft paradox, aber immer geistvoll und immer derart, daß sie, wenn man auch nicht seiner Meinung war, zu denken gaben.

(Fortsetzung folgt.)





Wiener Kunstleben (Herbst 1901).

Von Joseph Neuwirth.

Sie im Vorjahre durch die Gutenberg-Ausstellung, so hat auch im Sommer und Herbst des Jahres 1901 die außerordentlich umsichtige und zielberufste Leitung der k. k. Hofbibliothek durch die Veranstaltung einer Sonderausstellung, die auf überaus wertvolle Objecte ihres großartigen Handschriftenbestandes die Aufmerksamkeit weiter Kreise lenkte, sich den besonderen Dank des kunstfinnigen Publicums gesichert. Die in ihrer Art wirklich einzig dastehende Miniaturenausstellung, für welche der altherwürdige, selbst als Kunstwerk hervorragende Prunksaal der Hofbibliothek einen glänzenden Rahmen abgab, bot zum erstenmale den Laienkreisen die gern benützte Gelegenheit, sich aus eigener Anschauung ein Urtheil über die Handschriftenausstattung und die künstlerische Leistungsfähigkeit verschiedener Jahrhunderte und verschiedener Völker zu bilden. Mit gutem Rechte ist man bei der Auswahl der Bilderhandschriften, deren Reichthum in der Wiener Hofbibliothek mit den hervorragendsten Bibliotheken von ganz Europa einen Vergleich in höchsten Ehren bestehen kann, nicht über das 16. Jahrhundert hinausgegangen; denn mit dieser Zeitgrenze schließt die Epoche der in künstlerischer Selbständigkeit beachtenswerten Handschriftenillustration so ziemlich ab, da die Concurrenz mit Holzschnitt und Kupferstich und eine immer größere Abhängigkeit von den durch beide gelieferten Vorlagen eine mehr handwerksmäßig verflachende Production unterstützten.

Die Auswahl der zur Ausstellung gelangten 370 Handschriften befundete durchwegs feinen Tact, umsichtige Sachkenntnis und vortrefflichen Überblick über den Entwicklungsgang dieses eigenartigen Kunstzweiges, für dessen Phasen sich ein nahezu lückenloses Material aus den hervorragendsten Objecten der überreichen Büchersammlung gewinnen ließ; denn nur diese kamen bei der auch durch Raumausnützung beschränkten Auswahl in Betracht. Aber die ausgelegten Stücke waren nicht nur an sich Prachtwerke ihrer Art, sondern ließen auch in übersichtlicher Aneinanderreihung, deren Verständnis die jedem Objecte beigegebene kurze Erläuterung, später ein handlicher Katalog unterstützte, mit wachsendem Genuße das Interesse an der geschichtlichen Entwicklung des Kunstzweiges sich beleben. Mit der berühmten „Wiener Genesis“ und den Dioskorideshandschriften setzten sie bei den frühesten Denkmälern der Buchmalerei ein, während an anderen Handschriften das Nachleben byzantinischer Ausstattungsgedanken und ihr Heranstreifen an slawische, syrische, armenische und koptische Denkmale ganz augenfällig waren. Vortreffliche Vertretung hatten die karolingischen Bilderhandschriften, die gerade bei den auf Salzburger Gebiete entstandenen Stücken noch den Nachklang irisch-angelsächsischer Formen Sprache zeigen.

Eine ganz besonders beachtenswerte Gruppe bilden die Handschriften österreichischer Provenienz im weitesten Sinne des Wortes, zum Theil aus den unter

Joseph II. aufgehobenen Klöstern stammend und die in einzelnen geistlichen Häusern auf ansehnlicher Höhe sich bewegende Kunstfertigkeit bezeugend. Schulmäßiger Zusammenhang war namentlich unter den Repräsentanten der böhmischen Buchmalerei zu erkennen, von welchen die im Geschmacke der berühmten Wenzelsbibel ausgestatteten Handschriften durch besondere Farbenpracht und reiche Bordürenornamentation hervorrangen. Mit ihnen wetteifert das 1368 von dem Landstroner Pfarrer Johann von Troppau vollendete Evangeliar Herzog Albrechts III. von Österreich, theilweise auch das nach 1403 wahrscheinlich vom Hofmaler Johannes Sachs in Wien vollendete Rationale Duranti. Außer den für Friedrich III. und Maximilian I. hergestellten Arbeiten interessierte in hohem Grade eine im Stifte Melk um 1446 vom Mönche Simon geschriebene und mit Miniaturen geschmückte lateinische Grammatik in der Art des Donat für Ladislaus Posthumus. Es würde viel zu weit führen und den Rahmen dieses Berichtes erheblich überschreiten, wenn der gewiß verlockenden Nennung von Objecten gerade dieser Gruppe noch mehr Raum gewidmet würde. Denn auch andere dürfen nach ihrem hervorragenden Kunstwerte gleiche Beachtung beanspruchen.

Dies gilt insbesondere von den französischen Bilderhandschriften, die einst das Wohlgefallen Napoleons I. in so hohem Grade erregt hatten, daß er die prächtigsten Stücke nach Paris bringen und der Nationalbibliothek einverleiben ließ. Sie zeichnen sich vielfach durch Feinheit der Formensprache, Eleganz der Gestalten- und Gewandbehandlung, sowie durch Zartheit der bei aller Lebhaftigkeit nicht ins Schreiende verfallenden Farbengebung aus. Am besten ist hier die Illustration der am Ausgange des Mittelalters in Frankreich überaus beliebten allegorischen Romane vertreten, unter denen das Exemplar des vom Könige René dem Guten verfaßten Romanes »Coeur d'amours épris« den Bilderschmuck aller anderen weit überragt, bereits psychologische Vertiefung der Ausdrucksmittel und virtuose Beherrschung von Beleuchtungseffecten selbst mit dem Hinübergreifen ins Hellbuntel erkennen läßt.

Berlen ersten Ranges, hinter welchen die ausgelegten Denkmale englischer Buchmalerei erheblich zurückbleiben, bot die Abtheilung der flämischen Bilderhandschriften, deren Erwerbung die Beziehungen der Habsburger zu den Niederlanden ganz natürlich erscheinen lassen. Von ihnen fesselten besonders die Gebetbücher Maximilians I. und Karl V., des letzteren Einzug in Brügge am 18. April 1515 und die in der Werkstatt Brelants zu Brügge für Herzog Philipp den Guten von Burgund um 1450 entstandene Chronik von Jerusalem, die bereits 1536 im Besitze Karls V. zu Brüssel sich befand und durch die Darstellung der Einschiffung der Kreuzfahrer sich den Ausstellungsbesuchern unvergeßlich einprägte. Vergleicht man mit ihrer wundervollen Behandlung, die dem Einzelnen ebenso wie dem künstlerischen Gesamteindrucke gilt, die Werke der Karolingerzeit, so wird man sich der Entwicklung bewußt, welche die Buchmalerei im Laufe der Jahrhunderte durchmachen mußte, um zu so bewundernswerten Leistungen emporzusteigen.

Gleich warmes Interesse verdienten die Miniaturhandschriften italienischer Herkunft. Unter den Auftraggebern für die italienischen Meister, welche seit dem 15. Jahrhunderte die Herstellung von Prachthandschriften nahezu fabrikmäßig betrieben, ragte der Ungarnekönig Matthias Corvinus hervor. Aus seinem Besitze stammen mehrere kostbare Stücke, andere aus jenem der Sforza, Acquaviva, Visconti, Gonzaga, Contarini, dal Verme, deren Mitglieder sich durchwegs als Liebhaber künstlerisch vornehmer Handschriftenausstattung in den für sie gelieferten Werken erweisen. Die Miniaturen der venetianischen Töpferinnungsstatuten oder einzelne

Scenen zu den medicinischen Tractaten des Giovanni Cadamosto greifen in das Kunst- und Verkehrsleben des 15. Jahrhunderts ebenso hinein wie die am Anfange des 16. Jahrhunderts entstandenen lebensvollen Scenen des berühmten Codex picturatus in Krakau.

Spanien war nur spärlich vertreten. Dagegen bildeten die orientalischen Handschriften, für deren fachmännische Würdigung gerade der derzeitige Vorstand der Hofbibliothek, Herr Hofrath Professor Dr. Karabacek, weithin als eine Autorität ersten Ranges gilt, in dem imposanten Kuppelraume gewissermaßen einen farbenprächtigen Kernpunkt der ganzen Ausstellung. Auf ihren Reichthum wie auf ihre Schönheit, auf ihre Mannigfaltigkeit und auf die hohe Seltenheit einzelner Stücke darf unsere Hofbibliothek mit Recht stolz sein. Ein ganz anderer Geist der Buchausstattung und ihrer Decorationsgesetze spricht im Vergleiche zu den abendländischen Bilderhandschriften aus den Prachtmanuscripten des Orients. Sie schweben in einem kunstvollen Gewirre wunderfam durch- und ineinander geschlungener Linien, phantastischer Ornamente und Figuren, in flimmernder Farbenpracht von märchenhafter Frische und sind kleine Wunderwerke schier unerschöpflicher, immer neue Reize hervorkehrender Gestaltungsfreudigkeit, die sich nicht genugthun zu können scheint und auch die Schrift decorativen Absichten dienstbar zu machen versteht. Die reichgeschmückten Originaleinbände dieser Handschriftengruppe, zum Theil feine Ladeinbände von tadelloser Erhaltung, erhöhen den Kunstwert der einzelnen Stücke und zeigen durchwegs Bedachtnahme auf die Herstellung einer des Inhaltes würdigen Hülle. Sie werden gewiß in absehbarer Zeit Glanzpunkte einer Ausstellung von Bucheinbänden abgeben, deren Veranstaltung der rührige Leiter der Hofbibliothek sich wohl nicht entgehen lassen wird. Sein eifriges, keine Mühe scheuendes Bestreben, weiteren Kreisen das Schönste und Eigenartigste der herrlichen Schätze seiner großartigen Bücherei zu erschließen, verdient uneingeschränkte Anerkennung. Ein frischer Zug des Darbietens, das an der gesteigerten Genussfreude des Publicums sich neu belebt, geht erfreulicherweise durch das Ganze. Der handliche Katalog orientiert knapp über die Geschichte der einzelnen Handschriften, ist aber in den litterarischen Angaben unvollständig, da er zum Beispiel bei Nr. 129 eine den Haupttheil der Handschrift Nr. 8330 zur Gänze publicierende Arbeit aus dem Jahre 1896, bei Nr. 105 noch andere der Wenzelsbibel geltende Abhandlungen nicht erwähnt. Die mehrmalige Erstreckung der Ausstellungsdauer fand in dem überaus starken Besuche ihre erfreuliche Begründung.

Die zwölfte Ausstellung der Seceſſion hat die kunstinteressierten Gemüther und solche, die es zu sein vorgeben, nicht gleich stark wie ihre Vorgängerinnen während der beiden letzten Jahre erregt. Sie galt hauptsächlich der nordischen Kunst, Schweden, Norwegen, Finnland und Rußland. Angesichts der Thatſache, daß diese Länder auf den Wiener Ausstellungen nur ganz vereinzelt vertreten sind, mochte man es im allgemeinen als eine sehr dankenswerte Veranstaltung begrüßen, eine größere Anzahl nordischer Werke auf Wiener Boden vereinigt zu finden und an ihnen einen Maßstab für die Abschätzung der Geschmacksrichtung und Leistungsfähigkeit nordischer Meister zu gewinnen. Aber das hier Ausgestellte war — Weniges ausgenommen — nur Mittelgut und gab keine verlässliche Vorstellung von dem Besten schwedischer und norwegischer Kunst, das man in Stockholm und Christiania gesehen und auch im Zusammenhange mit der Natur und Bevölkerung des Landes beurtheilen gelernt haben muß. Dort wirkt und pakt vieles ganz anders,

wie ich es im letzten Sommer während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Schweden und Norwegen an mir selbst mehr als einmal erfahren habe. Die wirklich führenden Meister dieser Länder, zu denen man Liljefors mit seinem „Eidervogelstrich“ ebenso wenig zählt wie den mit seiner „Angst“ wirklich Angst einjagenden Ed. Münch, waren in Wien nicht vertreten. Jjaestad's Feinfühligkeit bot ja in seinem „Reis“, „Nach dem Regen im Walde“ oder in der „Bermländischen Landschaft“ recht Ansprechendes; gut beobachtete Einzelheiten „während der Messe“ brachte der Gothenburger Karl Wilhelmson. Wirkungsvolle Charakteristik erzielt Christian Kroch mit seinem „gefährlichen Fahrwasser“ und den wehmuthsvoll anziehenden Zügen des „kranken Kindes“, in dessen Hand die entblätternde Rose als Symbol des entblätternden Menschendaseins gelegt ist. Großzügigkeit und Einfachheit geben in den Werken des Finnen Axel Galén den Ton an, der jedoch von Mißgriffen der Stilisierung nicht frei bleibt. Wie überwältigend gestaltet er den Schmerz der Mutter Lemmi-hainens, indes die Bartbehandlung am Sohnesleichenam an die alten Ägypter und Perser gemahnt; kraftstrotzendes Leben athmet „Ilmarinen schmiedet Sampo“. Die von Stilisierung noch unberührten Winterlandschaften „Imatra im Schnee“ sind in der treuen Wiedergabe der Natureindrücke höchst wirkungsvoll. Das Bildnis des Schauspielers Rittner, an dem man den stilisierten Cigarettenrauch gern missen möchte, sprüht lebenswarmes Dasein. Von den übrigen Finnen zeigte sich mehr als Albert Edelfelt der gleichfalls in Helsingfors schaffende Pekka Halonen mit seinen „Bergbauern in Carelen“ als beachtenswerter Meister; viel Anmuthendes wußte Jaernesfelt dem hübschen Kinderbildnisse seines Sohnes zu geben. Durch eine ziemlich Anzahl von Arbeiten war Jan Toorop vertreten, von früheren Ausstellungen den Wienern nicht unbekannt. Das Neue bot für seine Beurtheilung nichts Neues, höchstens daß man ab und zu fast der Ansicht zuneigen konnte, der Wunderlichkeiten phantastischen Schrullen und bizarrsten Unverständlichkeiten seien inzwischen noch mehr geworden. Es ist unstreitig ein Abweg moderner Kunst, wenn einer ihrer Vertreter seine Hauptaufgabe darin erblickt, seine Zeitgenossen grundsätzlich vor Räthsel aller Art zu stellen, deren Lösung einer zur Urtheilssprechung berufenen Nachwelt noch weniger gelingen dürfte. So mag Toorop's „Garten der Leiden“ und seine Umgebung manchem Ausstellungsbesucher ein Garten der Leiden geworden sein, der ihn ebenso wenig wie „Fatalismus“ oder »Les rôdeurs« anlocken konnte. Und doch bietet der Zeichner Toorop ab und zu, so in dem Greisenkopfe oder in den „Seelen am Meeresstrande“ und einigen Frauenköpfen Einzelheiten von unbestreitbarer Schönheit, die man seiner merkwürdigen Farbengebung nicht nachrühmen kann; davon ist selbst das Triptychon der „drei Töchter“ nicht ausgenommen.

Von den Russen interessierte wohl am stärksten der Moskauer Constantin Korowine mit seinem „Frieze mit Polarlandschaften“ und dem prächtigen Sibirien-Panneau. Hier schlummern Ansätze zu einem aus innigster Versenkung in die Natur herausquellenden Monumentalstile von ergreifender Einfachheit, die einen Anschluss an die Urzustände der Menschheit zu suchen scheint. Wie fällt dagegen Kalmykoff's Farbeneffecthascherei „Nach der Parade in Moskau“ oder Nif. Roehrich's „Rückkehr des Großfürsten Wladimir aus Corsum“ ab! Feine Stimmung regte sich in Somoff's „weißer Nacht“ und „Augustlandschaft“, sowie in den Schneecompositionen Wilhelm Burmit's aus Riga. In dem derben „Pan“ Michael Wrubel's steht ebenso ein barbarisierender Zug wie in der russischen Ornamentik, deren noch byzantinische Nachklänge verrathende Formen in Verbindung mit einer wirklich berausenden

stellenweise abenteuerlich phantastischen Farbengebung einen nationalen Geschmack im Kunstgewerblichen nachdrücklich und eigenartig betonen.

Wie in München bildete ein viel belächeltes Schreckensstück der Ausstellungsbesucher Hodler's Bild „Der Ausermählte“, nichts weniger als ausermählt, die Sympathie für den Meister und seine Richtung zu wecken. Wir sind ja ohnehin in den letzten Jahren schon daran gewöhnt, uns durch Ungewöhnliches nicht gleich aus der Fassung bringen zu lassen. Sie vor Hodler's Bild zu behaupten, war selbst erklärten Freunden weitgehender Freiheiten der Moderne etwas schwer. Die Härte der kreidigen Farben stimmte zu den eigensinnig steifen Linien, wohl die einzige Harmonie, die in dem Ganzen wahrzunehmen war. Es sei hier ausdrücklich constatiert, daß die Kunstkritik angesehenen Wiener Tagesblätter, die der Secession stets mit ausgesprochenem Wohlwollen gegenüberstanden, das Werk Hodler's ganz unzweideutig abgelehnt und die Hodler-Schwärmer vor den Gefahren des Anschlusses an diese Richtung, vor dem Preisgeben großer und wertvoller Errungenschaften ernstlich gewarnt hat. An der ganz abfallenden Wirkung des möglicherweise für einen anderen Standpunkt des Beschauers berechneten Bildes war aber nicht in erster Linie die wirklich meist mit viel künstlerischem Tacte vorgehende Hängecommission der Secession, sondern vielmehr der Mißgriff des Meisters, seine über den Anschluß an die Natur sich souverän hinwegsetzende Eigenwilligkeit schuld. Ebenso verfehlt wie „Der Ausermählte“ ist der durch gräßliche Verzeichnung wirklich abstoßende „Frühling“ Hodler's, dessen auch dem fernstehenden Laien sofort in die Augen springenden Mängel eine Befriedigung an sonst vielleicht noch erträglichen Einzelheiten um so weniger aufkommen lassen, als auch die grelle, unnatürliche Farbengebung rasch zum Verzicht auf jeden weiteren Genuß bestimmt. In diesem Zusammenhange interessiert von der Hand des Hodlerschülers Amiet das gute Hodlerbildnis doppelt, das mehr anspricht als die Hodlerwerke selbst. Und doch hat auch Hodler's „Ausermählter“ in Wien sehr bald einen Käufer gefunden, so daß den Hodler-Bewunderern die Möglichkeit gesichert ist, mit dem Ausermählten stets in Fühlung zu bleiben.

Unter den nicht zahlreichen Werken der Plastik bot der Münchener Hermann Hahn mit seinem auferstandenen Christus und den Plaketten Pettenkofer's, Bismard's und Moltke's Gutes. Arthur Aubert charakterisierte sehr passend die Fee Carabosse, während der Pole Symanowski weder in „Mutter und Kind“ noch in den „Karpatiden“ befriedigen konnte.

Trotz manches interessanten Werkes war der zwölften Ausstellung der Secession nicht der alles in Athem und Spannung erhaltende Erfolg beschieden, der ihre Ausstellungsunternehmungen der letzten Zeit fast ausnahmslos begleitete. Um ihn zu sichern, müssen die Schöpfungen der ausstellenden Ausländer eine größere künstlerische Überzeugungs- und Anziehungskraft haben, als den diesmal vereinigten Leistungen innewohnte.

Der Wettstreit mit der rührigen Secession erwies sich wieder als eine belebende Förderung der Herbstausstellung im Künstlerhause, welche durch die ihr angegliederte Defregger-Ausstellung eine überall freudigst begrüßte, hochinteressante Erweiterung erfuhr. Es sei sofort mit größter Befriedigung constatiert, daß die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens es als eine Ehrenpflicht betrachtete, einen Überblick über das Kunstschaffen eines weithin gefeierten Österreichers zu bieten, der im Auslande zu Ehren und zu angesehener Stellung emporgestiegen, aber auch im Vaterlande unvergessen ist. In der ruhmreichen Geschichte

des letzteren, in der trefflichen Charakterisierung der Typen eines für Österreichs Herrscher in begeisterungsvoller Hingebung sich aufopfernden Volksstammes verzweigen sich die starken Wurzeln seiner Künstlerkraft, die vollberechtigten Anspruch darauf hat, in ihrer Entwicklung näher betrachtet zu werden.

Das weitgehende Entgegenkommen, welches der Gedanke der Künstlergenossenschaft bei den Besitzern von Defreggerwerken fand, ermöglichte die Aufbringung von 123 Objecten, so daß man wohl behaupten darf, eine so umfassende Ausstellung, die immerhin das Wichtige aus dem Gesamtwerke des Tiroler Meisters fast lückenlos vereinigte, noch nicht gesehen zu haben; ja es darf wohl fraglich bleiben, ob es je wieder gelingen sollte, das immerhin etwas zerstreute Material in einer Sonderausstellung binnen so kurzer Zeit, als hier zur Verfügung stand, zu sammeln. Man stand da auf Schritt und Tritt alten Bekannten gegenüber, denen man während des letzten Vierteljahrhundertes theils auf Ausstellungen, theils in öffentlichen Sammlungen, ja vielfach auch in illustrierten Wochen- und Monatschriften begegnet war; darunter manch' wirklich liebgewonnener und mancher mehr gleichgiltig lassende, weithin bekannte Bilder neben bisher wenig beachteten Stücken, die interessante Streiflichter auf das Werden des Meisters werfen. Gerade in den Skizzen und Studien, die der Frühzeit des Künstlers angehören und trotz der ab und zu noch unbestreitbaren Unbeholfenheit schon die ausgesprochene hohe Begabung für das Charakteristische, seine Erfassung und Wiedergabe erkennen lassen, finden sich überaus wertvolle Aufschlüsse für Defregger's Eigenart. Das Beste seiner Kunst quillt aus dem Tiroler Bauernhause, seinen Bewohnern wie seiner Einrichtung, den traulich dämm'rigen Räumen mit dem einfachen Hausrath. Je schlichter und einfacher der Anschluß an diesen Stoff, um so packender die Wirkung selbst kleiner Stücke, die nicht selten die etwas gesuchte Behandlung größerer Arbeiten in den Schatten stellen. Naturfrisches Volksleben athmen ausnahmslos die Bilder aus dem großen Aufstande der Tiroler im Jahre 1809, denen sich der kraftvolle Schmied von Kochel würdig anreihet. Kriegerischer Ernst, Leidenschaftlichkeit, Zorn, Siegerstimmung, grinssende Schlaueit, Vaterstolz und noch so vieles Andere fluten da ineinander zu herrlichen Erinnerungswerken der ruhmreichsten Erhebung kaisertreuer Unterthanen. Das konnte nur ein Tiroler Kind, das schon seit der frühesten Jugend mit der Luft seiner Heimat auch den Geist ihrer glänzendsten Geschichtsepöche in vollen Zügen eingesogen hatte und durch eigene Gestaltungskraft sich zur künstlerischen Behandlung gedrängt fühlte, in so lebenswahr fesselnder Weise schildern. In Stoff und Darstellungsart pulsiert Bodenständigkeit, fühlt man den Odem Tiroler Berge. Defregger's Meisterschaft im Geschichtsbilde erklärt sich aus seiner innigen Fühlungnahme mit dem Tiroler Volksthume, aus dem er für eine andere Kategorie seiner Werke mit geschultem Auge und geschickter Hand köstliche Situationen herausgreift; wiederholt auf herzugewinnenden Humor gestimmt, lehren uns diese Genredarstellungen das Verständnis des Meisters für das menschlich Liebenswürdige besonders schätzen. Vorzüglich gelungen erscheinen die „Wilderer in einer Sennhütte“ und das in Lobmeyr'schen Besitz gelangte „Zur G'sundheit“. Wenige Bilder haben des Malers Namen so bekannt gemacht wie der von der Berliner Nationalgalerie erworbene „Salontiroler“, dessen Grundstimmung auch in den „Malern auf der Alm“ oder in der von Ludwig Urban in Wien erworbenen „gestörten Mittagsrast“ nachklingt. Aber nur in jenen Bildern, welche die Maler unter den Bauern behandeln, schlägt die volle Lebensunmittelbarkeit durch; sie geht Einzelheiten des „Salontirolers“, an denen das Gesuchte des gestellten

Bildes offensichtlich ist, unleugbar ab und wird auch an anderen Stücken vermißt. Wieder ein Beweis, daß nicht alles, was von der Welle des Erfolges getragen wird, vollkommen einwandfrei zu sein braucht! Und so brachte die Defregger-Ausstellung das eine Gute, daß man den Meister in seinen Vorzügen und in seinen Schwächen, zu welchen mehr als einmal auch die Farbe rechnet, verstehen und die einen an den anderen vielleicht noch höher stellen lernte. Seit der Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam und der Cranach-Ausstellung in Dresden habe ich keine andere Sonderausstellung der Werke eines Malers gesehen, die mich so fesselte und belehrte wie die Defregger-Ausstellung im Künstlerhause.

Ihr gefellte sich eine recht schöne und Abwechslung bietende Ausstellung heimischer Künstler bei; für die Gruppierung der Werke Einzelner, auf welche ein gewisser Nachdruck gelegt werden sollte, wählte man die schon früher und anderwärts so oft durchgeführte Scheidung der Meister im Rahmen des Ganzen, welche eine mehr geschlossene Vorführung der Schöpfungen des Einzelnen ermöglicht und seine Künstlerpersönlichkeit wirksamer hervortreten läßt. Mit solchen, theilweise recht umfangreichen Collectionen hatten sich Hugo Darnaut, Ludwig Koch, Karl Bippich, Johann Nep. Geller und Jehudo Epstein eingefunden. Fast bei allen hätte eine Beschränkung der Bilderzahl die Möglichkeit eines größeren, das Wesen tiefer erfassenden Genusses geschaffen, wäre das Weniger der Darbietungen ein Mehr des Verständnisses geworden, das doch nicht in erster Linie Fleiß und eine gewisse bewegliche Vielseitigkeit, sondern vor allem auf Grund des wirklich Charakteristischen die selbständige Art einzelner Künstler kennen lernen soll. Wenn Darnaut mit 83 Arbeiten auf den Plan tritt, hat er gewiß in jeder etwas Ansprechendes zu sagen; aber nicht alles, was er sagt, bringt uns auch Neues über den Künstler, den man schon aus einem Viertel der obigen Zahl vollauf schätzen und lieben kann. Was wissen uns zum Beispiel sein „Baumstrunk“, „Waldfriede“, „Wilder Kümme“, „Sonniger Nachmittag“, „Am Teich“, „Friedhof in Rutenberg“, seine „Birken am Bache“ und „Wasserrosen“, „Birkenallee“ und der prächtige „Schloßgraben“, die feine Studie der „Stubenthorbrücke“ zu sagen! Es reicht für eine Darnaut-Charakteristik mit dem Zusage aus, daß der Künstler, der in unmittelbarer Fühlung mit den Wörpswedern sich weiterzubilden suchte, eine Angleichung der österreichischen Landschaftsmalerei an diese norddeutsche Gruppe mit ihrer Massengliederung, mit ihren in breiten, kräftigen Strichen herausgearbeiteten Licht- und Farbengegensätzen anstrebt, in denen oft reizvolle, gerade von den österreichischen Landschaftlern stets geschmackvoll herausgeholte Details untergehen. Darnaut bleibt auch darin er selbst und gibt sogar dort, wo er etwas worpswedert, seine uns lieb gewordene Art nicht preis. In die Wiener Stadt und an andere Orte unseres weiteren Vaterlandes führen uns manche der 59 Arbeiten Karl Bippich's, der mit scharfem Blicke charakteristische Beduten herausfindet und in ihnen — abgesehen von der feinen künstlerischen Behandlung — ein für spätere Zeiten doppelt wertvolles Material aufspeichert; dasselbe wird erst recht zur Geltung kommen, wenn die Gegenwart noch gründlicher mit dem aufgeräumt haben wird, was Bippich's Pinsel interessiert. Als vortrefflicher Schilderer des Wiener Volkslebens erweist sich der mit 56 Werken vertretene Joh. Nep. Geller; ihm kommt es weniger auf das Herausarbeiten der Typen als auf die malerische Wirkung des Gesamtbildes an, das er selbst bei dem ab und zu unverkennbar berben Zugreifen nicht ohne Anmuth behandelt. Eine Menge prächtiger Landschaftsmotive unserer Heimat findet in ihm einen liebevollen und beredten Interpreten

der überall coloristischer Geschlossenheit mit Geschick und Erfolg zustrebt. Die Collectivausstellung von Ludwig Koch mit 77 Nummern interessierte besonders die militärischen Kreise und erfreute sich auch wegen der Bildnisse der Erzherzoge Rainer, Franz Ferdinand, Otto, Ferdinand Karl, Franz Salvator und Heinrich Ferdinand eingehender Beachtung von Seiten Sr. Majestät des Kaisers und des Hofes. Besonderen Beifall fanden „Das 5. Dragoner-Regiment Nikolaus I., Kaiser von Rußland, unter Oberst Graf Auersperg in der Schlacht bei Leipzig“ (im Besitze des Regimentes selbst) und das Reiterbildnis des Prinzen Albrecht zu Schaumburg-Lippe. Aber manches streifte immerhin knapp an dem Begriffe der Schablonenware vorbei. Über ihn erhob sich wesentlich der unter südländischer Sonne in seiner Künstlerchaft ungemein vorgeschrittene Jehudo Epstein, für dessen 65 Arbeiten der beschränkte Raum keine günstige Ausstellungsgelegenheit bot. Durch das Drängen der Werke aneinander wurde die Ruhe der Betrachtung stark beeinträchtigt, die man gerade angesichts der Darbietungen eines jungen, erst zur vollen Entwicklung ansetzenden Künstlers doppelt gern festhält, besonders wenn sich in ihnen so offenkundig ein sehr beachtens- und förderungswertes Talent regt, wie dies hier der Fall war. Epstein verfügt über eine ganz eminente Farbenbegabung, die selbst Bildnisse fast nur durch die Farbwerte zu charakterisieren versteht, aber in strengerer Selbstzucht sich noch läutern muß, um auch künstlerisch vornehme Wirkung zu erreichen; heute stößt noch manches durch eine fast entsetzliche Roheit ab, die sich gewiß mildern wird, ohne in süßliche Gelehrtheit zu verfallen. Davor wird Epstein sein guter Geschmack bewahren, den die feine Auswahl so manchen Motives befundet und die Farbenfreude des Südens auf erfolgreiche Wege geleitet hat. Epstein ist, wie einige Nummern besonders erkennen lassen, zugleich ein correcter Zeichner und erfreut sich damit eines Vorzuges, dessen sich nicht all' seine Kunstgenossen rühmen können, so sehr sie es eigentlich sollten. Aber auch hier thut noch Vervollkommnung noth, um später in der Vereinigung guter Zeichnung und Farbengebung zu bedeutenden Schöpfungen emporzusteigen. Als verheißungsvolles Vorstadium dazu durfte man die in den ausgestellten Arbeiten sichtlich gewachsene Leistungsfähigkeit Epstein's nur mit Freuden begrüßen.

Nächst diesen Sondercollectionen, welche die Herbstausstellung des Künstlerhauses über manche ihrer unmittelbaren Vorgängerinnen hoben, fesselte noch manches Werk anderer, in diesen Räumen schon wiederholt vertretenen Künstler. In noch frischem Gedekten ist die machtvolle Leistung von Egger-Vienz, dessen „Herbstsonne“ sowohl in der reizenden Anordnung, als auch in der Weichheit der reichen Farben eines der besten Bilder der ganzen Ausstellung war. Feine Stimmung beherrscht nicht minder das Werk „Im Klostergarten“. Mit einer wirklich an Leibl gemahnenden Wahrhaftigkeit bringt A. S. Schram ein Jägerbildnis, das mehr befriedigt als „das Volksbad in Rimini“ in seiner gesuchten Farbenspielerei. Plastisch gestaltende Kraft sprach aus einem viel beachteten Porträt von Paul Joanowits, die schon so viele Freunde zählende Liebenswürdigkeit der Naturschilderung Schaeffer's aus zwei Penzinger Motiven. Im Bildnisse entwickelte Hans Temple die bereits früher an ihm mehrmals beobachtete Flotttheit freier, mit breitem Pinselstriche arbeitender Behandlung, deren Knappheit das volle Erfassen der Persönlichkeit nicht versagt ist. David Rohn hält in zwei prächtigen Rothstiftzeichnungen die Züge des Unterrichtsministers Dr. Wilh. R. v. Hartel und des kunstfinnigen Grafen Hans Wilczek fest. An Lomec und dem Prager Anton Hudeček bemerkt man kaum wesentliche Neuheiten der Auffassung und Behandlung. Gleichfalls mehr in den Geleisen des an ihnen schon wiederholt

Beobachteten bewegen sich Julius von Blaas, Ribarz, Ditscheiner, Zetsche, Samja, Wicherer u. a. Kopallik's „Kirche Maria am Gestade“, Nowak's „Klosterruine“, die Bilder von Jos. Kinzel, die flandrischen Motive Frank's, besonders „Brügge“, Giesel's „Schnepfenjagd“ fanden viel Beifall, der auch einem Marmorporträt von Zumbusch und dem stimmungsvollen Marmorrelief „Echo“ von Theodor Charlemont nicht vorenthalten wurde. Sonst bot die Plastik nichts besonders Erwähnenswerthes. Im allgemeinen erregte die nahezu ausschließlich Werke der Österreicher umfassende Herbstausstellung des Künstlerhauses ein stärkeres Interesse als jene der Secession mit den erotischen Federbissen, bei deren Mehrzahl die Anziehungskraft nicht in der Größe der Kunstleistung, sondern mehr in der Seltenheit ihres Erscheinens auf dem Wiener Boden lag.

Während der Herbstmonate lenkten Ausstellungsvorbereitungen die Aufmerksamkeit des kunstfreundlichen Publicums auf den Wiener Künstlerbund „Hagen“, der gleich der Secession sich von der ihn ehemals umschließenden Künstlergenossenschaft los sagte und als selbständige Vereinigung neben beiden sich entfalten will. In die Periode dieser Berichterstattung fielen die Adaptierungsarbeiten in der städtischen Markthalle in der Zedlitzgasse, die zum Drittel pachtweise dem Hagenbund für seine Ausstellungen überlassen wurde. Das Programm derselben umfaßt für die Eröffnungsausstellungen ausschließlich Werke österreichischer Künstler, deren erste Abtheilung Werke bildmächtiger Wirkung und große Plastik bringen soll, während der zweiten Werke graphischen und illustrativen Charakters, Architektur, Kunstgewerbe und Kleinplastik zugewiesen wurden. Als eigentliche Frühjahrsausstellung ist „Die Kunst im Leben des Kindes“ in Aussicht genommen, der namentlich seit dem Dresdener Kunsternährungstage eine gewisse Actualität nicht abgesprochen werden kann. Also eine anerkennenswerte Abwechslung neuer Anregungen, von der wir im Zusammenschließen mit den von anderen Seiten ausgehenden eine erfreuliche Befruchtung unseres Kunstlebens erwarten wollen! Vielleicht bringt uns der Wettstreit der Getrennten rascher einen neuen Aufschwung als das ruhige Nebeneinanderschaffen der ehemals Vereinten, dem bis zu einem gewissen Grade eine Stagnation nicht abgesprochen werden konnte.

Die Räume des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie öffneten sich zunächst einer interessanten Ausstellung von Arbeiten der Lehrkräfte kunstgewerblicher Lehranstalten. Es war ein überaus glücklicher und sofort mit höchst erfreulichem Erfolge in die That umgesetzter Gedanke der Unterrichtsverwaltung, den Lehrern an kunstgewerblichen Schulen die neuen Methoden im Zeichnen und Modellieren durch besondere Feriencurse, für deren Abhaltung Wien, Prag und Salzburg gewählt wurden, zu erschließen und vertrauter zu machen. Unter der Leitung der Professoren Straßer, Roller, Ambrus, Breitner, Nowak, Reßler, Hammel und Moll wurde von den Theilnehmern dieser Curse, deren Zahl fast 70 erreichte, im allgemeinen viel Gutes geleistet. Nicht nur das Zeichnen, Malen und Modellieren nach Naturformen, sondern auch das Stilisieren von Pflanzen- und Thierformen mit Beziehung auf die Decoration verschiedenartiger Gebrauchsgegenstände sowie Anfertigung perspectivischer Aquarellskizzen für Darstellung kunstgewerblicher Objecte bildeten das Programm dieser Curse, welches mit Recht auch auf die Unterweisung in der Photographie und im Gebrauche des Skioptikons Bedacht nahm. Die ausgestellten Arbeiten bezeugten eine zielbewußte, unstreitig sehr anregende Lehrmethode, die durch die nur höchst wünschenswerte Fortsetzung der so glücklich begonnenen Curse gewiß schon in absehbarer Zeit das bei

uns erfreulichst ausgestaltete Fachschulwesen nur noch mehr heben wird. Man darf es mit großer Genugthuung verzeichnen, daß unser kunstgewerblicher Unterricht auf der Höhe der Zeit sich bewegt, ihre Anforderungen versteht und überall die fachgemäße Verwirklichung derselben fest ins Auge faßt; die Leistungen der Feriencurse sind ein neuer Beweis dieser Thatsache.

Bis Ende December beherbergte der Saal VII des österreichischen Museums eine neue Abtheilung der Textilsammlung, die namentlich mittelalterliche Gewebe, Stickereien und Posamenterien — darunter prächtige Goldbrocate des 13. und 14., sowie kirchliche Stickereien des 15. Jahrhunderts — umfaßte.

Am 23. November erfolgte in Gegenwart des Unterrichtsministers Dr. v. Hartel und eines zahlreichen distinguierten Publicums die Eröffnung der Weihnachtsausstellung des österreichischen Museums, die wieder einen sehr befriedigenden Überblick über hervorragende Leistungen unseres Kunstgewerbes vermittelte. Ab und zu wurde wohl ein von anderen Veranstaltungen in günstiger Erinnerung gebliebener Ausstellungstheilnehmer vermißt; aber das Ganze war trotzdem reich und wirkte überwiegend vornehm. Daß auch die „historischen Stile“ dabei zum Worte kommen durften und in dem von J. D. Schmidt thatsächlich ganz vortrefflich ausgestalteten großen Barockprunksaale sogar recht anspruchsvoll auftraten, hat weder der Ausstellung noch dem Publicum offenkundig geschadet, so wenig es auch den Anschauungen der Modernsten entsprechen mochte. Aber die letzteren sind ja immerhin noch nicht allein maßgebend und werden gewiß noch eine Zeitlang ein solches Zurückgreifen auf das nach ihrer Ansicht Überwundene über sich ergehen lassen müssen. Die ausgestellten Interieurs, auf deren geschmackvolle Einordnung in das Ausstellungsganze das österreichische Museum traditionell hohen Wert legt, waren durchwegs anziehend, theilweise höchst stimmungsvoll, behaglich und anheimelnd; die bekanntesten Firmen, wie Sigm. Jaran, Portois und Fir, Jul. und Jos. Herrmann, Bospischil, haben Gedanken von Baron Kraus, Holzinger, Brutscher ihren Ausführungen zugrunde gelegt. Einer neuen Formsprache strebten die Bugholzmöbel von J. und J. Kohn zu. Auf die Möbelfertigung übten Entwürfe aus dem Atelier des Museums (Professor Hammel) einen sehr günstigen Einfluß aus; derselbe Industriezweig hat auch Professor Joseph Hoffmann fruchtbare Anregungen zu danken, welche mit englischer Ausdrucksweise sehr glücklich einen Wiener Grundton zu verbinden wissen. Vorzügliches boten Textil- und Glasindustrie. Ginzkey arbeitet nach Entwürfen von Hans Christiansen, Haas nach solchen von Otto Edmann. Olbrich mäßigt sich in der Farbengebung großgezeichneter Teppiche. Prächtige Harmonie von Linie und Farbe erzielen Vorhang- und Möbelfstoffe nach Moser, Benirschke u. a. Lobmeyr war wie immer mit Eigenartigem von hoher Vollendung vertreten, die in der zartesten Feinheit der Gravierungen überraschte. Originelle und geschmackvolle Formen nach Entwürfen Kolo Moser's und seiner Schule fesselten bei den von Bafalowitz ausgestellten Objecten. Mit Tiffany-Erzeugnissen wetteifert Ritter von Spaun, in manchem bereits seinem amerikanischen Vorbilde überlegen und die wunderksamsten Farbewirkungen von pikantestem Reize erzielend. In der Porzellanabtheilung erregte nächst Ernst Wahlig, dessen in Scharffeuer-Emailtechni decorierte Vasen wie edelsteinbesetzt sich ausnahmen und die prächtigen Gofinstücke fast in Schatten stellten, besondere Aufmerksamkeit die Wiener Firma Joseph Böck mit einem flott decorierten, von Professor Hammel entworfenen Tafelservice und mit dem durch praktische Form auffallenden Kaffeeservice der Moser-Schülerin Jutta Sida. Geyling's Erben gaben in

den Glasmalereien einzelner Interieurs sehr schöne Proben unverminderter Leistungsfähigkeit. Die Kunst-Erzgießerei Krupp ließ in vortrefflichen Bronzen, Vasen, Statuetten, Beleuchtungskörpern u. dgl. ihr Streben nach inniger Fühlung ihrer Leistungen mit der Kunstbewegung der Gegenwart recht glücklich zur Geltung kommen. Hugo Munk, sowie Theyer und Hardtmuth dankte man die Gelegenheit zur Beurtheilung, mit welch' feinem Geschmack und mit welch' künstlerischer Vollendung die österreichische Papierausstattung heute arbeitet. Unter den Juwelierarbeiten, die immer noch ausgesprochene Abhängigkeit von französischen Einflüssen verrathen, verdienten einzelne Stücke der Auslagen Hauptmann, Hoffstätter, Rozet und Fischmeister nähere Betrachtung; namentlich die letzteren lassen sich auch die Weiterentwicklung der modernen Technik überaus angelegen sein. Georg Klimt, ein Bruder des Malers, und Nikolaus Stadler beherrschen meisterhaft die Treib- und Relieffkunst der Metallbearbeitung, selbst der Materialabtönung zarte Wirkungen abgewinnend. So verdiente wohl noch manches Erwähnung, wenn nicht die Raumberücksichtigung größere Beschränkung geböte. Der Gesamteindruck der Ausstellung durfte mit Recht befriedigen; sie zeigte in Vielem erfreuliche Fortschritte.

Durch das Entgegenkommen des österreichischen Museums, das schon mancher Provinzialausstellung werthtätig zur Seite gestanden, wurde eine Ausstellung für modernes Kunstgewerbe in Salzburg wesentlich gefördert, welche der Belebung des dortigen Kunstgewerbes zustatten kommen sollte; auf diese Weise bewahrt das Wiener Institut gedeihliche Fühlung mit den Bestrebungen der Provinzen.

Die Jubiläums-Möbelausstellung bot den Wiener Firmen gleichfalls Gelegenheit, mit geschmackvollen Erzeugnissen, die theilweise ganz modernen Anschauungen huldigten, vor die Öffentlichkeit zu treten. Wie sehr manches den Besuchern zusagte, bewies der gerade in dieser Ausstellung erzielte namhafte Verkauf. Diese Thatsache steht in ganz offenkundiger Wechselbeziehung mit dem Einleben moderner Formen im Wiener Kunstgewerbe, das so recht in der Weihnachtsausstellung des Wiener Kunstgewerbevereines zutage trat. In derselben reichten die alten Stile durch eine Gruppe von Übergangswerken bereits der mit zuversichtlichem Wagemuthe auftretenden Moderne, die überall ihre Daseinsberechtigung erweisen will, die Hand. Neben den prächtigen Erzeugnissen der Hofjuweliere B. Mayer's Söhne, der Hof-Metallwarenfabrik Moriz Hader, der Hof-Bronzewarenfabrikanten Djedzinski und Hanusch, des Silberwarenfabrikanten Max Schwarz, des Porzellanwarenhauses Ernst Wahlig waren Bakalowitz mit reizenden Glasarbeiten nach Moser's Entwürfen, die keramischen Werke „Amphora“ (Kießner, Stellmacher und Kessel) in Turn-Teplic mit Fayencen in modernen Scharffeuerdecoren und der Hof-Tafner Bernhard Grndt mit einem Ofen im Stile Ludwig XIV., der einem im Stifte Klosterneuburg ähnlich ist, sehr gut vertreten. Daneben forderte in der Sondergruppe „Wiener Kunst im Hause“ die Jugend gleiche Beachtung. Mehrere Schüler und Schülerinnen der Professoren Hoffmann und Moser haben hier drei gemeinschaftlich gearbeitete Interieurs zur Ausstellung gebracht und lassen in denselben eine erfreuliche Abklärung des Formenfinnes, Vereinigung von Gediegenheit und Einfachheit mit Eleganz und Bornehmheit erkennen. Hans Bollmar, Karl Sumetsberger, Wilhelm Schmidt und Franz Mefner fanden in den Damen Elsa Unger, Trethan, Sida und Baronesse Falke gleichstrebende Partnerinnen; ihre Gesamtleistung erzielte bereits einen recht befriedigenden Eindruck. Auch die Weihnachtsausstellung des bösnisch-herzegowinischen Haus- und Kunstgewerbebureaus lodte

mit einer reichen Anzahl künstlerisch ausgeführter Neuheiten in Gebrauchs- und Luxusgegenständen, unter denen getriebene und gravierte Metallarbeiten, reich in Silber und Gold taufchierte und incrustierte Stahl-, Bronze- und Holzgegenstände sowie Stidereien und Teppiche hervorragten. In der Weihnachtszeit traten der Albrecht-Dürer-Verein, die Vereinigung österreichischer bildender Künstler und Künstlerinnen, welche eine Collection von Franz Alt als nachträgliche Ehrung anlässlich des 80. Geburtstages brachte, und der erst ein Jahr bestehende Wiener Künstlerbund mit recht gut besuchten Ausstellungen vor das Publicum; besondere Zugstücke gab es in keiner derselben.

Die Wiener Kunstsalons strebten gleichzeitig darnach, anziehende Abwechslung zu bieten, die freilich nicht immer erreicht wurde. Bei Miethke stellte Frau Clementine v. Wagner eine Anzahl von gut gemalten Bildnissen aus, denen aber zumeist das Eindringen in die Seele des Dargestellten abgeht, obzwar es nicht an feinen Einzelzügen fehlt. Die Sonderausstellung der tschechischen Maler Max Svabinský und Anton Slavicek — gleichfalls bei Miethke — bot nach dem, was man hierorts bereits von beiden kannte, eigentlich nicht viel Neues für die Charakterisierung ihrer Arbeitsgebiete; immerhin interessierte Svabinský nicht bloß durch die Persönlichkeiten seiner Porträts (Mieger, die Dichter Jar. Brchlický, Jul. Zeyer, Svatopluk Čech, Hugo Salus, Professor Goll), sondern auch durch die ebenso lebendige wie intime Darstellungsweise. Die österreichischen Staatserwerbungen auf der Pariser Weltausstellung waren im Salon Bisko der Besichtigung zugänglich. Unter ihnen waren nahezu 30 japanische Gemälde, gegen Schülerarbeiten des technologischen Institutes eingetauscht, besonderer Beachtung wert, da sie bereits einen Wandlungsproceß in der japanischen Malerei erkennen lassen. Die Reproduktionen von 40 Handzeichnungen Renouard's wurden vom Handelsminister der Hofbibliothek, die französischen Plakate und Menuarten dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie zugewiesen. Die zahlreichen Ankäufe der letzteren, französische, englische und skandinavische Objecte, können als befriedigend bezeichnet werden, obzwar vereinzelt auch wunderliche Stücke dazwischenlaufen. Die fast 7000 erreichende Besucherzahl spricht am klarsten für das dieser Ausstellung entgegengebrachte Interesse. Im Salon Bisko, der darauf eine Gruppe der Münchener Secession vorführte, vereinigte der Wiener Maler Ludwig Hans Fischer 58 Werke seiner Hand, hauptsächlich Motive aus Wien, Dalmatien, Griechenland, Italien, Ägypten und Indien; das Oberstkämmereramt im Auftrage des Kaisers und das Unterrichtsministerium fanden sich auch unter den zahlreichen Käufern dieser Ausstellungsobjecte. Bei Hirschler, Neumann oder im Salon Venezia gab es nichts besonders Erwähnenswerthes.

Zwei Ausstellungen hingen mit Jubiläen zusammen. Anlässlich des 50. Gründungsgedenktages der Schottenfelder Realschule, der am 9. November festlich begangen wurde, veranstaltete man eine künstlergeschichtlich interessante Jubiläumsausstellung von Schülerarbeiten, unter welchen Tilgner, Benk, Wenr, Bernt, Schmuget und andere bekannte Namen mit hübschen Stücken vertreten waren. Von größerer Bedeutung war die Ausstellung, welche am 4. November bei der Feier des 40jährigen Bestandes der photographischen Gesellschaft in den Räumen der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt eröffnet wurde. Sie wollte den so augenfälligen Gegensatz der unbeholfenen Anfänge der Photographie und der so überaus hochstehenden Leistungen der Gegenwart weiteren Kreisen zum Bewußtsein bringen. Gerade auf die Pflege dieses Kunstzweiges darf Österreich

besonders stolz sein. Die eben erwähnte graphische Lehr- und Versuchsanstalt und ihr zielbewußter Leiter Hofrath Dr. Eder, zugleich Präsident der photographischen Gesellschaft, erfreuen sich in ganz Europa des größten, wohlverdienten Ansehens und behaupten in Fragen der vervielfältigenden Kunst eine führende Stellung. Darum stand die Jubiläums-Ausstellung der photographischen Gesellschaft bei diesen beiden in zu- ständigster Patronanz. Unter den fast die Zahl von 700 erreichenden Ausstellungs- nummern, an welchen man die allmähliche Entwicklung der Photographie vortrefflich studieren konnte, erregten auch die Collectionen einzelner Amateure besondere Auf- merksamkeit, so z. B. jene des Landesrathes Dr. Rostersig, des Dr. Julius Hofmann, Philipp's R. v. Schöller. Des Erfreulichen und Lehrreichen, des zu künstlerischen Anforderungen und Leistungen Fortschreitenden gab es da gar manches zu sehen.

Bei den Ausstellungen standen, soweit es sich nicht um kunstgewerbliche Objecte handelte, die Werke der Malerei in erster Reihe; die Plastik war im allgemeinen schwach vertreten. Doch ist auch abgesehen von den Ausstellungsobjecten für sie manch' Beachtenswerthes zu verzeichnen. Vor dem Parlamentsgebäude wurden die Rossbändiger von J. Lax aufgestellt, recht lebendig in der Bewegung. Auf die Grabdenkmalsplastik wurde die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade hin- gelenkt durch die Ausstellung des von Hasselries ausgeführten Denkmals in der Rotunde, das als Schmuck für das Grab Heine's auf dem Friedhofe von Montmartre in Paris bestimmt war. Dem Dichter Karl Maria Heide wurde auf dem Heiligen- städter Friedhofe nach dem Entwurfe des Architekten Fabiani ein Denkmal errichtet, dessen plastischen Schmuck Alphons Canciani gearbeitet hat; die an den Obelisk gelehnte weibliche Gestalt, wie in Erinnerung versunken, ist fein empfunden, das Reliefbildnis des Verstorbenen wohl gelungen. Fast gleichzeitig, am 24. October, wurde auf dem Centralfriedhofe das von Johann Benk's Meisterhand stammende Grabmal für Johann Strauß enthüllt, das in Laaser Marmor zur stattlichen Höhe von 4 Meter ansteigt und in der Reihe der Ehrengräber eine beachtenswerte Stellung behaupten wird; die Gestalt des Donaumeibchens und die prächtige Kindergruppe im Walzertempo, ein an sich etwas fremdartiger Grabschmuck, finden durch die Persönlichkeit des zu Verewigenden, dessen Bildnismedaillon aus der Felswand herausgearbeitet ist, ihre Erklärung. Für das Anzengruber-Denkmal hat der Bildhauer Hans Scherpe das Hilfsmodell bereits vollendet, das zu den Füßen des überlebensgroßen Dichters den von der Arbeit ausruhenden Steinklopfer-Hans zeigt. Im Cottageparke in Hiezing wurde Anfangs October das Denkmal des Freiherrn Alexander v. Hugel enthüllt, welches der Hiezingener Verein der Gärtner und Gartenfreunde dem berühmten Wiener Förderer der Gartenbaukunst widmete. Mit der gleichfalls aus Laaser Marmor hergestellten überlebensgroßen Büste hat Johannes Benk, der den geistreichen Männer- kopf trefflich charakterisierte, ein Wien wirklich zur Zierde gereichendes Werk vollendet. Für die Christuskirche der großbritanischen Botschaft in Wien führte der Hellmer- Schüler Anton R. Hanak nach einem Bildnisse von Angeli ein lebensgroßes Relief- brustbild der Königin Victoria in Carraramarmor aus. Eine lebhaft Discussion regte die Umkehrung des Beethoven-Monumentes an, die durch die Ausgestaltung der Lothringerstraße bedingt erscheint, da es immerhin etwas für sich hat, ein Denkmal lieber Gartenanlagen als einer Häuserreihe zuzuwenden. Natürlich mußte dem entsprechend auch der ganze Sockelschmuck mit seinen Inschriften diese Wendung mitmachen. Die Gesamtwirkung der neuen Anordnung wird sich jedoch erst beur- theilen lassen, bis die neue Anlage thatsächlich ein Rahmen der Denkmalsaufstellung

geworden ist. Im ersten Stadium befinden sich die Vorbereitungen für die in allen Bevölkerungstheilen aufs sympathischste begrüßte Errichtung eines Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Wien, für dessen Aufstellung eine vom „Neuen Wiener Tagblatt“ eingeleitete Umfrage bei verschiedenen hochstehenden und kunstinteressierten Persönlichkeiten die Wahl des Volksgartens als am meisten entsprechend bezeichnen durfte. Doch wird wohl noch einige Zeit vergehen, ehe die Entscheidung über die Platzfrage für dies Denkmal wirklich auf der Tagesordnung steht. In der Universität wurden die Denkmäler für Lotheisen, Peggval und Doppler enthüllt. Das marmorne Reliefbildnis Lotheisen's arbeitete Hans Bitterlich sehr ansprechend. Das Peggvalrelief von Brenet widmete die photographische Gesellschaft anlässlich ihres Jubiläums, die Dopplerbüste von Georg Leiser das Unterrichtsministerium. Für die Zwischenräume zwischen den Erdgeschossfenstern der neuen Hofburg vollendeten außer dem verstorbenen Tilgner die Bildhauer Bent, Brenet, Hellmer, David, v. Hofmann, Haerdtl, Rauffungen, Rundmann, Koch, König, Scherpe, Schmidtgruber, Schwarz, Seib, Silbernagel, Smoboda, Weyr zwanzig große Marmorfiguren: Markomane, römischer Krieger mit der Weinrebe, Bajuvare, christlicher Glaubensprediger, Slawe, fränkischer Gaugraf, Magyare, Kreuzfahrer, Seefahrer, österreichischer Ritter, Magister, Burgunder Kaufherr, Stadtbürger, Bergmann, Landsknecht aus der Zeit Maximilians I., Wallensteinischer Soldat, Pole aus dem Heere Sobieski's, bewaffneter Wiener Bürger, Bauer mit zerbrochenen Ketten und Tiroler Landesvertheidiger. Der Gedankenzusammenhang dieser Statuenreihe illustriert vortrefflich die verschiedenen Phasen cultureller Entwicklung und geschichtlich bedeutsame Momente. Für die Ausschmückung des Herrenhausflügelbauwerkes arbeiten Schmerzel, Rauffungen, Edm. v. Hofmann, Joseph Beyer, Hugo Haerdtl, Arthur Kaan, Joseph Vax und Franz Koch an den als Nischenschmuck bestimmten Statuen des Enkurg, Solon, Themistokles, Aristides, Sophokles, Perikles, Demosthenes und Sokrates. Die Herstellung der Statuen des Numa Pompilius, Cincinnatus, Fabius Maximus, Cato, Gaius Gracchus, Cicero, Manlius Torquatus, Augustus, Seneca und Constantin beschäftigt die Bildhauer Emerich Smoboda, Joseph Raffin, Theodor Charlemont, Hans Bitterlich, Stanislaus Lemandowski, Karl Sterrer, Wilhelm Seib, Anton Brenet, Stephan Schwarz und Hans Scherpe. Eine mit Unterstützung der verstorbenen Kaiserin Elisabeth durchgeführte hochinteressante Bildhaueraufgabe löste Schmerzel mit seinem Reconstructionsversuche des östlichen Parthenongiebels in Athen. Sein 1895 im Künstlerhause ausgestellter „Kampf der Athene mit Poseidon“ hatte in so hohem Grade das Wohlgefallen der hohen Frau gefunden, daß sie den Künstler durch den Auftrag auszeichnete, für sie nach eigener Wahl des Themas eine Arbeit auszuführen, für welche Schmerzel der oben genannte Vorwurf besonders geeignet schien. Im Auftrage des Handelsministeriums wurde nach dem preisgekrönten Entwurfe des Professors Stephan Schwarz die bronzene Gedächtnisplatte für die österreichischen Theilnehmer an der Pariser Weltausstellung geprägt. Die Vorderseite zeigt in zart reliefirter Landschaft die an zwei Arbeiter Lorbeerzweige austheilende Austria, während die Rückseite mit der wohlgetroffenen Ansicht des durch Baurath Baumann errichteten österreichischen Reichshauses aus der rue des nations geziert ist. Anlässlich der Jahresfeier der Enthüllung des Goethedenkmal ließ der Wiener Goethe-Verein durch die kunstgeübte Hand Rudolf Marschall's eine wirklich reizende Plakette anfertigen, die einen dem Hellmer'schen Standbilde sich nähernden Jüngling mit Kranzgewinden bietet; die Composition füllt höchst geschickt den Raum und wirkt durch den Gegensatz des Reliefcharakters des Denkmal und der huldigenden Gestalt ganz vorzüglich.

Unter den Leistungen der Architektur können zwei Kirchenbauten verzeichnet werden: die nach den Plänen des Baurathes Jordan aufgeführte Kirche in Döbling für die unbeschuhten Carmeliter, die ihr altes, der Demolierung verfallenes Kloster in der Leopoldstadt aufgaben, und die St. Antoniuskirche in Favoriten. Den Bau der letzteren führte der Hofbaumeister Schmalzhofen nach Plänen des Baurathes Ritter v. Neumann; die figurale malerische Ausschmückung der an die Baugedanken von S. Marco in Venedig anknüpfenden Anlage ruhte in den Händen des Professors Wörndle von Adelsfried, die ornamentale Malerei war Schönbrunner übertragen, während Düll und Bildhauer Bernard den Figurenschmuck besorgten. Der Triumphzug Christi in der Kuppel athmet den Geist Führich's. Ein heißer Streit droht bei der Verbauung der Kaiser Franz Josephs-Kasernengründe zu entbrennen, deren Inangriffnahme eigentlich eine vollständige Beiseiteschiebung künstlerischer Interessen zeigte. Es ist daher nur vollkommen erklärlich, daß die an der künstlerischen Lösung der Frage interessierten Corporationen, darunter besonders auch der österreichische Ingenieur- und Architektenverein, bei den zur Entscheidung berufenen Instanzen Vorstellungen zur Wahrung des künstlerischen Standpunktes erhoben und insbesondere bei dem Kriegsministerium, für welches zwischen dem österreichischen Museum am Stubenring und dem Donaucanale ein neuer Prachtbau erstehen soll, die Ausschreibung einer öffentlichen Concurrrenz unter den österreichischen Architekten behufs Gewinnung geeigneter Projecte zu erreichen suchten. Die Vorstellung scheint etwas verspätet gekommen zu sein, da das Kriegsministerium bereits durch Beamte des Militär-Bau-Ingenieurcorps die Entwürfe ausarbeiten ließ, die der Genehmigung harren; letztere läßt sich ja immerhin noch an die Einhaltung gewisser künstlerischer Forderungen knüpfen, deren Geltendmachung niemals aus dem Auge gelassen werden darf. Freilich bedeutet es für die Künstlerschaft unzweifelhaft eine Unterbindung der nach Bethätigung ringenden Kraft, einen idealen Verlust, wenn ihr die Möglichkeit freien Wettbewerbes bei Unternehmungen im großen Stile nicht eingeräumt wird: denn letztere gehören ohnehin zu den Seltenheiten. In dieser Beziehung hat die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien bei der Concurrrenz für den Bau des Kaiser Franz Josephs-Stadtmuseums mehr der billigen Rücksicht auf die Künstler Rechnung getragen, was mit der idealen Bestimmung des Gebäudes, das an den herrlichen Bau der Karlskirche harmonischen Anschluß finden soll, vortrefflich im Einklange steht. Von den eingereichten 38 Projecten sind 8 für die engere Bewerbung ausgewählt und honoriert worden. Otto Wagner, der schon früher in der Secession mit einem die Aufmerksamkeit erregenden Stadtmuseumsprojecte hervorgetreten war, zeigt das eingehendste Studium aller Einzelheiten, nützt den in der Form nicht besonders glücklichen Bauplatz sehr geschickt aus und findet bei schöner Klarheit des Grundrisses zweckmäßige Anordnung der Räume; in der Gesamterscheinung dürfte sich der Bau bescheiden der Karlskirche unterordnen. Freiherr v. Kraus und Tölk sind über eine glückliche Raumvertheilung wenig hinausgekommen, während Albert H. Pecha's Entwurf sich Einfachheit und gute Verhältnisse, entsprechende Anpassung an die Architektur der Umgebung nicht absprechen lassen, welch' letztere man dem auch sonst nicht einwandfreien Projecte Friedrich Schachner's weniger nachrühmen kann. Secessionistische Motive, in deren Vortrag Otto Wagner viel Originalität und Grazie entwickelt, finden sich bei guter Grundrisslösung nicht minder bei Waneczet und Tomek, entschiedener noch bei Max Hegele; bescheidener hielten sich Sominski und die Brüder Drexler. Viel Beachtung fand und verdiente die tüchtige Arbeit von

Rudolf Dief, obzwar sie in Einzelheiten die Unterbringungsmöglichkeit der Sammlungen etwas zu sehr aus dem Auge verliert. Nach allem läßt sich aber mit Sicherheit erwarten, daß die in guten Bahnen sich bewegende Angelegenheit des Stadtmuseumsbaues in absehbarer Zeit schon vor der Inangriffnahme der Arbeit stehen wird. Bereits im Stadtrathe wurde die Frage der Erbauung eines neuen Theaters im dritten Gemeindebezirke (Landstraße) erörtert, für welches die Überlassung des Baugrundes unter ähnlichen Bedingungen empfohlen wurde, unter welchen man den Baugrund für das Jubiläumstheater zur Verfügung stellte. Ein Baublock an der Marrergasse ist für diesen Zweck als besonders geeignet in Aussicht genommen. Nach den Plänen des Architekten Fellner und Hellmer wird das Stadttheater in Fürth ganz als Steinbau errichtet; bei dem Wettbewerbe für den figuralen Schmuck desselben erlangte den ersten Preis für die Ausführung der großen Giebelgruppe und sämtlicher Fensterfrontgruppen Ernst Hegenbarth aus Wien. Zwei zweite Preise fielen bei gleichem Anlasse den Wienern Leopold Kofig und Franz Vogel zu. Viel Anklang fand der geistreiche Vortrag des diesjährigen Rectors der k. k. technischen Hochschule in Wien, des Professors Karl König, der am 26. October 1901 bei seinem officiellen Amtsantritte „über die Wissenschaft von der Architektur und ihre praktische Bedeutung“ besonders im Anschlusse an die Arbeiten des Franzosen Eugen Viollet le Duc und Gottfried Semper's manch' wahres und beherzigenswerthes Wort sprach. Daß an der eben genannten Hochschule Professor Karl Mayreder ein Collegium „über Städtebau“ liest, dessen Actualität die neue Auflage des prächtigen Buches von Camillo Sitte wohl am deutlichsten illustriert, spricht für die richtige und aufmerksame Wahrnehmung der praktischen Bedürfnisse der Gegenwart, mit welchen der Lehrplan der technischen Hochschulen zweifellos in erster Linie zu rechnen hat.

Unter den Anlässen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf die noch ausstehende Errichtung der schon öfters genannten „modernen Galerie“ lenkten, muß an erster Stelle die vom Unterrichtsministerium glücklich durchgeführte Erwerbung von Makart's „Fünf Sinnen“ und von Böcklin's „Meeresidylle“ erwähnt werden. Mit dem Ankaufe der schon nach ihrer Form berühmt gewordenen Makartbilder, die ja in Wien selbst entstanden, hat man noch in zwölfter Stunde eine dem Andenken des großen Coloristen längst schuldige Pflicht erfüllt und Werke von einst bahnbrechender Bedeutung bleibend für Wien gesichert. Das der besten Zeit Böcklin's angehörige Werk wurde aus dem Besitze des Berliner Commerzienrathes Ernst Seeger um 100.000 Mark erworben, eine manchem vielleicht hoch erscheinende Summe, die aber nach dem heutigen Stande der Preise für Böcklin-Bilder nicht übertrieben genannt werden kann, wenn es sich wie hier um ein wirklich gutes, eine ganze Bilderkategorie vortrefflich charakterisierendes Werk handelt. Nun aber Böcklin, Klinger, Segantini, Makart, Straßer u. a. bereits hervorragend vertreten und würdig aufzustellen sind, wird die Frage der Errichtung der modernen Galerie immer brennender. Die führenden Künstlerverbände Wiens behielten sie auch während der Berichtsperiode scharfgemäß im Auge. Sowohl die Künstlergenossenschaft als auch die Secession haben an kompetenter Stelle auf eine Beschleunigung der Angelegenheit hinzuwirken versucht. Denn es ist ganz unbestreitbar, daß das Bedürfnis nach Schaffung eines Sammelpunktes besteht, an welchem auf dem Wiener Boden weiten Kreisen der Bevölkerung Gelegenheit geboten werden soll, aus Kunstschöpfungen der neuesten Zeit das Ringen nach neuen Formen und Ausdrucksmitteln kennen und verstehen zu lernen. Will man in Wien thatsächlich eine solche Möglichkeit schaffen, die neben dem Genuße

der berühmten Kunstschätze aus früheren Epochen Vielen eine hochwillkommene Ergänzung bieten dürfte und zugleich der Gegenwart ihr unleugbares Anrecht auf gleiche Beachtung in zustimmendem oder ablehnendem Sinne sichert, so wird man aus der Geschichte der neuesten Böcklin-Erwerbung die Lehre ziehen müssen, Hauptwerke besonders geschätzter Meister, welche die heutige Kunst Europas repräsentieren oder angeblich repräsentieren sollen, möglichst bald zu kaufen. Die Absicht der „Vereinigung bildender Künstler Österreichs“, dem Ankaufe moderner Kunstwerke den Reingewinn ihrer Unternehmungen zu widmen und diese Erwerbungen der modernen Galerie zuzumenden, ist gewiß sehr lobenswert und hat bereits in mehr als einem Falle recht glückliche Verwirklichung gefunden. Sie darf aber nächst Zufallswidmungen nicht die hauptsächlichste Erwerbsgelegenheit bleiben, sondern muß in den von anderen Stellen geförderten und mit größeren Mitteln arbeitenden Actionen zielbewußte Unterstützung finden. Wird nicht bald die Frage einer entsprechenden Unterbringung der neuen Erwerbungen gelöst und in die That umgesetzt, dann bleibt das Ganze auf halbem Wege stehen und läßt sich den Zinsenertrag der Belebung des Interesses für die Kunst der Gegenwart in einem Augenblicke entgehen, in welchem er am ertragreichsten wieder verwendet werden kann. Anzeichen, auf welche demnächst näher eingegangen werden soll, sprechen dafür, daß man an entscheidender Stelle sich der Berechtigung solcher Erwägungen nicht verschließt und eine feste Grundlage für die Ausführung des Projectes schaffen will; hoffentlich greift man gleich zu einer definitiven Lösung und nicht zu einem Verlegenheitsprovisorium, das nur zur Verjüngung der Frage führen könnte.

Die Künstlerkreise Wiens begannen bereits im Herbst 1901 ihre Betheiligung an zwei großen Ausstellungsunternehmungen des Jahres 1902 ins Auge zu fassen, nämlich an der internationalen Ausstellung für decorative Kunst in Turin und an der deutschen Kunstausstellung in Düsseldorf. Erstere will alle Zweige künstlerischer und kunstgewerblicher Thätigkeit umfassen, die dem modernen Hause und seiner Ausstattung im weitesten Sinne des Wortes gelten; schon dieser Grundton macht sie einem großen Theile unserer Künstlerschaft sympathisch und wird gewiß manche unserer hervorragenden Firmen bestimmen, das große Ansehen des österreichischen Kunstgewerbes in dem Wettbewerbe mit anderen Völkern durch ebenso glänzende wie originelle Schöpfungen behaupten zu helfen. In der Düsseldorfer Ausstellung wird auch das historische Moment zur Geltung kommen. Für die Erzielung einer möglichst allseitigen Betheiligung aller Wiener Künstlergruppen an derselben war Professor Dr. Paul Clemen aus Bonn besonders nach Wien delegiert und hier erfolgreich thätig. So wird Wien in Ausstellungs-Unternehmungen der Oesterreich-Ungarn näher verbündeten Staaten voraussichtlich würdig vertreten sein, da die behördliche Förderung der Betheiligung bereits zweckentsprechend eingeleitet wurde.

Knapp vor Jahreschluß brachte die „Secession“ durch Überreichung eines Memorials an den Herrn Unterrichtsminister die Frage der Restaurierung des Riesenthores der Wiener Stephanskirche in Fluß, wodurch eine ziemlich erregte Discussion über Restaurierungsfragen eingeleitet wurde. Sie zog sich durch den ganzen Monat Januar 1902 hin und soll uns in dem nächsten Berichte noch näher beschäftigen.

An den seit September 1901 in Umlauf gebrachten neuen Zehn-Kronennoten konnte man wieder so recht die Überzeugung gewinnen, daß die Künstler-

schaft Wiens nur ihre Pflicht gethan, als sie vor einiger Zeit auf der Zuerkennung eines Einflusses auf die Guttheißung neuer Notenentwürfe bestand. Gegen die wirklich nicht befriedigenden Zwanzig-Kronennoten ist ja in den Zehn-Kronennoten bereits manches besser geworden; aber trotz der sehr sorgfältigen Zeichnung und Gravierung, welche Punktierung und Schraffierung zu vereinigen sucht, hat das Ganze ein verschwommenes und verblasstes Aussehen. Dadurch wird zweifellos die rasche und bestimmte Einprägung des Notenbildes und die Erkennung eines eventuellen Falsificates für ein weniger geübtes Auge etwas erschwert.

Der Umsatz auf dem Kunstmarkte war, wie die Verkäufe in den Ausstellungen zeigten, immerhin ein recht lebhafter, obzwar die ausstellenden Künstler angesichts der Fülle ihrer Darbietungen noch eine größere Kauflust des Publicums gewünscht haben mögen. Die Gemäldegalerie des am 9. Mai 1901 verstorbenen Domcapellmeisters Gottfried v. Breyer, welcher das Verkaufserträgnis zum Baue und zur Erhaltung eines Wiener Asyls für Waisenfinder ohne Unterschied der Confession bestimmte, wurde von dem amerikanischen „Kupferkönige“, dem Senator E. Clark von Montana, erworben und wanderte über den Ocean. Haben auch manche Werke, die berühmten Meistern wie Holbein, Franz Hals, Van Dyck, Rubens, Rembrandt zugerechnet wurden und an dem greisen Besitzer einen oft rücksichtslosen Echtheitsvertheidiger fanden, berechnete Echtheitsanzweiflungen erfahren, so war doch immerhin in der Sammlung Breyer viel Schönes und Wertvolles vereinigt, dessen weitere Erhaltung in Wien sich vielleicht nur unter der schwer erfüllbaren Bedingung hätte erzielen lassen, daß ein Wiener Kunstfreund sich zur Erwerbung der ganzen Sammlung entschlossen hätte. Aber es ist so schwer, mit dem Dollar zu concurriren!

Bei G. Gehbe gelangten Werke von Joanowits, Kinkel, G. Max, Romak, Probst, Mathias Schmid u. a. zum Verkaufe. Jos. Pokall versteigerte vom 21. bis 26. October im Trattnerhose zahlreiche Bilder, unter denen auch Wouvermann, Caravaggio, Salvator Rosa vertreten waren. Fast gleichzeitig — vom 24. October ab — kam das sehr reichhaltige und wertvolle Kunstblätterlager von S. Kende zur Versteigerung: der gegen 3000 Nummern umfassende Katalog verzeichnete eine Menge sehr seltener altfranzösischer und englischer Kupfer- und Farbenstiche, seltene Dürer- und Rembrandt-Blätter, Städteansichten, Flugblätter, Einblattdrucke, Viennensia und Austriaca, Costümbilder, Porträts, geschichtlich interessante und Schlachten-Darstellungen.

In den Personalien ist an erster Stelle das Hinscheiden des lebenswürdigen Landschafters Eugen Jettel zu verzeichnen, der in Triest ganz unerwartet einem Herzschlage erlag, als er sich eben anschickte, den Erzherzog Karl Stephan auf einer Reise längs der italienischen Küsten nach Sicilien zu begleiten. Der begabte Zimmermann Schüler, welcher sich der Secession angeschlossen, hatte während der letzten Jahre bei den Ausstellungen derselben viel Beachtung und Anerkennung gefunden und besonders in einer Collectivausstellung seiner Arbeiten im Salon Pisko seine vornehme Eigenart entfaltet. Obzwar gerade Österreichs Kunst an tüchtigen Landschaftern nicht arm ist, bedeutet Jettel's Heimgang für dieses Gebiet immerhin einen für gar manche noch lange fühlbaren Verlust. Wenige Wochen vorher trug man am 17. Juli 1901 den Oberbaurath Joseph Schiedt zu Grabe, einen in der Schule von Hösner, van der Nüll und Siccardsburg herangebildeten Architekten, den nicht minder Beziehungen zu Ferstel und den andern führenden Baukünstlern gefördert hatten. Er kannte wie kaum ein Zweiter die Architekturentwicklung Wiens in den letzten fünfzig Jahren und war stets voll des lebendigsten Interesses für alle künstlerischen und kunstgeschicht-

lichen Fragen. Am 30. August 1901 starb der pensionierte Ministerialrath Dr. Karl Vind, der um die Leitung der Geschäfte des Wiener Alterthumsvereines und um die Veröffentlichungen der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale sich außerordentliche Verdienste erworben, durch zahlreiche kunstgeschichtliche Untersuchungen österreichischer Kunstschatze sich einen geachteten Namen in fachmännischen Kreisen gesichert und mit seiner allerdings durchaus nicht muster-giltigen „Kunst-Topographie von Kärnten“ die in Österreich noch so sehr im Rück-stande gebliebene Denkmälerinventarisirung begonnen hat. Anlässlich der Vollendung des 70. Lebensjahres war dem Rahl-Schüler Joseph Hoffmann, am 22. Juli 1831 in Wien geboren und durch seine als „Galerie Hoffmann“ bekannten Reiseaufnahmen in den letzten Jahren viel beachtet, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise freundlich zugewendet. Das Gleiche galt von dem am 16. August seinen 80. Geburtstag feiernden Maler Franz Alt, dem Bruder des 89jährigen Wiener Altmeisters Rudolf von Alt. Auch er hat auf weiten Reisen in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Belgien, Holland, Deutschland, Rußland und in der Schweiz künstlerische Anregung in reichstem Maße gesucht und gefunden, wie seine die Zahl von 2000 übersteigenden Aquarelle und Studien bezeugen. Die Sonderausstellungen der Arbeiten des Vielbeschäftigten in den Jahren 1886 und 1888 sind noch bei Vielen in guter Erinnerung. Eine noch größere, 2500 Arbeiten überschreitende Fruchtbarkeit entwickelte der am 14. November den 80. Geburtstag begehende Maler Johann Nowopacky, aus Slawietin in Böhmen, dem von 1868 an der Zeichenunterricht der kaiserlichen Kinder, der Erzherzogin Gisela und des Kronprinzen Rudolf, übertragen war. Viele seiner Bilder, die überwiegend gründliches Naturstudium und frische Farbengebung zeigen, befinden sich in kaiserlichem Privatbesitz. Die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums verlor mit dem freiwilligen Ausscheiden des Prof. Franz Matsch, das Aufsehen erregte und viel besprochen wurde, eine ganz vorzügliche, künstlerisch vielseitige Lehrkraft. Ihr danken die bereits selbst zur Geltung gelangten Schüler Kol. Moser, H. v. Renner, Erwin Buchinger, Hans Pieringer, Otto Brutscher u. a. viel von ihrer Ausbildung, weshalb der Abgang eines derartig anregenden Lehrers doppelt bedauert werden muß. Zum 80. Geburtstage Virchow's lieferte Matsch die künstlerische Ausführung einer Adresse, die auf Anregung des Hofrathes Prof. Dr. Toldt in Wien von 140 Ärztevereinen überreicht wurde. Lebhafteste Erörterung erregte der einstimmige Beschluß des Professorencollegiums der Akademie der bildenden Künste in Wien, als Nachfolger des Prof. Eduard von Lichtenfels dem Unterrichtsministerium den Maler Gustav Klimt, den hervorragenden Künstler der „Secession“, vorzuschlagen. Denn dieser Vorschlag bedeutet ganz zweifellos ein offenes Zugeständnis der Berechtigung der Moderne, deren Weiterentwicklung in Wien einen starken Halt gewinnen kann, wenn Klimt sich nicht nur als einen beachtenswerten Maler, sondern auch als einen vorzüglichen Lehrer erweist; beide Eigenschaften haben bekanntlich nicht viele bedeutende Künstler zu vereinigen verstanden. Nicht minder lebhaft als der eben erwähnte Vorschlag Klimt wurde die gegen Ende October auftauchende Nachricht der Berufung Max Klinger's an die Wiener Akademie besprochen. Sie versetzte sogar die Kunstkreise und Blätter des Deutschen Reiches in einige Aufregung, welche sich selbst in einer ganz grundlosen Schwarzmalerei der künftigen Stellung Klinger's in Wien ergieng. Für die Bedeutung der Secession wäre die Berufung Klinger's, von der bald nichts mehr verlautete, eine starke Stütze gewesen. Hellmer ist von der bisherigen Leitung der allgemeinen Bildhauerschule in den Posten von Zumbusch vorgerückt.

Daß die Jury der achten internationalen Kunstausstellung in München dem Wiener Kammer-Medailleur Ant. Scharff die Medaille erster Classe, den Malern S. Charlemont, Charles Wilda, Karl Fröschl und Karl Freiherrn von Merode, sowie dem Medailleur Karl Pawlik Medaillen zweiter Classe zuerkannte, sei als Zeugnis der Wertschätzung unserer Künstler im Wettbewerbe mit anderen Völkern besonders hervorgehoben. Die bekanntesten und wertvollsten Bilder des Meisters C. Rudolf Huber hat der Verlag von Victor Angerer zu einem geschmackvollen Album gelungener Photographien vereinigt, dem Gerhard Ramberg eine warm geschriebene Charakteristik der Künstlerpersönlichkeit beigegeben hat.

Es adelt und verklärt die Kunst, wenn sie sich bei gegebenen Anlässen auch in den Dienst der Menschenliebe zu stellen weiß. Bei dem unter dem Protectorate der Erzherzogin Jjabella veranstalteten internationalen Nikolo-Märkte im großen Musikvereinssaale zu Gunsten der Kinderschutz- und Rettungsgeellschaft begegnete man als Förderern der Sache Horowitz, Kasparides, Tina Blau, Seligmann, Baronin Ebner-Eschenbach u. a. Das originelle Bilderbuch „Hansl“ von einer unter dem Pseudonym Toni Mark sich bergenden Wiener Dame schlug an Absatz das patronierte Kinderbilderbuch der Schule des Prof. Böhm. Für die Aus schmückung des ersten österreichischen Settlements, das am 15. October 1901 in Ottakring eröffnet wurde, stellten die Professoren Joseph Hoffmann und Kolo Moser ihren bewährten künstlerischen Rath zur Verfügung, nach welchem Maler Falkenstein und Hostischler Müllner die Innenausstattung besorgten. Die „Secession“, die Firmen Bakalowitz, Bortois und Fix, die Prag-Rudnitzer Korbseffelfabrik stellten nebst manch' anderen mit freundlichen Spenden verschiedener Art sich ein, so daß mit einfachsten Mitteln ein sehr ansprechender Eindruck sich erzielen ließ.

Im allgemeinen hat die zweite Hälfte des Jahres 1901 gehalten, was die erste versprochen. Reich an mannigfachen Anregungen, die manches zur Verbreiterung des Interesses für bildende Kunst beitrugen, suchte die Pflege der letzteren vereinzelt auch bisher Versäumtes nachzuholen oder das Nachholen in ein etwas schnelleres Tempo zu bringen. Neuen Schritten war mehrmals erfreulicher und ermunternder Erfolg beschieden, mit dem das neue Jahrhundert sich in Wiens Kunstleben günstig einzuführen verstand.



P. Hartmanns Oratorium „St. Franciscus“.

Von Dr. Josef Mantuanl.

Nun hätten wir wieder einmal eine Sensation, eine Tagesfrage gehabt. Keine von beiden war nöthig, keine beabsichtigt; aber in einem Parteienheim, wie Wien es gegenwärtig ist, wird bald etwas zur „Frage“, und ist einmal eine Frage da, dann ist die Sensation sofort hinterher. Und ob das eine Sensation war, die Vater Hartmann-Angelegenheit! Hoch giengen die Wogen derselben: jetzt haben sie ihre impetuose Wuth schon eingebüßt. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die schroffsten Widersprüche der Ansichten verfochten wurden, legte sich. Die glänzende Gesellschaft, die sich im hellerleuchteten großen Musikvereinssaale zusammengefunden hatte, ist zertrüben. Die Kritik hat theils mit mehr, theils mit weniger Geschid, Bedacht und Strenge ihres Amtes gewaltet, — nun sind alle Sensationsaccidentien vorüber, übriggeblieben sind der Componist und dessen Werk. Vielleicht ist es doch der Mühe wert, sich mit diesen beiden allein etwas zu beschäftigen.

Probleme aufstellen, Urtheile fällen, Schlüsse ziehen — das haben schon andere in den verschiedensten periodischen Schriften vor mir gethan und ich möchte dieses nicht mehr wiederholen. Der Componist und dessen Werk sollen Gegenstand nachfolgender Zeilen sein. Bevor ich mich aber mit dem neuesten Oratorium, das wir in Wien kennen gelernt haben, eingehender beschäftige, will ich des Verständnisses wegen einen ganz flüchtigen Rückblick thun.

Das Oratorium ist eine entwickelte musikalische Form, in welcher fast alle Zweigformen der Musik enthalten sind: die dramatische, epische, lyrische und die Contemplation. Es wurde seit Cavalleri immer gepflegt — aber mit Ausnahme von Händel's und Mendelssohn's Schöpfungen sind fast alle so sehr in den Hintergrund getreten, daß sie nur im Gedächtnisse derjenigen, die mit der Musikgeschichte etwas gründlicher vertraut sind, bei der Nennung ihrer Schöpfer auftauchen. Wer kennt — um nur bei den bedeutenden Schöpfungen des XIX. Jahrhunderts zu bleiben — Wagner's „Moses“ und „Der Menschenalter“, Gubler's „Die letzte Dinge“, Stadler's „Befreiung Jerusalems“, Aslmayer's „Gelübde“ und „Saul und David“, Preyer's „Noah“, Reufomm's „Gefehgebung auf Sinai“, Ries' „Sieg des Glaubens“, A. B. Marx's „Moses“, Rungenhagen's „Heilige Cäcilia“ u. s. w. Durchgehends Werke von großer Bedeutung — dichterisch wie musikalisch —, aber alle versanken sie in der jetzt herrschenden Bedürfnislosigkeit nach solchen Werken. Es ist daher nicht leicht für einen Componisten, sich zur musikalischen Bearbeitung eines Oratoriums zu entschließen. Der Gegenstand selbst verlangt ein gläubiges Gemüth beim Componisten und ein gläubiges Publicum, wenn er sein Ziel erreichen soll. Außerdem sieht heute wohl jeder Componist sein Schicksal voraus: bald wird er

versunken und vergessen sein, wie viele vor ihm mit solchen Werken. — Wer kann unter diesen Umständen sich dem Oratorium widmen, wenn nicht jene, die mit der Welt abgeschlossen haben, der Clerus der katholischen Kirche? — Nur dieser kann auf all dasjenige verzichten, was dem Berufs-Componisten Hauptsache ist: auf Ruhm und Gewinn. Er kann aus innerem Drange schaffen und ist nicht so sehr an das Urtheil der Kritik und der derselben folgenden Menge gebunden. —

P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn ist 1863 zu Salurn in Tirol geboren. Schon im 7. Lebensjahre begann er in Bozen seine musikalischen Gehversuche bei Deluggi und Anzoletti. 1879 trat er in den Franciscanerorden ein und kam nach Salzburg, wo er bei P. Peter Singer Composition und Orgelspiel lernte. 1886 zum Priester geweiht, wurde er zuerst Organist in Vienz, dann in Neutte. Darnach studierte er bei J. Pembaur in Innsbruck Composition und Instrumentierung. Im Jahre 1893 kam er als Organist nach Jerusalem, von dort 1895 nach Rom in derselben Eigenschaft. Hier componierte er nebst manchem anderen auch sein erstes Oratorium „Petrus“ und das in Rede stehende Werk. Dasselbe ist keine „voraussetzungslose“ Arbeit. Es behandelt einen Ausschnitt aus dem reichen Geistesleben des hl. Franciscus und just jenen, der für die Kultur seiner Zeit so überaus entscheidend gewesen ist. In die geistige Existenz des heiligen Franciscus muß man sich zum mindesten theoretisch eingelebt haben, um die ganze Tiefe seines Strebens nur zu erkennen, wenn auch nicht zu erfassen. Es ist ein ganz sonderbarer, intimer und romantischer Reiz, diesen gloriosen heiligen Menschen in seinen Idealen zu schauen, die ja heute höher gerückt sind denn je. Nicht nur dem Werke des hl. Franz steht unser Saeculum mit seiner geistigen Erkenntnis rührend hilflos gegenüber, es geht so allen geistigen Bestrebungen jener Zeit. Wie weltabgewandt sind zum Beispiel die ergreifenden kirchlichen Dichtungen Jacopone's da Todi, wie katheederfremd für unsere Zeit stellt sich nicht die „Summa“ Alexanders von Hales und dessen Schülers, des hl. Bonaventura „Formula aurea de gradibus virtutum“! Und doch, welche Tiefe der Empfindung, beziehungsweise des Denkens und Scharffinnes bergen alle diese Geistesproducte in sich! Aber sie alle verbergen ihren inneren Reichthum unter einer überaus schlichten, unansehnlichen und wenig anziehenden äußeren Form.

Diesen inneren Reichthum, den Geist und das Wesen des hl. Franciscus hat sich nun der Textdichter, Franciscanerbischof Msgr. A. J. Ghazzi zum Stoff für ein Oratorium auserkoren. Schlicht und einfach wie seine Quellen — er benützte nur die spätere und legendenreichere Fassung der „Vita“ und die Tagesofficien vom 17. September (Impressio ss. stigmatum) und 4. October (Todesstag) —, so anspruchbar ist auch die Gestaltung des Textes. Von einem freien poetischen Fluge, von einer „märchenähnlichen“ Verklärung ist bei ihm keine Rede. Streng logisch und historisch sind die Thatfachen und legendarischen Erzählungen nacheinander angeordnet, wiewohl trotz alledem künstlerisch gestaltet. Die Mittel sind äußerst unauffällig: Chorstrophen wechseln mit Recitationen, ohne die moderne Vielgestaltigkeit der Metren und Strophenformen — das ist alles!

Der Componist hat sich aber gerade von diesem Texte angeregt gefühlt, von dem Texte, mit welchem andere begabte, originelle und formfeste Musiker nichts anzufangen wüßten. Schon darin unterscheidet sich P. Hartmann von anderen modernen Musikern, daß er seine Töne nicht erst vom Libretto getragen, sondern dieses von seiner Musik gehoben und gehalten wissen will. Der Schlichtheit des Textes greift P. Hartmann mit Bewußtsein nirgends vor; was einfach gedacht ist, soll so bleiben,

nicht aber von der Musik überwuchert und aufgebauscht werden: das ist der feste Grundsatz Hartmanns und zugleich auch eine gebieterische Veranlassung und Forderung, sich einzuschränken in der Wahl der technischen Mittel. Der Componist hat (ob durch eine mühsame Reflexion oder durch einen obtutiven Blick, kann und braucht nicht untersucht zu werden) erkannt, daß auf den einfach frommen Text nur eine ebenso einfache Musik paßt, soll sie nicht die über dem Ganzen ausgegossene Stimmung vernichten. So gieng er an die Ausführung und künstlerische Ausgestaltung des gefaßten Gedankens.

Die Anlage des Werkes ist künstlerisch durchgeführt, wenn auch mit bescheidenen technischen Mitteln. Aber daß es trotzdem genau durchdacht ist, wird jeder zugestehen müssen, der sich mit Liebe und ohne Vorurtheil mit der Partitur bekannt gemacht hat.

Die Ouverture baut sich aus drei kurzen und concis ausgesponnenen Themen auf, von denen die erste das innere Hervordrängen des heroischen Entschlusses, sich der Armut zu vermählen, musikalisch illustriert und den — auch nicht eingeweihten — Zuhörer wunderbar in eine nicht leicht definierbare Stimmung versetzt, die zwischen Furcht und Neugierde, zwischen Hoffnung und Resignation schwankt, während schon die instrumentale Anticipation der folgenden Vocalchöre einen frommen und homophon gehaltenen Kirchengesang bringt, nach welchem das dritte Thema freundlich, melodisch fließend, mit den beiden ernstern Themen sich versöhnt und wie eine sanfte Lösung eines inneren Conflictes wirkt. Die technischen Mittel sind ja überaus einfach; die Steigerung ist nicht etwa in einem kunstvollen Ausbau geboten, sondern nur durch die größere Massenwirkung der Instrumente hergestellt, wodurch das gesangliche Thema in keiner Weise gefährdet wird.

Nun setzt der schlichte Männerchor ein, der dann von der Erzählerin der geschichtlichen Ereignisse, der „Storia“ (Sopran), abgelöst wird. Nachdem diese erzählt hat, daß Franciscus von Gott heimgesucht und so von dessen Geist erfüllt ward, daß er sich selbst vergaß, nicht sprach und ruhig stehen und sitzen blieb — „er konnte nicht reden und sich nicht bewegen“ —, da tritt wieder der Männerchor, seine Alters- und Standesgenossen, mit der Frage ein: „Warum kommst Du nicht in unsere Kreise? Bist Du vielleicht daran, Dir eine Frau zu nehmen?“ Dieser Chorsatz unterscheidet sich ganz bedeutend vom ersten; die neugierigen Frager kommen mit ihren Fragen nacheinander, stürmisch, hastend. Diesen antwortet Franciscus (Tenor) gemessen, fest, aber in gehobener Stimmung: Ja, er wolle eine Frau nehmen, wie sie schöner und edler nicht zu finden wäre. Es ist die Armut, die er erwählt; und er gründet einen neuen Orden für jene Männer, die seinem Beispiele folgen. Der nächste Satz ist wieder ein Männerchor und versinnlicht die ersten Ordensbrüder des Heiligen angemessen und glücklich. Der Chor ist ruhig — kein Triumphgesang — vocal, ohne Begleitung von Instrumenten; selbst diesen Schmuck hat sich der Componist versagt um die Armut musikalisch zu versinnlichen. Konnte hiefür eine treffendere Charakteristik gefunden werden? Nur wenige, überaus discret angebrachte Zwischenspiele stellen die Signatur der Einheitlichkeit mit dem ganzen Werke her. Nach dem verbindenden Texte der Erzählerin tritt ein Recitativ der hl. Clara ein und darnach wieder die Erzählerin, die von der Gründung des Clarissinnenordens berichtet, worauf ein Chor für Frauenstimmen, vocal, schmucklos wie jener der ersten Ordensbrüder, beweist, daß die Schöpfung nunmehr bestehe.

Die beiden geistlichen Orden erscheinen gegründet. Ein nun folgender Instrumentalsatz stellt musikalisch den Zusammenlauf des Volkes für jeden faßlich

dar; ein Marsch — aber kein moderner, militärischer — zeigt durch sein ruhiges Tempo an, daß man sich auch zu Lebzeiten des hl. Franciscus trotz aller Bewunderung für ihn nicht eben übereilt habe, seinem dritten Orden beizutreten, der aber doch stets wuchs. Trompetenstöße, die inmitten des Marsches erklingen, versinnlichen den mächtigen Ruf, der aus den Predigten und den Werken des hl. Franciscus der Welt entgegenscholl. Und nun erzählt die „Storia“ vom Begehren der Menge, in die neue Gemeinschaft des hl. Franciscus aufgenommen zu werden, das derselbe zu erfüllen verspricht. Es herrscht darüber Freude, welcher. besonders Luchesiuss mit der hl. Clara (Duett, Alt und Bass) Ausdruck verleiht. — Aber auch der hl. Franciscus freut sich darüber, denn „das ist das Geschlecht, welches Gott Jacobs sucht“. Nun bricht der zurückgehaltene Jubel mit ungedämmter Kraft heraus: »Reminiscentur et convertentur« singt der gemischte Chor mit Begleitung des ganzen Orchesters. Erst ein gewöhnlicher Chorsatz, der nach 126 Taktten der fugierten Bearbeitung weicht. Das Thema bringen zuerst die Bässe und darnach nacheinander alle Stimmen; der Satz baut sich von der Erdentiefe nach der Himmelshöhe auf und wird nach 49 Taktten von einem Soloquartett der Erzählerin, der hl. Clara, des hl. Franz und Luchesiuss abgelöst. Eine Chorreprise des »Reminiscentur« nach dem Soloquartett schließt den ersten und größten Theil des Oratoriums ab. Im Finale des ersten Theiles ist die ganze Kraft des Sängerkhores und des Orchesters in Anwendung, soweit und so wie sie den Herzen der beiden geistlichen Sänger, vorab dem des Musikers zu entströmen vermochte. Es ist der Triumphgesang der Armut und Liebe, das Glücksgefühl über die Umkehr so vieler Tausende. Ob die strenge historische Forschung dereinst wirklich den Beweis erbringen wird, daß die Reihenfolge der drei Ordensgründungen durch den hl. Franz die umgekehrte war, daß also zuerst die Terziarier, dann die Clarissinnen und zuletzt die Minderbrüder ins Leben gerufen wurden, weiß ich nicht. Aber auch in diesem Falle kann an der künstlerischen Anordnung des Oratoriums, die das Hervorragendste an die erste Stelle setzt, nicht gerüttelt werden, weil sie eine ästhetische Nothwendigkeit ist. Mit der Erzählung von der erfolgten Gründung des dritten Ordens werden wir unwillkürlich aus den geistlichen Zellen mitten in das Volk versetzt. Es überrascht uns also nicht wie eine unlogische Effecthascherei, wenn in der Einleitung zum zweiten Theile ganz einfache, volksthümliche Melodien erschallen, die uns durch ihr Wesen mitten unter die Pifferari und die sie umgebende Bergnatur versetzen. Schlicht und anspruchslos schweben in ruhigem Tempo dem uraltem Melodienschätze der italienischen Bergleute angemessen nachempfundene Melodien dahin, sich nirgends zu einer aufregenden Wirkung verknötend. Aber der Zuhörer ahnt, was da kommen soll; wie bei Beginn der Abenddämmerung das Tageslicht stetig abgetont wird, so verliert sich der sanft heitere Charakter des instrumentalen Idylls und wird etwas schwermuthdurchzogen, — man fühlt unwillkürlich, daß in dem Idyll auf dem Alvernerberge sich etwas geändert habe. Da tritt die Erzählerin ein und berichtet in fast lapidar gehaltenen Zügen von der Stigmatisation. Nun versteht man sofort die eingestreuten Seufzer der Instrumentaleinleitung; diese haben anticipativ jenes Gefühl erweckt, das der Heilige empfunden haben muß in seinem Fleische, als ihm Christus in der Gestalt eines Seraph während des inbrünstigen Gebetes erschien. Die Gnade, die ihm zu Theil wird, vorausahnend, frohlockt Franciscus: „Magnificabitur Christus in corpore meo“ und gibt seinem gehobenen Glücksgeföhle in einer Arie — es ist die einzige im ganzen Oratorium — pathetischen Ausdruck. Nun berichtet die Storia das Geschehnis: an seinen Händen und Füßen leuchten die Wundmale. Entrückt

allem Irdischen, in sich gekehrt, beglückt und befangen, freudig erregt trotz oder infolge des physischen Schmerzes, verklärt und verwirrt — das ist der momentane Seelenzustand des Heiligen; und dieses Geheimnis hat der Componist so wahrhaft und gelungen selbst auf den gar nicht eingeweihten Hörer zu übertragen das Glück gehabt, daß ihm Tausende folgen mußten. Aus dem letzten Takte der Orchesterharmonie nach der Erzählung quillt auf einmal, ungeahnt und wie das Wunder überraschend der Orgelsatz hervor, der nun die Worte des heiligen Franz: »Crucifixus sum Christo« begleitet. Ein canonisch gearbeitetes Duett zwischen der hl. Clara und Luchesiüs verherrlicht das Wunder auf dem Alvernerberge und schließt so weltabgewandt und wie in Betrachtung versunken, gesammelten Geistes den zweiten Theil.

Die Instrumentaleinleitung zum dritten Theile führt uns an das Sterbelager des hl. Franciscus. Aus der Tiefe ringen sich Bußseufzer, düster und dunkelgefärbt, hervor; den Zuhörer überkommt Todesahnen. Rein schnittiger, heller Saitenton klärt diese Dämmerigkeit, sondern Holz- und Blechbläser theilen sich in die Aufgabe, jene gedrückten Harmonien zu bringen.

Die Erzählerin berichtet nun, daß der hl. Franciscus am Sterben ist. Er selbst sehnt den Tod herbei: »Beneveniat soror mea mors!« Doch möchte er zuvor nochmals sein Sonnenlied hören, welchen Wunsch ihm seine Schüler sofort erfüllen. Es ist ein Männerchor, einfach wie alles, aber trauerdurchweht und etwas herb. Nachdem dieses Lied beendet war, wurde das Evangelium gelesen, wie uns die Erzählerin im folgenden Recitativ berichtet, und dann spricht der Heilige zu seinen „Brüdern“ zum letztenmale und stimmt den Psalm 141 an, welchen der Chor seiner Schüler aufnimmt, und während dieser den Psalm singt, haucht Franciscus seine Seele aus. Ein Ruck — das Orchester setzt aus, ein Urpeggio der Harfe von der Tiefe nach der Höhe versinnlicht das Entschweben der heiligen Seele vom Erden-thale zu den Himmels Höhen. Ein Recitativ der Erzählerin berichtet das Geschehnis: »Et vir beatus obdormivit«. Ein zweites Recitativ des Bruders Angelo „constatiert“ — möchte ich sagen — mit den Worten des Graduals am Feste des Heiligen, daß der auf Erden arme und demüthige Franciscus als ein Reicher im Himmel einzog und mit himmlischen Gesängen empfangen und geehrt wurde. Der gemischte Schlusschor bringt endlich die ewige Seligkeit des Heiligen zum Ausdruck; die allerheiligste Dreifaltigkeit spricht zur neu aufgenommenen Seele: »O sanctissima anima — mane nobiscum in aeternum!« Die ewige Dauer wird durch das primitive Mittel der Wiederholung veranschaulicht. — Damit schließt das Oratorium.

Wir hätten hiemit die ganze Anlage des Werkes erörtert und sind keiner Stelle ausgewichen, die Schwierigkeiten bieten könnte. Und nun entsteht die Frage, ob diese Anlage, wie sie ist, den künstlerischen Anforderungen entspricht?

Ich behaupte, gestützt auf die vorausgeschickte Analyse: ja. Der Componist hat den Plan gut durchdacht, hat die der Musikkunst zu Gebote stehenden Mittel angewendet und gut vertheilt. Instrumentaleinleitungen und Begleitungen, Recitative für verschiedene Stimmen, Chöre in allen Besetzungen, Homophonie und Polyphonie, Individualisierung der Instrumente nach ihrem Klangcharakter, Vertheilung der Formmassen — alles ist in den Arbeitsplan aufgenommen und dabei benützt worden. Der Componist hat der schlichten Textbildung erst Leben gegeben durch die abwechslungsreiche Bearbeitung einzelner Abschnitte. Alles dies spricht doch deutlich für die Behauptung, daß wir ein durchaus künstlerisch gedachtes Tonwerk vor uns haben.

Eine andere Frage ist dann, ob die wesentlichen Anforderungen erfüllt sind und der Charakter des Gegenstandes getroffen ist.

Bei Beantwortung dieser Frage können die Meinungen je nach ihrer Individualität auseinandergehen. Wer sich jedoch mit dem geistigen Grundzug des hl. Franciscus, der ja für den ganzen Orden Regel und Richtschnur ist, nur ein wenig vertraut gemacht hat, wird kaum etwas Wesentliches einwenden können gegen die Auffassung und die Realisierung des Gedankens, der die Grundfeste des Werkes bildet. Der innerste Kern, das Wesen der philosophisch-socialen Bestrebungen beim hl. Franciscus ist das Sichselbstvergessen in der Liebesbethätigung für Andere, ist eine planmäßige Selbsterniedrigung; die selbstgewählte Armuth ist der Grundzug seines Denkens. Einfach und prunklos sind seine Worte, wenn er den großen Volksmassen predigt, -- aber sie verfehlen ihr Ziel nicht. Gegen diesen Grundzug hat P. Hartmann sicher in keinem Punkte gefehlt bei der Anlage und der Durchführung seiner Composition, zumal er ja das weltfreudigere Vorleben des Heiligen gar nicht berührt, sondern dessen Lebensgeschichte nach dem Verlassen der weltlichen Güter und Freuden in Tönen schildern will.

Da bedarf es denn keiner musikalisch-diplomatischen Formeln und Phrasen keinerlei technischer Spitzfindigkeiten, keiner interessanten Harmonien und passender Tonwize, keiner Gewaltthaten an der musikalischen Logik. Das mag unserer modernen, zu socialen Gewaltthaten neigenden Zeit auch auf dem Gebiete der Kunst ein Bedürfnis, ein wirksames Reizmittel sein, — am Geiste des hl. Franciscus angebracht, wäre es ein widersinniger Anachronismus. Denn die freiwillige Armut des hl. Franciscus sinnt nicht auf drastische Mittel, um irgend einer Anforderung des brutalen Kampfes um das Dasein Genüge zu leisten; sie ist sanft, geduldig, langmüthig, verschwiegen. Es ist etwas Großes um diesen hl. Franciscus, das wir moderne Menschen nicht wohl fassen können, besonders, wenn wir bedenken, daß jenes dreizehnte Jahrhundert — vorab in Italien — durchaus nicht so rührend unpraktisch war, wie wir gern denken. Auch diese Zeit rang mit den Anforderungen des Lebens, auch sie kannte den „Kampf um das Dasein“. Und da kommt einer der »beati possidentes«, entäußert sich seines Besizes und lehrt — man kann ruhig sagen, die ganze Christenwelt — die freiwillige Armut! Um dem Geiste dieses Engels im Menschenleibe gerecht zu werden, wenn man ihn in Tönen malt, — dazu gehört ein gründliches Sichvertiefen in denselben und in die Kultur seiner Zeit.

P. Hartmann hat sein Werk so aufgefaßt und die Tonbilder entsprechend gestaltet. Sein durchaus künstlerisch gedachtes Werk ist mit einfachen, sogar sehr einfachen technischen Mitteln hergestellt. Ob ich mir einen glänzenderen, viel glänzenderen Wurf der Chöre denken könnte? Gewiß. Und eine wirksamere Harmonisation? Ja. Ob mehr Wechsel hineinzulegen möglich war? Allerdings. Vielleicht wäre ein vollkommenerer Ausbau und ein reizenderer Fluß der Themen in den fugierten Sätzen und beim Canon ein compacterer Guß möglich gewesen? Unbestritten. Der Componist hat es unterlassen, weil hiezu eine ästhetische Veranlassung vorhanden war; wer kann mit ihm darüber rechten? Concertmäßig freilich ist das Oratorium nicht; es will uns musikalisch in den Geist des hl. Franz einführen, in den Geist der Armut, der Selbstverleugnung und der Selbsterniedrigung; wo beginnt das Zuviel oder Zuwenig des künstlerischen Aufwandes? Wer kann da die Grenze ziehen oder wenigstens besser ziehen als derjenige, der sich mit diesem Geiste praktisch und gründlich bekannt gemacht hat?

Übrigens haben wir ja sehr schätzenswerte Parallelen hiezu in der bildenden Kunst. Nehme man doch das Bild des hl. Franz, wie es im Sacro Speco zu Subiaco gemalt ist und ziehe modernere Maler, vorab etwa Murillo oder Zurbaran zur Vergleichung heran: das technisch Primitivste entspricht dem Wesen des Dargestellten am besten. Giotto hatte in Uffizi die Stigmatisation mit äußerst primitiven Mitteln dargestellt, trotzdem aber alle seine Vorgänger, die diesen Vorgang darstellten, — es sind zehn Bilder vor Giotto bekannt — weit überholt und damit das Grundschema für alle Zeiten geschaffen. Würde heute ein Künstler so malen wollen, was würde die Kritik über dessen künstlerische Befähigung sagen? Und doch — man gehe alle die bedeutenden Darstellungen der Stigmatisation durch, z. B. die Glasmalerei in Königsfelden, die Holzschnitte des 15. Jahrhunderts, Lucas von Leyden, J. van Mecken, Dürer, Caracci, Gigoli u. bis auf Führich und Ludwig Seiz — keine ist gewaltiger, ursprünglicher und von so unmittelbarer Wirkung wie das primitive und bestechend naive Bild Giotto's. Man hat kein Recht, wegen der großen Einfachheit des einen Bildes auf Giotto's Unfähigkeit, auf dessen künstlerisches Wollen und Können zu schließen. Das ist keine „voraussetzungslose“ Kunst, ebensowenig wie es die Composition P. Hartmanns ist. Was man voraussetzen kann und darf, das ist eine innerlich fromme, stimmungsvolle, äußerlich einfache, für moderne Concertlöwen reizlose Musik.

Händel, Bach, Haydn, Beethoven, Mendelssohn u. a., denen die Welt concertmäßige Oratorien verdankt, wollten ihren Künstlerruf begründen, um dann pecuniäre Vortheile daraus zu ziehen. Da mögen mancherlei Rücksichten mitgesprochen haben bei der Anlage und Ausarbeitung der Tonwerke; vor allem war es natürlich das Streben, dem Geschmade der Zeit zu entsprechen. Diese Umstände spielen bei einem Franciscanermönche keine Rolle. Und wenn er componiert, so ist es einfach der künstlerische Drang, der ihn anspornt, aus sich selbst heraus zu schaffen, so wie es ihm um's Herz ist. „Der Kunst ihre Freiheit!“

Aus diesem einzigen Werke kann man den Künstler jedoch noch nicht kennen lernen; man erhält ein anderes Bild, wenn man ihn in seinen intimeren Regungen, bei Entwürfen und kleineren Compositionen belauscht. Das Oratorium St. Franciscus allein zeigt noch nicht den ganzen P. Hartmann, obwohl es viele vortheilhafte Züge aufdeckt. In seiner Harmonie ist er modern und frei; er wendet nicht selten die abgekürzte Modulation à la Grieg an; in seiner Instrumentierung wird man an Mendelssohn, Wagner und — Mascagni erinnert. Wunderbar kann er den gregorianischen Choral und, wie schon oben gesagt, das volksthümliche Lied nachempfinden. Seine Declamation in den Recitativen und Arien gehört zu dem Allerbesten, was auf diesem Gebiete geschaffen wurde, sein Tongefühl zeigt eine ausgebildete Nuancenempfindung. Das alles bekunden auch seine übrigen Werke; wer P. Hartmanns Kirchenhöre nicht gehört oder gesehen hat, kann sich kein abschließendes Urtheil über diesen Mann erlauben. Alle zeigen Vorbedacht, Nettigkeit und ehrliche Arbeit. Würden alle modernen Componisten den Vocalsatz der menschlichen Stimme so angemessen behandeln wie P. Hartmann, dann hätten wir wahrscheinlich einige tüchtige Sänger mehr. Modern aufgepulverte, ergrübelte und concertmäßig reizvolle Werke sind aber von P. Hartmann nicht zu erwarten, weil er hiezu zu wenig äußerlich und ihm die Empfindung der Concertbesucher fremd ist.

Otfried.

Epische Dichtung in neun Gesängen von **

(Fortsetzung.)

Dritter Gesang.

Kreuz und Rose.

Der Jüngling wandelt über grüne Wiesen,
Ein Bächlein rauscht zu seiner linken Hand,
Zur andern ragen graue Felsenriesen,
Vor seinem Auge liegt ein weites Land.
Das Hirtenkind am rauhen Bachgeländer,
Es lächelt froh den trüben Wand'rer an —
Du siehst, die Welt hat ihre Prachtgewänder,
Jung Otfried, dir zuliebe angethan.

Nicht hört der ernste Mann das sanfte Grüßen,
Das ihm zu Herzen spricht die heit're Welt;
Die Blume pflückt er nur zu seinen Füßen,
Die zu dem Wege wartend sich gestellt.
„Wegwarte“ nennt sie sich in stummer Klage,
Einst war sie ein verlassen Menschenkind,
Nun harret sie an den Wegen — geht die Sage, —
Auf dafs sie ihren Liebbling wiederfind'.
Er drückt die Blume küssend an die Lippen,
Als wollt' er trösten sie mit lindem Trost:
„Ich selber musz vom Kelch des Sehns nippen,
Das gleiche Schicksal hab' ich mir gelost.
Ich kenn' es wohl, das Leiden über Leiden:
Das Liebste, das man weisz, auf ewig meiden!

Zwischen dir und zwischen mir
Tausend Strahlen leuchten,
Spielen mit der Farbenzier
In dem Gras, dem feuchten

Zwischen dir und zwischen mir
Tausend Vöglein singen, —
Thal und Hügel — dort und hier —
Alles ist ein Klingen.

Zwischen dir und zwischen mir
Tausend Blumen blühen, —
Ach, wie wär' es doch zu dir
Gar so schön zu ziehen!

Weil es aber nicht mag sein,
Soll mein Lied dich grüßen,
Blumen, Klänge, Sonnenschein
Leg' es dir zu Füßen."

Der Jüngling sang es und er stieg zum Steine,
Den kaum ein anderer zu erklimmen wagt.
Zur ferne geht sein Blick zum grünen Haine,
Aus dem ein stolzer Berg zum Himmel ragt.
„Dort wohnt“, so ruft er, „wohnt nun all mein Frieden,
Und ewig bin ich, ach, von ihm geschieden!
So hätt' ich wahrlich dir nicht sollen trauen,
Nicht dir, noch deiner zauberhaften Zier,
Doch mußt' ich steh'n — ich mußte steh'n und schauen,
Ich wollte flieh'n und konnt' es nicht — vor dir!
Denn niemals hatt' ich noch ein Bild gesehen,
So wunderliebes Bild geseh'n vorher —
Drum mußt' ich schau'n, ich mußte schau'n und stehen,
Und wenn ein Blick mein Tod gewesen wär'.
Nun werd' ich ewig müssen an dich denken,
Du wunderfames Bild der edlen Maid;
Wohin ich künftig mag die Schritte lenken,
Wird folgen mir die stille Traurigkeit.
Mir ist, als wär' ein Lied zu mir gedrungen,
Ein innig Lied durch weite Sommernacht,
Und hätte sich mir um das Herz geschlungen
Mit starker, sanfter, traurigsüßer Macht.
Viel Perlen schau ich in der Heide Kränzen,
Der Morgen weinte sie vor Leid und Lust —
Vor Wonne, weil er durfte dich beglänzen,
Vor Schmerzen, weil er von dir scheiden mußt'.
Ich netze mir die Hand mit seinen Thränen,
Ich fühle mir das Herz, das Augenlicht,
Auf daß auch ich besiege all das Sehnen
Und nicht vergesse meiner hehren Pflicht."

Die Thräne feuchtet ihm die Augenlider,
Indes er sinnend nach der ferne späht.
Da fällt ein Pfeil zu seinen Füßen nieder,
An dem ein Blatt im Höhenwinde weht.
Drauf steht mit jungem Erlenweig geschrieben:
„Gefährlich ist das Träumen auf den Höh'n;
Wenn dich verwirrt ein Leiden oder Lieben,

Dann solltest du zum sichern Thale gehn.“
 Der Jüngling liest beschämt die Tadelworte,
 Und Abschied nimmt er vom geliebten Orte.

Am Fuß der Felsen spielt die wilde Welle,
 Sie wirft empor, sie fängt den leichten Schaum,
 Dann eilt sie nach der Bucht in heit'rer Schnelle
 Und jagt die Zweige um den Weidenbaum.
 Der Jüngling schreitet auf dem Weg, dem glatten —
 Es ist ein Stamm, gesenkt von eig'ner Last —
 Er findet Eigil ruh'n im Erlenschatten,
 Der blanke Bogen hängt an dürrem Ast.

Dem Jünger schließen sich beschämt die Augen
 Und vor den Meister tritt er redebar;
 Der schilt ihn strenge: „Mag ein Träumer taugen
 Als Gottesmann im Chor und am Altar?
 Wie willst du nach der Weisheit Quellen graben,
 Wenn du in deine Welt versunken stehst?
 Die Choren willst du lehren, Schwache laben,
 Wenn du die Pfade siecher Sehnsucht gehst?
 Du bist der Gleiche nicht wie an dem Tage,
 Da wir uns fanden vor dem wilden Hage.
 Du wolltest flügel damals, hinzustiegen
 Zum Born der Tugend und der Wissenschaft,
 Als könnt' er, eh' du kämest, noch versiegen.
 Wie mußt' ich zähmen deine Leidenschaft!
 Du wolltest schreiben, lehren, denken, beten —
 Die Kraft von zehn, du traustest dir sie zu:
 Wer weiß, wohin die argen Winde wehten
 Dein heilig Feuer, deines Herzens Ruh'.
 Ich könnte dir vielleicht den Frieden bauen,
 Wenn deiner Seele Feld mir offen wär',
 Doch du verschließt dich, und kein Vertrauen
 Las ich seit lang in deinem Auge mehr.
 So mußt du denn die eig'nen Wege wandeln
 Und büßen für dein Denken und dein Handeln.“

„O Meister Eigil, laß die herbe Rede!
 Greif mir mit Schonung an den kranken Sinn:
 Bis heute lag ich mit mir selbst in Fehde,
 Ich glaube, daß ich Lobes würdig bin.
 Es war am Tage, da wir pilgern giengen
 Zur Kammerzell, du ruhest in dem Wald.
 Ich hörte ferne helles Lachen klingen,
 Mich zog es an mit mächtiger Gewalt.
 Drei Mägdlein fand ich unter einer Eiche,
 Sie reichten einer Jungfrau Blumen dar

Zum Kranzgeflechte; was ich der vergleiche —
 Kein Ding der Welt ist noch so süß und klar.
 Ein Wesen schien es mir aus Himmelsfernen,
 Sein Lächeln lief melodisch um den Mund,
 Das liebevolle Schau'n aus hellen Sternen
 Gab einer warmen Seele Strahlen kund.
 Mir träumte einst, es käm' von Gott gesendet
 Ein Gnadenbote aus der andern Welt,
 Der sprach, ein volles Horn zu mir gewendet:
 „Dir sei gewährt, was immer dir gefällt.“
 Da hielt ich denn nicht lange Wahl und Frage,
 „Gib mir ein Pfand des Glücks für alle Zeit!
 So find' ich auf der Welt nur Wonnetage
 Und doch dereinst die Himmelseligkeit.“
 Mit Lächeln reicht' mir aus dem Horn der Knabe
 Ein rothes Kügelein von zartem Glas —
 Ihn sah ich nimmer, hielt nur seine Gabe,
 Im Ohre klang es noch: „So hüte das!“
 Mir schlug das Herz: Nun trug ich in den Händen,
 In schwachen Händen trug ich nun mein Glück.
 Ich wollt' es bergen, doch wohin mich wenden?
 Kein Schloß, kein Riegel hält Gefahr zurück.
 Ich grub es ein an menschenfernem Orte,
 Ich grub es aus, ich barg es an der Brust —
 Unselig Pfand! — mit diesem Klageworte
 Erwacht' ich aus des Traumes Leid und Lust. —
 Nur war mir bei der Jungfrau treuem Schau'n,
 Als könnt' ich dieser wohl mein Glück vertrau'n.
 Ich sah die Jungfrau sich zum Bache neigen,
 In dem sie ihr bekränztes Bild erschaut',
 Die Mägdlein zogen um sie her den Reigen,
 Sie sangen: Judith ist die schönste Braut!
 Da gieng es mir so schmerzlich durch die Seele,
 Ich dachte sie an fremden Mannes Hand —
 Du siehst, daß ich die Schwäche nicht verhehle,
 So glaub' mir auch, daß ich mich überwand.
 Ich will den Weg, den du mich führst, nicht meiden,
 Ich fühl' es wohl, er geht zu meinem Glück;
 Nur dulde mir, daß ich mit sanftem Leiden
 Noch oft an jene Ehre denk' zurück.
 Ich leg' ins Grab die sehnenden Gedanken,
 Nur die Erinnerung soll d'rüber ranken.“

Dem Mönche ist sein sinnend Haupt gesunken,
 Nun blickt er auf: „Wenn ich dich recht verstand,
 So willst du fachen die Gefahr der Funken
 Und fürchtest doch den hohen, hellen Brand.“

Dem Anfang widersteh! — so sprach ein Kluger,
 So mancher büßte, der es nicht gethan;
 Den Keim der Thorheit in der Seele trug er,
 Aus dem erwuchs zuletzt ein toller Wahn."

Sprach Otfried: „Alles magst du Thorheit nennen
 Was uns die Welt von ihren Gütern beut;
 Denn was die Menschen Wonnesames kennen,
 Es kommt, es geht, es freut uns und es reut.
 Nur von dem einen soll der Weise schweigen,
 Der gern Verachtung aller Dinge spricht:
 Will sich ein Herz zu einem Herzen neigen
 In edlem Drange, das ist Thorheit nicht!
 Denn wenn dereinst in deiner letzten Stunde
 All deine Habe aus der Hand dir fällt, —
 Dann nimmst du doch zu ewig treuem Bunde
 Die schöne Liebe mit aus dieser Welt."

Ein weißes Röslein brach er von dem Hage,
 Er bot es lächelnd seinem Meister dar:
 „Sieh' Gottes holde Schöpfung an, dann sage,
 Ob sie entehren mag des Herrn Altar."
 Da nahm der Mönch aus seines Kleides Falten
 Ein schwarzes Kreuz mit dem Erlöser mild:
 „Du willst für diesen Hohenpriester walten,
 Und trägst im Herzen ein vergänglich Bild?
 Nur eins der Zeichen magst du dir erwählen,
 Denn Kreuz und Rose kannst du nicht vermählen."

Der Jünger nimmt das Kreuz, er nimmt die Rose,
 Er drückt sie beide innig an die Brust:
 „Ich wähle nicht, ich eine mir die Rose
 Und bin mir eines Frevels nicht bewußt!"

Da sah der Mönch dem Jüngling in die Augen,
 In ernste Falten legt er sein Gesicht:
 „Mag auch das Röslein zu dem Kreuze taugen,
 So rosenweiß bleibt deine Liebe nicht."

Dem Jüngling auf der Wange flammt die Röthe:
 „So möge dir versprechen diese Hand,
 Dafs ich den Drang in meiner Brust ertöde,
 Sobald ich ihn des Kreuzes unwert fand."

Mit Lächeln sagt der Mönch: „In deinen Jahren,
 Da wandelt man in einer schönen Welt,
 Mit Trauer aber wirst du bald erfahren,
 Dafs alle Blüte von den Zweigen fällt.
 Zur Frucht gestalten sich die holden Triebe,
 Wie zum Begehren wird die schönste Liebe."

Der Jüngling ruft: „Dies Dämmern zweier Seelen,
 So schön wie Paradiesesmorgenroth,
 Dies holde Sehnen, dieses süße Quälen,
 Halb Seligkeit und halb ein banger Tod —
 So hohen Zauber schüfe Gott, zu locken
 Das Fleisch zum Fleische, das sich selber sucht?
 Zum Tanze ruft man nicht mit Kirchenglocken,
 So reiches Blühen blüht nicht für die Frucht!
 Wer Liebe nicht von Liebe unterscheidet,
 Der kennt wohl auch den Tag nicht von der Nacht;
 Gemeine Liebe nimmt, genießt und neidet,
 Indes die hohe Liebe selig macht.
 Der hohen Liebe fremd ist ein Begehren,
 Gemeiner Liebe Feuer löscht ihr Hauch —
 Wie möchte sie die Unschuld nun verkehren?
 Sie schont die Tugend und sie schirmt sie auch.

Der Meister nimmt das Wort mit ernstern Mienen:
 „Der hohen Liebe war ich niemals gram;
 Doch hohe Liebe will dem Hohen dienen,
 Und nimmer sucht sie, was vom Staube kam.
 Erkenntest du der Gottesliebe Wonne!
 Naht diese dir mit ihrer sanften Macht,
 Da wird dem Geist, als hüb' sich eine Sonne
 Und hätt' er früher nur geseh'n die Nacht.
 Denn was dich lockt in diesem Schattenreiche,
 Vergänglich ist es und der Untreu voll —
 Nur einer ist der Treue, ewig Gleiche,
 Den drum allein die Liebe lieben soll.
 Ein Glockenläuten aus der weiten ferne
 Ist alles Erdeleid und alle Lust:
 Es ruft dich Gott — Er rief, er zög' dich gerne
 Zur Seligkeit an seine Vaterbrust.
 Und folgst du ihm, so schwellt der Seele Falten
 Ein schönes Ahnen, eine süße Noth;
 Um dich vergeh'n vergängliche Gestalten,
 Und freundlich grüßt von ferne dich der Tod.
 Das Leben ist dir dann nur ein Geläute —
 Ein Schlag das Gestern und ein Schlag das Heute,
 Der letzte führt zum Himmel dich hinauf —
 Zum Tempel gehst du ein des Ewigschönen,
 Du hörst der Engel Gloria ertönen,
 Du gehst in einer sel'gen Andacht auf.
 D'rum solltest du den Blick zum Höchsten lenken
 Und nimmer einem Weibe Liebe schenken!“

Der Jünger widerspricht mit sanften Worten:
 „Die Liebe, die du nennst, die rühm' ich auch:

Die Schönheit Gottes such' ich allerorten,
 Im Licht, im Wellenschlag, im Windeshauch;
 Am schönsten sah ich seine Huld entfaltet
 In meines Vaters edlem Angesicht —
 So himmlisch herrlich aber ausgestaltet
 Wie das der lieben Jungfrau war es nicht.
 So künde mir, warum ich soll verachten
 Die Schönheit, wo sie mir am schönsten blüht?
 Wär' sie ein Blümlein, dürft' ich ihrer achten,
 Wär' sie ein Vöglein, öffnen mein Gemüth.
 Durch Gottes Willen ist die Holde worden,
 Wie schön muß Er, der sie erfunden, sein?
 So will denn Liebe Gottesliebe morden?
 Sie schließen froh sich in die Arme ein.
 Wer in der Jungfrau Auge sah, das Klare,
 Ob der wohl je der Sünde dienen mag?
 Es ist ein Stern, mit dem der Unsichtbare
 Mich locken will zum hellen Himmelstag.
 Mir ahnt es immer, wenn ich an sie denke,
 Als wäre dieser Strahl herabgesandt,
 Auf das er mich durch seine Schönheit lenke
 Zu großem Thun für Gott und Vaterland.
 Wie sollte nur der Herr dem Herzen grollen,
 Das sich besiegen läßt von seiner Macht?
 Er schuf ein holdes Licht und sollte wollen,
 Das wir entbehrend wandeln durch die Nacht?
 So vielen Reiz gab er dem Lieben eigen,
 Das ich vergäße gerne Speis und Trank
 Und immer wollte Liebe nur bezeigen
 Und einzig Liebe nehmen für den Dank.
 Nimmst du mir diese, sag', was kannst du geben?
 Denn keine and're Freude hat das Leben!"

„Nicht will ich fehen weiter mit der Liebe,
 Die solchen Kämpfer hat," so spricht der Greis;
 „Doch eines lehrten mich die tapfren Hiebe:
 In deinem Herzen flammt es hoch und heiß!
 Nicht Sieger bist du, wie du stolz gesprochen,
 Als ein Besiegter gehst du deinen Gang;
 Dein hoher Sinn, noch ist er ungebrochen,
 In seinem Marke aber ist er sterbenskrank.
 Drum schließ' ich dir den Weg zur Fuldapforte,
 Solang ein Jahr zum gleichen Tage rollt,
 Bis dahin sollst du wohnen an dem Orte,
 Wo du des Übels ersten Keim geholt.
 Und hat dich nicht dein Siedthum überwunden,
 Dann reiche mir getrost die Bruderhand.

In fuldas Hallen wirst du ganz gesunden,
 Wo manch ein Trüber seinen Frieden fand.
 Doch ahnt es mir, du bist dem Geist verloren,
 Und fleisch vom fleische bist auch du geboren.

Vierter Gesang.

Der Sängerkampf.

Im Blankenwalde flüstern alle Wipfel,
 Ein Märlein rauschen sie einander zu,
 Das kam herab von Blankenberges Gipfel,
 Es nahm dem weiten Walde seine Ruh'.
 Der Falke brachte diese Mär zum Neste,
 Er selber sah es in der Blankenan,
 Wie da gerüstet wird zum Ehrenfeste
 Für Blankenwaldes holde junge Frau.

Denn fünfzehn Lenze grüßten sie als Mädchen,
 Der neue reiht sie in der Jungfrau'n Schar;
 Die Norne spinnt ihr zu ein goldnes Fädchen,
 Den Knospenjahren folgt das Blütenjahr.
 Der Vater sieht erfreut der Tochter Prangen,
 Und leise Ehrfurcht fühlt er im Gemüth:
 Das Schönste, was er fand, auf diesen Wangen,
 In diesen Augen schaut er es erblüht.
 Um seinen Jubel in die Welt zu rufen,
 Lud er die Menge zu dem Wiegenfest —
 Es fließt der Wein und an des Thrones Stufen,
 Da harren Gaukler auf den Kampf um's Best.
 Denn fünfzehn Silberstücke ruh'n im Kreise,
 Umschließen einen Ring vom Golde rein
 Auf einer Tafel, die bestimmt zum Preise
 Dem Sänger, der da würde Sieger sein.

Nun tritt des Blankenwaldes Herr zur Eiche,
 Führt die Verschämte auf zu ihrem Thron:
 O sel'ger Mann, dem diese Zierdereiche
 Mit mildem Blicke reicht den Siegeslohn!
 Zum Liederkampfe seid ihr hergezogen,
 Ihr Wanderbrüder mit dem Saitenklang?
 Glück zu! Wer nie vom Sangesquell gesogen,
 Der Anblick gibt ihm Worte und Gesang.
 Verwundert schaut der Edle, der Gemeine,
 Verwundert sieht der Eigenholde Schar
 Sie an, die Vielgerühmte Süße, Reine,
 Ihr Kleid so licht, sie selber licht und klar.

Wer lauschen könnte in die Herzen alle,
 Der hörte manchen wundersamen Klang:
 Der Hunolt sprach: „Und tränk' ich stündlich Galle,
 Mein wird sie niemals“ — nahm den Wein und trank.
 Dann fuhr er, sich getröstend, in die Saiten,
 Er sagt' bei sich: „Den Preis erring' ich wohl,
 Der soll mir manchen guten Tag bereiten —
 Ein Fäßlein trink' ich mit den Brüdern hohl.“
 Und prüfend gieng sein Blick im Sängerkreise,
 Wer ihm zu fürchten wäre von der Schar —
 Der Hunolt kennt ihr aller Wort und Weise:
 „Der Preis ist mein — ich nehm' ihn ohne Fahr.“
 Und eilends prüft er noch die blanken Saiten,
 Denn einer ruft ihn auf zum Liederstreit:
 Wie stink' auch, Eibolf, deine Finger gleiten,
 Des Hunolt Kehle macht den Kampf dir leid.
 Nun wagt es Sigimund, der Sangesfrohe,
 Er singt ein helles Lied aus heit'rer Brust:
 Dein Lied ein Flämmchen — Hunolds Lied ist Lohe —
 Wie traurig, Sigimund, daß du weichen mußt!
 Auch Kundrat will den reichen Lohn gewinnen,
 Wo manch ein bess'rer Mund schon unterlag? —
 Der kluge Ratbald gieng schon längst von hinnen,
 Weil er den Spott nicht zu dem Schaden mag.
 Ist Albuin der letzte Sangeskrieger,
 Der mit dem Hunolt wettet um den Lohn?
 Sein Lied verstummt — du, Hunolt, bleibst der Sieger,
 Tritt nun heran zur Jungfrau an den Thron.
 Nein, wende dich! Noch einen mußt du zähmen,
 Soeben trat er in den Kampfesraum.
 Du willst mit deinem Blick den Gegner lähmen?
 Ach jener sieht nur nach dem Eichenbaum.
 So sing voran, er folge deiner Weise
 Zu seiner Schande und zu deinem Preise.

„Füllet Wein in goldne Becher,
 Reichet mir den Lebenstrank!
 Denn mein Aug' wird schwach und schwächer,
 Müde bin ich — sterbenskrank.
 Trink' ich erst die edle Labe,
 Bin ich heil, ich werd' ein Held,
 Greif' mit Lachen nach dem Stabe,
 Ziehe singend in die Welt.
 Grüß' den Himmel und die Erde,
 Grüß' die Quelle und den Wald,
 Grüß' die Hütte und die Herde:
 Lustig Herze wird nicht alt!“

Und lächelnd winkt der Herr vom Blauenwalde,
 Da naht ein Knecht mit dem gepriesnen Trank,
 Ein Sturmgelächter klang auf weiter Halde,
 Wie jener zog und leer den Becher schwang.
 Dann wendet sich der Menge Sinn zum Sänger,
 Der eben seine ersten Töne schlug;
 Doch Judiths Auge leuchtet bang und bänger
 Vor Sorge, die sie um den Fremden trug.
 Sie gönnt wohl keinem sonst des Sieges Ehre,
 Für keinen fürchtet sie so sehr die Schmach —
 Ob sie wohl nun ein leis Gebetlein sprach,
 Als er sein Lied begann, das ernste, hehre?

„Fern dem Kreise lauter Zecher
 Wall' ich einsam meinen Gang:
 Allnatur ist mir der Becher,
 Schönheit mir der liebste Trank.
 Keine Lust gibt solche Labe,
 Nimmer wird mein Durst gestillt —
 Heil Dir, Vater für die Gabe,
 Die aus deiner Schöpfung quillt!
 Wenn ich diesen Trank genossen,
 Fühl' ich mich den Sel'gen gleich:
 Freund und Feind ans Herz geschlossen —
 Welt, du bist ein Himmelreich!“

Es quoll ein Jubelruf aus allen Kehlen:
 Wer lehrte nur den Jüngling solchen Sang?
 Wo lernte der die Frömmigkeit vermählen
 Dem Frohsinn durch so wonnesamen Klang?
 Verwundert ruht auf ihm der Blick der Menge,
 Begeistert sieht die Jungfrau zu ihm hin;
 Der Hunolt aber greift die stärksten Klänge,
 Zu beugen hofft er noch des Volkes Sinn
 Durch munt'ren Scherz — es liebt ja keine Klagen.
 So war es einst und ist's in unsern Tagen.

„Blonde Maid im Feierkleide
 Mit dem Nelkenstrauß im Haar,
 Ach ich seh, daßs nicht zum Leide
 Deine Mutter dich gebär.
 Setz' dich hier zum kühlen Weine,
 Leih mir deinen Rosenmund,
 Küßend, lachend sei die Meine
 Für die allzu flücht'ge Stund'.
 Denn ich muß dann weiter wandern —
 Sängersinn hat keine Ruh' ---

Deiner denk' ich, sind die andern
Nicht so liebewert wie du!"

Gelächter klingt, es klatschen tausend Hände
Dem holden Leichtsinn ihren Beifall zu;
Wie sehr das Wort des Mannes Herz auch schände,
Wer fragt darum? Nun, Otfried, singe du!
Wird hoher Sinn die Schalkheit übertönen?
Er sang vom Weib — so sing von deiner Schönen.

„Ein lichter Engel wollt' ich sein,
Ich ließ der schönsten Sterne Schein,
flög' ungesch'n zu dir herab,
Dich treu zu hüten bis zum Grab.
Ich trüg' den Stein aus deinem Weg,
Ich baute jedem Strom den Steg'
Und schliefest du am gähen Rand —
Ich hielt dich mit starker Hand.
Und Blumen pflanzt' ich, wo du gehst,
Ich sprach ins Herz dir, wo du stehst,
Ich gieng von deiner Seite nicht,
Bis mir dein liebes Auge bricht.
Ich flöge dann, mit dir vereint,
Hin, wo kein Auge Thränen weint,
Des Himmels Hüllen zög' ich auf
Und führte dich zu Gott hinauf.“

Der Ton verklang, es blieb das leere Schweigen,
So Mancher senkte sinnend still das Haupt:
Einst mocht' er auch so edle Lieb' erzeugen,
Doch hat die Zeit den hohen Sinn geraubt.
Mit Wehmnuth denkt er an das Paradies,
Das er verlor — nein! — unbedacht verließ.
Ach, gäb es ein Zurück nach jenen Auen,
Wo Himmelsperlen auf die Gründe thauen,
Wo jede Blume ist ein Himmelsgrüßen,
Gesandt, der Erde Bitterkeit zu süßen,
Wo Menschen uns wie Himmelswesen scheinen —
Vorbei, vorbei! Du kannst nur darum weinen!

Die Menge schweigt — es schweigen rings die Hügel,
Dass man der schenen Grille Zirpen hört,
Die Herzen hob empor der Andacht Flügel,
Weh', Hunolt, dass dein Sang die Sel'gen stört!
Wie Hundebellen in geweihten Räumen,
So klingt dein Lied in dieses heil'ge Träumen:

„Sitz' ich vor dem vollen Becher,
Und ein Mägdlein ist dabei,

fehlt mir nur ein Sorgenbrecher:
Munt'res Wort zur Melodei.
Zwischen Kuss und Bechernippen,
Dass der Mund nicht müßig sei,
fließt mir von den frohen Lippen
Eine heit're Melodei.
faßt der Tod mich im Genick,
Sing' ich meine Melodei,
faß ihn wieder mit Geschick —
Und wir tanzen — eins, zwei, drei!"

Kein Laut des Beifalls tönt dem eitlen Singen,
Man huldigt einer reinern, höhern Macht:
Wer wollte seinen Preis dem Irrlicht bringen,
Wenn ihm die große, reine Sonne lacht?
Er fand der Menschengestalt das Spiel der Saiten,
Dass seine Töne ihn zum Niedern zieh'n?
Die rechte Kunst will uns nach oben leiten,
Bei ihrem Nah'n muß das Gemeine fliehn.
Ein Strahlenbote aus dem andern Leben,
Will sie den Menschen über ihn erheben.
Die Glut ist rein, die deinen Geist durchglüht,
So singe, Otfried, deinem Lied ein Lied:

„Bevor ich dich geseh'n, hab ich gesungen
So manches ernste Lied dem hohen Wald.
Nun aber fühl' ich meinen Geist durchdrungen
Von nie geahnter Töne Hochgewalt.
Ich seh die Engel sich um mich versammeln,
Sie tragen mich nach ihren sel'gen Höh'n —
Was vordem ich gesprochen, war ein Stammeln,
Was vordem ich gesungen, ein Gestöhn.
Sie reichen mir zu neuem Spiel die Saiten,
Sie flüstern mir die reinsten Melodien —
Ich fühl' die Brust für eine Welt sich weiten,
In lauter Lieder fließt mein Dasein hin.“

Ein neuer Jubelruf hat sich entrunken
Der Volkmenge, die nun freudig sieht,
Wie man den Jüngling, der so hehr gesungen
Mit sanfter Hand zum Festesthrone zieht.
Dem Hunolt aber glüht vom Zorn die Wange,
Er schmettert seine Harfe an den Stein,
Dass sie zerbricht mit einem schrillen Klange,
Sie soll mit Ehr und Gut verloren sein.
Und einen Blick voll Neid schickt er dem Sänger,
Der stumm und starr vor seinem Glücke steht,

Ihm reicht die Maid den Sold, da stockt nicht länger
Das Wort in ihm, er blickt sie an und fleht:

„Ich sang noch nie um weißen Silbers. Blinken,
Ich schlage meine Saiten nicht um Gold —
Ich seh den Preis, den hohen, schönen winken:
Die Ehre und die Liebe sind mein Sold.
Und willst du beide meiner Seele gönnen,
So nimm den Eichenzweig, die Rose roth —
Wer wird mir noch so Liebes reichen können?
So hehres Pfand entrafst mir nur der Tod.“

Und Judith nimmt die Rose aus dem Haare,
Sie bricht den Zweig vom Baume über ihr:
„So nimm, doch nenne mir die Wunderbare,
Die solche Blut entfacht durch ihre Zier.“

Da spricht er leise: „Gottes reiche Güte,
Die sprach zu mir in sanftem Windeshauch,
Im Quellgeriesel, in dem Duft der Blüte,
Im Vogelsang, im Tannenrauschen auch;
Am Sternenhimmel sah ich sie entfaltet,
Als Morgen stieg sie in das Waldrevier,
Doch endlich — wahrhaft himmlisch ausgestaltet,
So fand ich sie im Menschenkind — in dir!“

Wohl senkt die Jungfrau schnell die Augenlider,
Den Wonneshreck verbergend, doch es geht
Ein leises Beben durch die zarten Glieder
Wie Lenzeshauch, der durch die Zweige weht.
Und weil die Freude Dankesworte tödtet,
Doch ohne Laut die Zeit so bange rauscht,
Drum greift sie nach dem Preis und, tief erröthet,
Spricht sie zum Sänger, der voll Andacht lauscht:

„So geh denn hin, den Kämpfer zu belohnen,
Den guten, der dem bessern unterlag:
Er soll ein froher unter frohen wohnen —
Ihm sei zum Leide nicht mein Jubeltag.“

Der Sieger schreitet unter Beifallsrufen
Zu Hunolt, der noch in dem Ringe steht:
„Du trätest“, sagt er, „selbst an jene Stufen,
Hätt' nicht ein Zufall mich zum Ort geweht.
Drum magst du diesen Preis mit Ehren nehmen,
Mit dem man dich ja mehr als mich bedacht;
Du sollst dich nimmer deines Singens schämen
Und mir nicht neiden meines Sanges Macht.
Du lerntest unter Menschen deine Töne,
Da wurde denn dein Lied kein Himmelsklang —

Mich lehrte Einsamkeit das Hohe, Schöne,
 Das unsern Hörern in die Seele drang.
 Die Einsamkeit gebar ja die Propheten,
 Im Lärm der Welt verstummt der hohe Sinn;
 Drum ist mein Singen immer halb ein Beten —
 Wer dich gelehrt, der sang schon um Gewinn.
 So nimm, was dich bewog zum Saitenschlagen,
 Du hast ja gut vollbracht, was du gewollt;
 Nur dieses sollst du mir zum Danke sagen,
 Dafs mir und meiner Kunst dein Herz nicht gröfzt:
 Der Sangeskunst, die auf dem Seelengrunde
 Ein heilig Sehnen nach dem Höchsten weckt,
 Die Menschen alle ruft zum Liebesbunde,
 Mit Donnergröfz die Sünderseele schreckt;
 Die, was da lieblich ist auf Gottes Erde,
 In edle Worte, süfze Klänge schließt,
 Zu schönem Leide klärt der Welt Beschwerde
 Und gold'ne Thränen noch im Schmerz vergießt.
 Die Himmelstochter sollst du mir nicht hassen,
 Du kannst dich gern von ihr besiegen lassen.“

Es wurden mählich hell des andern Züge,
 Nun greift er lachend nach dem Siegespreis:
 „Ein Schalk, wer danklos dies von dannen trüge —
 So nimm die beste Lehre, die ich weiß.
 Du bist ein Kind, das unverständlich handelt,
 Wenn du den Lohn verschmähst, der dir gebürt.
 Ein Träumer bist du, der im Schlafen wandelt
 Dem eiteln Scheine nach, der ihn verführt.
 Verlass den Sang von fakter Seelenhoheit,
 Der dich allein und keinen sonst bethört;
 Genieß vielmehr des Augenblickes Froheit
 Und brich die Frucht, solange sie dir gehört.
 Indes du wandelst mit dem Aug' nach oben
 Und Klänge hörst, wo keiner geigt und singt,
 Hat schnell ein anderer den Schatz gehoben,
 Der lang genug zu dir emporgeblinzt.
 Es kommt ein Tag, wo all dein Traumgewebe
 Wie morsch gewordner Schleier jäh zerreißt,
 Dann wünscht der Thor, dafs er vom neuen lebe,
 Doch ist der Wärme Quell in ihm vereist.
 Die einen haben gold'ne Blut getrunken,
 Die andern sich an warmer Lieb' erfreut,
 Gesättigt sind sie in die Gruft gesunken,
 Er steht an seinem Grabe und — bereut.
 Drum stimme du dein Lied zu meinem Tone —
 So rath ich ehrlich, deiner Lieb zum Lohne.“

Ihm möchte Otfried noch ein Wort erwidern,
 Doch dünkt es ihn verlorn'ne Zeit und Müh,
 Wer wollte künstlich eine Maus befiedern?
 Sie lief' ins Loch — zum Himmel flög' sie nie.
 Drum wendet er sich ab vom Poffenhelden,
 Er reicht des festes Herrn ein Pergament;
 Der ruft erfreut: „Du sollst ein Freund mir gelten
 Als Freund des Freundes, den dies Blatt mir nennt,
 Verließeſt du den Vogt der Eigilzelle
 In frohsinn und Gesundheit — thu' mir kund!
 Doch folg' mir erst nach meines Hauses Schwelle,
 Das dir zum Heim geworden diese Stund'.
 Denn also künden mir des Freundes Zeichen,
 Daß du die Zehrung nimmst von meiner Hand,
 Bis wieder sich belauben diese Eichen,
 Ein neuer frühlingjubel klingt im Land.
 So folge denn und bring uns Freud' und Frieden
 Durch deine Einfuhr ins bescheid'ne Haus —
 Euch Gästen sei der rechte Dank beschieden,
 Zum Abschied nehmet Wein — das fest ist aus.“

Zum Blankenhofe lenkt der Herr die Schritte,
 An seiner Seite geht das beste Kind,
 Zur andern schreitet redearm der Dritte,
 Dem süßes Ahnen durch die Seele rinnt.
 Die Menge aber schwelgt in festeswonne
 Bei Spiel und Speise, Meth und hellem Wein.
 Zum Scheiden mahnt sie endlich doch die Sonne,
 Der Schlieresbach erglänzt im Abendschein.
 Nun zieh'n sie hin mit Scherzen und mit Rufen,
 Hinauf, hinab, zum Berge, durch die Au;
 Sie denken jener, die den Jubel schufen:
 Des Waldes Herrn, des Chales junger Frau.
 Sie reden schelmisch von dem jungen Sänger,
 Der so gefiel dem Auge wie dem Ohr.
 Ein volles Jahr zu Gast! Was braucht es länger —
 Wenn sie nicht heute schon ihr Herz verlorn!

So geh'n sie scherzend. Endlich ruht die Halde
 In Schweigen und in schwarze Nacht gehüllt —
 Es träumen nur die Fichten in dem Walde
 Von einer Ahnung, die sie all erfüllt.
 Die eine spricht: „Ich hab' es oft gesehen,
 Wie aus dem Morgenrothe wird der Tag
 Und aus der Knospe bricht die Ros' im Hag —
 So geht es stets — so wird es hier geschehen.“

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Unfehlbarkeit und freie Forschung.

Von W. Schleußer.

1.

In dem Streite der Voraussetzungslosen gegen die Gleichberechtigung der Katholiken in der Wissenschaft ist Paulsen's *Philosophia militans* ein Vorläufer gewesen. Diese Schrift scheint die wichtigsten Streiche gegen die katholische Wissenschaft zu führen; sie richtet sich gegen „Clericalismus“ und „Naturalismus“. Mit dem Naturalismus beschäftigt sich der 5. Theil: „Ernst Haedel als Philosoph“. Dieser Theil kommt hier nicht in Betracht. Die übrigen Abtheilungen wenden sich gegen den „Clericalismus“; ihre Titel lauten:

1. Das jüngste Kegergericht über die moderne Philosophie.*)
2. Kant, der Philosoph des Protestantismus.
3. Katholicismus und Wissenschaft.**)
4. Fichte im Kampf um die Freiheit des Denkens.

Während die Voraussetzungslosen wegen der Schwäche ihrer Position allgemach den Rückzug antreten mußten, wurde der Grundgedanke in Paulsen's Erörterungen gegen den „Clericalismus“ im Verlaufe des Streites nicht widerlegt, ja nicht einmal als solcher angeführt. Paulsen's Gedankenreihe gipfelt etwa in den Sätzen:

„Auf die Frage: »Gibt es eine andere Quelle der Gewissheit in Sachen der Wissenschaft und der Weltanschauung als Vernunft und Erfahrung?« antwortet diese (die moderne Philosophie und Wissenschaft) entschieden mit Nein, Hertling dagegen mit einem, wenn auch limitierten, doch ebenso

*) Gegen Willmann, *Geschichte des Idealismus*, III. Braunschweig 1897.

**) Gegen v. Hertling, *Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft*. Freiburg 1899.

entschiedenen Ja! Die unfehlbare Lehrautorität der Kirche gibt absolute und letzte Entscheidungen in Sachen der Wahrheit und zieht dadurch dem philosophischen Denken und auch der wissenschaftlichen Forschung Grenzen“ (a. a. O., S. 89). Sodann: „Aber in Principienfragen gilt es reinliche Entscheidung. So hier: freie Forschung oder unfehlbare Lehrautorität, der Gegensatz im Princip ist ein ausschließender“ (Phil. mil. S. 96). Ferner: „Und wenn ich dem Inhalt nach alles glaubte, was die Kirche oder der Papst lehrt, daß eine könnte ich nicht glauben, daß sie unfehlbar seien; es schloße den Entschluß ein, mich ein- für allemal eines selbständigen Urtheils über das, was jene jemals für wahr und unwahr, für gut und böse erklären mögen, zu begeben; es wäre der grundsätzliche Verzicht auf den Gebrauch meiner Vernunft und meines Gewissens.“ (a. a. O., S. 53.)

Während Paulsen sonst als ernster Forscher dem Katholicismus mehr als andere gerecht wird, ist ihm also die Unfehlbarkeit der hauptsächlichste Stein des Anstoßes. Auf Grund dieser Anschauung spricht der Berliner Philosoph dem katholischen Denken die Wissenschaftlichkeit ab: „Die Sache steht auf entweder — oder. Wer den Ruhm der Unfehlbarkeit und der alleinseigmachenden Lehre haben will, kann nicht zugleich den Ruhm der Wissenschaft und der freien Forschung haben“*) (a. a. O., S. 96).

*) Allerdings will er nicht, wie andere, die Katholiken von den Universitäten verbannt wissen: „Die letzte Voraussetzung für diese Betrachtung ist natürlich die, daß man das Dasein des Katholicismus überhaupt für berechtigt hält, für berechtigt auch auf deutschem Boden. Es gibt Viele, die dies nicht thun, die es für das größte Unglück des deutschen Volkes ansehen, daß die Reformation nicht ganz durchgedrungen und zu einer einheitlichen protestantischen Nationalkirche geführt hat. Ich kann diese Führung unserer Geschichte, so furchtbare Kämpfe unserem Volke aus der religiösen Spaltung erwachsen sind, so lange dadurch auch seine Selbstdurchsetzung in der Welt gehindert worden ist, zuletzt doch nicht für ein Unglück halten. Ich bin der Ansicht, daß eine deutsche Nationalkirche unter der Suprematie des Staates für unser gesamtes Leben verhängnisvolle Folgen gehabt haben würde und, wenn sie herbeizuführen wäre, auch jetzt noch haben müßte. Das System der Cäsareopapie wäre schlimmer als die Kirchenspaltung, es würde die geistige und mit ihr die politische Freiheit erdrücken. Das Dasein des Katholicismus also oder die Spannung zwischen den Confessionen erscheint mir, so seltsam es manchem klingen mag, im Deutschen Reiche als eine Garantie der Freiheit; die katholische Partei wird als geborene Minderheit immer eifervüchtig darüber wachen, daß die Staatsgewalt nicht ihre Grenzen überschreitet und auch das geistig-religiöse Leben ihrer Herrschaft unterwirft. Und auch für den Protestantismus ist die Berührung mit dem Katholicismus unentbehrlich, er hat sich an ihm beständig über sein eigenes Lebensprincip zu orientieren. Das sind die Anschauungen, aus denen heraus die katholisch-theologischen Facultäten sich mir als ein wertvolles und der Erhaltung und Pflege würdiges Erbe der Vergangenheit darstellen.“ (Wissenschaftl. Beil. z. Tögl. Rundschau, citiert in d. R. B. v. 2. Jänner 1902.)

Sachlich führt Paulsen, wie so Viele vor ihm, die Verurtheilung Galilei's durch die römische Indexcongregation gegen die Unfehlbarkeit in's Feld (a. a. D. S. 20 und S. 69). Mit Unrecht: Unfehlbarkeit und Congregationsentscheidungen sind hier, wie auch sonst, nicht auseinandergehalten. Hören wir darüber Mausbach*): „Die meisten Rundschreiben und religiösen Mahnungen der Päpste, die Entscheidungen der Congregationen u. s. w. sind nicht u n f e h l b a r. Wenn trotzdem die Theologen die Pflicht betonen, auch solche Lehren anzunehmen, so liegt darin solange kein Widerspruch, als diese Pflicht nur eine bedingte sein soll; — ist ja schon das Kind den Eltern, der Schüler dem Lehrer diese Ehrfurcht und Gelehrigkeit schuldig. Es würde aber einen Widerspruch einschließen, wollte man einer Rundgebung gegenüber, die möglicherweise falsch ist, bedingungslose Gläubigkeit verlangen oder doch jene Möglichkeit durch allerhand Cautelen so abschwächen, daß sie praktisch nicht gelten dürfte; denn die Wahrheit ist höchstes Gesetz des Geistes, und sie läßt sich nicht die Wege zum Geiste versperren. Daher lehren auch die kirchlichsten Theologen, es sei erlaubt und unter Umständen Pflicht, nach den Gründen solcher Entscheidungen zu forschen und nach ruhiger Prüfung bei deutlichen Gegengründen ein abweichendes Urtheil zu fällen.“

„Der Staat nimmt ja auch“, wie Paulsen sagt, „für seine Gesetzgebung und Rechtsprechung nothwendig“ (diese) „praktische »Unfehlbarkeit«**“) in Anspruch“ (a. a. D. S. 52). Kant hat sich bekanntlich einer derartigen staatlichen Entscheidung aus schuldigem „Gehorsam“ (a. a. D. S. 52) unterworfen: „Es ergieng nach Königsberg jene ungnädige Auslassung: Kant's Philosophie habe das Allerhöchste Mißfallen erregt; »wir gewärtigen uns von Euch, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu verwenden, daß unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.« Und Kant, damals ein Greis von siebenzig Jahren, hatte sich geduckt, das Wetter vorübergehen zu lassen; er versprach in seiner Verantwortung, »als Ew. Majestät getreuester Unterthan« zu schweigen.“ (S. 100 f.)

Die freie Forschung müßte darnach Kant die Wissenschaftlichkeit absprechen, denn er hat diese Unterwerfung geleistet wider seine wissenschaftliche

*) Die kath. Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. (3. Vereinschrift der Görres-Gesellschaft für 1901.) Köln, Bachem, 1901, S. 148.

**) Wir finden den Ausdruck nicht glücklich, behalten ihn aber der Kürze wegen bei.

Überzeugung*) (a. a. O. S. 101). Wir thun das nicht; das wissenschaftliche Arbeitsergebnis Kant's, insoweit es ein solches ist, bleibt für uns bestehen.**)

Die innere Disposition des Katholiken zum sogenannten sacrificium intellectus dagegen ist eine andere als die Kant's. Für jenen ist die Offenbarung, deren Trägerin die Kirche mit ihren unfehlbaren Lehrentscheidungen ist, ein Ausfluß derselben göttlichen Vernunft wie die Gesetze der Logik, auf denen das wissenschaftliche Denken basiert. Subjectiv und praktisch genommen ist deshalb die Unterwerfung eines Katholiken keine andere als zum Beispiel die Haedel's unter die Weltanschauung des Darwinismus, abgesehen von dem objectiven Wahrheitswert beider Weltanschauungen.

Die — wir behalten den Ausdruck Paulsen's bei — „praktische Unfehlbarkeit“ ist nun ein Ausfluß, die natürliche Seite der wirklichen Unfehlbarkeit, der Entscheidungen ex cathedra. Sie bildet in vielen Fällen die Vorstufe der unfehlbaren Lehrentscheidungen, indem in den Congregationen auch die Vorarbeiten ausgeführt werden, die zu einer Kathedralentscheidung führen können. Die Congregationen sind demgemäß in ihren Ansichten und Erlassen fehlerbar und den Zeitanschauungen unterworfen, weshalb wir den Ausdruck „praktische Unfehlbarkeit“ beanstandet haben. Wenn der Übergriff in der Entscheidung gegen Galilei einen geistigen Tiefstand bedeutet,***) was übrigens nach den letzten Erörterungen über diese Frage†) nicht ohne Einschränkung zuzugeben ist, so ist das nicht gerade unverständlich in einer Zeit, wo die protestantische Welt sich weigerte, eine so klare, rein mathematische Wahrheit wie die gregorianische Kalenderreform anzunehmen, nur weil sie vom Papste ausgieng.††)

Der Art nach hat eine Congregationsentscheidung auf religiösem Gebiete keine andere Bedeutung, als etwa der Erlass eines Cultusministers oder einer

*) Das Beispiel Fichte's als Wahrheitszeuge, das Paulsen im Gegensatz zu Kant's Unterwerfung anführt (J. G. Fichte im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens), ist doch wegen der „falschen Schritte“ (Philos. milit. S. 104 ff.) recht unglücklich gewählt.

**) Über den Sinn des Ausdrucks „Philosophia perennis“, den Paulsen mißzuverstehen scheint (vgl. z. B. a. a. O. S. 6; S. 70; S. 167), hätte er in v. Hertling's Schrift (S. 43 ff.) Nachweise finden können.

***) Paulsen erwähnt die Thatsache, daß die Behandlung Keppler's durch die protestantischen Theologen eine ähnliche war.

†) Ehrhard, Der Katholicismus und das 20. Jahrhundert, 4.—8. Aufl., S. 151—153; ein Aufsatz von Einsmeier in Natur und Offenbarung, Jahrgang 1901; Grisar, Galileistudien, Regensburg 1882.

††) Der gregorianische Kalender von 1582 wurde von den meisten protestantischen Ländern erst 1699—1700 eingeführt; von den übrigen viel später.

ähnlichen Behörde auf dem staatlichen; sie kann deshalb nur Gehorsam, nicht absolute Wahrheitszustimmung fordern. Es möchte aber schwer sein, einer anderen Behörde, die Jahrhunderte hindurch ihres Amtes waltete, gleich wenig Mißgriffe nachzuweisen.

Durch die Erlasse der Indexcongregation sollen die Gläubigen in wesentlichen Lehrpunkten geschützt*) werden gegen willkürliche Speculationen Einzelner; ohne sie wäre die Objectivität der Kirchenlehre längst den Weg des sonst allgemeinen Subjectivismus gegangen. Die Alternative, vor welche die Indexcongregation einen katholischen Gelehrten stellt, indem sie ihm erklärt, dieser oder jener Satz widerspreche der Kirchenlehre, gleicht derjenigen, vor die der Astronom Bradley gestellt war, welcher den scheinbaren Stillstand oder die Rückläufigkeit eines Sternes (Aberration des Fixsternlichtes) entdeckte: entweder die beobachtete Erscheinung für Sinnes Täuschung zu halten oder das Keppler'sche Weltssystem zu verwerfen. So wenig Bradley wegen der einen, ihm evident erscheinenden Thatsache das Keppler'sche System verwerfen mußte, so wenig braucht ein katholischer Gelehrter wegen einer ihm wahr erscheinenden, aber deshalb noch nicht außer allem Zweifel stehenden Hypothese die katholische Lehre zu verwerfen.

Die Keppler'schen Gesetze sind heute als unbezweifelte Wahrheit ein Regulativ für den Forscher; in viel höherem Grade sind die von der Kirche gelehrtten Wahrheiten — und hiermit kommen wir überhaupt erst zur Unfehlbarkeit — ein Regulativ für den Katholiken. Nach der Ansicht der auf unseren Universitäten herrschenden Richtung müßten nun die Keppler'schen Gesetze eine unleidliche Fessel für den Astronomen sein! Aber ist denn nicht jede evidente Wahrheit eine unfehlbare Wahrheit? Und sind nicht die evidenten Wahrheiten, von denen die einzelnen Wissenschaften ausgehen, für die Vertreter dieser Wissenschaft eine Beschränkung durch Unfehlbarkeit?

Da nun aber das Denken an die Wahrheit gebunden ist und Forschen nur als Wahrheitssuchen Sinn hat, so ist die gefundene Wahrheit kein Hindernis der freien Forschung, und so stehen unfehlbare Lehrentscheidungen der Forschung nicht entgegen, sondern führen sie zu ihrem höchsten Ziel.**)

*) Einen ähnlichen Sinn hat auch das Bücherverbot. Es geht schon deshalb nicht an, dasselbe gegen die Forschungsfreiheit der katholischen Gelehrten geltend zu machen, wie es M. Lehmann (Preuß. Jahrb. 1902, Nr. 1) thut, weil erstens seine verpflichtende Kraft aufhört, „wenn ein wichtiger Grund es zur Nothwendigkeit macht, dagegen zu handeln“; zweitens, weil die Dispens davon einem ernst wissenschaftlich Arbeitenden nicht verweigert zu werden pflegt.

**) Vgl. Ehrhard a. a. O., S. 268.

„Philosophie und Wissenschaft“ müssen sich also nicht „selbst aufgeben“, wenn sie sich zur Unfehlbarkeit „bekennen“, wie Paulsen meint (a. a. O. S. 52). Wir wüßten auch nicht, daß die Anhänglichkeit an die Kirche etwa Volta oder Ampère an ihren Entdeckungen gehindert, deren Wissenschaftlichkeit Eintrag gethan hätte.

Diese Gebundenheit wird also vom Innenstehenden ebensowenig als hemmend empfunden wie die Grundgesetze der Logik oder Mathematik. Sie gibt ihm da Sicherheit, wo er mit seinem Denken nicht vollständig hindringen kann, dem Transcendenten, soweit er es nöthig hat, um zu einer der göttlichen Offenbarung entsprechenden Theologie zu kommen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß eine Vernunftwahrheit auch noch geglaubt werden kann. (Dasein Gottes.) Freilich, wer diese Wahrheit nicht „erkannt“ (Joh. 6, 70) hat, wird sie nicht annehmen, aber auch im ewigen Gegensatz dazu sich beständig daran stoßen: „Es wird immer unmöglich sein, für den Verstand entscheidend darzuthun, daß der Weltlauf auf die Verwirklichung dessen, was wir als höchste Güter oder Werte empfinden, gerichtet sei. Einerseits ist hierzu unsere Bekanntschaft mit dem, was wir »Welt« nennen, allzu eingeschränkt und dürftig. Dann aber wollen sich auch in dem Gebiet, das wir ein wenig kennen, die Thatfachen doch gar nicht zu einer Beweisführung für jene These zusammenschließen“ (Paulsen a. a. O., S. 57).

Im Gegensatz zu dieser Auffassung modernster Philosophie, die selbst innerhalb des Weltgeschehens unlösbare Widersprüche findet, muß auch der Außenstehende anerkennen, daß auf dem Gebiet der Kathedralentscheidungen in dem langen Zeitraum von fast 2000 Jahren kein Widerspruch nachzuweisen ist. Diese innere Konsequenz halten wir für ein Hauptcriterium der Wahrheit*): das sollte auch den stutzig machen, der, bei Betrachtung der Widersprüche in allen philosophischen und religiösen Systemen (insbesondere im Protestantismus) und in allen menschlichen Einrichtungen, die Ungereimtheit der katholischen Lehre zu behaupten wagt.

Es will uns scheinen, als ob der sonst so vornehme Paulsen sich zu Worten habe hinreißen lassen, die er nicht vertreten kann, die aber jeden Katholiken tief verletzen müssen, wenn er schreibt: „Die Erklärung des Entschlusses, sich allem zu unterwerfen, was die Kirche je gelehrt hat, lehrt und lehren wird, schließt den Entschluß ein, auch das für wahr zu halten

*) Freilich darf man bei Prüfung dieses Anspruchs der Kirche nicht Dinge zur Kirchenlehre rechnen, welche nicht dazu gehören, wie das von protestantischer Seite oft geschieht (z. B. die Aufhebung des Jesuitenordens!), sondern muß die Definition im Auge behalten.

und zu bekennen, dessen innere oder äußere Unwahrheit sich der unbestochenen Vernunft bei unbefangener Prüfung ergibt, oder also den Entschluß, einer ernsthaften Prüfung auszuweichen, wann und wo immer die Kirche, d. h. die von den augenblicklichen Inhabern der Kirchengewalt bestellten Richter über theologische oder wissenschaftliche Lehrmeinungen gesprochen haben. Und mit dem Verzicht auf die volle Wahrhaftigkeit ist auch der Verzicht auf die Wahrheit gegeben." (a. a. O., S. 54. f.)

Kein Katholik findet sich bereit, „das für wahr zu halten und zu bekennen, dessen innere oder äußere Unwahrheit sich der unbestochenen Vernunft bei unbefangener Prüfung ergibt“. Schon dem Kinde in der Schule legt die Kirche, seinem Bildungsstande angemessen, die wissenschaftlichen Kriterien vor, an denen die Wahrheit der Kirchenlehre zu erkennen ist,*) und derjenige katholische Gelehrte müßte den Anspruch auf diese Bezeichnung verlieren, der aus Mangel an Forschergeist und Wahrheitsdrang sich nicht von der Berechtigung dieses Anspruchs wissenschaftlich überzeugen wollte.

Der Katholik ist auf Grund jener inneren Überzeugung, welche er von der göttlichen Stiftung und Leitung seiner Kirche hat, und ohne welche die zahlreichen Bekenner des katholischen Glaubens zu Heuchlern würden, auf's festeste überzeugt, daß eine unfehlbare Entscheidung der Kirche (mit der eine Congregationsentscheidung sich keineswegs deckt) mit der Wahrheit nicht collidieren kann. Das bezeugt ihm für die zweitausendjährige Vergangenheit schon die Geschichte seiner Kirche.

Baulsen ist im Irrthum, wenn er glaubt, Rom könne etwas Neues für Kirchenlehre ausgeben.**) Nein, nur „was allzeit, allerwärts und von Allen geglaubt worden ist“***), kann als Dogma formuliert werden.†)

*) Daher besteht die katholische Religionsstunde nicht zumeist in einem Auswendiglernen von Sprüchen und Versen, sondern hauptsächlich in einem Einführen in das philosophisch-theologische Gebäude der katholischen Weltanschauung je nach dem Bildungsgrad der betreffenden Schule.

**) „Sie (die unfehlbare Lehrautorität) kann, wie sie die Geschichte und Litteratur der ersten Zeit des Christenthums mit kanonischen Bestimmungen festgestellt hat, so auch die gesamte Kirchengeschichte kanonisch feststellen und, wenn es ihr gefällt, die gesamte Profangeschichte dazu“!! (a. a. O., S. 91.)

***) Vincenz von Lerin, Commonitorium: »Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est« . . . Der Ausdruck ist nicht ganz genau, aber verständlich. Vgl. auch Ehrhard a. a. O., S. 264 ff.

†) Mit Einschluß der nothwendigen Voraussetzungen und Consequenzen aus geoffenbarten Wahrheiten.

2.

Wie aber stellt sich die Vernunft zu einer dogmatisch formulierten Glaubenswahrheit?

Durch Kant's „Autonomie“ ist derselben ihr Erkenntnisbereich so weit beschränkt worden, daß sie nach dieser Ansicht überhaupt nicht mehr in die Gebiete eindringen darf, welche der Offenbarung angehören. *) Zwar wendet Paulsen**) ein: „Die kritische Erkenntnistheorie war, als sie nach 1772 ihre letzte Form erhielt, nicht mehr stark genug, vollständig (bei Kant) durchzudringen; die idealistische Metaphysik erhielt sich daneben, sie bedeutet aber neben dem officiellen System eine bloße Privatan sicht Kant's, der er sich nur nicht zu entäußern vermochte. Man muß dann aber hinzufügen: diese Privatan sicht war älter als das erkenntnistheoretische System, und sie hatte in seinem Denken so tiefe Wurzeln, daß er eher die Analytik als den mundus intelligibilis hätte fahren lassen; war doch die Erkenntnistheorie gerade als Begründung der idealistischen Metaphysik ursprünglich gedacht. Freilich hat nun die Metaphysik bei Kant etwas eigenthümlich Schillerndes, zwischen Wissen und Nichtwissen Schwankendes; jedem: es ist so, folgt ein: das heißt, es ist eigentlich nicht so, auf das dann ein letztes: es ist aber doch so, kommt.“ Diese „Privatan sicht“ hatte aber keine Bedeutung für den Weiterbau der Philosophie.

Mit der Kritik der praktischen Vernunft steht es nicht besser: „Mit größter Genugthuung weisen uns die Kantverehrer darauf hin, daß nunmehr die praktische Vernunft die Defecte der theoretischen gedeckt habe; was diese unerbittlich als Idee aus dem Bezirke der gesicherten Erkenntnis ausgewiesen habe, führe nun die praktische mit Ehren zurück.“ Aber, „was Kant bietet, als vollwichtig annehmen, heißt, es mit sehr leichtem Maße messen“ (Willmann, Geschichte des Idealismus, III., S. 485). „Wenn man aber meinte, auf Grund der Postulate könne bei ihm der Thatbestand festgestellt werden: Es gibt einen Gott und ein Jenseits, so legt man ihm mehr unter, als er sagt; die Nothwendigkeit, beides als real anzuerkennen, ist bei ihm weder logisch, noch auch moralisch im vollen Sinne. »Ich muß nicht einmal sagen: Es ist moralisch gewiß, daß ein Gott sei u. s. w., sondern: ich bin moralisch gewiß« u. s. w. (Kant's Werke, hrsg. von Hartenstein, III., S. 546). Die Gewißheit ist nur »subjectiv, d. i. Bedürfnis, und nicht objectiv, d. i. selbst Pflicht, denn es kann gar keine Pflicht geben, die Existenz eines Dinges anzunehmen (weil dieses bloß den theoretischen Gebrauch der Ver-

*) Behauptet hat das schon der Protestantismus des 16. Jahrhunderts; den Beweis versucht erst Kant.

**) „Immanuel Kant“, Frommann's Philos. Classiker, 7. Band, S. 243 f.

nunft angeht). Auch wird hierunter nicht verstanden, daß die Annahme des Daseins Gottes als eines Grundes der Verbindlichkeit überhaupt notwendig sei (denn dieser beruht, wie hinreichend bewiesen worden, lediglich auf der Autonomie der Vernunft selbst).« (Kant's Werke, V., S. 132.)*)

Ist es da zu verwundern, daß die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihren wissenschaftlichen Hauptvertretern, unter dem Einfluß ihres „angestammten Naturalismus“**), der bedingt war durch den erneuten großartigen Aufschwung der Naturwissenschaften, über jene „Privatanficht“ (s. o. S. 409) und über die „Kritik der praktischen Vernunft“, die „der Schlüsselstein“ (Philos. milit. S. 62) des Kant'schen Gebäudes sein soll, zur Tagesordnung übergegangen ist? Aber wegen der Unhaltbarkeit des Schlüsselsteins ist das ganze Gebäude im Laufe dieses Jahrhunderts zusammengefallen. Weder Kant noch seine Nachfolger haben etwas Haltbares an die Stelle der alten, angeblich entwurzelten Philosophie zu setzen gewußt: „Eine protestantische Philosophie in dem Sinne eines einheitlichen, die Gemüther beherrschenden Systems gibt es nicht. Hegel's Philosophie war die letzte, die eine derartige Stellung eingenommen hat. Seitdem herrscht Anarchie.“ (Philos. milit. S. 65.)

Mit so unzureichenden Mitteln, wie die oben gekennzeichnete Philosophie sie bietet, kann man aber die angebliche „Unfreiheit des Denkens“ nicht bekämpfen.***) Dazu gehörten positive Aufstellungen. Der Protestantismus

*) Willmann, a. a. O., III., S. 488. Will man Willmann für voreingenommen halten, so lese man Höffding, Geschichte der neuen Philosophie, übersetzt von Bendixen, Leipzig 1896, S. 103 ff., wo unter anderem nachgewiesen ist, daß nach Kant's eigenem Ausdruck vom Begriff Gott „nur das bloße Wort“ übrig bleibt (Kritik der prakt. Vernunft, Rehrbach, S. 165). Der Königsberger Philosoph sieht zuweilen selbst ein, daß die Schlüsse der praktischen Vernunft keine philosophische Bedeutung haben, wenn sie über die der theoretischen hinausgehen. — Über den Unterschied einer „esoterischen und einer exoterischen Lehre“ in Bezug auf Religion bei Kant, vgl. ebd. S. 109 u. die Anm. zu dieser Seite.

**) Faldenberg, Geschichte der neueren Philosophie. 3. Auflage. Leipzig 1898, S. 530.

***) Zuviel Selbstverleugnung verlangt ein Neukantianer (Kantstudien, Bd. V, S. 31) von den Gegnern Kant's, der es für „wünschenswert“ erklärt, „wenn sie die Aufgabe, Kant's Subjectivismus . . . zu bekämpfen (das heißt, die betreffenden Theorien auf die dem Geist der Kantischen Lehre gemäße objective Basis zu stellen), den Kantianern überlassen wollten.“ Es hat immer für gutes Recht gegolten, den Gegner an seiner schwächsten Stelle zu fassen und ihn so aus dem Sattel zu heben. Als Citadelle Kant's, die er jenen als Angriffspunkt empfiehlt, wird die Lehre bezeichnet, „die nach denjenigen Formen des Vorstellens und Denkens fragt, die zum Begriffe der Erfahrung im Verhältnis von Bedingung zum Bedingten stehen und die eben die genannte Fragestellung für diejenige hält, die allein zur Auflösung des

des 16. Jahrhunderts schien noch solche zu bieten. Sie haben sich als trügerisch erwiesen. Seitdem ist, abgesehen von den pantheistischen Systemen, die ihrer Natur nach nie in weitere Volkskreise dringen können, — und nur, was die Menschheit in ihrer Gesamtheit annehmen kann, hat absoluten Wahrheitswert*), — ein Versuch zur Aufstellung einer positiven Weltanschauung nicht mehr gemacht worden.

Paulsen**) versteht nun unter der katholischen „Unfreiheit des Denkens“ „dies, daß man durch Weisung von der Indexcommission oder einer sonstigen unfehlbaren Instanz sich bestimmen läßt, Gedanken und Thatfachen, die man bisher für wahr oder wirklich hielt, nun nicht mehr für wahr oder wirklich zu halten oder wenigstens nicht mehr öffentlich zu sagen, daß man sie dafür halte. Das ist die innere Denkfreiheit; und die äußere ist der Druck des Systems, der zu solchem Verhalten treibt. Denkfreiheit aber ist nichts anderes, als das contradictorische Gegenteil der Unfreiheit. Sollte P. v. Mostiz-Riened auf diese Frage zurückzukommen wünschen, so ersuche ich ihn, an diese Erklärung sich zu halten und den Beweis zu führen, daß dies äußere System und diese innere Unfreiheit gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit sei.“

Wir sehen davon ab, daß Paulsen der Fragestellung v. Mostiz-Riened's aus dem Wege geht und beständig wieder Indexcommission und unfehlbare Lehrinstanz als Wechselbegriffe ansieht, und erwidern auf Vorstehendes mit folgender Erörterung: Durch die Beschränkung der theoretischen Vernunft auf das empirische Gebiet von Seiten Kant's und der neueren Philosophie ist ihr das unendliche Gebiet der ewigen Wahrheiten verboten worden. Denn es kommt doch thatsächlich für den „freien Forscher“ einem Verbot gleich, wenn der Philosoph der reinen Vernunft ihm sagt, seine Speculation im Gebiet des Transcendenten habe keinen theoretischen Wahrheitswert.***)

erkenntnis-kritischen Grundproblems geeignet ist, das sie dahin formuliert: Wie ist die Beziehung unserer Vorstellungen auf Gegenstände möglich?“

Daß hier Schwierigkeiten liegen, erkennt jeder Philosoph an; daß aber dieses Gebiet der Erkenntnis zurückerobert werden muß, weiß auch Paulsen, wenn er Kant gegenüber schreibt: „In Wahrheit ist Metaphysik nur möglich durch Beachtung und Deutung der anschaulich gegebenen Wirklichkeit.“ („Immanuel Kant“ S. 244.) Auf das Thema einzugehen, gieng über den Rahmen dieser Arbeit hinaus.

*) Diejem Ideal entspricht nur der Katholicismus („Gehet hin und lehret alle Völker“ . . . Matth. 28, 19.)

**) Philos. milit. S. 77.

***) Es ist nur vom Standpunkt der „Gefühlsreligion“ begreiflich, wenn Kant das Gebiet der religiösen Erkenntnis der praktischen Vernunft zuweist und wenn man glaubt, mit diesem Rüstzeug könne der Katholicismus als „Semirationalismus“

Wenn nun aber, wie die auf darwinistischer Grundlage stehende neuere Philosophie will, der Mensch ein reines Product der natürlichen Entwicklung ist, wie erklärt sich da die Fähigkeit, über die Grenzen der Naturwelt und das eigene Ich hinauszugehen?*) Warum soll der Schritt, den jeder Mensch, sei es Haecel oder Thomas von Aquin, über jene Grenzen hinaus beständig macht und machen muß, unwissenschaftlich sein, wenn der Aufbau auf dem Gebiete der äußeren Erkenntnis geschehen ist und die innere Widerspruchlosigkeit**) für den Weiterbau gewahrt wird? Das Wort „Vernunft“ hat nur einen Sinn, wenn nicht allein mit leeren Begriffen operiert wird, sondern wenn diesen Begriffen auch eine (nicht nur subjective) Wirklichkeit entspricht.***) Paulsen erkennt ja an, daß die Philosophie auf dem Gebiet des Metaphysischen erreichbare Ziele hat. (Philos. milit. S. 61.)

Wie sollen aber einerseits jene Ziele erreicht werden, wenn man um die Vernunft einen Zauberkreis zieht und ihr vorredet, sie könne denselben nicht verlassen, während sie doch ständig darüber hinwegfliegt?†) Hat die Autonomie diesen beschränkenden Sinn (und sie hat ihn bei der auf unseren Universitäten heute herrschenden Richtung, die dem Gläubigen die Ebenbürtigkeit versagt), dann darf man demnach „Gedanken“ „nicht mehr für wahr oder wirklich halten, die man bisher für wahr oder wirklich hielt,“ „oder

bekämpft werden. Der Inhalt der natürlichen Theologie gehört in das Gebiet der reinen Vernunft, er ist nicht nur ein Postulat der praktischen. Es ist zum Beispiel genau dieselbe logische Thätigkeit, wenn ich von der Uhr den Schluß auf ihren Verfertiger mache, wie der Schluß im teleologischen Gottesbeweis. Wenn nun auch bei Kant Überreste dieser Erkenntnis in der „Kritik der reinen Vernunft“ zurückgeblieben sind (vgl. Paulsen, Immanuel Kant, S. 227 u. a.), so hat das mehr persönliche als wissenschaftliche Bedeutung. („Privatanficht“ s. o. S. 408.) Und nur auf das heute noch von Kant Geltende kommt es an. Der Katholik ist aber nicht mit einem gegönnten „Dachkämmerlein“ (Faldenberg a. a. O., S. 530) für seinen Glauben zufrieden. Ist die Betonung der praktischen Postulate im Neufantianismus auch ein erfreuliches Zeichen eines wiedererwachenden Bedürfnisses nach Religion, so hat das doch nur subjective Bedeutung, wenn nicht wieder eine Vernunftserkenntnis als solide Glaubensgrundlage hinzukommt. Ohne diese Basis ist keine Aussicht, einen Atheisten zu gewinnen, der seine Ansicht auf naturwissenschaftliche Grundlage stützt.

*) Vgl. Fechner's Gottesbeweis (Drei Motive des Glaubens, 1863; angeführt bei L. Besch, Welträthsel, II, S. 526) bei Willmann, Idealismus, III, S. 902.

**) Als Hauptcriterium der Wahrheit (s. o. S. 406).

***) Weit davon entfernt, ihr Gebiet zu erweitern und an Tiefe zu gewinnen, hat die Vernunft durch ihre Autonomisierung die Erkenntnis des Überfinnlichen verloren und an Einsicht in das Wesen der Welt eingebüßt.

†) Auch nichtkatholische moderne Philosophen, wie Ed. v. Hartmann, suchen übrigens mit der Vernunft in das Gebiet des Überweltlichen einzudringen.

wenigstens nicht mehr“ auf dem Ratheder „öffentlich sagen, daß man sie dafür halte“ (s. v. Paulsen). Erkennt aber andererseits die Vernunft ihre wahren Grenzen*), über die sie in Wirklichkeit in ihrem speculativen Denken nicht hinaus kann, an, und nimmt sie freudig aus der Hand Gottes die historische Thatsache der Offenbarung, die nothwendigerweise Unfehlbarkeit beanspruchen muß, — sonst gieng sie eben nicht über die Grenzen des natürlichen Wissens hinaus, — anstatt sie abzulehnen, so erklären die Vertreter der autonomen Vernunft, daß sei Denkfreiheit!

Es wird ja niemand in dieser Welt gezwungen, die Thatsache der Offenbarung anzuerkennen, aber er sollte doch den nicht denkfrei nennen, dem sie eine Gewissheit und eine Evidenz geworden ist.

„Auch bei der überzeugendsten Beweisführung bleibt es“ sagt Schell**) „die Aufgabe der Seele, die Schlußfolgerung aus den Gründen in ihrem Urtheil oder Entschluß mit der Kraft der Selbstbestimmung zu vollziehen. Darin liegt ein Charakterzug des Geistes gegenüber der Naturgewalt des sinnlichen Urtheilens und Begehrens.“

Diese Zustimmung zur Wahrheit und ihren Gesetzen ist nun eine um so freiere, je höher diese Wahrheit in das Gebiet des Metaphysischen hineinreicht; die Zustimmung zu den Thatsachen und Beweisen der Mathematik ist eine allgemeine; auch zu den Gesetzen der Logik ist sie bei allen ernst zu Nehmenden unbedingt: Die höchste Wahrheit, die Religion, fordert die freieste Zustimmung.

Der katholische Gelehrte zwingt also niemanden, daß er seine auch wissenschaftlich gerechtfertigte Glaubenserkenntnis, die Wahrheit der katholischen Kirchenlehre, annehme***); wohl aber verlangt er auf Grund seiner Forschungsfreiheit — die mindestens ebenso groß, wenn nicht größer ist als die eines Haedel, wenn er sich der Weltanschauung des Darwinismus†) unterwirft — nicht nur die praktische Gleichberechtigung auf den Universitäten — die ihm Paulsen in nicht gerade Hochschätzung verrathender Weise zubilligt††) — sondern auch die theoretische. Der Widerspruch einer Reihe von

*) Vgl. Ehrhard a. a. O., S. 269.

**) Das erkenntnistheoretische Problem (Philos. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 1901, S. 134); s. a. Philos. milit. S. 56.

***) Diese Erkenntnis ist wissenschaftlich gerechtfertigt, weil das Dasein Gottes, die Thatsache der Offenbarung und die Stiftung einer unfehlbaren Kirche auch durch die Vernunft erwiesen werden kann.

†) Zur Frage, ob sich überhaupt auf naturwissenschaftlicher Grundlage eine Weltanschauung aufbauen läßt, vgl. H. Ridert, „Naturwissenschaftliche Weltanschauung?“ Lotze, October 1901, S. 5 ff.

††) S. o. S. 402, Anmerkung.

Professoren dagegen ist ein Act der Intoleranz, wie er im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr vorkommen dürfte. Es ist die Wiederauffrischung jenes verderblichen Grundsatzes des protestantischen Cäsareopapismus „Cuius regio, illius et religio“ auf wissenschaftlichem Gebiet.

Sollte man von gegnerischer Seite aus confessioneller Voreingenommenheit unserer Beweisführung nicht zustimmen können, so gestatte man uns noch folgende Begründung, die schon gelegentlich angedeutet wurde:

Obwohl die logische Möglichkeit von niemandem bestritten werden kann, daß die katholische Lehre Wahrheit ist oder wenigstens Wahrheit enthält, so ist es thatsächlich dem sogenannten „freien Forscher“ nicht erlaubt, sich von dieser Wahrheit — ohne nach der Ansicht der nichtkatholischen Gelehrten diesen Anspruch zu verlieren — zu überzeugen, obwohl er doch damit nichts anderes thäte als Haedel, der sich von der Hypothese des Darwinismus überzeugte. Es gibt also thatsächlich ein Gebiet, auf dem der „freie Forscher“ nicht frei forschen darf; und doch versagt er unter der gleichen Begründung dem katholischen Forscher die Gleichberechtigung.

Was uns von Paulsen trennt, ist, neben unserm Forschungsergebnis von der Wahrheit der katholischen Kirche, die innere Hingebung an die Wahrheit, Sicherheit und Unumstößlichkeit dieses Ergebnisses und der daraus entspringende, ständige spontane Willensact, die Lehre der Kirche als wahr anzunehmen, und die Liebe zur Kirche.

Wer diese innere Überzeugung nicht hat, wer nicht inne geworden, daß „diese Lehre von Gott sei“,*) wird sich allerdings in diese Weltanschauung nicht versetzen können, aber ihre Vernunftgemäßheit und Consequenz sollte ein Philosoph nicht bezweifeln.

Für den Katholiken ist die Pilatusfrage, welche die „freie Forschung“ wieder aufgeworfen hat, für das Gebiet des Glaubens durch die Worte Christi gelöst: „Ich bin dazu geboren worden und bin dazu gekommen in die Welt, damit ich Zeugnis gebe der Wahrheit. Jeder, der aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme.“ (Joh. 18, 37.) Eine Thorheit ist dem Katholiken das Wort Lessing's, womit dieser die Wahrheit aus Gottes Hand ablehnt: „Ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ Religion ist dem katholischen Christen das Ruhen in der Wahrheit: „Und ruhelos ist unser Herz, bis es ruhet in Dir, o Gott“ (St. Augustin).

Da diese Wahrheit eine ewige ist, so schließt sie das beständige Streben nicht aus, das den Genuß des Forschers bildet und das dem Katholiken

*) Joh. 7. 17.

keineswegs fehlt. Auch die Ewigkeit bietet diesen Genuß immer tieferen Eindringens in das Wesen der Dinge und ihrer Gesetze ebenso wie in das Wesen ihres Schöpfers, nur ohne die Möglichkeit, auch nur in Nebensachen zu irren, ohne daß dadurch der Freiheit Eintrag geschähe.

Paulsen muß, um sich die Werte zu wahren, die das Christenthum der Menschheit aufgeschlossen und geprägt hat, damit er als edler Mensch das Leben lebenswert finden kann, seine Philosophie im Stiche lassen und sagen: „So wie die Dinge wirklich stehen, bei dem heillosen Dunkel, in dem uns jede spekulative oder empirische Untersuchung über die Beziehung der Wirklichkeit zu dem, was wir allein als letzte Güter anerkennen können, läßt, kann die Entscheidung für die Annahme der Abhängigkeit des Wirklichen vom Guten nur in der Weise geschehen, daß wir, von unserem wesentlichen Interesse geleitet, sagen: Und trotz all dieser Unzulänglichkeit glaube ich an einen Sinn in den Dingen, an eine Macht des Guten als letzten Grund der Welt.“ (a. a. O. S. 58.) Diese Worte machen dem Ethiker Paulsen alle Ehre, beweisen aber, daß der Weg der autonomen Vernunft nicht zureicht, um philosophisch annehmbare Resultate zu gewinnen.


Für dieses Vinsengericht des Skepticismus wird der Katholik sein Erstgeburtsrecht nicht hingeben. — Paulsen sieht sich, von seinem „wesentlichen Interesse geleitet“, gezwungen, den Act seiner Vernunft durch einen Act seines Willens zu ergänzen, um das Welträthsel wenigstens individuell zu lösen; der Katholik greift freiwillig zu dieser Ergänzung: er glaubt, weil es vernünftig ist, zu glauben, daß nicht nur eine Wahrheit, sondern auch ein Urheber dieser Wahrheit existiert, der uns zugleich deren Bürge ist. Für den Katholiken baut sich der Glaube auf dem Wissen auf, und beide durchdringen sich in ihren Grenzgebieten zur vollen Harmonie.*) „Was von Gott kennbar ist, das ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart; denn das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit.“ (Röm. 1, 19, 20) und der Apostel fügt hinzu: „so daß sie keine Entschuldigung haben.“

*) Das ist der Sinn der »Philos. milit.« S. 27 erwähnten Encyclika Pius IX. in der Paulsen nur Autoritätsgelüste sieht!



Franz Eichert.

Studie von E. M. Hamann.

 Eichert!" Das erinnert im Klang an den deutlichsten Baum, und wie ein solcher, in Sturm und Stille, ist mir der Träger dieses Namens, seit ich ihn kenne, erschienen. Nur drei Gedichtsammlungen liegen bis jetzt von ihm vor, und sie bezeichnen ebenso viele Hauptstadien in seiner Entwicklung. Zuerst „Wetterleuchten“.*) Ich habe es neulich wieder in einem Zuge gelesen, aber ich will's nur gleich gestehen: mit keineswegs ungetrübtem Genuß. Denn ich bin eine friedliebende Natur, und in diesem Büchlein braust und blüht es wie um die Wipfel des Waldeesien im Wirbel des Orkans. Doch hätte ich nichts bis dahin von Eichert gewußt: es wäre mir jetzt klar geworden, welch hervorragendes Talent sich hier kund thut.

Schon die „Zueignung“ ist bezeichnend für das Ganze: nach meinem Geschmack zu lang, in der ersten Hälfte sogar etwas matt, aber dann anschwellend, bis die drei letzten Strophen mächtig fortreißen:

Wenn das Reich der neuen Hunnen
Wird in Flammen untergehn,
Werden meiner Vieder Runen —
Ja, ich fühl's — entsiegelt stehn;

Werden sie mein Volk geleiten
Wohl auf Golgatha himan,
Aber auch voran ihm schreiten
Auf des Sieges Sonnenbahn;

Werden sie wie Donner schmettern
Ihm vom Grabe dann den Stein
Und ein Blitz aus Gottes Wetter
Auf das Haupt der Wächter sein!

So ist das Büchlein selbst als Kunstwerk nur theilweise berechtigt. — Die vier Abtheilungen: „Zu Kampf und Sieg!“, „In Wehr und Waffen!“, „Mich erbarmt des Volkes!“, „Gott, Kaiser, Vaterland!“ deuten das Gepräge der Sammlung an. Das social-politisch-religiöse Moment liegt dieser flammenden Streitschrift in gebundener Sprache zugrunde. „Ich singe, wie mir's ums Herz ist“, heißt es in der Vorrede. „Der die Herzen der

*) Wetterleuchten Gedichte von Franz Eichert. Wohlfeile Volksausgabe. (Im Buchhandel bereits vergriffen, eine neue (9.) Auflage soll im Herbst d. J. erscheinen.)

Menschen lenkt, hat aus mir einen Sänger des Schwertes gemacht. Wer heute vom Frieden singen will — ich rechte nicht mit ihm. Jeder nach seiner Weise!“ Von seinem „Liede“ aber sagt er in der „Zueignung“:

Und zu feiger Schande Schrecken
Soll es eisenklirrend gehn,
Heuchlermasken, die sie decken,
Strmend ihr vom Haupte wehn.

Das Goethe'sche Wort: „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!“ hat die allgemeine Meinung längst als auch für die Kunst nicht stichhaltig befunden. Wo bliebe sonst die poetische Anregung zur Gottes-, Herren- und Vaterlandsminne innerhalb der Politik? Schlimm genug, wo man in dieser solche Factoren wegleugnen will; noch schlimmer, wo man's darf und mu. Die christlich=soziale Partei Österreichs, der Eichert angehört, wird dies selbstverständlich nie wollen, dürfen noch müssen. Und nicht sie allein wird einen Theil von „Wetterleuchten“ auf den Boden ganzwertiger Poesie stellen. Doch nur den kleineren Theil. Das zum geflügelten Worte gewordene Urtheil Reiter's: „In schwungvolle Verse gebrachte Leitartikel“ geht auf die grere Zahl der Serie. Letztere mag als paendes Agitationsmittel immerhin bestehen bleiben, aber nur in der „Wohlfeilen Volksausgabe“: durch sie mag dieser christliche Freiligrath auch ferner die Empfänglichen unter den politisch Interessierten herberziehen zur Einsicht, Ordnung, Gläubigkeit. Aber die vom künstlerischen Standpunkte aus als Perlen auszusondernde Reihe der Gedichte sollte nochmals in eine Eichert'sche Sammlung, und zwar zu Anfang der zweiten: „Kreuzlieder“, aufgenommen werden. Erst dann könnte man ihr volle Anerkennung zollen und verschaffen, erst dann ihrem ideellen Gehalte auch praktisch durchaus gerecht werden. Zu diesen „Perlen“ zähle ich vor allem das einleitende „Maria vom Siege“ mit der zündenden ersten, fünften und letzten Strophe:

Die Hand, ihr Brüder, und schlieet den Bund,
Lat lodern der Herzen Flammen!
Es rufen zum Kampfe mit hellem Mund
Die Hörner schmetternd zusammen.
Es naht der letzte, entscheidende Streit —
Hoch weht das Banner der Lge
Im Sturmeswettern der wilden Zeit:
Maria, fhr' uns zum Siege!

— — — — —
Heraus, heraus denn aus dumpfer Nacht,
Drin leidend und weinend wir lagen!
Es brennt der Morgen in gold'ner Pracht,
In den Geistern beginnt's zu tagen.
Die Herzen erwachen stolz und khn
Und pochen laut nach dem Kriege,
Dem heiligsten, welcher ein Schwert lie glühn:
Maria, fhr' uns zum Siege!

Ihr Brüder, mit Hand und Herz und Mund
 Gelobt es der Lieblichen, Reinen:
 „Du Herrin des Sieges, wie Felsengrund
 Im Kampfe stehen die Deinen!“
 Drum die Herzen hoch und hoch das Panier,
 Daß es walle, leuchte und fliege:
 Und siegen wir nicht, nun — so sterben wir! —
 Maria führt doch zum Siege!

Nicht ganz so unmittelbar, aber ebenfalls sehr wirksam ist das nächste:
 „In eilster Stunde“ mit dem aufrüttelnden Mahnruf: „Wach auf, mein Volk!
 Ein neuer Tag beginnt!“ und dem prophetischen Schlusswort:

Er, welcher wandelt auf der Zeiten Wege,
 Er, der den Elementen einst gebot,
 Er ist mit dir in deinem bitteren Streite:
 Blic' auf zum Himmel, blicke aus ins Weite —
 Dort flammt der bessern Zukunft Morgenroth!

Diese unerbittlich klare Erkenntnis der gegenwärtigen Nothlage, dieser feste Wille zum Guten und diese unerschütterliche Hoffnung auf ein kommendes allgemeines Excelsior sind Hauptmerkmale der Kampflyrik Eichert's wie seiner Dichtung überhaupt. Einen ergreifenden Ausdruck davon finden wir unter anderem in „Nicht verzagen“, „O Herr, verhüll' Dein Haupt!“, „Die Ankunft des Herrn“, „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!“ und im prachtvollen „Ein Name“:

Ja, ich sehe schon das hohe, königliche Banner ragen,
 Und es wird den siegbewährten heil'gen Namen Jesus tragen;
 Seh' es hoch zum Siege fliegen und die Feinde überdauern:
 Was ich sehe, macht mich jubeln, was ich sehe, macht mich schauern,
 Denn ein Meer von Blut und Thränen, menschenmordender Gesche,
 Ach, der Zukunft große Walstatt überbrücken meine Blicke,
 Um an einem friedensfrohen, holden Eiland still zu landen,
 Wo im größten aller Namen alle Völker froh sich fanden.

Wir sehen: Eichert ist durchglüht vom Christusglauben, und diesem feurigen Ausdruck zu geben, wurde selten einem anderen in gleicher Weise verliehen wie ihm. Nur schade, daß er wiederholt durch seinen Eifer, das gewählte Thema allseitig in das hellste, eindringlichste Licht zu setzen, sich unpoetischer Längen schuldig macht. Zuweilen brauchten wir einem Gedichte nur ein paar oder gar die Hälfte der Strophen zu streichen, und es wäre vollkommen in seiner Art, während es in der jetzigen Fassung ermüdend, manchmal sogar peinlich wirkt. So bei „Das Kreuz“, „Alle Mann an Bord!“, „Was wir hassen!“, „Was wollen wir?“. Aber unverkürzt, just wie sie sind, bleiben in voller Kraft und Schönheit bestehen: „Wir wollen wieder Christen sein!“, „In Jesu Namen!“, „Christkind kommt“, „Rettet eure Kinder!“ und das wie donnernde Meerflut dahermogende „Gerechtigkeit!“, dieser gewaltige, an das Beste von Thomas Hood, Freiligrath, Ada Christen und Ada Negri erinnernde Tobaruf für das Recht der enterbten Massen:

Hört ihr's? — Hört ihr das Grollen dumpf?
 Irrlichter huschen, es brodeln der Sumpf,
 Fahl zuckt am Himmel und gräbt sich ein
 In schwarze Wolken der Wetterschein.
 Und seht ihr nahen den finsternen Schwarm?
 Gedrängt, verschlungen Arm in Arm,
 Und Aug' an Auge, wie Brand an Brand,
 Viel tausend Gedanken, doch eine Hand.

— — — — —
 — — — — —

Was willst du, schwaches und feiges Geschlecht,
 Des schnöden Mammons gedungener Knecht,
 Noch schwagen von Freiheit und gleichem Recht?
 Liegt nicht die Arbeit in Schmach und Ketten?
 Sprich, wer befreit sie? Wer will sie retten?
 Sprich, wer aus den alles verschlingenden Fluten
 Der Lüge, den alles verzehrenden Gluten
 Der Lüste wird jenen, die weinen und bluten,
 Die freien Gottesrechte erstatten —
 Das Beste, was unsere Väter hatten?
 Statt Geben ist Nehmen Sitte geworden,
 Die lüsternen, prunkenden Räuberhorden
 Sind heute Sieger im großen Streit;
 Doch unten bäumt sich zertretenes Leid,
 Und horch — wie die Arbeit im Lumpenkleid
 Das Passwort der Unterdrückten schreit:
 „Gerechtigkeit!“

Und neben dieser Orkan=Lyrik ein paar Blüten balladenartiger Dichtung: „Der Fahnenträger“, „Die Bedette“, eine holde Blume der Marienminne: „Maiengruß“ und die erschütternden Buß- und Trostlieder: „Getrennt von Gott“, „Doppelter Frühling“, „Nun ist es gut“. Denn nicht immer stand Eichert, wo er jetzt steht. Dies führt uns auf sein Leben:

Franz Eichert wurde am 11. Februar 1857 im Gebirgsdörfchen Schneeberg, auf der böhmisch-sächsischen Grenzmark, geboren. Sein Vater war gräflich Thun'scher Revierförster; in dem stillen Waldhause herrschte auf positives Christenthum gegründetes Familienglück. Der Knabe absolvierte die heimatliche Dorfschule, die Tetschener Hauptschule und die Leitmeritzer Realschule. Während des Besuches der letzteren zog ihm seine unnatürlich gesteigerte Frömmigkeit den Ruf oder auch den thatsächlichen Zustand einer Gemüthskrankheit zu, infolge dessen er auf ein Jahr zu den Eltern heimkehren mußte. Damals lernte er Elise Polko's anthologische „Dichtergrüße“ kennen und verdankte ihnen die erste bewußte poetische Anregung. Mitten in die wieder aufgenommenen Studien und Pläne für ein künftiges Ordensleben fiel der Tod seiner Mutter. Der Jüngling zeigte sich, verzeihlicherweise, noch nicht reif für den Heilseinfluß der Prüfung, die, nach dem Geständnisse des Mannes, zum Ausgangspunkt einer großen

Veränderung für ihn wurde: „Sei es, daß ich das Vertrauen verlor, weil meine Gebete um die Genesung der lieben Mutter nicht erhört worden waren, oder wie immer: kurzum, ich fieng an, meinen geistlichen Freund in Leitmeritz zu meiden, den Empfang der heiligen Sacramente zu vernachlässigen und mich dafür an glaubenslose Freunde anzuschließen.“

Er erwarb sich ein glänzendes Reisezeugniß, besuchte in Wien das Polytechnikum und gab sich dem neuen Leben: dem des Weltkindeß, hin. Da starb sein fürsorgender Vater, und der Hochschüler war „gewesen“. Ein bereits unabhängiger Bruder in Wiener-Neustadt nahm ihn bei sich auf. In diesem Zwischenstadium der Unthätigkeit mögen sich die Ansätze zur Wiedergeburt in ihm gebildet haben. Letztere vollzog sich nach seiner Anstellung als Eisenbahnbeamter in Schreckenstein bei Auffig an der Elbe (1891) und seiner vorhergehenden Vermählung mit einem armen Mädchen. Es ist ein sprechendes Zeichen für die Charakterstärke Eichert's, daß er in dem nun folgenden heißen Ringen um die Existenz seiner Familie (er ist jetzt Vater von acht Kindern) sich die stetig wachsende Liebe und Ehrfurcht für sein Heimglück bewahrte: in erster Linie für diejenige, die den Kampf ums Leben im Bunde mit ihm aufgenommen hatte. Das nicht dichterisch, aber ethisch hochstehende „Nur Du“, das stimmungsvolle „Was kann ich Deiner Seele geben“, vor allem das unmittelbare „Hand in Hand“ (sämmtlich in „Höhenfeuer“) stellen nicht nur seiner Gattin, sondern — unbeabsichtigt — ihm selbst ein Ehrenzeugniß seltener Art aus:

Der Frauenminne echtes Gold,
Mir grub's das Leid aus deinem Herzen,
Mein treues Weib, in Freud und Schmerzen
Mir wie der erste Venztag hold.
Als Tag auf Tag vereint uns fand
Im stummen, thränenlosen Leiden,
Da schmiedete der Schmerz uns beiden
Zu ew'gem Bunde Hand in Hand.

Mein treues Weib! Wie lieb' ich dich,
O laß' mich deine Hand ergreifen,
Die, ach, so schwer geschafft für mich!
Und deines Scheitels Silberstreifen,
Der, ach, im Schmerz um mich gedieh,
Und deiner klaren Stirne Falten,
Die eingrub treuer Sorge Walten —
Voll scheuer Ehrfurcht küß' ich sie.

Komm her und laß' uns Hand in Hand
An der geweihten Stelle stehen,
Wo du versprachst, ins ferne Land
Als Treugespiel mit mir zu gehen.
Bald winkt uns ein noch fern'res Land —

Ich will's an deiner Hand erreichen.
 Dort winkt das Kreuz — der Heimat Zeichen.
 Wir gehn hinüber — Hand in Hand!

Nach Znaim in Mähren versetzt, trat er mitten in die christlich=soziale Bewegung. 1893 erschienen dann seine bisher verstreut herausgegebenen Gedichte in der oben gekennzeichneten Sammlung „Wetterleuchten“. Der Titel ist charakteristisch für das aufziehende sociale Gewitter, nicht für die Wirkung des Büchleins, dessen Inhalt wie ein Donnerschlag in das Gewissen des österreichischen katholischen Volkes fuhr. Nach kurzer Zeit erfolgte eine Massen=Neuauflage, die bald in 7000 Exemplaren verbreitet wurde.

Der Name Eichert war sozusagen zum Parteiruf geworden, und seinen Träger wollte man jetzt im Knotenpunkte der österreichischen politischen Interessen sehen: man zog ihn nach Wien, wo er die Redaction des „Volksblattes für Stadt und Land“, des Familienblattes „Der Pilger“ und des „St. Josephs=Sendboten“, sowie zweier Kalender besorgt. Viel lastende Arbeit: ob auch viel materieller Lohn? Ich fürchte, auf diese Frage würde der tapfere Kämpfe nur ein müdes Lächeln zur Antwort haben. Traurig genug, daß das „katholische Österreich“ bis jetzt einem Manne wie diesem keinen anderen Wirkungskreis — sagen wir's rund heraus: keine Möglichkeit zur freien Ausübung seines eigentlichen Berufes zu schaffen vermochte*). Den Redacteur Eichert kann wohl ein anderer ersetzen, den Dichter nicht. Und gerade dieser wäre jetzt, wenn unabhängig, mehr als je ein persönlicher Factor in der dortigen Kulturentwicklung. Was diese geistige Kraftnatur zu leisten vermöchte außerhalb der ständigen Druckatmosphäre des Redactions=Bureaus, beweist die einfache Thatfache, daß sein großes Talent nicht verkümmert, sondern im Aufschwung begriffen ist, trotz Tageslohne und geschwächter Gesundheit.

1899 veröffentlichte er die „Kreuzlieder“**), ein Goldschnittbändchen von 81 Seiten, aber von welcher Kernfülle des Inhalts! —

Der Jammer und die Noth, der blinde Haß und die Thorheit ringsum hatten dem Sänger zuerst die Parteifahne in die Hand gedrückt; nun legte er sie nieder, ergriff das Kreuz, hielt es hoch in der Linken, die Rechte aber umflammerte, wie zu Anfang, das Schwert. Gleich er im „Wetterleuchten“ einem feurig dahinstürmenden Jüngling, ohne Acht auf die Hindernisse und Grenzmarken seiner Bahn: hier ist er der besonnene, gefestigte, wegsichere Mann, der mit concentrirtem Bewußtsein auf sein Ziel zuschreitet. Und dieses ist nichts anderes als (um mit P. A. Böllmann zu sprechen) „der Mittelpunkt der Weltgeschichte, die einzige erfüllungssichere Hoffnung aller Adamskinder, das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und Erde, das ewige Denkzeichen der größten Gottesthat“: der Lichtbaum des Lebens auf Golgatha. Sein Glanz strahlt bis in die Tiefen der Dichterseele, klärt das Dichterauge, durchleuchtet und läutert das

*) Der Gerechtigkeit halber betonen wir, daß Eichert vom k. k. österr. Ministerium für Cultus und Unterricht 1899 einen litterarischen Preis und daß er 1900 das Stipendium der Schwestern Fröblich=Stiftung für hervorragende schaffende Talente auf dem Gebiete der Litteratur erhielt.

**) Stuttgart und Wien, Josef Roth'sche Verlagsbuchhandlung; 1901 zum zweitenmale aufgelegt.

Dichtermuth, daß es nur selten noch dem Parteihader, desto wichtiger aber dem heiligen Kampfe um Gottes und seiner streitenden Kirche Recht sich leiht. Nicht als ob der „Künstler“ schon immer auf der Höhe stünde: auch jetzt noch findet sich Übermaß, Rauheit, Rhetorik und Reflexion. Aber im Ganzen offenbart sich doch ein bedeutender Fortschritt. Nicht zuletzt dankt Eichert diesen seiner männlichen Demuth: für sich selbst will er nichts, aus sich selbst kann er nichts, in sich selbst sucht er nichts als das Mangelhafte seiner Kunst, — das andere an ihr gehört Gott:

— — — — —
 Mein Herz ist nur des Erw'gen Harfe,
 Wenn es in Liedern glüht und brennt;
 Der Miston nur, der schrille, scharfe,
 Ist mein, der kommt vom Instrument!
 — — — — —

Drum will ich keine Kränze haben,
 Kein Lob für das, was doch nicht mein —
 Sind meine Lieder Gottes Gaben,
 Soll auch die Ehre — Gottes sein!
 Und soll und darf und muß ich singen,
 Dann brause, opfertoddbereit,
 Mein Sang ums Kreuz mit Sturmeschwüngen
 Als Kämpfer für die bessere Zeit!

Und diese bessere Zeit muß sich erfüllen — sein Tag!:

Mein Tag wird kommen! Nicht auf Venzesflügeln,
 Nicht Rosen werden kränzen seine Stirne,
 Nein — sturmgeboren steigt er von den Hügeln,
 Sein Feuerfuß zerschmilzt der Berge Firne.

Diese Gewissheit ist ihm tiefster Mahnung, zugleich Hoffnung und süßer Trost, wenn das Erdenelend und — die Erinnerung an seine einstige Trennung von dem Höchsten ihn niederzudrücken droht (siehe „Maria“, „Jesus an die Seele“, „Auch Du!“). Doch seine Buße ist die der Kinder Gottes, denen das Heil in thatkräftiger, wahrhaftiger Heilands- und Bruderliebe beschlossen liegt.

O hätt' ich über die Herzen doch Macht
 Und könnt' ich den Geistern gebieten!
 O wäre mein Lied wie ein Schwert in der Schlacht
 Und wie ein Frühling voll Blüten!
 Stets wollt' ich es stimmen auf Sturm und auf Streit,
 So lange das Kreuz nicht gerettet,
 So lange die gözenanbetende Zeit
 In Schmach und in Banden es kettet;
 So lange der Haß noch die Liebe besiegt
 Und Treue ein Spielzeug der Schranzen,
 So lange das Banner der Lüge noch fliegt
 Auf treulos verrathenen Schanzen;

So lange nur Habsucht am Webstuhl der Zeit
 Das Rädergetriebe läßt sausen —
 So lange die Welt sich dem Mammon nur weihet,
 Soll Schlachtruf mein Singen durchbrausen.

So lange soll rufen mein Lied und mein Sang
 Die gläubige Welt zu den Waffen,
 Bald schmetternd und fröhlich, bald schaurig und bang,
 Bis sterbend die Saiten erschlaffen.

Dann will ich, vom Banner des Kreuzes bedeckt,
 Gern schweigen und ruhn mit den Müden,
 Bis einst die Posaune den Schlafenden weckt —
 Dann sing' ich, dann sing' ich den Frieden!

Denn er liebt ihn ja, diesen Frieden, wie er die Menschheit liebt, wie er den Glauben an deren Adel liebt, wie er das Kreuz und die ewige Liebe selber liebt. Der Kampf ist ihm freiwillig erkorene Pflicht, die Ruhe in Gottes Anschauung ersehnter Preis (s. „Vollendung“). Um ihn zu erringen, hält er Treue (s. „Ich bleibe fest“, „Kreuzweg“, „Kreuzesliebe“), scharf die Gottesstreiter zusammen (s. „Zu den Waffen!“, „Muthig und treu!“, „Zeit und Stunde“, „Unsere Fahne“, „Ein Christ — ein Mann!“), trägt das Banner des allmächtigen Zwingherrn voran (s. „Kreuzeslob“, „Die That!“), fleht in Todesnoth die Heilandshilfe herab (s. „Hilfruf“), richtet die Zagenden und Sinkenden auf (s. „Im Kampfe um das Kreuz“, „Die Helden des Kreuzes“, „O, fürchtet nichts!“). Und mitten im Schlachtengebraus schaut er die selige Vision (s. „Auferstehung“):

— — — — —
 Da seh' ich die endlos lange Schar,
 Die einstens der Sünde hörig war,
 Vorüberwallen im lichten Schein,
 Vom Blute des Lammes sind alle rein:
 — — — — —

Ich sehe die Herzen nun wieder blühen,
 Die Wahrheit durch Nebel der Lüge glühen
 Ich höre ringsum die Botschaft gehn:
 Der Glaube, der Glaube will auferstehn!
 Es fliehn die Wächter, es rollt der Stein,
 Es leuchtet im Grabe wie Himmelschein;
 Es faßt die Herzen ein Wunder an —
 O komm, Erstandner, zeig uns die Bahn!
 Ein Feuer die Geister all' durchbricht:
 O unser König, führ uns zum Licht! —

Da schmilzt ihm das Herz, dem er bisher das „Werde hart!“ gewöhnt hat zuschleudern zu müssen, vor Liebe im gläubigen Erkennen der Urmacht der Liebe. Die zum Stoß erhobene Waffe entsinkt seiner Hand. Er wendet sich und verläßt die Walstatt (s. „Werde mild!“):

— — — — —
 Müde bist du, schmerzumsürmter Streiter!
 Sieh, hier steht ein Kreuz am Weg allein —
 Deine Füße tragen dich nicht weiter,
 Lege still dein Haupt auf diesen Stein!
 Stürmisch Herz! Nun hast du Ruh gefunden,
 Hast gekämpft, geirrt, und sieh', hier quillt
 Wie ein Strom des Lichts aus Gottes Wunden
 Friede, Liebe! — Herz, nun bleibst du mild!

Damit tönen die „Kreuzlieder“ aus: die feste Brücke zu Eichert's dritter Hauptstation ist geschlagen.

1901 erschien seine Gedichtsammlung: „H ö h e n f e u e r“. Sie scheidet sich in sieben Capitel: „Sturmescharfen“ (mit dem wundervollen Ausklang „Zur Jahrhundertwende“), „Schreibende Hand“, „Licht und Dunkel“, „Sonnenstäubchen“, „Heimatlieder“, „Raute und Edelweiß“, „Des Liedes Weihe“. Ein Blick auf Anfang und Ende des Buches, und Eichert, wie wir ihn bereits kennen, steht vor uns: derselbe — und nicht derselbe. Wie einst trägt er das Heldenischwert, ist er ein Vorschreiter im Kampf, ruft er hinein ins Gewissen der Zeit. Aber sein Sang tönt doch anders: klarer, knapper, gewinnender, unmittelbarer als sonst. Das macht: die höchste Liebe hat ihn bezwungen ganz und gar, hat ihn gelöst von der Parteien Hader und eng vereint mit der urewigen Sache der Menschheit selbst, hat ihn hinüber geführt aus dem Getriebe der Tagesfehde in das Gebiet der reinen Kunst. Sie hat ihm das Herz mild gemacht: wenn auch das Lied des Grams und des heiligen Horns noch oft, nun dunkel, nun schmetternd hell, aus seiner Brust in die unsere dringt. Aber auch andere Klänge mischen sich ein: leise, holde Melodien aus der Seele Heiligtum, die da zeugen von verborgenem Leid und seliger Lust, von Sehnen und Einssein, von süßem Ausruhen (s. „Rückblick“) in Ihm, der durch Natur und Menschen, durch Sturm und stilles Säuseln zu uns spricht.

Auch jetzt noch weht wohl ein Echo her aus früherer Zeit, ein verschwommenes oder farbenstropfendes Bild, eine klingelnde oder schwerfällige Spracheinkleidung oder gar ein ganzes schwächliches Gedicht verlegt uns, wie das gedankenarme „Bleibe stehen“, das geschraubte „Friede“, das sentimentale „Sah dich jüngst im Garten gehn“. Auch jetzt noch drängt sich zuweilen die rhetorische Wucht auf, besonders im zweiten Haupttheil, wo Eichert, ein anderer Rückert, in „geharnischten“ Sonetten der Sündenwelt von heute ihr Mene Tekel prophezeit. Desto siegreicher steht die lautere Poesie in den folgenden Abschnitten auf: kehren auch die alten Themen wieder, so thun sie's in abgeklärterer Form und mit vertiefterem Gehalt. Zudem: der Ansturm des Unglaubens, des Hasses, des Trugs, der Hab- und Genußgier ringsum ist so groß, daß man es nicht nur begreifen, sondern begrüßen soll, wenn ein berufener Mahner seinen Scheide- und Weckruf unermüdlich hineinsendet in das tosende Gewirre. Wer aber wäre berufener als unser Dichter? Gewisser denn je fühlt er selbst sich bestätigt durch das Zeugnis von Oben (s. „Kampfgesang“):

Ich bin kein Hösling und kein Modedichter,
 Gott weihte zum Propheten mich, zum Richter.
 Ich frage nicht, ob ich den Lohn verfehle —
 Ich künde, was mir wild durchrauscht die Seele.

Kerner in „Schwert und Harfe“:

Gott gab mir die Harfe, Gott gab mir das Schwert
 Der Freien, die männliche Rede;
 Die Harfe entflammt und der Flammberg bewehrt
 Den Geist mir zur heiligen Fehde.

Ich hab' meine Harfe für Wahrheit und Recht,
 Um donnernde Lieder zu schlagen,
 Entflammend ein fettengedrücktes Geschlecht,
 Den Kampf um die Freiheit zu wagen.

Ich habe mein Schwert, um den heiligen Krieg
 Mit Lüge und Bosheit zu fechten,
 Ich habe mein Schwert, mit der Welt um den Sieg
 Des Guten und Schönen zu rechten.

Und in „Vollwärts“:

Ihr Lieder, voran,
 Zum Streite geschart,
 Gott breche die Bahn,
 Gott segne die Fahrt.

Euch brachte zum Blühn
 Ein himmlischer Drang;
 Die Woge soll glühn
 Vom Wikingerfang!

Empfindet er so seine Vollmacht den Forderungen und Schwankungen des Lebens gegenüber, so fühlt er sein Ungenügen, seine Kleinheit vor Gott. Die schwer errungene Mannesdemuth ist ihm treu geblieben (s. „Räthjel“, „Die Perle“, „Gebet“, „Abendgebet“, „Eins und alles“, „Du bist ein Mensch“ und das herrliche Motto S. 93). — Nur aus dem ewigen Urquell, von dem ein Tropfen sich in ihn selbst ergoß, schöpft er Streben und Kraft:

G e f u n d e n.

Ich habe gar viel begonnen,
 Kein Stück mir recht gelang;
 Ich suchte des Glückes Brunnen,
 Am Felsen mein Grabscheit sprang;
 Hab lang gesucht und gesonnen —
 Da wurde mein Sinnen Gesang.

Da wurde Gesang mein Sinnen
 Und es gelang mein Stück;

Ich hörte den Bronnen rinnen
Und fand das gesuchte Glück;
Es raufchte der Seele Minnen
Zu Gott, zur Quelle zurück.

Daher seine nie erlöschende Sehnsucht nach Himmelsfrieden (s. „Friedens-
ahnung“, „Friedenssehnsucht“, „Rettendes Licht“, „Nur einmal möcht ich
stille sein“, „Ohne Ruh“, „Ferne“, „Vorüber“, „Ahnung“); daher sein felsen-
festes, durch seine noch so schwere Sorge, Entbehrung und Enttäuschung
zu erschütterndes Vertrauen, seine erfüllungssichere, rückhaltlos hingeebene und
beseligte Liebe zu Gott (s. u. a. „Verzage nicht — Gott weiß den Pfad“,
„Mehr Liebe“!); daher aber auch seine opferstarke Liebe zu den Brüdern:

Mitgefühl.

Ich will nicht wohnen im reichen Saal,
Wenn meine Brüder in Kellern wohnen,
Ich will nicht mehren die schlimme Zahl
Der fatten Zehrer, der faulen Drohnen.

Ich will nicht ziehen in Sammt und Seid',
Wenn meine Brüder in Kitteln frieren.
Viel lieber will ich mein warmes Kleid
Als jemals mein warmes Herz verlieren.

Ich will nicht prassen in Lust und Schwall,
Wenn drunten verhärmte Waller irren,
Ich will nicht hören der Geigen Schall,
Wenn Flüche und Seufzer den Taft verwirren.

Ich will nicht sitzen steinern und blind
Im Glücke und Anderen lassen die Scherben —
Ich bin ein Mensch wie die andern sind,
Und will mit der Menschheit leiden und sterben.

Eben aus dieser Liebe zu dem Höchsten und zu den Verlassensten er-
steht sein Mannesstolz den Thoren gegenüber, die nach dem Gewand den
Träger beurtheilen („Ihr und ich!“), die „Bäcker schwagen“ und als betrogene
Betrüger das Joch feilen Goldes tragen und auferlegen (s. „Wir und Ihr!“):

Uns gilt das Mark und ihr die Schale;
Sie sieht das Kleid, wir sehn den Geist.
Ihr ist so wohl im dunklen Thale
Und uns, wo hoch der Ar nur freist!

Und weil er weiß, daß nicht am Tande das Glück hängt, begnügt er
sich mit kärglichem Lohn für unbezahlbares Segensschaffen:

Verborgен.

Ich will so wenig von der Welt,
So wenig von der Welt fürwahr,
Ein Stückchen Brot, ein schützend Zelt
Für mich und meiner Kleinen Schar.

Kein Festgeräusch und keine Lust
 Bei tollem Spiel und goldnem Wein,
 Auch keinen Stern für meine Brust —
 Laßt mich allein! — Laßt mich allein.

Du liebe Stille! Selig lauscht
 Dir athmend meine Brust und bebt;
 Kein Lied, das mir die Welt gerauscht,
 Hat meine Seele so belebt.

Diese Stille der Abgeschlossenheit von allem Oberflächlichen und Störenden, des inneren Sichauslebens, des sich Hineinversenkens in den Vorgesmack der Ewigkeit: er findet sie im Verkehr mit Gott, mit den Seinen und — mit der Natur. Wie bei allen echten Dichtern, hängt sein Herz mit jeder Faser an der Heimat und am Tempelfrieden der Allmutter, zu der wir gehören vom ersten bis zum letzten irdischen Augenblick. Mitten im hegenden Leben ruft ihm der Muttersprache Laut die geliebte Scholle vor's innere Auge: „Rings der Wälder brausend Meer, klarer Himmel drüber her“; in der „Ruhe im Grünen“, in der „Dämmerung im Walde“ sucht er Vergessen für all des Treibens Mühen und Verlangen:

Die mir einst verheißend lachten,
 Sterne in des Abends Grund,
 Stillet mir der Seele Trachten,
 Küßt mir jeden Wunsch vom Mund!

Bringt mir doch die ferne Weite
 Näher in der Träume Bann,
 Daß die Seele, die befreite,
 Wie ein Kindlein schlafen kann.

Kleine, zarte Stimmungsbilder mit tiefer Natursymbolik steigen aus der Seele Gründen auf (s. „Sonnenuntergang“, „Im Thale“, „Abend“, „Herbst“, „Dämmerung“); das „Meer der Lenzeswonne“, der „Nebel, wie ein endlos Weh“, des Windes nun träumerische, nun wilde Weise, des Felsens „Schwurhand“ im Tirolerland, der „eilige Bergeswall“ des Hochgebirgs, des Sommeraufgangs „zitterndes Licht“: sie alle reden ihm ihre unmittelbare Sprache. Und er nimmt diese in sich auf, befreit an ihrem Zauber die eigene bedrängte Brust und läßt sie wieder hinausklingen zur Freude, zum Trost, zur Ermuthigung für die, welche, wie er, Kreuzträger in Wahrheit und Freiheit sind und durch die Feueresse des Schmerzes hinüberschreiten zum ewigen Morgenroth. Wo immer sie seine Stimme, sein Lied vernehmen, da finden sie ihn selber ganz („Ich bin mein Lied“), und dieses Lied hat er ihnen und sich fürs Ewige bestimmt:

Mein Lied sei Leben, mein Lied sei Licht,
 Nicht Kleben und Weben im Staube!
 Und wenn einst die irdische Hülle zerbricht,
 Dann sterben die Weisen, die Lieder mir nicht,
 Dann jubelt sie ewig der Glaube!

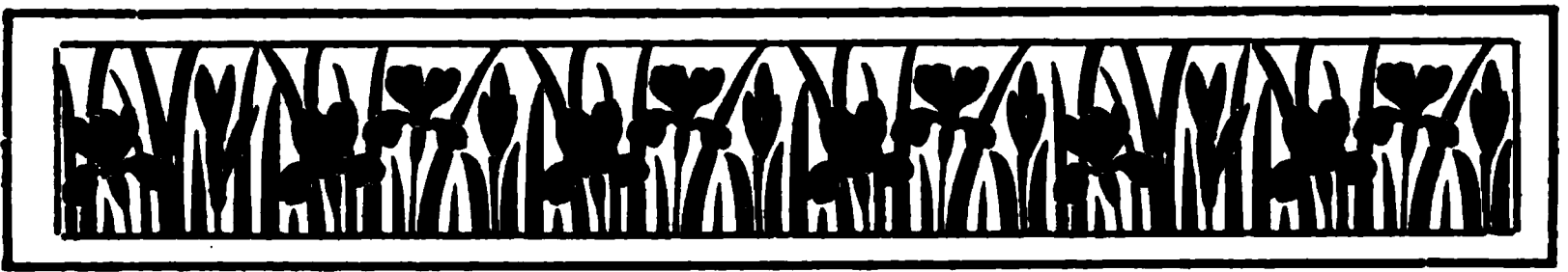
Wahrlich, kein Wunder, wenn ein Mann wie dieser die Armut des Thränenthals mit erhabener Würde trägt: „Des Liedes stolze Gabe macht ganz allein mich reich!“ Das ist ein Reichthum, der auch andere Berufene weckt — jüngst erst hat's P. Ansgar Böllmann in „Sonnenschein“ verkündet, was er Franz Eichert dankt: „Wenn ich in feuriger Garbe sprühe, Weißt Du, aus welchem Schlage sie stob“; das ist ein Reichthum, der Reinheit, Güte und Schönheit in sich trägt; der in stetem Werdegang immer mehr das Unvergängliche ansetzt und ausreißt; der vom Born jenes Lebens, das Liebe heißt, stammt und zu ihm zurückkehrt; der die Welt besiegt und die Zeit überdauert:

Mein Lied ist alles oder nichts:
Ein Hauch zerbricht's —
Und doch an seinem lust'gen Kleid
Zerschellt die Zeit.

Ich glaube, daß in meinem Lied
Der Odem zieht
Des Geistes, der da nimmt und gibt
Und ewig liebt.

Die Stunde kommt, da der Ruhm Eichert's von Gau zu Gau, wo deutsche Zunge klingt, getragen wird. Möge dann nicht zugleich die Scham aufstehen müssen mit der schweren Anklage: Der Besten Einen hieltet ihr geschmiedet ans Joch; nun ist es für seine Befreiung — zu spät!





Die Philosophie der Astronomie.

Von **Alons Müller.**

(Schluß)

Senn wir auch so die Behauptungen für die Endlichkeit des Weltalls zurückgewiesen hätten, so haben wir doch damit die Unendlichkeit noch nicht erwiesen, und ich glaube auch, daß sie sich schwerlich beweisen läßt. Solche Probleme kann man höchstens wahrscheinlich machen, und auch da spielt noch viel Subjectives mit hinein. Mir scheint für die Unendlichkeit folgender Grund zu sprechen. *) Fassen wir das Weltall als endlich, so müßte sich im Laufe der Zeit der ganze Äther als Gas in den leeren Raum zerstreuen, da ihn ja nichts an der Ausbreitung hindert, mag man seine Grenzen auch noch so weit über den von den letzten Himmelskörpern eingenommenen Ort hinausdenken. Allerdings bliebe noch eine Möglichkeit offen, die nur bei einer gewissen Wendung der mechanischen Naturauffassung ausgeschlossen wäre, nämlich die, dem Äther eine unendliche Ausdehnung zuzulegen, die Summe der Himmelskörper aber endlich zu fassen. Aber das klingt höchst sonderbar. Weidemale gilt übrigens noch ein anderer Gedanke, den Liebmann (Zur Analyse der Wirklichkeit) einmal ausspricht: „Ein so abenteuerlicher Luxus der Weltvernunft mit den unendlichen Leeren und Oden, bei so schmählichem Geiz mit dem raumerfüllend Realen, wäre gewissermaßen unvernünftig.“

Mag man eine Anschauung wählen, welche man will, auf jeden Fall ist auf derselben Basis der physikalischen Lehren, auf der sich irgend eine Unendlichkeit bei den beiden Möglichkeiten aufbaut, auch die Unendlichkeit des Raumes begründet. Trotzdem wir nun vollständig die Art des Philosophierens, die aus dem Begriff der Zahl o. ä. die Unendlichkeit des Raumes als falsch darthun und von hier aus auch die Endlichkeit des Weltalls folgern will, als übereilt und als einen Rückstand ontologistischer Ideen verwerfen, soll der speculative Einwand doch berücksichtigt werden, weil er bei uns geläufig ist und weil er uns hier ein auffälliges Beispiel für die Correctur der Philosophie an der Naturwissenschaft bietet. Der Einwand lautet: Es kann gar nichts actual Unendliches, zumal keine actual unendliche Zahl von Dingen geben, weil ich mir zu allem, sei es nun reell getheilt oder ideell theilbar, Theile hinzu-

*) Eine Abschwächung desselben wird später angedeutet.

denken oder solche wegnehmen kann; das Weltall besitzt also schon sicher eine endliche Ausdehnung, den Raum können wir nun zwar nicht als endlich fassen, wir sagen darum, er sei potential unendlich, das heißt, wir müssen seine Grenzen immer weiter hinausschieben.

Diese Ausführungen leiden an unklarem philosophischen Denken und befunden Unkenntnis der Mathematik. Es ist doch über allem Zweifel erhaben, daß es in Wirklichkeit nur actual Unendliches und Endliches geben kann.

Es scheint folgendes gegen uns zu sprechen: denken wir uns das Weltall plötzlich verschwunden mit Ausnahme der Erde, so würde dieselbe sich, wie aus dem Trägheitsgesetz folgt, in gerader Linie in infinitum weiterbewegen; diese Bewegung ist, so sagt man, potential unendlich. Das ist ein classisches Beispiel dafür, welch ein Unfug mit philosophischen Begriffen getrieben wird. Thatsächlich ist die Bewegung, das ist die Schnelligkeit oder der zurückgelegte Weg oder was man auch immer darunter verstehen will, in jedem Augenblick eine endliche, und darauf allein kommt es hier an; überhaupt ist nichts Unendliches dabei im Spiele, das infolge seines Wesens irgend eine unendliche Wirkung hervorbringen könnte, einfach deshalb, weil überhaupt nichts Reales dabei im Spiele ist als lediglich die Indifferenz des Körpers gegen jeden Ort im Raum. Gerade an diesem Beispiel sieht man klar, daß das potential Unendliche nichts weiter ist, als eine logische Beziehung, in die unser Verstand das Endliche zum actual Unendlichen setzt, oder die Beziehung, in die unser endlicher Verstand zum actual Unendlichen tritt. Wir können eben etwas actual Unendliches nicht fassen und bedienen uns eines derartigen Hilfsbegriffes. Es ist aber durchaus unberechtigt, ihn nun in die Wirklichkeit zu übertragen. Hat der Raum eine Grenze, dann ist er endlich, hat er keine, dann ist er actual unendlich. Jede Grenze aber als solche ist eine Grenze im Raum, nicht eine Grenze des Raumes, also kommt man nicht daran vorbei: der Raum muß actual unendlich sein.

Da man sich so sehr darauf steift, daß es keine actual unendliche Zahl geben könne, so kann man ja einmal auf die Wirklichkeit hinweisen. Gutberlet zieht in seiner „Metaphysik“ als ein sehr gutes Beispiel die Zahl π heran. Dieselbe ist für uns, um den irreführenden Ausdruck nochmals zu gebrauchen, potential unendlich, das heißt, wir können rechnen, so lange wir wollen, wir kommen niemals an ein Ende. Aber, um noch einmal unsere obige Erklärung des potential Unendlichen zu rechtfertigen: wir haben doch stets nur ein Endliches, mögen wir auch noch so weit rechnen. Wie aber wird sich die Zahl Gott repräsentieren? Gott kennt doch alle ihre Stellen, für ihn ist also die Zahl doch actual unendlich, also ist

sie doch auch tatsächlich actual unendlich, wenn auch wir mit unserem endlichen Verstande alle Stellen nicht fassen können.

Der ganze Einwurf von der Unmöglichkeit einer actual unendlichen Zahl beruht meistens auf der Annahme, daß alle Unendlichkeiten einander absolut gleich seien. Daß diese Annahme nicht richtig ist, kann man leicht zeigen. In dem Raum von 1 cm³ sind doch sicher (actual=) unendlich viele mathematische Punkte vorhanden, in dem Raum von 1 m³ dergleichen. Wenn also alle Unendlichkeiten einander gleich wären, müßte der Raum von 1 cm³ gleich dem von 1 m³ sein, was offener Unfinn ist. Im übrigen läßt sich streng mathematisch die Existenz von actual-unendlichen Zahlen nachweisen. Cantor's Verdienst ist es, dies gethan zu haben, nachdem bereits manche Philosophen vor ihm, zum Beispiel Leibniz, den Irrthum zurückgewiesen hatten, als ob actuale Unendlichkeiten eine absolute Gleichheit besitzen müßten.

2.

Dieser zweite Abschnitt soll die Lehren behandeln, die eine astronomische und eine philosophische Seite besitzen.

Als classischer Typus derselben sollte eigentlich der Panpsychismus hier stehen, der eine äußere und eine innere Seite im Weltall unterscheidet, eine äußere, die wir in der Astronomie erfassen, eine innere, die Bewußtsein hat, Geist ist; der das Materielle im Weltall als Unterlage, als Mittel für Empfindungen und Denken faßt und sich infolge der Unmittelbarkeit, mit der uns ausschließlich materielles Wirken im Raume gegenübertritt und die seinen Schlüssen zu widersprechen scheint, gern mit der psychologischen Theorie des psychophysischen Parallelismus verbindet. Wir wollten die Lehre gern besprechen, wenn sie nicht den einen Fehler hätte, keine Philosophie, sondern Phantasie zu sein. Da aber so namhafte Denker wie Fechner in seinem „Zend-Avesta“ und Paulsen in seiner „Einleitung in die Philosophie“ ihr das Wort reden und sie neuerdings viele Anhänger findet, so sei sie wenigstens hier erwähnt, während wir uns eine eingehende kritische Besprechung derselben, speciell in Bezug auf ihre Darlegung in den eben genannten Werken, für eine spätere Arbeit vorbehalten.

Wenn wir uns auch vom Panpsychismus und seiner Geistsauberei fernhalten, so dürfen wir doch nicht in das andere Extrem fallen, im Kosmos nur Materie und Bewegung und mit unerbittlicher Nothwendigkeit geltende Gesetze zu sehen. Es ist Geist in der Natur, aber nicht anders als wie man auch von einem Buche sagt: es steckt Geist darin. Es ist der Stempel, der Ausdruck eines ordnenden Geistes, den die Natur an sich trägt, es ist, mit einem Worte, die Teleologie. Der Zweckgedanke gehört, wie der Einheitsgedanke, zur Idee des Organismus; ja man kann sogar sagen,

daß der Zweck die Einheit in sich schließt. Haedel hat schon wieder einmal (Welträthsel) den Zweckbegriff für „überflüssig“ und „verschwunden“ erklärt. Sonderbar — Haedel preist Goethe so sehr als Vorgänger Darwin's, und doch ist es gerade Goethe, der den bekannten Ausspruch that: „Als man die teleologische Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verstand . . . und sie blieb geistlos liegen.“

Vom astronomischen Standpunkt aus betrachtet, haben wir allerdings im Weltall nichts als Mechanik. Aber widerspricht sich das etwa? Was Fechner (Zend-Avesta) von seinen Speculationen sagt, kann man wörtlich auf die Teleologie anwenden: „Nur eine Nutzung, nicht eine Verfälschung der Resultate der Naturforschung kommt hier vor. Kein Naturgesetz scheint hier weniger bindend, als es dem strengsten Forscher erscheint, und der Zweck, der eine so große Rolle bei uns spielt, vermag nichts, außer sofern er mit dem Gesetz des Wirkens Hand in Hand geht. Die Naturnothwendigkeit besteht überall, wie und wo sie der Naturforscher verlangen kann und verlangt.“ Und Liebmann (Gedanken und Thatfachen. I.) sagt: „Zweckzusammenhang und mechanischer Causalzusammenhang, weit entfernt sich zu widersprechen, decken sich vielmehr Glied für Glied, indem, wie sich an jeder von Menschenhand construierten Maschine feststellen läßt, jener diesem involviert. Je genaueren Einblick in den Bau und das Getriebe ihres Mechanismus man gewinnt, um so genauer erkennt man auch die Zweckmäßigkeit einer Maschine. Der vollkommenste Mechaniker wäre zugleich der vollkommenste Teleolog.“

Allerdings „nicht bloß einzelne Zwecke für die einzelnen Theile“, um mit Fechner zu reden, „sondern auch einen einheitlichen Zweck für das einheitliche Ganze“ zu finden, wird wohl uns Menschenkindern mit unserem schwachen Verstande unmöglich sein. Ein solcher Zweck (Fechner setzt hier Zweck für Ziel) muß da sein. Damals schon hat er im Kosmos gelegen, als dessen ganze Materie noch im Nebelball vereint im Raume schwamm, seine Entwicklung hat er dann begleitet und geleitet, sonst hätte er nimmermehr werden können, was er jetzt ist. Aber wo ihn finden? Vielleicht dürfen wir Menschen uns so hoch taxieren, daß wir die Entstehung und Entwicklung des Kosmos als auf uns gerichtet annehmen, wenn wir dann auch nicht jene verschwenderische Zerstreuung der Materie in die entlegensten Räume begreifen können! Vielleicht ist auch die Verherrlichung dessen der Zweck, in dem und durch den wir leben, weben und sind. Chi lo sa! Bemerken müssen wir aber noch, daß solche Gedanken dem teleologischen Gottesbeweis schwerlich Nutzen bringen, weil sie als bewiesen voraussetzen, was dort bewiesen werden soll.

Wenn wir auch so auf den einheitlichen Gedanken der Zielstrebigkeit verzichten müssen, können wir doch einen solchen der Zweckmäßigkeit constatieren:

ich meine die Einfachheit des Weltzusammenhanges. Das so überaus einfache Gravitationsgesetz, das von selbst verständliche Trägheitsgesetz und eine durch irgend einen Einfluß empfangene Tangentialbewegung, das ist alles, was den Lauf der Himmelskörper bis in alle fernsten Räume hinein verursacht und regelte. Es gibt wohl kaum eine von Menschenhand geschaffene Maschine, die mit einfacheren Mitteln und doch so großartigem Erfolge arbeitete.

Sobald wir Einzelheiten als Teleologie ansprechen wollen, ist große Vorsicht vonnöthen. Man findet kaum etwas Lächerlicheres in der Wissenschaft als die Sucht, alles teleologisch zu erklären. Ich erinnere mich einmal gelesen zu haben: Welch' eine wunderbare Teleologie ist es doch, daß eine Anziehungskraft existiert, sonst würden die Sterne ja aufeinanderplagen und nichts, auch wir nicht, Bestand haben. Aber der Nachsatz mit „sonst“ ist falsch; wenn keine Gravitation existierte, würde der Kosmos überhaupt nicht so geworden sein wie er jetzt ist. Ähnlich ist das folgende, vielgebrauchte Beispiel: Wäre die Revolutionszeit etwa Jupiters um einen Tag kürzer, so wäre die Existenz unseres Planetensystems gefährdet; es liegt also Teleologie darin, daß sie gerade so lang ist. Aber wenn Jupiter eine andere Umlaufszeit erhalten hätte, wäre die Entwicklung unseres Planetensystems, also auch sein Bau, eine ganz andere geworden. Man sieht, derartige Beispiele verwechseln das Werden mit dem Sein. Traurig ist es, wenn man an Stelle von Naturgesetzen sich ein mystisches teleologisches Etwas konstruiert. L. Besch meint (Welträthsel II.), daß „die Bewegung des Gasballes so bemessen und gerichtet sein muß, daß . . . die Sonne genau in den einen gemeinschaftlichen Brennpunkt der elliptischen Bahnen aller Planeten zu stehen kommt.“ Auch sollte man den Menschen etwas mehr aus dem Mittelpunkte der teleologischen Betrachtung verweisen und nicht immer sagen, etwas sei deshalb teleologisch, weil es ihm angepaßt ist. Das wäre in dem Falle richtig, wenn Gott gezwungen gewesen wäre, Menschen unserer Constitution zu schaffen. Nach dem Darwinismus mit seiner Anpassungsfähigkeit müßte es genau so sein. Solche Beispiele beweisen also nichts.

Um aber nicht nur negativ zu verfahren, sei wenigstens eine Thatsache angegeben, die eine staunenswerte Teleologie enthält; es ist dies die Art und Weise, wie die Stabilität unseres Planetensystems gewahrt wird: sie ist durch eben die Störungen, durch die sie bedroht erscheint, gesichert. Es ist das eines jener seltsamen Beispiele, wo man den Satz, daß das Böse dem Guten dienstbar gemacht wird, im mechanischen Gebiete wiederfindet. Gewiß ist das alles rein mechanisch zustande gekommen: aber es liegt doch eine Idee darin, die über das Mechanische hinausragt. Gewiß war das unter allen möglichen Fällen auch ein möglicher; aber die Wahrscheinlichkeit, daß gerade

dieser einzige Zustand, der Zweck hat, von selbst eintrat, ist doch beinahe gleich Null.

Im übrigen wäre es eine dankenswerte Arbeit für einen astronomisch und philosophisch gleichermaßen geschulten Gelehrten, derartige Beispiele einer echten Teleologie aufzusuchen und die falschen entschieden zurückzuweisen. Daneben aber darf man die andere Wahrheit nicht vergessen, daß das eigentliche Reich der Teleologie das Organische und nicht das Mechanische ist. *)

Minder deutlich als bei der Teleologie tritt der Gedanke des Verhältnisses des philosophischen und astronomischen Momentes, der das leitende Motiv dieses Abschnittes sein sollte, bei dem Newton'schen Gravitationsgesetz hervor, ist aber auch hier bei einigem Denken immer aufzufinden. Das Gesetz gibt der Philosophie drei Probleme zu lösen, von denen die beiden ersten vielfach zusammengeworfen werden, tatsächlich aber streng zu scheiden sind. Das erste ist das Problem der unendlich schnellen Wirkung.

Wir können zunächst a priori festsetzen, daß eine solche unmöglich ist. Unendlich schnelle Wirkung würde bedeuten, daß zwischen der Ursache am Orte a und der Wirkung am Orte b kein Zeitintervall liegt, mit anderen Worten, sie verlangt vollständige Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung; das ist aber physisch unmöglich, weil es das Verhältnis dieser beiden Begriffe in der einmal existierenden Zeiträumlichkeit völlig aufhebt. **) Auf diesem Gedanken sicher fußend, hat man dann als allgemeingültiges Naturgesetz aufgestellt, daß in der Natur nichts geschieht, ohne daß dabei eine wenn auch noch so kleine Zeit verstreicht.

Bis jetzt repräsentiert sich nun die Wirkung aller Kräfte, die wir als Gesetze in mathematischen Formeln haben ausdrücken können, als endlich, in

*) Auch das Werk von Ph. J. Mayer, der teleologische Gottesbeweis und der Darwinismus (Mainz, 1901), verfällt leider mitunter in den oben charakterisierten Fehler und begeht außerdem den früher schon gerügten großen Irrthum, Darwinismus und Entwicklungslehre zu verwechseln.

**) Wir scheinen hier das viel discutierte philosophische Problem zu berühren, ob eine absolute Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung möglich ist. Zur größeren Klarheit sei folgendes bemerkt. Wir unterscheiden mit Sigwart (Logik. II.) bei dem Stoß eines Körpers auf einen anderen

1. den dem Wirken vorangehenden Zustand der Ursache;
2. den Moment, in welchem die Ursache wirkt, d. h. die Bewegung eines anderen hervorbringt oder eine bereits vorhandene ändert;
3. das einfache Beharren des neuen Bewegungszustandes, sobald das Wirken aufgehört hat.

Sigwart bezeichnet das dritte Moment als nur mittelbaren Effect, während er das zweite als die eigentliche unmittelbare Wirkung faßt und deren absolute Gleichzeitigkeit mit der Ursache behauptet. Damit hat er die Problemstellung in

der Zeit meßbar; nur die Schwerkraft will sich dem noch nicht fügen: die Geschwindigkeit, mit der sie wirkt, ist noch nicht gemessen worden und hat sich überhaupt bis jetzt noch nicht als endlich feststellen lassen. Vielleicht liegt dies daran, daß wir noch keine Beobachtungsmethoden kennen, deren Ausbildung zu dieser subtilsten aller Untersuchungen genügend ist. Böllner hat seinerzeit Experimente mittels des Horizontalpendels gemacht, wodurch er den endlichen Charakter der Gravitationswirkungen von der Sonne her constatieren zu können glaubte; leider ließ ihn der Tod seine Versuche nicht zu Ende führen. Theoretisch waren seine Schlüsse vollkommen richtig; praktisch aber bildete der Umstand wohl ein unüberwindliches Hindernis, daß die Erde mit ihrer ungeheuren Anziehungskraft so nahe war, und so lange wir uns nicht davon auf irgend eine Weise freimachen können, werden derartige Versuche wohl kaum zum Ziele führen.

Man hat übrigens das Problem auch theoretisch angefaßt und auf irgend welche Voraussetzungen hin die Schnelligkeit der Wirkungen zu berechnen versucht; aber die merkwürdige Verschiedenheit der Resultate beweist, daß wir keine unantastbar sicheren Voraussetzungen besitzen. Diese letzteren Versuche gründen meist auf dem Umstand, daß in der Gravitationsformel keine Function der Zeit steckt. Die Formel ist so überraschend einfach, daß man wirklich Zweifel in ihre Geltung setzen kann, ein Beispiel, das übrigens gar nicht vereinzelt dasteht; hat man ja auch unter anderen die Formulierung des Doppler'schen Princip's wegen ihrer auffallenden Einfachheit angezweifelt. Allerdings müssen wir mit der übernommenen mathematischen Form weiterrechnen. Fügen sich dann später die Thatfachen nicht mehr, dann kann die Correction der Formel eintreten, und hier ist auch der Punkt, wo eventuell exacte Beobachtungen in die Frage nach einer unendlich schnellen Wirkung eingreifen können.

Ein zweites an das Gravitationsgesetz anknüpfendes Problem ist das der Fernwirkung, *actio in distans*, wie der mittelalterliche Ausdruck heißt, wozu, was festgehalten werden muß, unendlich schnelle Wirkung nicht gehört. Über die rein philosophische Seite der Frage, ob Fernwirkung möglich sei

musterhafter Schärfe gegeben. Wir sehen also, daß unser obiger Beweis von der philosophischen Streitfrage gar nicht tangiert wird und seine volle Geltung behält; denn wir verstehen sowohl hier als überhaupt in der Naturwissenschaft, wenn wir von Wirkung reden, das von Sigwart unterschiedene dritte Moment.

Was nun das Problem selbst betrifft, so kann ich den Standpunkt des berühmten Logikers nicht theilen. Meines Erachtens ist nur eine absolute zeitliche Continuität zwischen Ursache und Wirkung (in dem engeren Sinne) vorhanden. Doch ist hier nicht der Ort, um darauf näher einzugehen.

oder nicht, sind sich die Vertreter der Wissenschaft noch nicht einig. Uns will bedünken, daß Fernwirkung eine Trennung der Kraft von ihrem Träger bedeutet, was wir nicht für möglich halten.

Wir wollen uns aber hier auf einen mehr naturwissenschaftlichen Standpunkt stellen. Was will denn eigentlich die Naturwissenschaft? Etwa all' das einzelne aufzählen, was in der Natur draußen vorgeht? Doch jedenfalls nicht. „Könnte es der menschlichen Forschung nur darauf ankommen, den Bestand der vorhandenen Welt erkennend abzubilden, welchen Wert hätte dann noch ihre ganze Mühe, die mit der öden Wiederholung schloße, daß, was außerhalb der Seele vorhanden war, nun nachgebildet in ihr noch einmal vorkäme?“ (Lange, Mikrokosmos. I.) Die Wissenschaft fragt nach dem „Warum?“ Sie erforscht die Gesetze des Wirkens und das Wesen der Kräfte; sonst hätte sie überhaupt kein Recht, an der Entschleierung des Naturgeheimnisses mitzuhelfen. Sobald wir aber annehmen, es geschehe etwas durch Fernwirkung in der Natur, hätten wir uns damit von vornherein den Weg zum Wesen dieser Kraft versperrt. Wir hätten Nebel und Dunkelheit in die Forschung hineingetragen, wo wir Tageshelle hätten schaffen sollen. Wir dürfen die Natur nicht räthselhafter machen, als sie schon ist.

Denkt man zudem im Geiste der modernen Forschung, so muß man die Annahme von Fernwirkungen von vornherein in jedem Falle ablehnen. Das Princip, wonach wir erklären und das seine Entstehung im Grunde der vorhin entwickelten Auffassung vom Zwecke der Wissenschaft verdankt, ist dies, daß alle Naturkräfte sich auf Bewegungen der (Äther-) Atome zurückführen lassen, und es ist ja glücklich gelungen, das Wesen mancher Kräfte (Licht, Wärme, auch zum Theil schon Electricität), soweit dies zur Domäne des Naturforschers gehört, mit Hilfe des Äthers ziemlich gut verständlich zu machen. Diese Hilfsrolle des Äthers dehnt man ganz consequent auch auf die Gravitation aus, und auf all' diesen Ideen fußend sind dann die verschiedensten Gravitationstheorien entstanden, von denen einige, wie zum Beispiel die Newton'sche, äußerst einfach und einleuchtend erscheinen, andere, wie die von Secchi, durch ihre originelle Schönheit bestechen, von denen aber noch kaum eine vor der Kritik der Mathematik standgehalten hat. Trotzdem also die Gravitationsfrage derart steht, daß einer unserer Gelehrten, ein sonst äußerst kühl und echt wissenschaftlich denkender Kopf, an einer Lösung des Räthfels der Schwerkraft bereits verzweifelt hat und irgend einen directen Eingriff des Schöpfers statuiert, halten wir, eingedenk der Thatfache, daß die Wissenschaft eine fortschreitende ist, fest an der Hoffnung auf einen zukünftigen Erfolg.

Man hat der Astronomie die Aufgabe gestellt, zu ergründen, ob die Gravitation Fernwirkung sei oder nicht. Ich glaube, daß die Astronomie als solche damit nichts zu thun hat. Will man ihr aber durchaus eine Aufgabe stellen, so ist es diese, nachzuweisen, daß die Gravitation keine Fernwirkung ist.

Eine dritte mit dem Gravitationsgesetz zusammenhängende Frage ist die, ob dasselbe absolute Gültigkeit habe, das heißt, ob es sich aus dem Wesen des dreidimensionalen Raumes deducieren lasse. Es kommt also hier auf den zweiten Theil der Formel an, der sagt, daß die anziehende Kraft mit dem Quadrate der Entfernung abnehme. Daß die Kraft dem Product der Massen proportional ist, erscheint mehr als angemessen, aber nicht als nothwendig. Mathematisch ist jene Deduction nicht möglich; denn aus der Gleichung des Raumes läßt sich nicht ableiten, daß die Größe der anziehenden Kraft umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernung ist. Darum nehmen denn auch die Astronomen an, daß noch andere Gesetze neben diesem existieren könnten, und wenn sie die Bewegungen in einem fernen Sternsystem berechnen, geschieht es stets unter der ausdrücklichen Annahme, daß in jenen Räumen auch das Newton'sche Gesetz gültig sei. Philosophisch ist der Versuch verschiedenemale gemacht worden, so unter anderen von Überweg (System der Logik). Überweg dreht (das ist aber nur ein formeller Unterschied) das Problem herum und will aus der Existenz des Gravitationsgesetzes die Nothwendigkeit der Existenz eines dreidimensionalen Raumes beweisen. Wir scheinen alle diese Versuche gescheitert zu sein. Ich will hier nicht näher auf die Frage eingehen; man findet eine Besprechung derselben in Liebmann's „Analyse der Wirklichkeit“. Auf das Licht, dessen Abnahme mit dem Quadrate der Entfernung allerdings nothwendig ist, darf man nicht hinweisen, weil, worauf bereits Laplace aufmerksam gemacht hat, die Ausbreitung der Schwerkraft von ganz anderer Art ist als die des Lichtes. Für diejenigen, die sich zur mechanischen Naturanschauung bekennen und im besonderen auch für die Anhänger gewisser Gravitationstheorien wird das Problem in eine ganz andere Beleuchtung gerückt, indem für sie meist sogar die ganze Gravitationsformel für den dreidimensionalen Raum als absolut erscheint.

3.

Naturgemäß umfaßt dieser Abschnitt, der sich mit den philosophischen Schlüssen und Resultaten aus astronomischen Thatfachen beschäftigen soll, weit mehr Punkte als die vorigen. Die beiden Probleme, die ich an die Spitze stelle, hat man wohl vom tendenziösen und darum einseitigen Stand-

punkte als die eigentliche Philosophie der Astronomie bezeichnet. Das erste ist die Frage nach Anfang und Ende der Welt.

Wir setzen bei dem Nebelball ein, den die Kant-Laplace'sche Theorie als kosmischen Anfangszustand statuiert. Die rein philosophischen Ideen, die sich hieran anknüpfen, sind von den Philosophen der verschiedensten Richtungen so eingehend discutiert worden, daß ich sie hier füglich übergehen kann. Ich habe auch, offen gestanden, einen gewissen Horror vor den speculativen Beweisen vom contingenten Sein und ähnlichen. Man kann sagen, was man will, man ist beim Operieren mit solch abstracten Begriffen stets in einem „Nebelheim“, und die scharfen Worte Du Bois-Reymond's vom Supranaturalismus und der Wissenschaft kann ich, wenn ich sie auch nicht völlig billige, doch wohl verstehen. Man fühlt sich auf einem viel zuverlässigeren Boden, wenn man naturwissenschaftlich arbeitet, und wenn wir auch rein naturwissenschaftlich zu einem Resultate kommen, so ist das Verfahren doch, weil es bei der vorliegenden Frage nach dem ersten Princip hinführt, mag es was immer sein, im Grunde goldbedachte Philosophie. Zudem soll auch diese Arbeit zeigen, daß man die Naturwissenschaft in philosophisches Denken hineinziehen kann und deshalb auch muß; denn das zweite folgt aus dem ersten auf Grund der Thatsache, daß man die Speculation an der Erfahrung zu controllieren hat.

Wir führen also auf naturwissenschaftlichem Wege einen Beweis für das Dasein Gottes aus der Bewegung, überlassen es aber im einzelnen dem Leser, die philosophischen Anknüpfungspunkte an das hier gebotene exacte Wissen aufzusuchen, da sie sich ziemlich von selbst ergeben und, wie oben gesagt, schon reichlich anderweitig in Bezug auf ihren rein philosophischen Charakter besprochen worden sind. Aristoteles und nach ihm Thomas von Aquin haben zwar auch einen Gottesbeweis aus der Bewegung geführt, aber sie schlossen daraus, daß es keine unendliche Reihe von Bewegern geben könne, auf einen „ersten Beweger“, und das ist ein Beweis, dessen Richtigkeit ich dahingestellt sein lasse. Wenn ich hier von Bewegung rede, so meine ich nicht die Bewegung der Himmelskörper, überhaupt die Bewegung im Makrokosmos. Trotzdem es immer wieder von solchen, die „zuviel Glauben und zu wenig Wissenschaft“ besitzen, geleugnet wird und trotzdem Du Bois-Reymond zu ihrem größten Jubel dieses Problem der Bewegung unter die Zahl seiner „7 Welträthel“ aufgenommen hat, ist es dennoch möglich, wie Braun in seiner „Kosmogonie“ gezeigt hat, dieselbe rein natürlich, mechanisch zu erklären. Ich verstehe vielmehr hier unter Bewegung die Bewegung der Atome in dem Nebelball, die doch wohl, mag man einer Naturanschauung huldigen, welcher man will, angenommen werden muß. Es gibt nur drei Möglichkeiten:

- a) Ball zeitlich, Bewegung zeitlich;
- b) Ball ewig, Bewegung zeitlich;
- c) Ball ewig, Bewegung ewig.

Das erste bedeutet Schöpfung, bleibt also vorläufig unberücksichtigt.

ad b) Auf die Frage, ob die Ewigkeit der Materie möglich sei, lassen wir uns aus vorhingenannten Gründen nicht ein. Kann die Bewegung einen zeitlichen Anfang haben? Eine Bewegung, so sagt das Trägheitsgesetz, wird so lange fortbauern, bis sie durch äußere Einwirkung aufhört. Die Bewegung kann demnach auch nur durch äußere Einwirkung, das ist durch mechanischen Stoß entstehen. Die Bewegung hat mit der Zeit begonnen heißt also: während vorhin keine Bewegung da war, wurde plötzlich durch mechanischen Stoß solche hervorgerufen. Da nun aber mechanischer Stoß bereits eine Bewegung des Stoßenden voraussetzt, so involviert jener Satz einen inneren Widerspruch. Das ist vom Standpunkte der mechanischen Naturanschauung geurtheilt. Nimmt man aber immaterielle Kräfte der Atome als Ursache ihrer Bewegungen, so ist darauf zu entgegnen, daß sich diese Kräfte im Ball gegenseitig aufgehoben hätten; — und dann: woher bekamen plötzlich die Atome die Kräfte?

ad c) Man hat sich angesichts dieser Gründe damit geholfen, daß man die Bewegung — oder, vom Standpunkte einer nicht mechanischen Naturerklärung, die Kräfte — auch für ewig erklärte. Aber dagegen spricht das Entropiegesetz. Es müßte sich in diesem Falle der Umsatz der Energie in Wärme bereits seit einer Ewigkeit vollzogen haben. Man kann dagegen nicht behaupten, daß die „Degradation“ der Energie, um mit Thomson zu reden, erst bei einem bestimmten Zeitpunkte begonnen habe; denn entweder waren vor diesem Zeitpunkte die Kräfte vorhanden, — dann waren sie auch in Wechselwirkung und die Degradation mußte stattfinden; oder sie waren nicht vorhanden, — das ist unter b) widerlegt.

Auch das hat man schließlich eingesehen und ist nun auf den Gedanken des ewigen Kreislaufs gekommen. Der Umsatz der Kräfte, so sagt man, hat nicht einmal stattgefunden, sondern von Ewigkeit her arbeitet die Materie in der Weise, daß nach völliger Umwandlung der Energie in Wärme eine Rückverwandlung eintritt, daß also aus dem Urstoff Welten und aus den Welten wieder Urstoff wird. Ich will hier nicht weiter auf die Frage eingehen, ob einige solcher Kreisläufe möglich seien; wahrscheinlich sind sie nicht. Sicher ist aber eine ewige Reihe derselben unmöglich, aber nicht deshalb, weil eine ewige Zahl sich im Begriffe widerspricht; denn darüber

haben wir bereits früher das Nöthige gehört. Ich kann überhaupt keinen philosophischen und im besonderen keinen logischen Fehler in der Idee des kosmischen Kreislaufes erblicken, und gerade die Philosophen sollten sich am meisten hüten, ihn eine „logische Drehkrankheit“ zu nennen, bei denen die Logik meist auf Kosten der Naturwissenschaft fungiert. Dem ewigen Kreislauf widerspricht vielmehr der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, der sagt, daß man zwar mechanische Energie völlig in Wärme umwandeln kann, aber eine vollständige Rückverwandlung unmöglich ist. Nach jedem Kreislauf würde also die Energie des Systems vermindert und es müßte endlich ein Stillstand kommen. Beständen also die Kreisläufe schon seit einer Ewigkeit, so wäre auch bereits seit einer Ewigkeit der „Tod des Weltalls“ eingetreten.

Somit wären die drei Versuche, die Existenz des Kosmos auf das Wesen des Kosmos selbst zu gründen, als unmöglich nachgewiesen. *) Was bleibt da der Wissenschaft anderes übrig als ein »ignoramus«? Es ist keine Geistesüberhebung, es ist auch kein Armutszeugnis für die Wissenschaft, oder wie man sonst das Wort genannt hat, sondern das einfache Geständnis, daß sie mit ihren Mitteln — und mit diesen allein hat sie ja zu operieren — nichts mehr zu erreichen vermag, also die tactvolle Anerkennung der Grenzen menschlicher Wissenschaft, und so liegt denn in diesem »ignoramus« das Bekenntnis des uralten Satzes eingeschlossen: *In principio creavit Deus coelum et terram.*

Die zweite der Fragen, die zur Philosophie der Astronomie im eigentlichen Sinne gehören sollten, ist die nach den *S t e r n e n b e w o h n e r n*. Zweierlei muß man dabei auseinanderhalten: 1. Die Bewohnbarkeit und 2. die Bewohntheit der Sterne. Das erste ist streng astronomisch, und weil die Beantwortung der Frage nach der Bewohntheit unmöglich ist, ohne daß man über die Bewohnbarkeit Sicherheit hat, setzt das ganze Problem genaue Kenntniß der

) Der Beweis ist unter der Voraussetzung der Endlichkeit des Weltalls durchgeführt, den Begriff „Endlichkeit“ im landläufigen Sinne gefaßt. Überaus compliciert und schwierig wird die Deduction, wenn man an der Unendlichkeit des Weltalls in dem gewöhnlichen Sinne festhält. Dann treffen wir auf den Einwurf, den seinerzeit bereits Reuschle gegen Thomson und Clausius erhoben hatte, daß nämlich das Entropiegesetz auf ein unendliches Universum nicht anwendbar sei. Außerdem begegnen wir dem Problem des mehrdimensionalen Raumes und vor allem dem der unendlichen Zeit, welch' letzteres also auch zur Philosophie der Astronomie gehört. Da aber all' das in die tiefsten Tiefen der Philosophie und Mathematik führt, muß ich leider an dieser Stelle auf eine eingehende Erörterung verzichten. Es sei nur hingewiesen auf die einschlägigen Arbeiten von Liebmann, Schneidewin, Rankine («Philosophical Magazine»*, IV., 4), Laßwitz und Wundt (*«Bierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philos.»*, I.).

Astronomie voraus. Ich habe das ganze Problem, und besonders die Bewohnbarkeit der Sterne an anderer Stelle (Deutscher Hauschat, 27. Jahrgang, 4. Heft) ausführlich behandelt und gehe deshalb hier auf die Einzelheiten nicht ein. Astronomisch ergibt sich, daß ein, vielleicht auch zwei Planeten sicher für Menschen unserer Constitution — und deshalb im allgemeinen auch für die übrigen organischen Lebewesen unserer Erde — bewohnbar sind. Was die Frage nach der Bewohntheit angeht, so glaube ich, daß dieselbe niemals beantwortet werden kann, vorausgesetzt, daß keine directe Beobachtung von Bewohnern möglich ist, was ja wohl für alle Zukunft so bleiben wird.

Wenn ich sage, daß philosophische Schlüsse zu keinem Resultate kommen, so verstehe ich unter diesen Schlüssen keineswegs solche von der Wirkung auf die Ursache. Diese gehören ja auch streng genommen in das Gebiet der Beobachtungen oder wenigstens in das Gebiet der exacten Schlüsse, wenn ich mich so ausdrücken darf. Sind zum Beispiel Lichtzeichen beobachtet, deren regelmäßige Wiederkehr und auffallende Combination wohl kaum auf natürlichen Effect zurückzuführen ist, so kann man mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit auf intelligente Urheber dieser Zeichen schließen. Bekannt ist, daß dies schon mehreremal geschehen ist, daß sich die Beobachtungen jedoch stets als trügerisch oder völlig ungenügend herausgestellt haben, und man wird sich erinnern, daß noch zu Anfang des Jahres 1901 eine Notiz aus Frankreich betreffs solcher Lichtzeichen kam, wobei aber selbst der sonst so heißblütige Flammarion den voreiligen Schlüssen entgegengetreten ist. Ich verstehe vielmehr unter jenen philosophischen Schlüssen solche, die sich auf den Zweck des Weltalls, auf die Nichtigkeit des Menschengeschlechtes und anderes mehr stützen. Sie können vielleicht für den einen oder anderen völlig überzeugend wirken, aber wissenschaftliche Beweise sind sie nicht. Das andere vollends, wozu man sich sogar aufgeschwungen hat, ist geradezu eine Verirrung des Geistes, daß man nämlich von der Bewohnbarkeit direct auf die Bewohntheit schließt.

Man hat mir auf meine Ausführungen mit Hamlet's Worten entgegnet:

Der uns mit solcher Denkraft schuf,
Vorauszuschau'n und rückwärts, gab uns nicht
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
Um ungebraucht in uns zu schimmeln.

Das ist sehr richtig, und ich bin sehr dafür, daß gerade in den Kreisen, in denen das Wort gefallen ist, die Vernunft etwas mehr gebraucht würde. Aber es ist keine Vernunft, sondern Unvernunft, mit Hilfe rein speculativer Beweise auf das Dasein eines realen Objectes schließen zu

wollen. Man statuiert damit einen nothwendigen Zusammenhang zwischen jenen Ideen, Zuständen und den Sternenbewohnern. Um aber auf Grund dieser Nothwendigkeit schließen zu können, muß sie doch erst bewiesen sein. Dieser Beweis würde aber das Dasein von Bewohnern bereits voraussetzen; also sind alle jene Beweise Fehlschlüsse.

Man hat mich wohl auch auf die Entdeckungsgeschichte des Neptun hingewiesen, wo doch auch das Dasein eines Körpers durch Schlüsse gefunden worden sei, bevor ihn eines Menschen Auge gesehen habe. Jedoch das Beispiel ist falsch; denn es besteht ein nothwendiger Zusammenhang zwischen den Störungen und dem störenden Körper.

Ich habe in dem Aufsatz im „Hauschatz“ die Beziehungen der Entwicklungslehre (im weitesten Sinne) zu der Frage nach den Sternenbewohnern nicht behandelt, daher sei sie hier berührt. Gibt es eine naturgesetzlich begründete *generatio æquivoca*, so müssen allerdings Lebewesen und — falls wir den Darwinismus in der höchsten Potenz bekennen — auch Menschen auf anderen Sternen existieren. Die Existenz einer Urzeugung wenigstens für den augenblicklichen Zustand unserer Erde ist naturwissenschaftlich widerlegt. Aber die Unmöglichkeit der Urzeugung überhaupt ist weder bewiesen, noch auch widerlegt, und daran ändern alle speculativen „Beweise“ nichts. Die Auflösung der vitalistischen Vorgänge in mechanische oder physikochemische ist bisher noch nicht gelungen. Wir brauchen aber nicht einmal anzunehmen, daß die Mechanik in den Organismen von ganz anderer Art ist als die außerhalb derselben, sondern nur, daß wir nicht verstehen können, wie die Gesetze unserer Mechanik in den Organismen Giltigkeit haben (nach Classen), um dann sofort zu der Nothwendigkeit gedrängt zu werden, die Lösung dem Fortschritte der Wissenschaft zu überlassen. So wird also auch dadurch der Standpunkt, den wir nach dem Vorigen einzunehmen gezwungen waren, nicht verschoben: wir können nicht beweisen, daß Sternenbewohner existieren, aber auch ebensowenig, daß sie nicht existieren. Ignoramus und für unabsehbare Zukunft auch ignorabimus!

Im folgenden soll uns das Gesetz beschäftigen, das neben dem Gravitationsgesetz die Bewegungen im Weltall ordnet, ich meine das Trägheitsgesetz. Da aber die Probleme, die unmittelbar oder mittelbar daran anknüpfen, zu den Grenzsteinen der menschlichen Vernunft gehören, sollen sie hier nur möglichst kurz behandelt werden. Wer eine der Größe der Probleme angemessene Würdigung sucht, findet dieselbe in Liebmann's Werken: „Zur Analyse der Wirklichkeit“ und „Gedanken und Thatfachen“ I. Band; vergleiche auch meine Arbeit über „Die philosophischen Grundlagen der modernen Lichtlehre“ in „Natur und Offenbarung“ 47. Band, wo im dritten Abschnitt

mehrere dieser Probleme behandelt werden. Sprechen wir zunächst von der absoluten Bewegung.

Die Begriffe der relativen und absoluten Bewegung kann man sich am besten durch folgende Vorstellung klar machen. Die Gegner der absoluten Bewegung behaupten, daß, wenn ein Körper ganz allein in Weltall existiere, man nicht von einer Bewegung dieses Körpers reden könne, da man bei der Bewegung den bewegten Körper stets auf einen anderen beziehen müsse, was aber im leeren Raume nicht möglich sei. Dagegen sagen die Anhänger der absoluten Bewegung, daß ein solcher Körper wohl Bewegung besitzen könne.

Zunächst, meine ich, setzt doch schon, wie alles Relative etwas Absolutes, so auch relative Bewegung absolute voraus. Zweitens halte ich dafür, daß unsere Gegner eine Verwechslung begehen: wir brauchen relative Bewegung, damit wir die Bewegung überhaupt messen können; aber ist damit gesagt, daß es keine andere Bewegung geben könne? Daß übrigens auch nicht relative, also absolute Bewegung, ich will nicht sagen meßbar, aber doch definierbar sei, zeigt das Trägheitsgesetz, und somit dient auch dieses zum Beweise für absolute Bewegung. Das Gesetz lautet: Jeder Körper verharrt in seinem Zustande der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in geradliniger Bahn, solange er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, diesen Zustand zu ändern. Denken wir uns einmal, alle Körper des Weltalls würden — etwa durch einen Act des Schöpfers — verschwinden mit Ausnahme der Erde. Da die Erde im Moment des Verschwindens der übrigen Körper eine Bahngeschwindigkeit von rund 30 km in der Secunde besitzt, da ferner nach diesem Moment keine Kräfte mehr auf sie einwirken können, so wird sie sich nach dem Trägheitsgesetz mit dieser selben Geschwindigkeit in der geraden Linie, die sie in jenem Zeitdifferential in ihrer Bahn durchlief, weiterfliegen in infinitum. Und das wäre — darüber kommt keine Spitzfindigkeit hinweg — absolute Bewegung. Dieselbe leugnen, heißt also das Trägheitsgesetz leugnen.

Eine genauere Analyse der Ausdrücke „geradlinige Bahn“ und „gleichförmige Bewegung“ zeigt, daß dieselben einen absoluten Raum und absolute Zeit voraussetzen, deren Existenz im übrigen auch schon die absolute Bewegung an sich verlangt.

Man hat dem entgegengehalten, das Trägheitsgesetz sei ja nur ein empirisches Gesetz, das zu solch weittragenden Schlüssen nicht ausreiche. Selbst wenn es wirklich nur auf Empirie gegründet wäre, ist es doch so unumstößlich sicher bewiesen, daß wir es mit volstem Recht als allgemeines Naturgesetz proclamieren dürfen, und auf diese Überzeugung ist ja thatsächlich die ganze Astronomie

mit ihren Berechnungen aufgebaut. Aber das Gesetz ist, wie eine eingehende Betrachtung zeigt, a priori gültig unter der einen Voraussetzung, daß der Raum überall gleichförmig ist, keine „metaphysischen Unebenheiten“ besitzt, wodurch ja die gleichförmige Bewegung, die das Gesetz fordert, aufhören würde. Darüber aber müssen Beobachtungen entscheiden, die Jahrtausende umfassen werden. Jener Beweis jedoch für die Trias: absolute Bewegung, absoluter Raum und absolute Zeit wird durch diese Einschränkung nicht umgestoßen.

Ich weiß sehr wohl, daß dieser Begriff des absoluten Raumes all denen direct zuwiderläuft, die den Raum als „die Möglichkeit des Ausgedehnten“ oder ähnlich zu definieren gewohnt sind, und sie werden uns fragen, wie wir denn eigentlich den Raum definierten.*) Allerdings läßt sich der Raum in unserem Sinne in keine Kategorie (in der hergebrachten Bedeutung) zwingen, er ist weder Substanz**) noch Accidenz, weder Quantität noch Qualität, aber er ist etwas, und zwar durchaus etwas, was auch außer und neben den Dingen existiert. Wir schöpfen die Kategorien aus der Natur aber modeln nicht die Natur nach den Kategorien (man soll es wenigstens nicht thun; doch Theorie und Praxis liegen hier weit auseinander). Ich sehe im Ernste nicht ein, was dem im Wege steht, eine neue Kategorie für den Raum zu eröffnen, wenn er sich in den überkommenen nicht unterbringen läßt. Im übrigen glaube ich, daß eine Emancipation von der landläufigen Auffassung des Substanzbegriffes genügen würde.

Das Wort „absolut“ darf nicht mißverstanden werden. Der Raum heißt absolut nicht in dem Sinne, als ob er nun gerade mit denjenigen Eigenschaften, die wir in der Anschauung von ihm erfahren, existieren müsse,***) sondern in dem, daß der jetzt existierende Raum durch die Achsen des Coordinatensystems unabänderlich determiniert ist. Nichtsdestoweniger ist die Frage, ob der Raum absolut in jenem anderen Sinne sei, hier erlaubt, weil sie, wie wir gleich sehen werden, sich mit der Astronomie berührt, und überhaupt erlaubt, weil es eine der ersten Aufgaben der Philosophie ist, sich über die Art der Nothwendigkeit des Seins und seiner Beziehungen Rechenschaft zu geben, eine Aufgabe, die im Grunde mit dem Zwecke der Philosophie überhaupt zusammenfällt, die ersten Principien auf-

*) Es hat allerdings einen „großen“ Philosophen gegeben, der beides vereinigen zu können glaubte. Daß er damit Feuer und Wasser zusammenbrachte, sah er, wahrscheinlich aus lauter „Größe“, nicht ein; es ist ja bekanntlich nach Voltaire das Privilegium eines Genies, de faire impunément de grandes fautes.

**) Wie die uns bekannten körperlichen Substanzen.

***) Noch viel weniger ist selbstverständlich absolut-nothwendig (ewig).

zufuchen. Es handelt sich hier um die Frage nach der absoluten Nothwendigkeit der Dreidimensionalität des Raumes. Die Philosophie muß natürlich einen Grund haben, dieselbe in Zweifel zu ziehen, und dieser Grund ist der, daß man bis jetzt noch nicht die Dreidimensionalität des Raumes aus seinem Wesen hat folgern können. Wir haben zwar eine „Raumcharakteristik“, aber keine „Raumbeduction“.

Hier kommt nun die Mathematik und bietet der zweifelnden Philosophie den Begriff des vier- oder mehrdimensionalen Raumes an, zu dem sie durch ihre Schlüsse gelangt ist. Wir besprechen zuerst die Frage, ob ein solcher Raum möglich sei, das heißt, ob der Begriff des jetzt existierenden dreidimensionalen Raumes nur eine specielle Form eines allgemeinen Raumbegriffes sein kann. Wir müssen natürlich von jeder Vorstellung dabei abstrahieren. Aber das kann doch im Ernste keine Instanz gegen den Begriff sein; denn wir denken uns vieles als möglich und sogar als wirklich, wovon wir nicht die mindeste Vorstellung haben. Wenn wir uns, wie F e c h n e r einmal gezeigt hat, die Existenz von zweidimensionalen Wesen denken können,*) so sehe ich nicht ein, warum wir uns nicht auch etwas Vierdimensionales existent denken können oder, besser ausgedrückt, warum es nicht Wesen geben kann, die eine „vierdimensionale Anschauung“ besitzen. Kant bemerkt einmal (Kritik der reinen Vernunft) sehr richtig: „Wir können von den Anschauungen anderer denkender Wesen gar nicht urtheilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden sind, welche unsere Anschauungen einschränken und für uns allgemeingiltig sind.“

Einen logischen Fehler vermag ich auch nicht in dem Begriff zu entdecken. Der würde doch nur dann vorhanden sein, wenn aus dem Begriff „Raum“ mit Nothwendigkeit die Eigenschaft der Dreidimensionalität zu deducieren wäre; das war aber, wie wir eben schon hörten, bis jetzt noch unmöglich. Was hindert uns zudem, den Raum als eine Substanz**) zu definieren, in welcher und durch welche die Existenz einer von ihr verschiedenen Substanz möglich ist? In dieser Definition ist ja der Begriff der dreifachen Ausdehnung nicht vorhanden.

Am allerwenigsten kann man verstehen, was solche Gelehrte, die eine *materia prima* statuieren, die an eine Replcation und ähnliches glauben, an einem Begriffe wie dem des vierdimensionalen Raumes auszusetzen finden, wie sie es wagen können, einen solchen Begriff als „in

*) „Man denke sich ein kleines, buntes Männchen, das in der camera obscura auf dem Papier herumläuft; da hat man ein Wesen, das in zwei Dimensionen existiert.“ (Dr. Mises, Kleine Schriften.)

**) Über eine Substanz von ganz eigener und einziger Art.

sich unsinnig“ zu verwerfen. Wenn man lediglich die Ungewohntheit des Begriffes und seinen scheinbar unlösbaren Widerspruch mit der ganzen in der Erfahrung gegebenen Wirklichkeit in Betracht zieht — und darauf stützt sich leztlich, abgesehen von anderen durchaus unphilosophischen Gründen, der Widerstand unserer meisten Philosophen —, so ist der Begriff durchaus nicht schlechter, ich meine sogar noch besser bestellt als die für jene Philosophie so charakteristischen oben genannten Begriffe. Das philosophische Denken kann zwar den Ruhm nicht beanspruchen, durch eigenes Forschen zu dem Begriff des mehrdimensionalen Raumes gelangt zu sein, obgleich ein von der richtigen Erfassung der Aufgabe der Philosophie durchdrungenes Denken zu der Frage nach der apriorischen Gültigkeit der dreidimensionalen Ausdehnung führen mußte und die Reime ja auch schon, z. B. bei Kant, vorlagen. Vom philosophischen Standpunkte aus läßt sich kein directer Beweis für die Nothwendigkeit des Begriffes geben. Die Philosophie führt bis an die Grenze, darüber hinaus führt erst die Mathematik. Das Problem ist in dieser Hinsicht ein mathematisches, und die Unkenntnis der Mathematik mag denn auch ein Grund sein, weshalb die obengenannten Philosophen den Begriff nicht acceptieren können. Da ich meinen Lesern nicht mit langen und schwierigen mathematischen Ableitungen aufwarten darf, so vermag ich ihnen den Beweis nicht zu geben. Es gibt aber auch noch gewisse Anschauungsbeweise, von denen einer hier angeführt sein soll. Haben wir zwei ebene Coordinatensysteme in einer Ebene, von denen etwa die X -Achsen gleich, die Y -Achsen entgegengesetzt gerichtet sind, so lassen sich die beiden Systeme durch keine Drehung in der zweidimensionalen Ebene, sondern nur durch Drehung in einer höheren Dimension, im dreidimensionalen Raum zur Deckung bringen. Sind nun zwei räumliche Coordinatensysteme gegeben, deren X - und Y -Achsen gleich, deren Z -Achsen entgegengesetzt gerichtet sind, so kann man auch sie durch Drehung im dreidimensionalen Raum nicht zur Deckung bringen. Was liegt nun näher als der Analogieschluß, daß die Deckung in einer höheren Dimension möglich sei?

Wenn wir so die Richtigkeit des neuen Raumbegriffes mathematisch bewiesen und philosophisch geprüft haben, können wir erst zur Beantwortung der anderen Frage schreiten, ob ein dem Begriff entsprechender Raum auch wirklich existiert, und hier berührt sich das Problem eng mit der Astronomie. Um die Frage zu verstehen, überlegen wir uns Folgendes. Wie wir eine gekrümmte Fläche im dreidimensionalen Raum als zweidimensional, aber auch zugleich als dreidimensional bezeichnen können, so könnte man auch unseren dreidimensionalen Raum zugleich als vierdimensionalen fassen. Ein Flächenwesen würde seine Existenz nur als eine zweidimensionale kennen, wir

kennen unsere Existenz nur als dreidimensionale. Aber wie wir die Fläche wegen ihrer Krümmung auch als dreidimensional auffassen, so ist es auch möglich, daß eine anders geartete Intelligenz als die unsere den dreidimensionalen Raum auch als vierdimensionalen anschauen kann. Es liegt also kein Widerspruch darin, daß der vierdimensionale Raum reale Existenz hat. Man hat gesagt: Wir können uns den Raum nicht unendlich, aber auch nicht mit Brettern zugenagelt denken; da hilft uns denn der Begriff des vierdimensionalen Raumes. Aber was wir von dieser Alternative zu denken haben, wissen wir bereits von früher her. Zudem wäre die Vorstellung vom Weltgebäude, die sich daran knüpft und die man z. B. populär in *Platzmann's „Himmelskunde“* entwickelt findet, zu sonderbar.*)

Über weitere Berührungspunkte des Raumproblems mit der Astronomie sehe man die diesbezüglichen Abhandlungen und Werke von *Böllner*, *Riemann*, *Helmholtz*, *Wundt*, *Charlier* und *Stallo* nach. Wir können hier nicht näher darauf eingehen. Nur sei noch die eine Idee *Böllner's*, die die Existenzen des dreidimensionalen Raumes als Schatten der Existenzen des vierdimensionalen gefaßt wissen will, der Curiosität halber erwähnt. Wir glauben, daß tatsächlich ein dreidimensionaler Raum als eine Raumform unter den möglichen existiert, halten aber die Frage nach der realen Existenz eines vier- oder mehrdimensionalen Raumes und seines Verhältnisses zu jenem noch nicht für spruchreif. Bemerkt sei noch, daß sich dieses Problem verschiebt je nach dem erkenntnistheoretischen Standpunkte, den man einnimmt.**)

Das letzte Problem der Philosophie der Astronomie, das wir ausführlich behandeln, ist die Ästhetik des Sternenhimmels. In mehrfacher Hinsicht gehört sie hieher. Zunächst als Gottesbeweis. Wie wird nicht gerade bei dem Eindruck, den die ganze Herrlichkeit des Himmels auf uns macht, bei der Erkenntnis der wunderbaren Schönheit seiner einzelnen Objecte, der Harmonien im Kosmos das schöne Wort *Lichtenberg's* wahr: Wenn sich mein Geist erhebt, fällt der Leib auf die Knie! Hat doch noch vor kurzem ein berühmter Philosoph der anderen Seite, anknüpfend an *Kant's*

*) Allerdings findet der Beweis wieder seine Stütze an kosmogonischen Speculationen, worauf früher hingewiesen wurde.

**) Auch hier muß ich wieder, wie leider so manchmal, wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes weit mehr andeuten, als ich ausführen möchte. Vielleicht hängt nicht nur mit dem psychologischen, sondern auch mit dem metaphysischen Raumproblem und den kosmogonischen Speculationen die erkenntnistheoretische Wahrheit zusammen, daß wir uns in absoluter Unkenntnis über die reale Entfernung zweier Raumpunkte befinden (Analoges gilt für die Zeit). Irgendwelche Ausführungen über diese interessante Thatsache und ihren Zusammenhang mit den vorhin genannten Fragen habe ich übrigens noch nirgendwo gefunden.

Wort vom „bestirnten Himmel“ und dem „moralischen Gesetz“, öffentlich sein Bekenntniß abzulegen gewagt: „Beide erheben in der That über alles Irdische und Menschliche schließlich zum allmächtigen, allweisen und allheiligen Gott.“

Fürs zweite gebrauche ich die Ästhetik des Himmels in der Psychologie. Bei weitem die meisten unserer Philosophen sehen in dem Gefühl keine besondere Seelenkraft, sondern werfen es mehr oder weniger mit dem Willen oder dem Begehrungsvermögen überhaupt zusammen. Darüber müssen die Thatfachen urtheilen, und diese zeigen nun, daß es Seelenzustände gibt, bei denen von einem Wollen oder Begehren nicht die Rede sein kann und die man gemeinlich als Gefühle bezeichnet: es sind die ästhetischen oder Stimmungsgefühle. Zu diesen gehört auch als das mächtigste von allen das Gefühl, das der Sternenhimmel in uns weckt, und das so mit zum Beweise für die Existenz des Gefühls als einer besonderen Seelenkraft dient.

Fürs dritte endlich benutzen wir die eigenthümliche Wirkung des Sternenhimmels dazu, ein bisher für allgemein gehaltenes naturästhetisches Gesetz zu modificieren. Man sagt, daß die Natur dem Menschen stets die Stimmung zeige, die der Mensch augenblicklich in seiner Seele trage. Der Satz trifft beim Sternenhimmel nicht zu. Wer sich sein Herz für die Natur empfänglich bewahrt hat und, sei er in Freud oder Leid, eine klare Nacht auf sich wirken läßt, empfindet stets eine unsagbare Ruhe, einen tiefen, stillen Frieden. Alle überschäumende Freude ist wie weggewischt; ein ruhiges, klares, tiefinnerliches Glücksgefühl erfüllt die Brust, und die Seele ruht wie ein spiegelglattes Meer in der Mittagssonne. Jeder Schmerz löst sich auf; nicht Wehmut zieht in die Menschenbrust ein, denn Wehmut ist auch noch Schmerz, sondern Friede ist es und immer wieder Friede, der von den Sternen ins Herz hineintaut. Was Geibel von dem Eindruck einer Herbstlandschaft singt, kann man wohl noch besser auf die Betrachtung des Himmels in einer sternenhellen Nacht anwenden:

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh'!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Dieser Einfluß des Sternenhimmels, für den bisher noch niemand einen Grund hat angeben können, widerspricht direct jenem ästhetischen Gesetz. Ich habe alle ästhetischen Genüsse, die die Natur bietet, noch nicht durchkostet, weiß also nicht, ob es noch mehrere gibt, die solche Wirkung äußern, glaube es aber nicht. Auf jeden Fall sollte man auf Grund jener einen Thatfache die Phrase von einem durchgängigen Einklang der Stimmung des Menschen mit der Natur nicht mehr kritiklos nachreden. — Was den Einwurf angeht, daß die beiden letzten Punkte nicht in die Arbeit hineingehörten, weil ja jedermann auf eigene Beobachtungen hin seine Schlüsse ziehen könnte, so sei

darauf erwidert, daß man es allerdings „könnte“, daß aber in Wirklichkeit, wie die Dinge nun — leider, muß ich sagen — einmal liegen, der Himmel nur von Astronomen mit der nothwendigen hingebenden Liebe betrachtet und geschätzt wird oder besser werden kann. —

Wir wären mit unserer Wanderung durch die Astronomie zu Ende. Damit ist nicht gesagt, daß wir nun den Nutzen dieser Wissenschaft für die Philosophie bereits erschöpft haben, wenn wir das Wort im weitesten Sinne gebrauchen. Ich erinnere zunächst an die Verbindungen von Astronomie und Physiologie, betreffs derer ich auf einen früheren Aufsatz in der „Kultur“ (II. Jahrgang, Heft 4) verweise. Dann denke ich besonders an die praktische Philosophie. Über Pädagogik der Astronomie ist hier bereits manches gesagt worden, ließe sich aber noch vieles sagen. Bemerkenswertes in dieser Hinsicht haben Diesterweg und W. Förster ausgeführt. Auch über das Eingreifen der Astronomie in das ethische Gebiet haben wir schon einiges gehört; es fällt ja auch mit dem vorigen Punkte meist zusammen. Schöne und originelle Betrachtungen über die Ethik der Astronomie findet man in der „Kosmogonie“ von Braun.

Ich habe in all den Erörterungen manches eben berührt, anderes nur angedeutet und wieder anderes gar nicht hineingezogen, weil es theils von Anderen vorzüglich bearbeitet worden ist, theils mit leichter Mühe selbst gefunden werden kann, theils auch derart schwierig ist, daß es sich nur für Fachzeitschriften eignet; es war deshalb nicht zu verhüten, daß die Arbeit stellenweise einen aphorismenartigen und programmatischen Charakter annahm und daß bei Problemen, die eine Einbeziehung der Astronomie in die Philosophie im größten Stile nöthig machten, nur auf die Litteratur verwiesen werden konnte. Es liegt mir nichts ferner, als die hier vorgetragenen philosophischen Ansichten jemandem aufdrängen zu wollen. Aber wer anderer Meinung ist, der muß die meine zunächst widerlegen und dann sehen, wie er mit den astronomischen Thatfachen und Schlüssen zurecht kommt; denn die Nothwendigkeit einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Astronomie ist, wie ich gezeigt zu haben glaube, für jeden, der ehrlich nach der ganzen Wahrheit forscht und sich nicht träge mit überkommenen Schulmeinungen begnügt, schlechterdings nicht zu umgehen. Und so wird auf jeden Fall der Hauptzweck dieses Aufsatzes erfüllt, der ja in nichts anderem bestand, als darauf hinzuarbeiten, daß unsere christliche Philosophie in vollster Erkenntnis des reichen Segens, der ihr von der Naturwissenschaft überhaupt zufließen kann, in den innigsten Contact mit ihr trete und, auf sie gestützt und von ihr geleitet, ihre Weltsynthese der Vollendung immer näher führe.



Joseph Freiherr von Hellert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

IV.

Die große Unterrichts-Reform.

1.

Das vormärzliche Unterrichts-System war einfach, äußerst mager und dürftig.

Die Elementarschulen, auch Trivialschulen genannt, von zwei oder drei Klassen, waren zugleich Pfarrschulen, neben denen es in ausgedehnteren Seelsorgebezirken eine oder mehrere Filialschulen gab. Scholarch war der Pfarrer, unter dem der Lehrer und der „Schulgehilfe“ standen. Ihre materielle Lage war auf dem Lande häufig eine kümmerliche. In der Leitmeritzer Diözese gab es noch über die Mitte der vierziger Jahre Lehrer, die einen Jahresgehalt von 25 bis 50 Gulden bezogen, drei Lehrer sogar einen unter 25 Gulden; viele der Schulgehilfen hatten einen Wochenlohn von 12 bis 30 Kreuzer Conv.-M. Das Haupteinkommen des Lehrers auf dem Lande floss aus dem Schulgelde und an besser gestellten Schulen aus gewissen Zehenten und Naturalabgaben, welche die Gemeinden nach altem Herkommen „fassionsmäßig“ zu entrichten hatten. Die Eintreibung des Schulgeldes war eine widerwärtige Sache, wobei es an Demüthigungen des Lehrers nicht fehlte, da unverständige oder hartherzige Eltern das Schulgeld als Almosen betrachteten, das doch freiwillig ist. Die vielen Keste einzubringen war auf gütlichem Wege oft unmöglich, gerichtliche Eintreibung machte den Lehrer verhasst und schwächte seine Wirksamkeit in der Schule. Da mußten denn Nebeneinkünfte aushelfen: für den Lehrer Gerichtsschreibereien, Gebatterbitten, für den Schulgehilfen Musizieren in Wirtschaften und bei Hochzeiten.

Neben den systemisirten Schulen gab es auf dem Lande hin und wieder Schulen, die von einzelnen Gemeinden mehr ihrer Bequemlichkeit halber errichtet waren und von den Behörden geduldet wurden. In abgelegenen Gebirgsgegenden bestanden sogenannte Nothschulen für die Kinder der oft auf stundenweite Entfernung auseinander liegenden Waldhütten; an einem nahezu im Mittelpunkte dieses Umkreises gelegenen Punkte war eine Räumlich-

keit hergeliehen oder gemietet, in welcher ein nothdürftig in den Elementargegenständen bewandertes Gemeindemitglied oder ein excurrendo-Gehilfe Unterricht erteilte. Aber selbst unter den systemisirten Trivialschulen gab es solche, wo die Unterbringung der Kinder geradezu erbärmlich war und wo es unter solchen Umständen mit dem Unterricht und ebenso mit der Schulzucht kläglich stand. Es gab Schullehrer, die nur am Samstag in der Schule zum Schrecken der Kinder erschienen, um die Schulpfennige einzutreiben, sonst aber den Unterricht den Schulgehilfen überließen.*)

Besser stand es in jeder Hinsicht begreiflicherweise in den Städten, wo auch der häusliche Unterricht einen Nebenerwerb bildete. Doch selbst auf dem Lande, auf den kaiserlichen und Stiftungs-Herrschaften (Religionsfond, Stiftungsfond) und jenen, die reicheren Klöstern zugehörten, sowie auch unter vielen Privat-Patronaten gab es Schulen, die wenig zu wünschen übrig ließen, sowohl was die Stellung des Lehrpersonals und die Geräumigkeit und Reinlichkeit der Schulstuben, als was die Ertheilung des Unterrichts betraf, selbstverständlich nach den Verhältnissen des damaligen Unterrichts-Systems überhaupt gemessen**).

Eine Stufe höher als diese Trivialschulen waren die Hauptschulen mit einer vierten Classe, in welcher neben den gewöhnlichen Gegenständen Zeichnen, populäre Geometrie, etwas Naturgeschichte und etwas Baukunst gelehrt wurden. In der Hauptstadt eines jeden Kronlandes bestand eine Normal- oder Muster-Hauptschule, mit welcher eine, nach unseren heutigen Begriffen von Lehrerbildung sowohl an Ausdehnung wie an Ausstattung höchst kümmerliche Präparandie, Präparandencurs, verbunden war.

Dann kam das Gymnasium, sechsclassig, die vier unteren Grammaticalclassen: Parva, Principi, Grammatici, Syntax, und die Humanitätsclassen:

*) An die Schullehrer in Böhmen. Von F. J. Hermann, Lehrer der 4. Classe in Warnsdorf. Bohemia, 5. April 1848, S. 3—5.

**) Von der Matice lidu wurde 1891 ein Büchlein herausgegeben: Bilder aus dem böhmischen und österreichischen Schulleben des 18. und 19. Jahrhunderts, von Wenzel Gabriel (fl.-8°, 149 S.), in welchem die Schulzustände vor 1848 als geradezu schauderhaft geschildert werden. Es ist nach den eigenen Erfahrungen des Verfassers und nach den Gewährsmännern, die er anführt, nicht zu zweifeln, daß es in der That Schulen so arg verwahrloster Art in Böhmen und außer Böhmen gegeben hat. Aber der Verfasser hat sehr Unrecht, wenn er diese einzelnen Beispiele so hinstellt, als ob derartige Zustände allgemein oder auch nur die Regel gewesen wären. Ich selbst habe in meiner Jugend sowohl in deutschen als in böhmischen Gegenden nicht wenige Schulen gesehen, in Landstädten und selbst in Dörfern, habe Prüfungen und Schulfeierlichkeiten beigewohnt, aber nirgends etwas ähnliches angetroffen, wie es Gabriel darstellt.

- Poesie, Rhetorik. Die Gegenstände waren Religion, Latein und Griechisch, Geographie und Geschichte, Arithmetik, römische Alterthümer und Mythologie; für die Muttersprache, das heißt das Deutsche, denn eine andere Muttersprache kannte man von Regierungswegen nicht, hatten die beiden obersten Classen zwei „Sammlungen deutscher Beispiele“, eines für die leichteren Gattungen der Dichtkunst, das andere für das Epos und das Drama, für prosaische Aufsätze und Reden.

Nach dem Gymnasium hatte der weiter strebende Studiosus die beiden „philosophischen“ Jahrgänge, die „Logik“ und die „Physik“, durchzumachen. Ich sage, der weiter, nicht der höher strebende Jüngling. Denn die verschiedenen Fächer: Philosophie, Mathematik, Philologie, Physik waren keineswegs um ihrer selbst, um der wissenschaftlichen Pflege willen da, sie fungierten nur als obligate Fächer, die den Übergang für den Besuch der eigentlichen Berufsstudien zu bilden hatten.*) Zwei Fächer gab es sogar, Geschichte und Naturgeschichte, von deren Absolvierung jene, die das Unterrichtsgeld zahlten, befreit waren. An den Universitäten bildeten jene beiden Jahrgänge die philosophische Facultät. Außer ihnen gab es in einigen Landstädten der größeren Länder eigene „philosophische Lehranstalten“, z. B. in Böhmen in Pilsen, Budweis und Leitomischl, in Mähren in Nikolsburg, in Nieder-Oesterreich in Krems.

Den Abschluß und Höhepunkt des vormärzlichen Studiensystems bildeten die Universitäten, die im Grund und Wesen nichts als Abrichtungsanstalten für das theologische, für das juridisch-politische, für das medicinisch-chirurgische Fach waren, die beiden ersteren mit vier, das letztere mit fünf, eventuell (Augenheilkunde) fünfeinhalb Jahrgängen. In kleineren Ländern, die keine Universität hatten, bestanden sogenannte Lyceen mit je einem theologischen, einem philosophischen, einem medicinisch-chirurgischen Studium, so in Linz, in Salzburg, in Laibach. An den Universitäten stand jede der vier Facultäten unter einem Studiendirector, einem außerhalb des Lehrkörpers stehenden höheren Beamten oder kirchlichen Würdenträger, so z. B. in Prag in der Zeit vor 1848 dem Weihbischof Franz Wilhelm Tippmann für die theologischen, dem Gubernialrath und Vorstand des k. k. Fiscalamtes Leopold Hasner Edlen v. Artha für die juridisch-politischen, dem Gubernialrathe und Landes-Protomedicus Ignaz Ritter v. Radherný für die medicinisch-chirurgischen, dem Abt vom Strahov Hieronymus Joseph Reidler für die

*) „Factisch wurden die sämtlichen Fächer der philosophischen Facultät an sich wertlos erklärt; ihr Wert war nur der eines nothwendigen Übels, um durch dasselbe zum goldenen Kalbe der Brotwissenschaften zu gelangen“; Flüster, Memoiren, I., 69 f.

philosophischen Studien. Die einzelnen Facultäten bestanden aus allen jenen Doctoren, die an derselben Universität promoviert worden waren oder denen die Facultät nachträglich die Aufnahme bewilligt hatte. Auch die Professoren mußten, wenn sie nicht an derselben Universität graduiert waren, um nachträgliche Aufnahme in die Facultät einschreiten und die dazu gehörigen Bedingungen erfüllen. Einige thaten es, wie z. B. an der Prager Universität Professor Schnabel, andere, wie mein seliger Vater, unterließen es, weil sie sich sagten, daß es ihnen nichts nützen würde. Denn an den größeren Universitäten, und namentlich in der juridischen und in der medicinischen Facultät von Wien und Prag, bildeten die nicht zum Lehrkörper gehörigen Doctoren eine solche Überzahl, daß die wenigen Professoren gegen sie fast verschwanden. Das zeigte sich namentlich bei den Wahlen zum Decan, der den unmittelbaren Vorstand jeder Facultät bildete; in Wien wie in Prag war es Regel, daß zum Decan nicht ein Professor, sondern ein Advocat oder praktischer Arzt gewählt wurde; Schnabel kam, obwohl er sich in die Facultät hatte aufnehmen lassen, nie zum Decanat, das zugleich wegen der Rigorositäten ein sehr einträglicher Posten war.

An der medicinischen Facultät gab es eigene Curse für Hebammen, für Pharmaceuten und dann für Chirurgen. Diese letzteren, auch Civil- und Landwundärzte genannt, standen auf einer mindern Stufe des medicinischen Studiums; als Vorbildung für sie wurde nicht das vollständige Gymnasium erfordert, sondern es genügten die vier unteren (Grammatical-)Classen des Gymnasiums oder auch bloß die vierclassige Hauptschule und ein darauf folgendes zwei- oder dreijähriges chirurgisches Tirocinium. Die „wissenschaftliche“ Medicin blickte darum auf diese Einrichtung hochmüthig herab, wobei allerdings Brotneid mitspielte; denn nicht bloß auf dem Lande, selbst in größeren Städten gab es geschickte Chirurgen, zu denen viele Leute größeres Vertrauen hatten als zu graduirten Doctoren. Die Einrichtung hatte auch ihre entschiedenen Vortheile. Die Chirurgie erforderte keine kostspieligen Universitätsstudien, die Bildung der Chirurgen war keine universelle, sie machten darum an das Leben keine so hohen Ansprüche wie ein Mann, der nach dreizehn oder vierzehn Studienjahren die höchste academische Würde erlangt hatte. Die Chirurgen waren darum eine Wohlthat für ärmere und entlegenere Gegenden; sie siedelten sich im Gebirge an, wo es keine hohen Honorare gab, deren sie auch nicht bedurften, weil sie einfach und bescheiden wie die Leute um sie herum lebten.

Als Vorstufe für die Ausbildung in den technischen Fächern bestanden Realschulen, so genannt von den „Realien“, die dort gelehrt wurden, im Gegensatz zu den humanistischen Studien an den Gymnasien. Realschulen gab

es in Böhmen drei, eine in Prag in Verbindung mit dem technischen Institut, die zweite in Reichenberg, die dritte in Ratibitz, die beiden letzteren vom Prager Fürst-Erzbischof Chlumčanský gegründet und mit Prämonstratensern vom Stifte Strahov besetzt. Es war häufig, daß sich zu den Realschulen solche wandten, die am Gymnasium nicht genügt hatten, und die Gymnasiasten spotteten daher über die Realschulen und nannten sie *refugium asinorum*. Die höhere Stufe des technischen Unterrichtes waren die technischen Lehranstalten, in Prag kurz „Technik“, in Wien „Polytechnicum“ genannt. Beide waren in ihrer Art bessere Anstalten, unter deren Professoren sich mitunter ausgezeichnete Männer befanden; in Wien erfreuten sich Brectl, Baumgartner, Ettingshausen, in Prag Gerstner und Walling eines europäischen Rufes.

Außer den genannten allgemeinen Lehranstalten bestanden gewisse Special-Lehranstalten: die medicinisch-chirurgische Josephs-Academie in der Alserstraße zu Wien zur Ausbildung von Militär-Ärzten, das Thierarznei-Institut in Wien, die Forstlehranstalt in Maria-Brunn, die orientalische Academie in Wien. An der letzteren wurde auch ein Sammelsurium von juridisch-politischen Fächern vorgetragen; der Professor für diese war Dr. Engelbert Maximilian Selinger, im Jahre 1848 Reichstagsabgeordneter für Sternberg. Über seine Vorträge machten sich die jungen Leute lustig, zum Beispiel wenn er das Wechselrecht mit dem Sage begann: „Meine Herren, das Wechselrecht, das ich Ihnen vortragen werde, gilt nicht in Österreich, es gilt auch nicht in Deutschland oder Frankreich, nicht in Italien oder England, das Wechselrecht, das Sie hören werden, gilt gar nirgends“ 2c. Auch am Theresianum gab es ein juridisch-politisches Studium, und zwar ein vollständiges wie an den Universitäten, mit Professoren für jedes der obligaten Fächer, nur daß sie keine Facultät bildeten. Die beiden Neumann, Joseph und Leopold, beide 1848 in den constituierenden Reichstag abgeordnet, Moriz v. Stubenrauch und Eduard Tomaschek, der Ungar Dr. Gustav Wenzel, Moriz Hensler waren ganz tüchtige Professoren.

Alle diese Schulen von unten bis hinauf waren strengstens Abrichtungsanstalten. Selbst für die meisten Fächer an der Universität waren Lehrbücher vorgerieben, an die sich der Professor halten sollte; doch sah die Wiener k. k. Studien-Hof-Commission durch die Finger, wenn strebsamere Professoren ihren eigenen Weg einschlugen. Von fleißigen und aufmerksamen Hörern wurde dem mündlichen Vortrage nachgeschrieben, und daraus entstanden sogenannte „Explicationen“, die, wenn die Abfassung besonders gut ausgefallen und sauber abgeschrieben war, gleich Lehrbüchern käuflich von einer Hand in die andere giengen.

Bei Ausarbeitung und Benützung selbst-eigener Vortragshefte mußten die Professoren vorsichtig sein. Über die Grundsätze, die von der Regierung vorgeschrieben, über die Schranken, die von der k. k. Studien-Hof-Commission gezogen waren, durften sie nicht hinausgehen. Warnende Beispiele gab es genug. Der Professor August Norbert Schnabel an der Prager juristischen Facultät hatte ein für die damalige Zeit sehr gutes Lehrbuch der vergleichenden europäischen Statistik geschrieben; weil darin die constitutionellen Einrichtungen günstiger geschildert waren, als es das herrschende System gestattete, war er nahe daran, vom Lehramte entfernt zu werden; nur dadurch, daß er reumüthig Besserung versprach, entging er seinem Schicksale. Der originelle Julius Schneller, Professor der Geschichte in Graz, fand es gerathen, sich um einen Posten an einer außer-österreichischen Universität umzusehen und gieng aus dem Lande. Im Jahre 1835 wurde der Wiener Professor der Philosophie Ludwig Rembold seines Lehramtes enthoben und mit 700 fl. pensioniert.

An der philosophischen und später auch an der juridisch-politischen Facultät gab es neben den ordentlichen freie, das heißt unobligate Fächer, von denen einige systemisirt waren, wie Erziehungskunde, Ästhetik, die historischen Hilfswissenschaften, Staatsrechnungskunde. In den letzten Jahren vor 1848 hat die Regierung auch einzelne Privatdocenten zugelassen, die weder Besoldung noch Honorar genossen und in der Regel wenig Zuhörer hatten.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die österreichischen Universitäten bei einer so kümmerlichen Einrichtung bei weitem nicht den Vergleich mit den deutschen aushalten konnten, an denen ungleich mehr Lehrstühle bestanden, manche Fächer doppelt, ja dreifach besetzt waren und die Studierenden eine viel freiere Bewegung hatten. Eine Ausnahme machten in Österreich nur seit ungefähr der Mitte der dreißiger Jahre die medicinisch-chirurgischen Facultäten an den Universitäten von Wien und Prag. Sie hatten sogar einen anerkannten Vorrang vor den meisten deutschen Facultäten dieser Art, so daß junge Männer, die auswärts bereits den Doctorgrad erlangt hatten, zu ihrer letzten Ausbildung nach Wien und Prag kamen. Der Gründe waren mehrere. Erstens das Klinikenwesen, das sich an den kleineren deutschen Universitäten wegen des geringeren Materials an Kranken und Leichen nicht in gleichem Maße entwickeln konnte. Zweitens eine Reihe von Fachmännern ersten Ranges; in Wien hatten Skoda und Kolitanský neue Bahnen eröffnet, in Prag überragte der geniale Oppolzer wohl alle Kliniker seiner Zeit und glänzten neben ihm Redtenbacher als Chemiker, Arlt als Augenarzt, Bitha als Chirurg. Drittens die reiche Entfaltung des Docentenwesens, das für die

verschiedensten Specialfächer eigene Curse mitunter mit besonderen Kliniken eröffnete, deren Besucher zu einem großen Theile graduierte Doctoren waren.

In Prag fiel hierbei das größte Verdienst dem Gubernialrath und Landes-Protomedicus, dem kleinen einäugigen Ignaz von Madherný zu. Ein Tyrann von unerbittlicher Strenge, führte er eine musterhafte Ordnung in dem allgemeinen Krankenhause ein, begünstigte jeden Fortschritt und verschaffte jungen Männern, deren Tüchtigkeit er erkannte, alles, dessen sie zur Cultivierung ihres speciellen Faches bedurften. Viele dieser bescheidenen aber tüchtigen und strebsamen Docenten folgten mit der Zeit ehrenvollen Berufungen an auswärtige Universitäten, so Krimisch und nach dessen vorzeitigem Tode Scanzoni nach Würzburg, Morawek, wenn ich nicht irre, gleichfalls nach Würzburg, Bamberger nach Erlangen, Cerny nach Heidelberg.

2.

An der Spitze des gesammten Schul- und Studienwesens in den nicht-ungarischen Ländern stand die k. k. Studien-Hof-Commission. Sie war eine selbständige Behörde, sondern eine Abtheilung der Vereinigten Hofkanzlei. Der Oberste Kanzler Graf Inzaghi und die beiden Hofkanzler Baron Franz Billersdorff und Baron Joseph Weingarten waren zugleich Präsidenten der Studien-Hof-Commission. Als „Beisitzer“ der Studien-Hof-Commission fungierten gegen die Mitte der vierziger Jahre die Hofräthe Baron Türkheim, Propst Andreas Meschutar und Franz Schönaich von der Vereinigten Hofkanzlei und der Hof-Commissionsrath Karl Friedrich Bernard Bedt (für die Schulen der Militärgrenze) vom Hofkriegsrath, dann die Directoren der juridisch-politischen, der medicinisch-chirurgischen, der philosophischen und der theologischen Studien, die Hofräthe Baron Plappart, Ritter von Raimann, Franz Seraph. Cassian Hallajchka und Regierungsrath Canonicus Franz Benner, endlich der Regierungsrath Prälat Burkartshofer als Director des deutschen Schulwesens. Den Vorsitz führte Baron Billersdorff und er war ohne Frage der geeignete Mann dazu. Billersdorff war jedenfalls die bedeutendste unter den damaligen Persönlichkeiten der Hofkanzlei. Er besaß die volle Einsicht und hegte den lebhaften Wunsch, aus den verrotteten Zuständen eines Systems, das sich längst überlebt hatte, in freiere Bahnen hinüberzulenken. Das Wenige, was in den letzten Jahren im Bereiche der Verwaltung in fortschrittlicher Richtung geschehen oder mindestens versucht worden war, wurde seiner Anregung zugeschrieben. Denn der Oberste Kanzler galt in der Meinung der Vormwärtsstrebenden als Null, er stand ganz unter dem Einflusse seines ersten Hofkanzlers, man sagte, er suche ihn zu copieren. Auf Billersdorff blickten alle, an ihn wendeten sich alle, die

eine Verbesserung der waltenden Zustände anstrebten: so Graf Franz Stadion Gouverneur von Triest, so der eifrige Podesta von Mailand Graf Gabrio Casati, beide standen mit ihm in Briefwechsel. Willersdorff und Stadion galten als Minister der Zukunft.

Unter den Männern des Lehrfachs, die ernstlich eine Reform des Studienwesens anstrebten, waren an der Wiener Universität der hochbefähigte und vielseitig gelehrte Professor der Botanik Stephan Endlicher — er war nebst seinem Berufsfache Sprachkenner und Philologe, er gab eine chinesische Grammatik heraus,*) er hat in der Hofbibliothek ein Fragment des römischen Juristen Ulpianus aufgefunden und ediert u. dgl. m. — und an der Prager der Professor der Philosophie Dr. Franz Exner; unter den Mittelschul-Lehrern — denn damals hießen sie noch nicht Professoren — in Wien der Priarist P. Wilhelm Podlaha vom akademischen und in Prag Johann August Zimmermann vom Kleinseitner Gymnasium.

Franz Exner, geb. zu Wien 1801, hatte in seiner Vaterstadt seine akademische Laufbahn begonnen, unter dem gefeierten Rembold Philosophie studiert und war dann nach Pavia gegangen, wo er das Doctorat machte. Durch Rembold war er mit den Schriften Salat's, aus der Schule Jacobi's, bekannt geworden, hatte sich aber dann ganz der Herbart'schen Philosophie zugewandt, die er, als er 1832 zum Professor der theoretischen und practischen Philosophie in Prag ernannt wurde, der erste in Oesterreich auf der Lehrkanzel zur Geltung brachte**). Sein Vorgänger, Prof. Joh. Reithner von Lichtenfels, war bei den Studenten nicht beliebt; sie blickten auf ihn als Lehrer mit einer gewissen furchtsamen Scheu; sie hielten ihn für tief, weil sie ihn nicht verstanden; sie hießen ihn Herakleitos den Dunklen. Unter seinen Collegen hielt der Professor der Mathematik Dr. Ladislaus Jandera die strengste Zucht; er hatte die Ordnung eingeführt, daß alle Studenten, deren Zahl bis auf 300 stieg, streng nach dem Alphabet sitzen mußten, so daß sogleich zu bemerken war, wo sich eine Lücke fand, und wehe dem, der fehlte, ohne sich vorher entschuldigt zu haben. Das gerade Gegentheil von diesen beiden war der damals dreißigjährige Exner; er verließ nur selten

*) Die Wiener, die zu jener Zeit über alles ihre Wize machten, sagten von ihm: „Die Philologen sagen: Endlicher ist ein großer Botaniker — die Botaniker sagen: Endlicher ist ein großer Philologe — die Chineser sagen: Endlicher ist ein großer Oesterreicher — die Oesterreicher sagen: Endlicher ist — ein großer Chineser.“ (Chineser = eine Art Sonderling, einer, der durch seine Lebensweise oder seine Meinungen oder seine Bestrebungen von den Anderen in etwas bizarrer Weise abweicht und sich in dieser Eigenart durch das Urtheil Anderer nicht leiten läßt.)

**) Ausführlich über Exner's Studiengang Dr. S. Frankfurter, Thun, Exner und Bonig (Wien, Hölder, 1893) S. 43—53.

einen Theil des Katalogs, und dann nur deshalb, weil es so vorgeschrieben war. Auch hatte er dieses Mittel nicht nöthig. Musterhafte Ordnung und Stille herrschten bei seinen Vorträgen; er gebot nicht durch Strenge und pedantisches Wesen, er imponierte durch seine Ruhe, durch seinen milden Ernst, durch seine, Achtung und zugleich Vertrauen erweckende Persönlichkeit, die Studenten liebten und verehrten ihn. Alles was von bedeutenden Männern in Prag vorhanden war, alle die von einem höheren Streben beseelt waren, schlossen sich an Exner an: der schon früher genannte Humanitäts-Lehrer am Kleinseitner Gymnasium Zimmermann, der Professor der Physik am Polytechnicum Christian Doppler, der Religions-Professor an der Realschule P. Franz Schneider, ein Anhänger Bolzano's, der junge strebsame Graf Leo Thun u. A. m. Im Jahre 1841 beabsichtigte Exner eine Reise nach Deutschland, er wollte die deutschen Universitäten und deren Einrichtungen durch eigene Anschauung kennen lernen; vorzüglich aber wollte er in Göttingen seinen Meister Herbart besuchen, als er in Marienbad die Nachricht von dessen Tode erhielt. Er knüpfte in Leipzig, in Halle, in Jena interessante Bekanntschaften an, so in Berlin mit Dr. Hermann Bonitz, damals Gymnasial-Lehrer am grauen Kloster, und blieb mit ihnen fortan in brieflichem Verkehr.

Im Jahre 1844 nahm die Studien-Hof-Commission — oder sagen wir richtiger nahm Billersdorff — einen Anlauf zur Verbesserung der Gymnasial-Studien, und Johann August Zimmermann wurde dafür nach Wien berufen. Exner erkannte sogleich, daß mit der Reform der Gymnasien die der philosophischen Studien Hand in Hand gehen müsse. Das Prager Studien-Directorat forderte ihn zur Abgabe eines Gutachtens hierüber auf; die Denkschrift, die er abfaßte, sandte er am 6. August 1844 an Billersdorff, der ihn am 15. Juni 1845 nach Wien berief. Die Vorschläge, die Exner hier machte, sind besonders dadurch merkwürdig, daß er darin ein Moment hervorhob, das seither ganz und gar in Vergessenheit gerathen war. Es dürften, betonte er, an den Gymnasien nicht bloß die deutsche und italienische, es müßten auch die slavischen Sprachen berücksichtigt werden. „Wir werden dann allerdings Gymnasien verschiedener Art haben. Aber Einerleiheit ist an und für sich kein großes Gut, sondern das Gegentheil ist eine Nothwendigkeit, wenn derselbe Zweck unter verschiedenen Umständen erreicht werden soll. Die Einerleiheit unter allen Umständen fordern, hieße den Zweck dem Mittel opfern“. Namentlich in Böhmen erheische der Zustand der slavischen Sprache ernste Beachtung. „Der Unterzeichnete ist seit mehr als vierzehn Jahren ein stiller unparteiischer Beobachter seiner Umgebungen, und es erscheint als räthlich, eine Volkssprache zu bilden, in welcher Millionen Menschen sich allein verständlich machen, welche der Canal ist, durch den jederlei Bildung

ihnen zufließt, dessen Verschlämmung sie daher isoliert und mit materiellem und geistigem Siedthum bedroht“. Eine kräftige Unterstützung erhielt der Unterricht in der böhmischen Sprache, meinte Exner, wenn auch irgend einer der übrigen leichteren Gegenstände böhmisch vorgetragen würde. Die deutsche Sprache müßte allerdings an allen Gymnasien als besonderer Lehrgegenstand eingeführt, aber dabei jeder Schein vermieden werden, als ob man germanisieren wolle.

Nach Exner's Meinung sollte, wie früher erwähnt, die Umgestaltung der Gymnasien mit einer Reform der philosophischen Studien Hand in Hand gehen. Er drang darauf, daß diese letzteren aufhörten, eine Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität zu bilden; dagegen sollte das höhere Studium jener Wissenschaften, die man im allgemeinen als die philosophischen bezeichne, an den Universitäten als philosophische Facultät ebenbürtig den anderen drei Facultäten an die Seite gestellt werden. Auf Billersdorff's Vorschlag wurde ein besonderes Comité „zur Verathung der künftigen Einrichtung der philosophischen Studien“ eingesetzt, dessen Verathungen der Beisitzer der Studien-Hof-Commission, der gelehrte Priarist Hofrath Hallaschka leiten sollte. Im Comité saßen außer Exner die beiden Professoren der Wiener Universität Endlicher und Franz Fiedler; Exner wurde mit der Aufgabe betraut, eine Denkschrift über diesen Gegenstand auszuarbeiten. Exner hob darin hervor, daß eine bessere Gestaltung der höheren Studien nicht erreicht werden könne ohne eine größere Freiheit der Bewegung; er beantragte bis zu einem gewissen Grade Lehrfreiheit und für gewisse Fächer Lernfreiheit. Die Universitäts-Professoren sollten in ihren Vorträgen nicht an bestimmte Lehrbücher gebunden sein; es sollten ihnen Assistenten beigegeben werden; man solle Privatdocenten zulassen und neben den ordentlichen Professoren (ordinarii) außerordentliche (extraordinarii) ernennen. Von großem Werte war, was er über die classischen Studien sagte. „Neben dem Christenthum ist das classische Alterthum die Grundlage der modernen Kultur. Das ist eine Thatfache, die wir nicht beliebig abändern können. Ein Volk, welches das Studium der Classiker aufgäbe, würde seine Bildung von deren Wurzel abtrennen und sich zugleich von der Bildung der übrigen Kulturvölker der Gegenwart loslösen.“ Im Frühjahr 1847 waren die Arbeiten der einberufenen Commission beendet; am 18. Juni erhielten Exner und Zimmermann die Weisung, nach Prag zurückzukehren.

Wenn Exner's Vorschläge angenommen wurden, so konnten diese nicht auf die philosophischen und die Gymnasial-Studien beschränkt bleiben; eine freiere Bewegung mußte dann alle Zweige des öffentlichen Unterrichtes durchdringen und das ganze Studienwesen eine neue Gestalt gewinnen. Allein

Erner erkannte nur zu wohl, daß die Zeit kaum darnach sei, so eingreifende Änderungen ins Werk zu setzen. Dazu kam, daß an der letzten entscheidenden Stelle durchaus keine Neigung für Experimente solcher Art vorhanden war. Erzherzog Ludwig, der Stellvertreter des Kaisers, war der treue und gehorsame Bruder des verstorbenen Kaisers Franz und der zäheste Anhänger des von diesem begründeten Regiments. „Liegen lassen ist die beste Erledigung“, pflegte er zu sagen, wenn es sich um Vorschläge handelte, die aus dem gewohnten Geleise herauschweiften.

So war denn, wenn nicht etwas Außerordentliches eintrat, von oben nichts zu erwarten, so unverkennbar es in den gebildeten Kreisen gährte, nach Entfaltung rang. In Wien war dies besonders an zwei Orten der Fall, die als Brennpunkt solcher Bestrebungen gelten konnten: im juridisch-politischen Leseverein und in der medicinischen Facultät. Der Leseverein, zu dessen Gründung der Oberste Polizei-Präsident Graf Sedlnitzky nur nach langem Zögern seine Einwilligung gegeben hatte, stand unter der Leitung von Professor jur. Dr. Anton Hye, Dr. Alexander Bach, Baron Sommaruga jun., die alle der freien Richtung angehörten; in der Bibliothek des Lesevereines fanden sich alle neueren Werke, die von Wichtigkeit waren, mochten sie verboten sein oder nicht. In der medicinischen Facultät, deren Doctoren regelmäßige Versammlungen zu halten pflegten, führte Ludwig v. Löhner, ehemals Gutsherr von Kostof bei Prag (um 1840 verkauft an Joseph und Anna Jüder), das große Wort; er hatte geniale Ideen, die er mit einer gewissen nervösen Leidenschaft vortrug. Von anderem Charakter war Baron Ernst Feuchtersleben, Vicedirector der medicinisch-chirurgischen Studien. Auch er war entschieden für den Fortschritt; doch er wollte nicht in Sturm erobern, bei ihm war alles ruhig und maßvoll; für seine edlen Gesinnungen zeugte sein schönes Werkchen „Zur Diätetik der Seele“, das rasch beliebt wurde und eine Auflage nach der andern erlebte. Grillparzer sagte von ihm, daß ihn vier Tugenden auszeichneten: Rechtchaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit. Im Jahre 1847 hielt er eine Rede über eine nothwendige Reform der Universitäten, die großes Aufsehen machte. *)

In Prag sollte für das Schuljahr 1847/48 Erne r Rector Magnificus werden, was er aber, obwohl wiederholt und in der wärmsten Weise in ihn gedrungen wurde, ablehnte; statt seiner wurde Abt Hieronymus Beidler vom Strahov gewählt, ein kindisch-eitler Mann, der seinen Stolz darein setzte, daß man von ihm sagen konnte, er sei so und so oftmal Decan der Facultät, so und so oftmal Rector der Universität gewesen. Er gab den

*) Frankfurter S. 6—9. Die „Diätetik der Seele“ hatte 1858 bereits die 19. Auflage erreicht, 1896 erschien die 46. Auflage.

Herrn Professoren und akademischen Würdenträgern an seiner Prälaten-tafel sehr gut zu essen und zu trinken, und böshafte Prager behaupteten, diese Diners hätten ihm am meisten zu seinen Würden verholfen.

Der Personalstand der Studien-Hof-Commission hatte sich gegen Ende 1847 zu einem großen Theile geändert; Türckheim, Blappart, Raimann, Hallaschka und Burtarhofer waren geschieden; neu waren Hofrath Theol. Dr. Andreas Gollmayer (für Gymnasien und Volksschulen) und die Regierungsräthe Wilhelm Edler von Well für die medicinischen, Johann Heinrich Edler von Kremer für die juridischen und Marian Koller O. S. B. aus Kremsmünster für die philosophischen Studien. Sie waren, wie es ja nicht anders sein konnte, durchaus aus den alten Schulen hervorgegangen, Männer des herrschenden Systems, gute Beamte, ehrenhaft und pflichtgetreu. Sie waren insgesammt mehr passive Naturen; keineswegs begeistert für die bestehende Ordnung der Dinge und darum weder abgeneigt noch wider-spenstig gegen eine Änderung derselben, nur mußte es von oben befohlen sein. Am meisten Sinn für derlei Neuerungen hatten Kremer und Koller.

3.

Die politische Bewegung des Jahres 1848 in Österreich hat zu Prag vom 11., zu Wien vom 13. März ihren Ausgang genommen, dort von der Versammlung böhmischer Patrioten, zumeist Blastenci, im St. Wenzelsbade, hier von der großen Studentendeputation in das niederösterreichische Landhaus. Die Petition der Wiener Studenten verlangte Hebung des Unterrichtes in allen Zweigen, Lehr- und Lernfreiheit in den höheren Studien; es war das ein Punkt unter vielen anderen, welche die Änderung des politischen Systems im allgemeinen zum Ziele hatten. Das Verdienst, die Reform des Unterrichts-wesens insbesondere angeregt und in Fluß gebracht zu haben, gebürt ohne Frage der Prager Universität.

Während der aufgeregten Spannung, die nach dem kühnen Schritt am 11. März in Prag herrschte und welche durch die alarmierenden, aber un-sicheren und verworrenen Nachrichten aus Wien gesteigert ward, wurde für den 15. März eine Versammlung der Universität, Professoren und Studenten, einberufen; sie sollte in dem großen Promotions-Saale des alten Carolinum abgehalten werden. Dr. Wilhelm Gabler, ein Deutscher aus Wartenberg bei Niemes, aber in Prag zum eifrigen Blastenec geworden, eröffnete die Berathung mit einer Ansprache an die Studenten, die er aufforderte, sich zur Aufrechthaltung von Ordnung und Geseßlichkeit an die Bürger anzuschließen. Nach ihm stürzte Uffo Horn auf die Rednerbühne. „Wer ist denn das? Der gehört ja nicht zur Universität!“ hörte man in den Professoren-

Bänken fragen. Laut und förmlich wurde die Einwendung nicht erhoben, sie wäre auch kaum durchgedrungen. Befand man sich doch im Taumel der jungen Freiheit, und sollte man sich durch pedantische Rücksichten beengen lassen?! Uffo Horn, Trautenauer von Geburt, begabter Poet („Camoens“ 1839; „Böhmische Dörfer“, Gedichte 1847 u. a.) und wüthender Polka-Tänzer, vlaštencisch angehaucht, kam, in figürlichem Sinn gesprochen, „recta vom Galgen her“; er hatte in Dresden eine Duellgeschichte mit dem Maler Arthur v. Ramberg gehabt und war daher von der sächsischen Polizei in Gewahrsam genommen worden. Er war ein feuriger Redner, der seine jüngeren Zuhörer mit sich fortriß; aber auch mancher der älteren Herren nickte dem, was er vortrug, Beifall zu. So wurde denn beschlossen, eine Adresse an den Kaiser abzufassen, in welcher die Bedürfnisse und Wünsche der Universität dargelegt werden sollten: Lehr und Lernfreiheit, akademische Einrichtungen und Rechte, Gleichstellung der Nationalitäten und Confessionen bei Bewerbung im öffentlichen Lehramt, Änderung des bisherigen Prüfungswesens und Einführung von Staatsprüfungen, Besuch ausländischer Universitäten, Turn- und Schwimm-Unterricht, zuletzt Associations-Recht „nach dem neuesten Münchener Statut“.

Am 19. März fuhr die große Deputation der Einwohner Prags nach Wien ab; mit ihr im Namen der Universität der Decan der juridischen Facultät Landes-Advocat Dr. Karl Heinrich Fischer, im Namen des Professoren-Collegiums Dr. Joseph Redtenbacher, Professor der Chemie, und für die Studenten je einer aus den drei weltlichen Facultäten. Diese Herren waren von allem Anfang darauf bedacht, ihre Angelegenheiten als eine abgesonderte behandeln zu lassen, machten am 21. und 22. März ihre Aufwartung beim Kaiser, überreichten zu Allerhöchst Dessen Händen ihre Adresse und giengen dann zum Grafen Kolowrat, dem damaligen Ministerpräsidenten. Dieser noch vor kurzem so gefeierte Staatsmann machte ihnen jetzt einen kläglichen Eindruck; die letzten Ereignisse hatten ihn dermaßen eingeschüchtert, daß er die Prager Universitäts-Deputation mit Thränen in den Augen empfing; er habe, klagte er ihnen, stets eine freiere Gestaltung der Verhältnisse angestrebt, aber Er (er meinte Metternich) sei ihm stets als Hinderniß im Wege gestanden. Von Kolowrat giengen sie zu Billerstorff, der ihnen volle Beachtung ihrer Petition versprach; nur möchten sie bedenken, daß im Augenblicke so viele wichtige und dringende Angelegenheiten zu schlichten seien und daß sie darum einige Geduld haben müßten. Das sahen sie sehr wohl ein und kehrten ziemlich befriedigt nach Prag zurück.*)

*) Edmund H o l e n i a, Erinnerungen (Wels, Haas, 1892) S. 68 f. Er war stud. jur. und von seinen Mitschülern in die Deputation gewählt.

Einen unmittelbaren Erfolg hatte aber die Adresse der Prager Universität doch. Denn es war wohl kein zufälliges Zusammentreffen, daß am 23. März eine Allerh. Entschliebung erfolgte, derzufolge „in der Absicht, die Verbreitung und Vervollkommnung des Volksschulunterrichtes sowie die vollständigere Entwicklung wissenschaftlicher, technischer und akademischer Studien zu befördern“, ein eigenes Unterrichts-Ministerium errichtet werden sollte. Zum Minister ernannte der Kaiser mit Allerh. Handschreiben vom 26. März den Zweiten Präsidenten des Wiener Appellations- und Criminal-Ober-Gerichtes Franz Seraph Freiherrn von S o m m a r u g a, der in den Tagen darauf die Geschäfte übernahm und in der Wiener Aula feierlich den Grundsatz der Lehr- und Lernfreiheit, „durch keine Schranke als jene der constitutionellen Gesetze gebunden“, proclamierte.*) Die Studien-Hof-Commission hörte damit auf; sie fungierte zwar einige Tage noch fort, bis sie zuletzt formell aufgelöst wurde oder vielmehr in das Ministerium übergieng, indem ihre bisherigen Referenten Bedt, Gollmayer, Benner, v. Well, Kremer und Koller Referenten des Ministeriums mit dem Rang von Ministerial- oder Sections-Räthen wurden.

Mittlerweile war die große Bürger-Deputation mit der Erledigung ihrer Petition in Prag eingetroffen, 27. März, und mit großem Jubel empfangen worden. Nur die Universität war unzufrieden; sie hatte eine besondere Petition überreicht und darum eine besondere und punktweise Erledigung erwartet; statt dessen war nur im 14. und letzten Punkte der Erledigung der Bürger-Petition ganz allgemein gesagt: „Dem öffentlichen Unterrichte werden die den neuen Institutionen zusagenden Verbesserungen in ausgedehntem Maße zugewendet werden.“ Der Unmuth der Studenten stieg immer höher, und da für den Abend eine feierliche Illumination angeordnet war, riefen sie durch die Straßen: „Auslöschen, auslöschen!“ Gassenjungen und Böbel mischten sich darein, und wo nicht schnell aus den Fenstern die Lichter verschwanden, da flogen Steine hinauf, daß die Scheiben in Splitter giengen. So wurde aus der Stadtbeleuchtung eine Stadtverfinsterung, worüber es viele böse Witze gab.

Am Tage darauf waren Glieder des akademischen Senats beim Obrißburggrafen Grafen Rudolf Stadion, welchem sie die Aufregung der Studentenschaft schilderten und um Beschwichtigung derselben baten. Die einzelnen Punkte der Universitäts-Petition wurden nun durchgenommen, die Erledigung derselben besprochen und zu Papier gebracht, wobei Professor

*) Die Rede findet sich abgedruckt bei Heintl, Wiener Universitäts-Acten (Wien 1848 Sommer) S. 10 f.; auch besonders: „Rede des Ministers des öffentlichen Unterrichts“ groß Folio 2 Bl.

Exner einen vorzüglichen Antheil hatte. *) Graf Stadion nahm es auf seine eigene Verantwortung, diese Formulierung als provisorische Erledigung hinauszugeben und damit war der Sturm beschworen. Stadion verpflichtete sich, die definitive Erledigung beim Ministerium zu erwirken und reiste noch denselben Abend nach Wien ab. Am 31. März erfolgte die ministerielle Erledigung der Petitionspunkte in günstigem Sinne, dem Inhalte — wenn auch nicht dem Wortlaute — nach so, wie sie von Prag aus beantragt worden war; am 2. April machte sie Graf Stadion in Prag kund, am 3. verließ sie der Rector Magnificus in der Aula, wo nun alles in dulci júbilo war. In einem einzigen Punkte trat eine komische Enttäuschung ein. Uffo Horn hatte am 15. beantragt und die Versammlung hatte es per acclamationem angenommen: „Associationsrecht nach dem letzten Münchner Statut“. Uffo Horn hatte offenbar nur von dem Statut gehört, es aber nicht gelesen, und dies war umsomehr bei seinen Zuhörern der Fall. Jetzt war die Bewilligung des Ministeriums da und man wollte wissen, was denn dies Münchner Statut enthalte, und da zeigte sich denn, daß es ungemein scharfe Bestimmungen gegen die Studentenverbindungen enthielt. Die Überraschung war ebenso groß als unangenehm. Aber was war zu machen? «Tu l'as voulu, George Dandin!»

Von diesem Intermezzo abgesehen, kann die ministerielle Erledigung vom 31. März 1848 als die Grundlage dessen angesehen werden, was nun bald im gesammten Unterrichtswesen neu gestaltet werden sollte, und der Prager Universität gebührt die Ehre, zu dieser großen Reform durch ihre Anregung vom 15. März und dann durch ihre vernünftigen Ratschläge vom 28. den Anstoß gegeben zu haben. **)

* * *

Baron Sommaruga hatte als Unterrichts-Minister den ernstesten Willen, dem verrotteten Studien-System eine bessere Gestalt zu geben; er besaß auch als Staatsmann Verständnis genug um einzusehen, daß es in einer so vielsprachigen Monarchie mit der alleinigen Pflege des Deutschen nicht abgethan sein könne. Das erste, was er für seine Zwecke that, war, sich mit einem Kreise fähiger kenntnisreicher und erfahrener Männer zu umgeben, welche die nöthigen Reformen zu berathen und Entwürfe zur

*) Frankfurter, a. a. O., S. 163.

**) Siehe auch Heintl, Universitäts-Acten Nr. 19, S. 12: „Um dem öffentlichen Unterrichte die den neuen Institutionen zusagenden Verbesserungen im ausgedehntesten Maßstabe zuzuwenden, haben Se. Majestät durch U. h. Cab.-Schr. vom 23. März 1848, Punkt 14, beschlossen, eine Umarbeitung der bereits vorbereiteten Studienpläne zu veranlassen“ zc. Min. d. Innern, vom 31. März 1848, Z. 22.

Umgestaltung des gesammten öffentlichen Unterrichtswesens auszuarbeiten hätten. Es waren dies die Wiener Universitäts-Professoren Theol. Dr. Joseph Scheiner, Jur. Dr. Anton Hye, Phil. Dr. Stephan Endlicher, Baron Ernst Feuchtersleben, der Professor am Polytechnicum Anton Schrötter und der Humanitäts-Professor am Wiener akademischen Gymnasium Wilhelm Boblaha; dann aus Prag: Exner, Šafařík und Zimmermann. Šafařík's Abgang von Prag am 3. April wurde in ungemein feierlicher Weise begangen. Ebenso theilnahmsvoll war der Abschied Exner's; denn es war für die Studenten ein doppeltes Fest: ein wehmüthiges, den hochverehrten und geliebten Lehrer aus ihrer Mitte zu verlieren, und ein erhebendes, weil sie wußten, für welch hohen Zweck er berufen, und daß von seinem Eingreifen das Beste zu erwarten sei.

Die Mitglieder der Commission begrüßte eine Zuschrift des Ministers vom 4. April, worin er sie berufen erklärte, die Vorarbeiten zu den Anträgen auf Verbesserung und Regulierung des öffentlichen Unterrichtes, die den einzuberufenden Reichsständen gestellt werden sollten, zu liefern. Šafařík war dabei insbesondere für „die Vertretung der slavischen Studien- und Literatur-Interessen“ ausersuchen. Er arbeitete für diesen Zweck eine Denkschrift aus, wie die Gleichberechtigung der deutschen und böhmischen Sprache in der Schule durchzuführen wäre. *) Die erste Sitzung dieser Commission fand am 5. April statt.

Während diese Berathungen im Gang waren, wurden schon einzelne Verfügungen getroffen, welche das vorbereiteten und einleiteten, was die Commission im Sinne hatte. Am 6. April wurde verfügt, daß die unmittelbare Leitung der Universitäts-Facultäten, der technischen Lehranstalten und der Gymnasien die Lehrkörper derselben übernehmen sollten. Das war also die Abschaffung der bisherigen außerhalb der Lehrkörper stehenden Directoren und Vice-Directoren. Am 9. April richtete Sommaruga an alle Länderchefs einen Erlaß, demzufolge alle Eingaben, die früher an die Studien-Hof-Commission gemacht wurden, unmittelbar an das Ministerium gerichtet werden sollten. Von großer Bedeutung war der gleichfalls an alle Länderchefs gerichtete Ministerial-Erlaß vom 10. April. Die den Universitäten ertheilte Lehr- und Lernfreiheit, hieß es darin, setze größere Reife der Studierenden an Vorbildung und an Jahren voraus, als die bisherigen absolvirten Gymnasiasten besäßen. Die bisherigen zwei sogenannten philologischen Jahrgänge sollten daher von der Universität getrennt und zu den Gymnasien geschlagen werden, das dadurch aus einem sechsclassigen

*) Abgedruckt in Č. Č. M. 1848 II str. 171—197: Myšlenky o provedení stejného práva českého i německého jazyka na školách českých.

ein achtclassiges würde. Solche vervollständigte Gymnasien wären zuvörderst in den Universitäts- und Landeshauptstädten einzurichten; an jenen Orten, wo bisher abgesonderte philosophische Lehranstalten bestanden, wären diese mit den daselbst bestehenden Gymnasien in eins zu verschmelzen; außerdem wären an einigen besonders stark besuchten Gymnasien zwei Studienjahre anzufügen, wie in Böhmen „vielleicht zu Königgrätz und Eger.“ Die Länderstellen hätten für diesen Zweck die erforderlichen Räumlichkeiten auszumitteln, die Vorschläge für Berufung tauglicher Lehrkräfte zu machen u. *) Mit Erlass vom 18. Mai wurden die Volksschulen in Wien und Prag provisorisch geregelt: die Pfarrschulen von drei Classen sollten zu Hauptschulen erweitert werden; an den Trivialschulen sollten sowohl Lehrer als Gehilfen fixe Besoldungen bekommen und sowohl sie als ihre Witwen pensionsfähig sein.

Um diese Zeit hatte die Reform-Commission ihre Berathungen bereits geschlossen. **) Baron Sommaruga wollte Safarik und Exner seinem Ministerium einverleiben, um sich ihrer Kenntnisse und Erfahrungen bleibend zu bedienen. Doch Safarik gieng nach Prag zurück, er wollte sich seinen tiefgehenden Studien nicht entziehen. Auch Exner nahm die ihm angebotene Stelle eines Ministerialrathes nicht an; auch er wünschte auf seinen Brager Lehrstuhl, wo er unter den jetzigen freieren Verhältnissen erst recht wirken zu können hoffte, zurückzukehren. Doch mußte er für's erste noch in Wien bleiben, weil ihn der Minister mit der Aufgabe betraute, die Ergebnisse der Commissions-Berathungen zusammenzustellen und zu formulieren. Die Denkschrift, die er hierüber abfaßte, führte den Titel „Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtes in Österreich“ ***) und enthielt ein vollständiges System, welches nicht bloß, wie der Titel besagte, den öffentlichen Unterricht von unten bis in die höchsten Stufen umfaßte, sondern auch Grundsätze für den Privat- oder häuslichen Unterricht aufstellte. Die Volksschulen sollten verbessert werden: in den höheren Classen „populäre Natur-, Menschen- und insbesondere Vaterlandskunde“, dazu „praktische Anweisung zu nützlichen Beschäftigungen, wie Baumzucht, weiblichen Arbeiten,

*) Abgedruckt bei Heintl S. 37—40. Das in der Ministerial-Regisiratur befindliche Concept B. 102 U.-M. ist durchaus von der Hand Exner's.

**) Ohne Zweifel war dabei ein Elaborat mit in Erwägung gezogen worden, das mit dem Datum des 21. April 1848 auch gedruckt erschien: „Plan einer zeitgemäßen Reform der österreichischen Universitäten. Entworfen und dem Ministerium des Unterrichtes überreicht von dem Collegium der medicinisch-chirurgischen Studien der k. k. Wiener Hochschule“ (groß-8° 22 Spalten; andere Ausgabe 24 Spalten).

***) Das Concept, durchaus von Exner's Hand, befindet sich merkwürdigerweise nicht in der Registratur des Unterrichts-Ministeriums, sondern im Besitze der Familie Exner.

dann Gesang und Leibesübungen“; für die künftigen Lehrer ein Candidaten-Lehrcurs von drei Jahren; die Congrua der Lehrer auf dem Lande 200 fl., für die Unterlehrer („Gehilfen“) 100 fl., in den Städten und an den Hauptschulen natürlich mehr: „Die Volksschule ist Sache der Gemeinde und sind von dieser die Kosten für ihre Erhaltung aufzubringen.“ Bürgerschulen von drei Classen an Stelle der bisherigen vierten Classe an den Hauptschulen. Realschulen von drei Classen. Mittelschulen anderer Art nach örtlichen Bedürfnissen: Gewerbe-, Zeichen-, Spinn-Schulen 2c. Technische Institute. Gymnasien achtclassig. An den Universitäten Lehr- und Lernfreiheit: „Die Mitglieder der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien sind als solche zu Vorlesungen an der Universität berechtigt“. Aufhebung der Concurß-Prüfungen für das Lehramt. Privat-Dozenten. Die Facultät besteht aus sämtlichen ordentlichen und außerordentlichen Professoren und zwei Vertretern der Privat-Dozenten; die nicht-lehrenden Doctoren sollen in Zukunft mit der Universität und Facultät nichts weiter zu thun haben, es solle ihnen bloß gestattet sein, außerhalb der Facultät und dessen Lehrkörper eigene Doctoren-Collegien zu bilden. An der Spitze jeder Facultät der Decan, aus der Reihe der ordentlichen Professoren von diesen auf ein Jahr gewählt und vom Ministerium bestätigt. Die Leitung der Gesamt-Universität führt der akademische Senat mit dem Rector Magnificus an der Spitze. Die Sache der akademischen Behörden wird es insbesondere sein, die Disciplin unter den Studenten aufrecht zu halten, und wird ihnen gegen Übertretungen der akademischen Gesetze eine disciplinäre Gewalt zustehen.

* * *

Veröffentlicht wurde dieser Entwurf nicht sogleich, weil sich die Regierung zur selben Zeit in einer Krisis befand. Das Ministerium Billersdorff hatte abdanken müssen und führte die Geschäfte nur für so lang fort, bis das neue Ministerium gebildet war. Für dasselbe waren Baron Philipp Wessenberg als Minister des Außern und Baron Anton Doblhoff-Dier als Minister des Innern ausersehen; das Portefeuille des Unterrichts wurde erst Erner, dann Feuchtersleben angetragen; als beide ablehnten, übernahm Doblhoff dem Namen nach das Ministerium, die tatsächliche Leitung hatte Feuchtersleben mit Erner an der Seite. Am 18. Juli trat das neue Cabinet in Thätigkeit und am selben Tage wurde der Reorganisations-Entwurf des Unterrichtswesens der Öffentlichkeit übergeben; man wollte zuerst Stimmen darüber abhören, ehe dasselbe dem constituierenden Reichstage zur legislatorischen Behandlung vorgelegt würde.*) Der „Organi-

*) Der Organisations-Entwurf erschien in der „Wiener-Zeitung“ in vier Fortsetzungen, Nr. 197 vom 18. bis Nr. 200 vom 21. Juli, und dann als Sonder-

sations-Entwurf“, wie man ihn fortan kurzweg nannte, bildet den eigentlichen Ausgangspunkt und die Grundlage der großen Unterrichts-Reform in Österreich und er besteht in seinen Hauptzügen bis heute. Er hat gleich anfangs in fachmännischen Kreisen, aber auch vielfach im gebildeten Publicum großen Anklang gefunden, und ganz besonders freuten sich die gedrückten Schullehrer, daß endlich einmal auch für sie bessere Zeiten kommen sollten. Es fehlte aber auch nicht an Opposition. Von Seite der philosophischen Professoren liefen Proteste ein; sie wehrten sich dagegen, daß man sie von Universitäts- oder doch Lyceal-Professoren zu Gymnasiallehrern herabsetzen wolle; auch faßten sie die Maßregel als eine grundsätzliche Aufhebung der philosophischen Facultäten an den Universitäten auf, was jedoch durchaus nicht so gemeint war. Eine gewichtige Einsprache erhoben die Bischöfe, weil der Einfluß der Kirche, namentlich auf dem Gebiete der Volksschule, künftig bedeutend mehr eingeengt werden sollte, als das bisher der Fall war.*) Endlich erhoben die nicht-docierenden Doctoren eine Einsprache, weil sie nach dem „Entwurf“ von der Facultät, also von der Universität ausgeschlossen sein und daher an den Facultätswahlen keinen Antheil mehr haben sollten.

Feuchtersleben und Exner waren fleißig bei der Arbeit. Einer ihrer ersten Schritte war, daß Exner am 3. August Boniz — der inzwischen Lehrer am Gymnasium des Stettiner Marienstiftes geworden war — den Antrag machte, nach Wien zu kommen und an der Reform der Gymnasien mitzuarbeiten.**) Am 4. wurden die schriftlichen und mündlichen Concurß-Prüfungen für Erlangung des Lehramtes, sowie die veralteten Formalien der Disputation und Promotion abgeschafft; die strengen Doctorats-Prüfungen sollten in Zukunft öffentlich sein. Mit Allerhöchster Entschließung vom 19. betraute, auf den Antrag Feuchtersleben's, Se. Majestät den Professor Exner mit der unmittelbaren Leitung aller Arbeiten der Unterrichts-Reform und ernannte ihn für diese Zeit zum Ministerial-Rath. Exner nahm sich den Priaristen Boblaha und den Humanitäts-Lehrer Karl Ent von der Burg, Bruder des unglücklichen Conventualen von Melf, zur Seite. Es erfolgte sogleich ein entscheidender Schritt: mit Erlaß vom

abdruck in 4°, Hof- und Staatsdruckerei. Feuchtersleben hat, wie man aus unserer Darstellung erfieht, den „Entwurf“ als fertiges Werk übernommen und hätte sich manche Bestimmungen entschiedener gewünscht; vergleiche seinen Aufsatz: „Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Österreich“ in der Beil. z. Morgenblatt der „Wiener Zeitung“ vom 17. December 1848.

*) Vergleiche meinen Aufsatz „Der Kampf um die Schule“, Ost. Jahrb. 1889, S. 158—163.

**) Über die Verhandlungen zwischen Exner und Boniz s. Frankfurter, S. 75, 92—100.

28. wurden die ersten Vorbereitungen zur Neugestaltung des Gymnasialwesens getroffen, namentlich der Übergang vom Klassenlehrer- zum Fachlehrer-System, die Einführung des Unterrichts in den Landessprachen, in der Naturgeschichte und Physik. Der 2. September brachte Verbesserungen im System der Volksschule: die Muttersprache sollte die Grundlage bilden, der Anschauungsunterricht sollte eingeführt und für diesen Zweck Lehrmittel-Sammlungen angelegt werden; die Verbesserung der sogenannten Präparanden-Curse wurde in Aussicht genommen und es wurden für diesen Zweck vier von den befähigteren Lehrern an den Wiener Volksschulen ausgesendet, um die Einrichtungen in Deutschland und in der Schweiz kennen zu lernen. Am 3. September ertheilte das Ministerium dem Gremium der Wiener Handelsleute die Erlaubnis, auf dessen Kosten eine eigene Handelsschule zu errichten.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 4. September wurde Exner definitiv zum Ministerialrathe ernannt; auf die Rückkehr nach Prag und an seine geliebte Lehrkanzel mußte er jetzt verzichten, er war der obersten Unterrichts-Behörde bleibend einverleibt. Das Werk der Reform wurde schrittweise fortgesetzt. Von den österreichischen Gymnasien war eine große Zahl in geistlichen Händen. Die Klostervorstände und Stiftsoberen ernannten und versetzten die Lehrer nach eigenem Ermessen, das heißt nach dem jeweiligen Bedürfnisse ihrer geistlichen Communität. Das sollte nun aufhören, die Berufung zum Lehramte, die Versetzung und Beförderung der Lehrer, ihre Entfernung dem Ministerium vorbehalten bleiben (20. September). Eine tief einschneidende Maßregel war die Aufhebung der Convicte, die sich gleichfalls in geistlichen Händen befanden; die bisherigen Stiftsplätze sollten in Hand-Stipendien umgewandelt und diese den Eltern oder Vormündern der Jünglinge übergeben werden. Dieses Loß traf das Stadt-Convict, das Löwenburg'sche Convict und die Stiftung Managetta in Wien, das ständische Convict in Prag, das Theresianum in Innsbruck, die Convicte in Grätz und Lemberg. Nur mit der großartigen Stiftung der Kaiserin Maria Theresia, dem Wiener Theresianum, gieng es nicht so rasch, weil Exner damit etwas besonderes im Sinne hatte: er wollte das Theresianum der Leitung der Piaristen entnehmen, die tüchtigsten Lehrer und Pädagogen aus der Monarchie einberufen und auf diesem Wege eine Musteranstalt für Erziehung und Unterricht schaffen.

Feuchtersleben war Mediciner, Mitglied der Wiener medicinischen Facultät, deren Verhältnisse und Zustände er genau kannte und deren Neugestaltung ihm daher zunächst am Herzen lag. Das erste war, daß die k. k. Josephs-Academie aufgehoben werden sollte, worüber allerdings zuerst mit dem Kriegs-Ministerium verhandelt werden mußte; es sollte nach

Feuchtersleben's Meinung kein besonderes Studium für Militär-Ärzte geben, sie sollten ihre Ausbildung gleich allen anderen an der Universität sich erwerben. Wichtiger waren zwei andere Angelegenheiten, von denen die eine die medicinisch-chirurgischen Studien überhaupt, die zweite die medicinische Facultät der Wiener Universität insbesondere betraf.

In ersterer Hinsicht sollte das chirurgische Studium aufhören, die medicinisch-chirurgischen Curse an den Universitäten, dann die selbständigen chirurgischen Lehranstalten in Salzburg und Laibach sollten aufgehoben werden. Es sollte hinfür keine Civil- und Land-Wundärzte, keine „Bader“, sondern nur wissenschaftlich gebildete „Medicin“-Doctoren mehr geben. Die vorhandenen Chirurgen, denen man ihre Befugniß nicht nehmen konnte, wollte man aussterben lassen; doch sollte ihnen freigestellt werden, sich das medicinische Doctorat durch Ablegung der Rigorosen nachträglich zu erwerben.

Was die Wiener medicinische Facultät betraf, so sollte sie den Ruf, den sie in den letzten Jahren durch Männer wie Skoda und Rokitsanský in den von diesen beiden Koryphäen vertretenen Fächern gewonnen hatte, auch in den anderen Zweigen sich verschaffen. Es sollten darum solche Lehrkräfte, von denen nicht zu erwarten war, daß sie den Fortschritten der Wissenschaft genügen könnten, vom Lehramte entfernt und an ihre Stelle neue tüchtige Männer gewonnen werden. Es befanden sich nämlich in der Facultät einige ältere Herren, die zwar ihren durch die Studienordnung vorgezeichneten Verpflichtungen als gehorsame und friedliebende Staatsbürger gewissenhaft nachkamen; aber als lumina mundi, als Leuchten der Wissenschaft zu glänzen, dazu hatten sie das Zeug nicht. So erhielten denn zu Ende September oder in den ersten Octobertagen*) fünf Mitglieder des Wiener medicinisch-chirurgischen Studiums ihren unerwarteten Abschied: Adolf Fleischl für Chemie, Joseph Julius Cermak für Physiologie, Stanislaus Tóltényi für allgemeine Pathologie, Caspar Fischer für Naturgeschichte, Joseph Edler von Wattmann für praktische Chirurgie. Fleischl war der älteste von ihnen, 61 Jahre, nach ihm kam Wattmann, geboren 1789, der jüngste war Cermak mit 49 Jahren, also alle noch in einem Alter, wo sie in der gewohnten Weise weitergehen und manche Jahre wirken konnten.

Doch mit der „gewohnten Weise“ sollte es eben ein Ende haben, neue Bahnen sollten gebrochen werden. Da kam der 6. October, die Revolution war da, und Feuchtersleben hatte bloß das Gehässige der Maßregel auf seine Schultern geladen, ohne das Wohlthätige derselben, die Berufung bewährter Lehrkräfte und damit die Eröffnung einer neuen Ära der natur-

*) U. u. Vortrag vom 18., Allerhöchste Entschliebung vom 28. September.

wissenschaftlichen Studien, einleiten zu können. So knüpfte sich an seinen Namen ein doppelter Haß: der der Chirurgen, denen er das Leben sauer machen wollte, und der der abgedankten Professoren, die über das Unrecht, das er ihnen wider Recht und Sitte angethan, Himmel und Erde anriefen. Feuchtersleben bekam jetzt Angst, er erbat gleich am 7. von Doblhoff einen Urlaub und verschwand aus Wien. Der Finanz-Minister Kraus, der nach der Zersprengung des Ministeriums Wessenberg-Doblhoff alles in allem war, beauftragte Exner, die Geschäfte des Unterrichts-Ministeriums zu leiten, die wichtigeren Geschäftsstücke ihm, Kraus, zur Unterschrift vorzulegen. Exner hielt muthig aus; er ließ sich im Ministerial-Gebäude eine provisorische Wohnung herrichten und arbeitete mitten in den Wirren und Gräueln der Revolution Tag und Nacht in seinem Amte. Feuchtersleben war unsichtbar geworden, man wußte nicht, wo er sich aufhielt. Als er auf sein Urlaubsgesuch keine Antwort erhielt, sandte er am 20. ein Majestäts-Gesuch um Enthebung von seinem Posten ein. Er hatte es damit so eilig, daß er schon zwei Tage später, 22. October, aus Aussen eine neue Eingabe an das Unterrichts-Ministerium sandte, worin er um schleunigste Erledigung seines Entlassungsgesuches bat. Er war ein Mann von weichem Gemüth, nicht kräftig und kampfesmuthig genug, um den Stürmen, die er gegen sich und sein Wirken heranziehen sah, die Stirn zu bieten. Seinem Wesen widerstrebte alle Roheit, deren Ausbruch in jener sturm-bewegten Zeit jeden Augenblick zu gewärtigen war. „Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht“, heißt es in einer seiner Aufzeichnungen*). Später in seiner selbstgewählten Abgeschiedenheit veröffentlichte er eine „Erklärung an Freunde und Theilnehmende“ (Beil. zum Abendbl. der „Wiener Zeitung“ vom 7. December), eine Art Rechtfertigung seines begonnenen, aber nicht zu Ende geführten ministeriellen Wirkens. Die ersten Schritte reformatorischer Thätigkeit, betonte er, hätten begreiflicher Weise verneinender Natur sein müssen, dann erst konnte an das Aufbauen gedacht werden, und die Zeit dazu sei nahe gewesen, als die unglücklichen October-Ereignisse herein-gebrochen seien und eine plötzliche Stodung herbeigeführt hätten.

*) Frankfurter, S. 7.



Dr. Johannes Emmanuel Veith.

Eine biographisch-literarische Studie von Adolf Innerkofler, C. Sc. R.

Johann Emmanuel Veith wurde zu Kuttenplan im nordwestlichen Böhmen geboren (10. Juli 1787), als Sohn des jüdischen Großtrafikanten Baruch Veith. Von seiner Jugend schrieb er selber an Sebastian Brunner: „Ich weiß nur, daß früh schon, ohne mein Hinzuthun, eine entschiedene Wendung zum positiven Glauben in mir vorgegangen.“ Der Knabe soll in der Bibel seines Vaters manche Blätter verklebt gefunden haben; er suchte in anderen Exemplaren nach und traf die entsprechenden Stellen der messianischen Prophetien. Das Rituale der Juden weckte in seinem lebendigen Geiste geradezu die Spottlust. Der Talmud stieß ihn ab, und zwar umso mehr, je mehr er zu Lectionen gezwungen ward, damit er einmal ein großer Talmudrabbi werde. Selbst die Aufklärerei Mendelssohn's blieb ihm nicht unbekannt und widerte ihn an. So war schon in der Brust des neunjährigen Knaben ein innerer Kampf entstanden, von dem Veith später schrieb, er habe 21 Jahre gewährt und erst mit der Taufe (1816) geendet. Darum dichtete er von seiner Jugend:

Verkehrt und unbeholfen, in Dumpfheit aufgezogen,
Im alten Sion fremd, im neuen nicht zu Hause,
Ward um die besten Tage der Jugend ich betrogen.

Eines nur wirkte bildend auf ihn, die Lectüre der deutschen Classiker, namentlich Goethe's, die er in des Vaters Bücherei traf. Dreizehnjährig trat er in Prag bereits in den 5. Cours des Altstädter Gymnasiums; die vier niederen hatte er schon zu Hause als Privatist absolviert; dann besuchte er an der Prager Universität die Philosophie (1803—1806) und studierte ein Jahr Medicin. Hier schon zeigte sich seine selten reiche Begabung: er lernte französisch, widmete sich „mit wahrer Wuth“ dem Botanisiren, trieb Musik, Malerei und, was sich später als das Nützlichste erwies, er studierte die Litteratur und Litteraturgeschichte, und bereits vom 17jährigen erschienen reizende, Gellert nachahmende Gedichte in Weinert's „Sibylla“ (1804).

Obſchon nicht in günſtigen Verhältniſſen, verließ er Prag; die Lehrkräfte der medicinischen Facultät waren ihm nicht genügend, er gieng nach Wien (1808). Erſt hatte er mit Noth zu kämpfen, doch dieß ſtählte ſeine Arbeitskraft und Geſchicklichkeit, und ſeine Kenntniß des Franzöſiſchen bewirkte, daß ihn Profeſſor Kern in der Franzosenzeit ſchon 1809 an einem Militärſpitale verwendete. Bald errang er ſich ſogar einen Ruf, und zwar zunächſt als Dichter und Erzähler: er verfaßte die Feſtcantate zur Feier des Klinikers Hildebrand, ſchrieb das Lektbuch zur beliebten Oper von Gyrowetz „Der Augenarzt“, hatte ſogar das Feſtſpiel zur Feier der Wiederkehr des Kaiſers Franz für das Theater an der Wien zu dichten, und der Almanach „Aglaja“, Caſtelli's „Selam“ und „Der Sammler“ brachten Satiren, Novellen, Lieder, Epigramme von ihm; eines ſeiner Lieder, das Keller vertonte, iſt jezt noch Volkslied, es iſt das „Lied von der Feldflasche“. Er war auch einer vom luſtigen Litteratenclub, der allwöchentlich in einem Locale der Eſſiggasse zuſammentam und in dem auch Brentano verkehrte. Doch den größten Ruf errang ihm ſein mediciniſches Genie. Bereits 1809 hatte er neben dem medicinischen auch den thierärztlichen Curſus beſucht und dort ſehr gute Examina gemacht. Er wurde Penſionär am Thierarznei-Inſtitut und hier, obſchon erſt 25 Jahre alt und noch nicht Doctor der Medicin, arbeitete er zwei medicinische Bücher aus, die ſogleich den Candidaten der Pharmacie als Lehrbücher vorgeschrieben wurden. Sie erſchienen 1812 bei Weiſtinger in Wien: „Abriß der Kräuterkunde für Ökonomen und Thierärzte“ und „Systematiſche Beſchreibung der vorzüglichſten in Öſterreich wildwachſenden oder in Gärten gemeinen Arzneigewächſe“; letzteres gab er auch lateiniſch heraus als „Dissertatio inauguralis medico-botanica“. Als er dann 1812 ſeine Rigoroſen machte, erregte er auf das lebhafteste die Aufmerkſamkeit des kaiſerl. Leibarztes Baron Stifft, des Prüfungspräſidenten, der ihm zeitlebens gewogen blieb und ihm auch zu ſeiner Carrière verhalf. Den 27. November 1812 promoviert, wurde er 1813 bereits Correpetitor am Thierarznei-Inſtitute, 1815, nach dem Tode des Prof. Bieß, proviſoriſcher Director und erſter Profeſſor an demſelben und 31. Juli 1819 „in Anſehung der von ihm bewieſenen Geſchicklichkeit und Sachkenntniß, ſowie ſeines guten moraliſchen Charakters“ wirklicher Director. Noch Correpetitor, veröffentlichte er 1814 ein neues, ſehr gediegenes Werk: „Grundriß der allgemeinen Pathologie und Therapie für angehende Thierärzte“, und für Director Bieß arbeitete er die Collegienhefte über Seuchenlehre und Veterinärpolizei aus, die er ſpäter ſammelte. Daraus entſtand ein Werk, das durch 15 Jahre Schulbuch blieb, heute noch in hoher Schätzung ſteht und als ein Muſter genauer, tiefer und doch ſchöner Darſtellung gilt, das 1817

erschienene „Handbuch der Veterinärkunde in besonderer Beziehung auf die Seuchen der nutzbarsten Haus-Säugethiere. Für Physiker, Kreischirurgen, Thierärzte und Ökonomen.“ (Letzte Auflage 1832.) Als oberster Leiter des ersten Veterinärinstitutes hatte er viele und oft weite Reisen zu machen; seine Vorlesungen waren so stark besucht, daß man sie in einen der größten Hörsäle der Universität verlegen mußte; auch dehnte sich sein ärztlicher Ruf rasch und weit aus: trotzdem fand er noch Zeit, auch die schönen Künste zu üben. Er musicierte und hatte selbst den Generalbass studiert; er malte gelungene Porträts; besonders aber war er ein gesuchter Dichter von Festcantaten (auf Metternich, Schwarzenberg, beide Naturforscher Jacquin zc.), und seine Lieder waren ihrer Anmuth, seine Erzählungen und Aufsätze des feinen Humors wegen sehr gerühmt. Er stand in glänzender Stellung, noch glänzendere standen ihm in Aussicht.

In diesem regen Wirken gieng sein tief angelegter Geist dennoch nicht auf. „Ich habe mich 21 Jahre mühsam durch das alte Testament in's neue arbeiten müssen“, gesteht er selber. Noch ein Jude, zog es ihn schon zur Messe und anderem Gottesdienst der Katholiken. Endlich am 4. Mai 1816 empfing er zu St. Karl in Wien die Taufe. Ein Jahr darauf finden wir den 30jährigen Director und ersten Professor des Veterinärinstitutes bereits an der theologischen Facultät immatriculiert. Durch vier Jahre gibt er nun das seltene Schauspiel: oberster Leiter seines ausgezeichneten Institutes, activer Professor der Universität, praktischer Arzt, Schriftsteller und zugleich Hörer einer Universitätsdisciplin zu sein und dabei in allem sich auszuzeichnen, denn auch seine theologischen Examina waren »eminent«. Was ihn zu diesen Schritten, was ihn zum Opfer seiner Stellung bewogen, hat er nie verrathen. Nur von einer Erscheinung wissen wir, die in dieser Lebensperiode bedeutsam und theilweise bestimmend eingriff: bei einem Todkranken traf er den nachmaligen Sedauer Bischof, Universitätsprofessor P. Roman Zängerle O. S. B., und dieser führte ihn zu P. Clemens Maria Hofbauer. Nun tritt auch Weith in den Hofbauer-Kreis: Schlegel, Werner, Schlosser, Klinkowström, Madlener, Rauscher u. s. w. Hier lernte er auch Günther kennen und lieben, den nachmaligen Philosophen, den Hofbauer zum Priesterthum gebracht haben soll. Hier auch mit den Brüdern Anton und Georg Passy bekannt geworden, gründete er mit ihnen auf Hofbauer's und Werner's Rath die Wochenschrift „Dlzw eige“, die, 1819 bis 1823 erscheinend, viel zur sittlichen Hebung des Volkes beitrug und jetzt noch in gutem Gedenden ist. Weith war viel und gern bei Hofbauer, er war auch der behandelnde Arzt in dessen Todeskrankheit. Hofbauer hat ihn zwar nicht zum Priesterthume beredet, aber gerade ihm haben wir Weith's Eigenart als Homilet zu danken,

denn nach Beith's eigenem Geständnisse war es Hofbauer's täglicher, nachdrucksvoller Spruch: „Das Evangelium muß ganz neu gepredigt werden“, der es ihm anthat; und unstreitig hat es der Eindruck, den Hofbauer auf ihn machte, bewirkt, daß Beith, wie er sagte, „den Rest seines Lebens sich mit dem beschäftigen und für das arbeiten wollte, was allein ewig und also allein wichtig ist“, daß er die Welt verließ. 1821 ließ er sich seiner Stellungen entheben, wurde am 26. August zum Priester geweiht, am 16. September als Redemptorist „eingekleidet“ und primicierte am 17. September. Ein Jahr später (1822) leistete er seine Profess.

Zunächst trat er als Schriftsteller wiederum in die Öffentlichkeit. 1823 erschien sein „Denkbüchlein vom Leiden Christi“. In Form von Betrachtungen für jeden Tag der Fasten, sind es ernste, gemüthstiefe Erwägungen über das Leiden des Herrn mit ergreifenden Aufforderungen zur Entsagung und Selbstaufopferung; wohl der Abglanz der Seelenerfahrungen Beith's in den ersten Jahren seines Ordenslebens. Und 1823 gab er mit Werner auch die „Balsaminen“ heraus, in deren Erzählungen und Aufsätzen er ein ganz neues Gebiet religiöser Schreibart zu pflegen begann, eine Art „religiöser Humoristik“, wie Werner's Biograph sie nennt.

Auch als Mediciner war er wieder thätig. Eine gelungene Cur an seinem Bruder Elias wies ihn auf Salomon Hahnemann, und von daher datiert es, daß er auch in der Homöopathie zu den Bedeutendsten zählt. Er trat in persönlichen Verkehr mit Hahnemann, ward Mitglied der homöopathischen Vereine von Palermo und Baden, doch baute er sich auch hierin sein eigenes System. Niemand dürfe ausschließlich Allo-, Hydro- oder Homöopath sein. Jede Methode habe ihr Wirkungsfeld je nach Art der Krankheit und des Naturells des Kranken. Die Homöopathie sei epochemachend für die Wissenschaft der Medicin, weil sie gegen die einseitige Pflege der Diagnostik und Pathologie energisch die wichtigere Therapie betone und die Apotheke mit vielen, leichten, einfachen Mitteln bereichere. Aber einseitig wäre es auch von ihr, slavische Dosisregeln und „Schüttelgeister“ einzuführen, es müsse doch auch die Dosis nach Krankheit und Krankem sich richten. Er stellte sich sogar eine derartige Apotheke zusammen mit Hilfe der Laienbrüder seines Collegs, und zu erprobter Praxis und zu seinen Ansichten kam er durch die reiche Gelegenheit, die ihm zu Hause und namentlich auf Missionen geboten wurde.

Doch seine Haupt-, ja Lebensthätigkeit ist von nun ab das Predigtamt. Mit P. Madlener und Anderen gieng er nach Obersteier, wo die ersten und größten Redemptoristen-Missionen gehalten wurden, später dann — um die Boosianer zu bekehren — nach Oberösterreich. In Wien predigte er zumeist in Maria-Stiegen. Und da war es, wo er 1826 seinen Ruf eines

großen Homileten gewann. Hier zeigte es sich zum erstenmale, wie er nicht bloß die Frauen, sondern noch mehr die Männer anzog und die Kirche bis auf's letzte Plätzchen füllte. Athemlos lauschte alles dem kleinen, hässlichen Manne dort auf der Kanzel. Gleich seine ersten Worte fesselten. Er begann zumeist mit einem passenden Bilde, Gleichnisse oder „Geschichtchen“, das bereits den ganzen Inhalt der Predigt symbolisierte. Gegenstand und Theile der Predigt waren sodann gewöhnlich in irgend ein Bild gekleidet. So hatte er sich (1826) „Die Leidenswerkzeuge“ gewählt; und da sagte er z. B. über die Dornenkrone: „Eine dreifache Dornenkrone trägt der Mensch auf seinem Haupte, von der ihn der dornengekrönte Heiland entledigen möchte: eine aus Disteln und Aletten, das sind die Gedanken unnützer Neugierde; eine aus Brennesseln, das sind Gedanken und Begierden der Unreinheit, und eine aus verwirrten Schlehdornen, das sind die unnützen Gedanken und Bekümmernisse um zeitliche Güter.“ Die entsprechenden Lebenssituationen sind auf das passendste, greifbarste geschildert. Stellen aus der heiligen Schrift werden nicht zu bloßer, trockener Beweisführung angezogen, sondern stets organisch in die Predigt verwoben, meist zu ergreifenden Schilderungen. Was er theoretisch auseinandergelegt, muß ein überraschendes, seltenes Beispiel aus der Geschichte, eine Anekdote, eine Lebensbeobachtung auf das lebendigste zusammenfassen, verbildlichen, ergänzen und dem Hörer einprägen; und da sind besonders meisterhaft seine unerwarteten, selbst das Kleinste erklärenden Ausdeutungen solcher Beispiele, wodurch sie eigentlich zu einer Art Allegorie erhoben werden; auch sind sie mit feinsten Berechnung auf das Gemüth des Zuhörers eingefügt: entweder am Anfang, ihn zu fesseln, oder mitten, meist nach aufrüttelnden, erschütternden Stellen, um das Gemüth des Zuhörers durch ruhige Erzählung wieder aufathmen zu lassen und zu neuen Eindrücken zu befähigen, oder gegen Ende, die anzurathenden Hilfsmittel darzulegen; dann schließt denn fast jede Predigt mit ergreifenden Gebetsworten, und in den ersten Jahren folgten auch noch ein paar Verse. Jeder Gegenstand erhält seine eigene, passende Färbung: bald ist es feiner, oft sarkastischer Humor, bald erschütternder Ernst, dann wieder weiche, mit-leidsvolle Wehmuth, die er seinen Kunstwerken einzuhauchen weiß.

So hatte er das Publikum sozusagen in der Hand. Alte Priester erzählten, daß sie selbst Zeuge gewesen, wie er z. B. einmal durch die einfache Schilderung plötzlicher Enttäuschung eines Geizhalses die ganze Zuhörerschaft zum Auflachen gebracht und gleich darauf fast Allen die Thränen ins Auge gelockt. Und doch war in seinem Vortrage nur die klare, geistreiche Betonung fesselnd; zu Gesten hatte er absolut keine Anlage, auch erschwang er sich nie bis zum Pathos. Was bei ihm fesselte, war

nur der Geist. Er bereitete sich aber auch mit allem Fleiße vor, denn da ihm die Mittel versagt seien, müsse er sich nur „aufs Zeug verlegen“. Augenzeugen erzählten, wie sie ihn in der Bibliothek trafen, auf dem Boden liegend, rings mit aufgeschlagenen Folianten umgeben. Aus den heiligen Vätern, aus Segneri, Engelgrave, Strade, Stanhurst u. s. w., sowie auch stets aus den besten der neuesten Schriftsteller holte er sich den Stoff; keine Weltgeschichte, kein Specilegium, keine Anekdotensammlung blieb undurchsucht, sein ausgezeichnetes Gedächtnis unterstützte ihn, seine hohe Bildung bewahrte ihn vor Tändelei: es galt ihm das Höchste, das Zeitgemäße zu treffen, aber auch mit einem fesselnden Gewande zu umkleiden, den abstracten Stoff, wie er sagte, „episch zu gestalten“. Aber von allem das Kunstvollste ist die Zusammenstellung seiner Cyklen. Er durchdachte sich seine Stoffe so lange, bis er ein einheitliches Ganzes gewann und doch wieder jede Predigt für sich ein Ganzes blieb. Ja in der Eingangspredigt zu den „Leidenswerkzeugen“ werden eigentlich die Grundrisse zu drei Cyklen über denselben Stoff auseinandergelegt. Ausgeführt aber ist: die Leidenswerkzeuge sind eine Bilderschrift, die Gottes Mühen für —, und der Menschen Sträuben gegen die Rettung unserer Seelen darstellt; die dreißig Silberlinge bezeichnen den Preis der Seele, die Laterne: die wahre Weisheit, die Banden: die Pflichten, der Hahn: das Gewissen, die Augenhülle: die Religion, das weiße Gewand: die Schuldgebung, und die Geißeln: die bessernden Strafgerichte; aber wir stellen dem so viele Hemmnisse entgegen: die Dornenkrone der Geisteszerstreutheit, das Schilfrohr unserer Willensschwäche, das Waschbecken unserer Gewissensheuchelei, das Kreuz unserer Widerspenstigkeit, den Gallenfelch innerer Verbitterung, die Würfel spielenden Leichtsinns, den Schwamm innerer „Versonderung“, der Gottlosigkeit, — helfen können da nur noch die sieben Schwerter der Schmerzenskönigin, sonst droht der Untergang, und den verjünnbilden: Lanze, Grab und Siegel. Wahrscheinlich war es der Erfolg und das Drängen seiner Zuhörer, was ihn bewog, seinen ersten Cyklus 1826 auch in Druck zu geben; und von nun an blieb es ihm stehende Gewohnheit, den Cyklus zuerst sich auszudenken, kurz zu skizzieren, dann zu halten und den gehaltenen nun „auch fürs Auge zuzubereiten“ und nach sorgfältiger Durchfeilung in Druck zu geben. Freilich soll die Feile auch bei ihm viel vom Glanze des gesprochenen Wortes weggefegt haben. Auch dürfte es von dieser Redaction herkommen, wenn ihm mancher vorwerfen zu müssen glaubt, seine Predigten seien zu wenig praktisch. Denn er scheint hier die praktischen, ins Einzelne gehenden Anwendungen weggelassen zu haben, vermuthlich, weil eine gedruckte Predigt universell sein müsse, praktische Anwendungen aber nach Ort und Zeit sich änderten und daher nur bei der gehaltenen ihren

ganz passenden Platz hätten. — Das war seine Art zu arbeiten, das sein Stil. So wurde Beith nicht so sehr populär als interessant, fesselnd, anregend. Nur in der Stoffwahl hat er sich später geändert, und der geänderte Stoff, Speculation und das Alter machten seine letzten Werke etwas abstracter und etwas schwerer verständlich.

Der sich mehrende Besuch der Kirche „Maria am Gestade“ (Maria Stiegen) überhäufte die Patres mit Seelsorgsarbeit. Dazu kamen Missionen in der Steiermark, Seelsorgsaushilfe von Frohnleiten aus. 1827 hatte er wieder die Fastenpredigten. Er behandelte eigentlich den gleichen Grundgedanken wie im Vorjahre, nur nahm er jetzt zur Einkleidung die „Worte der Feinde Christi“ (gedruckt 1827). Jeden Spruch eines Feindes Jesu deutet er als Wort der Lüge, womit Satan uns lockt, findet in ihm aber auch wieder eine Weisung auf das Wort der Wahrheit, womit das ewige Wort uns retten möchte. 1828 besprach er den Opfertod Jesu an sich, als friedensbringend der ganzen Welt; er beleuchtete die Idee des Opfers nach allen Beziehungen. So entstand das Büchlein „Das Friedensopfer“, gedruckt 1828. 1829 griff er einzelne Gestalten der Passionsgeschichte heraus: Petrus, Kaiphas, Pilatus u. . . sie wurden ihm zu Bildern bestimmter Classen und Verhältnisse: „Lebensbilder aus der Passionsgeschichte“, 1829 gedruckt. Dabei gab er 1828 mit Silbert auch das homiletische Werk „Der Vort von Jericho“ heraus, veröffentlichte ein im Geiste und Stile des Thomas a Kempis gehaltenes Gebetbuch: „Jesus meine Liebe“, und zu alledem kamen noch viele Hunderte, die den berühmten Beith auch in leiblichen Nöthen zu ärztlicher Hilfe riefen. Er stand auf einem Felde reichster Thätigkeit.

Trotzdem trat er 1830 aus der Congregation aus. Sein Eintritt war überhaupt mehr ein Schritt der Begeisterung als des wahren Berufes. Nach einer beglaubigten Nachricht hat ihm schon P. Hofbauer gesagt: „Du wirst eintreten, aber wieder austreten.“ Die eigenthümliche Geistesanlage Beith's war mit dem klösterlichen Communeleben schwer vereinbar, wie die scharfe und kluge Menschenkenntnis P. Hofbauer's voraussah. Alle anderen Erklärungsversuche sind überflüssig. Edel, wie er war, hat übrigens Beith auch nach dem Austritte nur Liebe und Achtung zur Congregation gehegt und ihr solche Wohlthaten erwiesen, daß er von P. General Mauron sogar zum Oblaten der Congregation aufgenommen wurde.

Die damals (1828—30) von Dr. Babst in einer „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums“ und in „Der Mensch und seine Geschichte“ dargelegte Creations- und Incarnationstheorie griff Beith auf und legte diese Ideen, als er 1830 wiederum die Fastenpredigten hatte, denselben zu Grunde. So entstand sein Cyklus über „Das Vaterunser

und Ave“. Das Gebet ist ihm ein Symbol des Creationismus; in ihm bekennt das Geschaffene sein Abhängigsein vom Ungeschaffenen, und darin liegt ja die erste, die Wurzelwahrheit einer richtigen Weltanschauung, daher umfaßt auch das Vaterunser, das Mustergebet, „alle Gefilde der Glaubenslehre und der sittlichen Wahrheit“. Gewiß ein großartiger Stoff, und ihn homiletisch populär zu machen, ein gewaltiges Unternehmen. Er lehrte in ihm nicht gerade die neuen Ideen, aber er behandelte ihn von deren Standpunkte aus. Ihn mochte die vertiefende Art anziehen, wodurch die neuere Richtung in die Dogmen einzudringen suchte. Anderen, namentlich seinen Klosteroberen, erschien die Richtung etwas verdächtig, weil rationalistisch. Das mag auch der Grund gewesen sein, weshalb er den Cyklus: „Das Vaterunser“ erst nach seinem Austritte, als Cooperator der Pfarrkirche „Zu den neun Chören der Engel“ („am Hof“) herausgeben konnte. Seine neuere, speculative Richtung zeigte sogar auch das Gebetbuch, das er damals drucken ließ und „Erkenntnis und Liebe“ betitelte.

In der Pfarre „am Hof“ hielt er 1831 auch jenen Cyklus, den Viele für seinen besten und vollendetsten halten: „Die heiligen Berge“ (gedruckt 1831). Deutsche Lesebücher bringen gerade aus ihm Muster der Beith'schen Prosa. „Es war eine ebenso originelle, wie hochpoetische Idee, die Höhenpunkte der Entwicklung des alten und neuen Bundes an die Bergeshöhen zu knüpfen, welche der Schauplatz dieser Thatfachen waren, und so die Verkettung der Hauptfachen der Offenbarungsgeschichte durch das Bild jener zu einer Kette verbundenen Berggipfel zu veranschaulichen.“ (Löwe-Beith S. 122.)

Damals zeigte sich aber auch der geniale Arzt. Im Herbst 1831 erschien die Cholera. Übergroße Angst und Verwirrung ergriff das Volk. Erst nützte Beith seinen Einfluß als Priester: er hielt zu St. Stefan eine massenhaft besuchte und sogleich im Druck verbreitete Predigt: „Die Cholera im Lichte der Vorsehung“; darin warnte er auch vor zu großer Angst und besonders vor gewissen Elementen, welche, die Aufregung nützend, Mißtrauen und Unordnung säen möchten. Dann griff er selber ein. 125 Cholerafranke nahm er in Behandlung, 122 rettete er — durch seine Homöopathie. Sein Ruf wuchs derart, daß er sogar von der bayerischen Regierung um Rath befragt und veranlaßt wurde, seine Abhandlung: „Die Heilung und Prophylaxis der asiatischen Cholera“ (Hamm, Schmalz'sche Buchhandlung, 1832) zu schreiben.

Gerade seine Predigt über die Cholera mag es veranlaßt haben, daß er einen Monat später bereits Domprediger von St. Stefan war. Beith hatte abwechselnd mit dem andern Domprediger im einen Jahre die Sonntags-, im andern die Festtagspredigten zu halten. Er suchte jede Perikope in einer originellen, überall neue Gesichtspunkte eröffnenden Weise, mit erschöpfender

Benützung der einschlägigen Quellen zu behandeln. Im Jahre 1835 wurde Kaiser Franz begraben, und Beith hatte die Aufgabe, bei den drei Todtenfeiern die Predigten zu halten. Sie wurden im gleichen Jahre gedruckt als „Austrias Trauer“; Beith verstand es darin meisterhaft, den obligaten Panegyrikus mit wahrer Erbauung zu durchdringen und zu adeln. Er übernahm auch fünfmal die Fastenpredigten; dadurch entstanden die Bücher: „Die Parabel vom verlorenen Sohne“ (gedr. 1837); „Die Samaritin“ (gedr. 1838); „Die Erweckung des Lazarus“ (gedr. 1842); »Mater dolorosa« (gedr. 1844); „Die Heilung des Blindgeborenen“ (gedr. 1845). Auch hier faßte er jedes Thema in welthistorischer Bedeutung. In der Parabel vom verlorenen Sohne z. B. erklärt er den jüngeren als das Heidenthum, den älteren als das Judenthum. Zum Cyklus „Die Heilung des Blindgeborenen“ machte er eingehende Studien über das Wesen des Lichtes; „es ist wohl überall Bewußtseinstrebung und wirkliches Bewußtsein damit gemeint“; zum Grundgedanken wählte er sich daher: Christus hat der Welt nicht bloß das Licht gebracht, sondern auch die Fähigkeit, das Licht zu sehen. Und in den 12 Vorträgen über die Mater dolorosa besprach er nicht allein die sieben Schmerzen Mariens, sondern die Mater dolorosa als Centrum der schmerzreichen Menschenwelt, als Mutter Jesu, des leidenden Hauptes der Menschheit; als Mutter der Menschen, als ancilla domini; als Vorbild der Frauen; als Wegweiserin, Weckerin, Trösterin; in Beziehung gestellt zu den hauptsächlichsten Verhältnissen des Menschenlebens; und er behandelte den Stoff speculativ, psychologisch, dogmatisch, doch so, daß das philosophische Gerüst ganz im Fleisch und Blut des Gemüthlebens verborgen blieb, d. h. er kleidete es in seine fesselnde „epische“ Form. — Freie Minuten nützte er dazu, einzelne Ideen auch in novellistischen Erzählungen festzubannen; und und als ihm einst ein gedrückter Familienvater seine Noth klagte, sammelte er diese Erzählungen in drei Bändchen und schenkte ihm das Manuscript, das hierauf 1834 als „Erzählungen und Humoresken“ gedruckt wurde. 1841 erschien eine ähnliche Sammlung, zwei Bändchen „Erzählungen und kleine Schriften“. Ritter von Führich hatte wunderbare Federzeichnungen von den Geheimnissen des Rosenkranzes gemacht; Beith wurde um einen erklärenden Text gebeten; derselbe erschien im Brachtwerke: »Rosa mystica« (1844).

Doch konnte Beith auf die Dauer nicht mehr den Ansturm der Arbeit bestehen; er erhielt auf seine Bitten die Enthebung von der Dompredigerstelle (1845), blieb aber in Wien, zufrieden mit der kargen Pension von 800 fl. Zweimal hatte er einen Ruf nach München an die Universität erhalten, beidemal wies er ihn ab (1835, 1838). 1846 ward ihm sogar ein Canonicat von Freiburg angeboten, auch das lehnte er ab. Nur die

Ernennung zum Ehrenherrs von Salzburg nahm er an, welche ihm sein Gönner und Verehrer, Cardinal Schwarzenberg, „für die Verdienste, die Beith um die katholische Litteratur sich erworben“, angeboten hatte (1847). Und die Facultät von Prag (1848) und später die Facultät von Wien (1851) ernannten ihn zum Doctor der Theologie, letztere zugleich mit ihm auch seinen Freund Günther.

Aber gerade in dieser Lebensperiode, in der Zeit der Ruhe, hat er eine Thätigkeit entfaltet, die wohl jetzt noch in Oesterreich fortwirkt. Selbstverständlich war er ein gesuchter und viel geladener Festprediger für Primizen, Patrozinien, Vereinsfeiern u. s. w. Die Predigten erschienen dann gewöhnlich in Einzelausgaben, z. B. „Der Liebe Gesetz und Maß“, dargestellt an den Statuten des Krankeninstitutes für Handlungscommis. Auch hatte er bereits 1846 für die Kirche „am Hof“ die Fastenpredigten übernommen. Er wollte fast ein Seitenstück zu seinem Cyklus „Das Friedensopfer“ zusammenstellen, jenes behandelte das Kreuzesopfer, hier nahm er sich zum Vorwurfe dessen Fortsetzung, das Messopfer. Man hört ihn das erstemal klagen, daß ihm die homiletische Arbeit nicht mehr recht „vom Flecke wolle“; trotzdem hatten die Predigten großen Erfolg und wurde das Buch »Eucharistia«, in dem sie den Sommer darauf erschienen, sehr viel und gerne gelesen.

Für 1847 wählte er sich als Fastenthema die Apostelgeschichte und schilderte die große Wirksamkeit der Apostel Petrus und Paulus, wie sich beide gegenseitig ergänzten und so die beiden Grundsäulen der katholischen Kirche wurden; in Druck gab er den Cyklus erst 1849 heraus als „Die Säulen der Kirche.“ Im Ubrigen verwendete er die größere Muße, seine „homiletischen Vorräthe aufzuarbeiten“. Er suchte sich früher gehaltene, noch nicht gedruckte Predigten zusammen und vertheilte sie auf die Sonn- und Festtage im Jahre; auf die meisten fielen zwei bis drei Predigten, welche den Gedanken des Tages nach verschiedenen Richtungen klarlegten. 1846 begann er mit der Herausgabe und 1855 brachte er den siebenten, den Schlußband der „Homiletischen Vorträge für Sonn- und Festtage“ in die Öffentlichkeit.

Die Gicht hatte ihn so kränklich gemacht und fast denkfähig, daß er für 1848 zwar Fastenpredigten annahm, aber eigens ein leichteres, nicht viel Studium erforderndes Thema suchen mußte. Er wählte den Psalm »Miserere«, gab aber vorläufig den Cyklus noch nicht in Druck. Doch war es gerade das Jahr 1848, in dem er seine wirksamste Thätigkeit begann. Es war die Revolution. Die Autorität, ja alle positiven Mächte schienen zu stürzen. Da war es Beith, der mit mehreren Priestern und Laien den Katholikenverein gründete und so das erstemal in Oesterreich die Katholiken gegen die Umstürzmächte organisierte. Er hielt in allen Bezirken der Stadt

eine Anzahl von Conferenzreden. Mit Dr. Bed gab er die Wochenschrift „Aufwärts“ heraus, deren Hauptartikel aus seiner Feder flossen; und als auch sie mit allen übrigen Organen des Revolutionsjahres behördlich verboten wurde, setzte er deren Tendenzen in dem 1849 gegründeten „Österreichischen Volksfreunde“ fort. Und um in der allgemeinen Verwirrung nicht auch die letzte Ordnung erhaltende und Ordnung schaffende Macht, die Religion, schwinden zu lassen und namentlich dem beginnenden Deutschkatholicismus entgegenzutreten, hielt er mehrere massenhaft besuchte, überaus wirkame Conferenzpredigten über die Grundwahrheiten des Catholicismus. Man drohte ihn von der Kanzel zu schießen, er hielt aber unerschrocken Stand. Durch all dies wurde er der Mittel- und Haltepunkt des damaligen Wiener Clerus, was dieser auch rückhaltlos anerkannte, indem in jenem Jahre der Wiener Clerus unter Sebastian Brunner's Führung ihm eigens einen silbernen Ehrenkelch überreichte.

Und als die Revolution vorbei war, nützte er noch seine ganze Autorität, klärend mitzusprechen, indem er die welterhaltende, weltgestaltende Macht der Religion nachwies. Gelegenheit bot die Fastenzeit des Jahres 1849. Das Christenthum allein gibt Freiheit, Ordnung, Bestand in der Welt. Diesen Satz beleuchtete Veith durch Scenen aus der Passion, in deren Schilderung er genial das Bild der Strömungen des letzten Jahres zu geben wußte. Hier findet sich auch die classische Vertheidigung der Berechtigung solcher Predigten. Ein Jude hatte im „Freimüthigen“ Veith beschimpft, und auch andere Blätter betonten den Satz: „Die Politik gehört nicht auf die Kanzel, die Geistlichen sollen beim Katechismus bleiben.“ Sebastian Brunner schrieb eine in vierzehn Tagen zweimal aufgelegte Antwort: „Bremsen für den Freimüthigen“ und im folgenden Jahre: „Kanzel und Politik für Dr. Veith's Freunde und Feinde“ (1850). Veith selbst sagte auf der Kanzel: „Ja, die Geistlichen sollen beim Katechismus bleiben; aber es gibt einen kleineren und einen größeren; der kleinere ist für die Kinder, der größere aber für die Erwachsenen und umfaßt alles, was bessernd oder verschlechternd ins Menschenleben eingreift, also auch den socialen Verkehr.“ Und unerschrocken verurtheilte er am 28. März die blutdürstige Frivolität der Revolution, in der Trauerrede, die er bei der Todtenfeier des 1848 gelynchten Ministers Latour hielt. Unter dem Titel: „Wert der Sühnung“ veröffentlichte er sie erst im „Volksfreund“ und gab sie dann als Anhang zu den sechs Fastenpredigten heraus, die er als „Politische Passionspredigten“ (1849) drucken ließ. Denselben Gedanken, den jene Fastenpredigten behandelten, besprach er noch einmal in den Fasten des Jahres 1850, doch nicht bloß vom vaterländischen, sondern vom allgemein menschlichen Standpunkte aus. Ausgehend von den Wörtchen: „Ich bin, ich

will, ich habe“, schilderte und richtete er bereits damals den drohenden Communismus. Wie einst Bären über die Knaben hergefallen seien, die den nach Jerusalem ziehenden Elisäus verspottet hatten, so sei der Communismus der Bär, der über die Priester- und Religionspötker plötzlich hereinbrechen werde. Dieser auch jetzt noch actuelle Cyklus erschien 1850 als „Weltleben und Christenthum“ (1849 hatte er auch viele seiner Festpredigten redigiert und unter dem Titel „Festpredigten“ veröffentlicht).

So entwickelte der fast taub und halb blind gewordene Homilet eine großartige sociale Thätigkeit. Inzwischen bestürmte ihn sein Gönner Cardinal Schwarzenberg, zu ihm nach Prag zu ziehen. Er wohnte im erzbischöflichen Palais, und sein Hauptwirken war auch jetzt, hohe Feste durch sein Homilien zu erheben, Conferenzen zu halten, auch wurde er um Exercitien gebeten, und zweimal übernahm er Fastenpredigten. Aus seinem ersten Cyklus 1851 entstand sein Buch »Caritas«. In sinnigen, passenden Beispielen und an die Fastenevangelien anschließenden Betrachtungen schildert er die heilige Liebe des Menschenherzens, von welcher Gottes Liebe zu uns erwidert und nachgeahmt wird und die sich gegen Gott und Kirche als kirchliche, gegen die Menschheit als gesellige, in sich als selbstlose, wahrheitsuchende, im Lebenskampfe als siegreiche, kreuztragende zeigt. — 1852 erklärte er wiederum den Psalm »Miserere« wie 1848 in der Kirche „am Hof“ zu Wien, und diesmal gab er den Cyklus heraus unter dem Titel: »Misericordia«. Zweimal durchdacht, zweimal gehalten und endlich zum Druck redigiert, gehören diese Vorträge wohl auch zu den besten des genialen Mannes. Der Psalm mit seinen an sich lose an einander gereihten Gebetsrufen wird ihm ein prophetisches Ganze, in welchem der Prophet vorwärts und rückwärts blickend nicht bloß die Rechtfertigung des einzelnen Menschen, sondern noch mehr des ganzen Menschengeschlechtes beschreibt.

Als Exercitienmeister nahm er seine Stoffe meist aus den Psalmen, besonders aus »Beati immaculati in via« (118 Ps.). Gerade die Exercitien nun führten ihn oft nach Wien. So kam es, daß er 1854 bereits wieder einen Fastencyklus in Wien, in der Pfarre auf der Landstraße, halten mußte. Zum Thema wählte er die Worte Jesu: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Mit ihnen betitelte er auch im Sommer darauf die ganze Buchausgabe der Vorträge. Weith besprach zuerst das höchste Ziel des Menschen, den Weg und die Schritte, die zu demselben führen; sodann den Weg der Verderbnis: Weg, Wahrheit und Leben, welche die Welt anpreist; und schildert dann als Gegensatz den Weg des Mittlers, die Wahrheit des Wirkens in ihm, und endlich das Leben in ihm im Diesseits und Jenseits. Sehr schwierig war dieser Stoff nicht bloß „durch seinen uner-

schöpflichen Inhalt, sondern vornehmlich durch das Ineinanderverflochtensein seiner drei Theile“. — 1855 hielt er die zwölf Fastenpredigten zu St. Peter in Wien. Hier nahm er das erstemal seinen Stoff aus der Fastenliturgie, was er später noch zweimal that. Er besprach die zwölf Prophezien des Charfreitags, die er dann elf Jahre später in Druck gab unter dem Titel: „Prophezie und Glaube“. — Ganz wieder an Wien gefesselt wurde er durch ein plötzliches Unglück. Eine zufällige Erkältung raubte ihm nämlich das Gehör fast ganz. Er brauchte tägliche, langwierige, mühevollen Pflege, dazu war er in Prag doch zu unbekannt.

Aber nun kam noch ein Schlag: am 23. Jänner 1856 die Verurtheilung des Güntherianismus. Bei P. Hofbauer mit Günther bekannt, durch dessen Bücher 1828/1829 sein Freund und Verehrer geworden, trat Weith namentlich als Domprediger mit ihm in den innigsten Verkehr. Im Hause des Dr. Glücker und in der armen Wohnung des Priesterphilosophen versammelte sich oft ein erlesener Kreis hochgebildeter, hochstrebender Männer: Dr. Stod, Greif, Prof. Ralmus, Dr. Papst, Weith u. s. w. Hier bildete sich Weith seine philosophische Weltanschauung. Leider hatten beide mit der Theologie der Vorzeit, insbesondere mit dem hl. Thomas sich nicht genug vertraut gemacht. Manche Idee ist gewiß auch Weith's Gehirn entsprungen, und viele Artikel der *Lydia* sollen so entstanden sein, daß man den Weith'schen und Günther'schen Antheil so wenig auseinander scheiden könne wie den Antheil Goethe's oder Schiller's an den *Xenien*. Im allgemeinen aber verhielt sich Weith bloß anregend und popularisierend. — Als nun von Rom die Verurtheilung erfolgte, kam über Günther zuerst eine große Versuchung. Es galt nicht bloß Lieblingsgedanken aufzugeben, er verlor eigentlich sogar seinen Lebensunterhalt, da er nur besaß, was er sich erscrieb und nun ein neues Flußbett sich zu graben, schon zu alt war; sein Bedürfnis war es, besonders in philosophischen Dingen auf dem Laufenden zu bleiben, nun fehlten auch die Mittel, sich die neueren Bücher zu verschaffen; und zudem hatte er seine ganze Forschung ja nur angefangen, um den herrschenden Pantheismus zu brechen und den Hegelianern, Herbartianern, Schellingianern eine Brücke zurück zur Wahrheit zu bauen. Da war es nun Weith, der zuerst zum Freunde gieng und ihn zur Unterwerfung bewog. Weith setzte ihm auch eigenhändig das Unterwerfungsschreiben auf, und Pius IX. sagte, nachdem es ihm vorgelesen worden war, zum Generalprocurator der Franziskaner: „Ich kenne selbst hier in Rom keinen katholischeren Mann als Günther in Wien.“ — In demselben Jahre ersuchte der Pfarrer „am Hof“ Dr. Weith, die Fastenpredigten in seiner Kirche zu halten. Angesichts der erfolgten Verurtheilung glaubte Weith sich ganz zurückziehen zu müssen; aber Erzbischof Rauscher, zu dem der Pfarrer gieng, erklärte, daß Weith das Predigen doch nicht ver-

boten sei, daß er doch gewiß alles vermeiden werde, was Anstoß erregen könnte. Und wie schon früher in „Prophezie und Glaube“ gieng er auch diesmal einem Lieblingsgedanken nach, nämlich den Grundgedanken und die innere Gedankenentwicklung aus liturgischen Redactionen herauszuforschen: er wählte sich die sechs Evangelienperikopen der sechs Fastensonntage, verknüpfte deren Inhalt mit den Kalendernamen der entsprechenden Sonntage, d. h. mit dem ersten Worte der Introitusverse: *Invocabit, Reminiscere, Oculi, Laetare* 2c. und erhielt so einen etwas vagen, aber mehr für die praktischen Bedürfnisse des christlichen Lebens sich eignenden Stoff. Nie war die Kirche dichter gefüllt, und allgemein wurden diese Predigten zu seinen besten gezählt, sagt Löwe (S. 254). Im nächsten Jahre (1857) durchdachte er sich dann die sechs Perikopenreihen der sechs Fastenwochen, theilte sich denselben entsprechend jeden Vortrag auch in sechs Punkte und schilderte aus dem sechsfachen Gesichtspunkte der Perikopen Christus als Sohn des Menschen, Sohn Gottes, Prophet, König, Hoherpriester und Opfer. Beide sich entsprechenden, liturgisch-homiletischen Fastencyklen verband er zu einem Büchlein, dem er, auf die Zwölfzahl der im Frühjahr gehaltenen Vorträge anspielend, den Namen einer im Frühjahr blühenden Gartenprimulacee, „Dodekatheon“ gab (erschieden 1857). Hatte er 1856 das christliche Leben, 1857 die Person Christi besprochen, Büchlein und Quelle gleichsam alles Heils, so behandelt er 1858 in sechs Vorträgen nun deren Gegenteil: „Die Mächte des Unheils“, und wohl um auf den Hauptschutz gegen diese Mächte hinzuweisen, ließ er mit ihnen verbunden 1860 auch sechs seiner Predigten über die Muttergottes drucken und gab das Büchlein heraus als „Dodekatheon“ 2. Theil. So wurde Dodekatheon in seinen zwei Theilen wohl jenes Wort Beith's, das am meisten den bloß „praktischen“ Bedürfnissen der Christen Rechnung trägt. Doch trotz aller Verdienste des großen Homileten lag angesichts seiner Ideengemeinschaft mit Günther und der erfolgten Verurtheilung des Güntherianismus gewiß begründeter Verdacht nahe auch gegen die Werke Beith's. Zweimal unterbreitete man sie daher der Indexcongregation, 1858 und 1860. Beidemale wurde nichts Anstößiges in ihnen gefunden. Beith war es eben gewohnt, seine Stoffe zwar aus Güntherianischen Gesichtspunkten zu betrachten, aber er verflocht nur selten specifisch Güntherianische Ideen in dieselben. Er scherzte sogar selber, daß seine Freunde über ihn böse seien, weil er seine Predigten viel zu wenig speculativ „versalze und verpfeffere“.

Das mochte er nicht. Er gab seinen Cyklen ohnedies eine vielleicht nur allzu wissenschaftliche Grundlage. Für 1862 z. B. hatte er die Fastenvorträge in der Kapuzinerkirche übernommen. Er wählte sich dazu die Stufenpsalmen (119—133); da er aber nur zwölf Predigten hatte, ließ er von

den fünfzehn den 128.: »Saepe expugnauerunt me«, 131.: »Memento Domine David« und 133.: »Ecce nunc benedicite Dominum«, die ohnehin bekanntesten und klarsten, aus und ordnete sich die übrigen frei nach seinem, den Herrn als Befreier aus Sünde und Trübsal schildernden Gedankenfortschritte. Dazu nun hatte er schon vor zwei Jahren (1860) seine Studien begonnen, gieng auf den Urtext zurück und klagt selber in einem Briefe, er könne nicht vorwärts kommen: „der vielfältig variierenden Verständnisse oder Unverständnisse wegen, die aus den vielartigen Deutungen und (masorethischen) Punctionen erwachsen sind“ („Zwölf Stufenpsalmen“ gedr. 1862). Und als er 1863 abermals die Fastenpredigten in der Kapuzinerkirche übernommen hatte, wählte er sich nichts Geringeres zum Thema als die Einwürfe der Naturwissenschaften gegen den Glauben. Auf seinem Büchertische waren eben auch stets die neuesten Werke zu finden, namentlich auch die Werke von Protestanten und atheistischen Kirchenstürmern. Er blieb auf der Warte der Zeit. Nun sah er, wie sich gerade damals ein neues Antikreuzheer zusammenzog, das mit Anthropologie, Paläontologie, Geologie u. s. w. die Mauern der Kirche brechen wollte. Er wählte sich die ersten elf Capitel der Genesis und zeigte in meisterhafter, oft fein sarkastischer Polemik, wie im wahren Begriffe der Schöpfung, der Entstehung und Entwicklung der materiellen Welt, der Genesis-, Art- und Abstammungs-Einheit des Menschengeschlechtes, der Rassen- und Sprachen-Differenz kein wahrer Widerspruch zwischen Naturwissenschaft und Glauben vorkommen könne. 1865 erschien dieser Cyklus als „Die Anfänge der Menschenwelt“ im Druck.

Es war sein letzter Fastencyklus. Am 5. Juli 1863 traf ihn auf einem Ausfluge plötzlich eine Augenentzündung, die zu vollständiger Erblindung führte. Doch ganz blind, schon lange fast ganz taub, 76 Jahre alt, von Gicht und Schmerzen verkrümmt, ein steter Gefangener seines Zimmers, lebte der geistesgewaltige, willensstarke Greis auch jetzt noch ein Leben der erstaunlichsten Arbeit. Er erfand sich eine Zusammenstellung zweier Veneale, zwischen denen er mit Bleistift schreiben konnte. Edle Frauen nahmen sich des alleinstehenden Greises an: die Fräulein Tschida, besonders aber Antonie Hönig besorgten seine leibliche Pflege; Fräulein Luise Weintritt und namentlich Anna von Hoffinger waren seine schriftstellerischen Gehilfinnen; letztere lernte sogar eigens hebräisch. Sie lasen ihm vor. Sie entzifferten seine Notizen, schlugen ihm die Werke nach, schrieben seine Dictate und besorgten die Reinschrift der Manuscripte, Druck und Correctur.

So entstand die Ausgabe der Cyklen: „Die Anfänge der Menschenwelt“ und „Prophezie und Glaube“. Aus etwa hundert noch ungedruckten Predigten wählte er 37 aus, welche die Sonntagsperikopen vom Advent bis

Pfingsten behandelten, und dies ward der zweite Theil der „Homiletischen Ährenlese“ 1866, deren ersten er bereits 1841 veröffentlicht hatte. Unter seinen Papieren fanden sich auch viele Entwürfe von Betrachtungen über den 118. Psalm »Beati immaculati in via«; sie waren für Exercitien entstanden, und nun ordnete, vollendete, „corrigierte und castigierte“ er sie und gab sie 1866 in Druck: „Meditationen über den 118. Psalm“. — Doch begann er sogar auch Neues zu schreiben. Lange schon hatte er geplant, womöglich die ganze Poesie und Gefühlstiefe und stimmungsvolle Art der Psalmen auch ins Deutsche zu übertragen, d. h. nicht nur die Gedanken klar wiederzugeben, sondern auch die Lieder wirklich umzudichten, dem dichterischen Schwung und der rhythmischen Form des Originals entsprechend. Er schied fünfzig der Lieder, die nur alttestamentlichem Gedankenkreise entsprachen und von den Neueren zwar verstanden, aber nicht recht nachgefühlt werden können, aus, von den anderen aber entstand eine meisterhafte Umdichtung, das Erbauungsbuch „Hundert Psalmen“, gedruckt 1868. Eine Dame ließ ihn bitten, doch sein „Denkbüchlein vom Leiden Christi“, das er 1823 geschrieben, neu aufzulegen, doch verfaßte er lieber ein ganz neues, nicht bloß vom asketisch-mystischen, sondern mehr speculativen Standpunkte aus geschriebenes; es ist der 1868 gedruckte „Leidensweg des Herrn. Sechshundvierzig Betrachtungen für alle Tage der Fastenzeit“. Auch noch vielfach ärztlich thätig, begann er sogar ein Handbuch der Homöopathie zu dictieren, mußte es jedoch 1871 wieder aufgeben. Aber zwei andere wertvolle Früchte seines Genies reifte die bittere Leidensmuße. Er wollte auch jetzt noch die Ideenbewegungen der Zeit überschauen; darum verschaffte er sich z. B. Ulrici's „Gott und Natur“, Hamerling's „Abasver“, Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“ und die Erzeugnisse des Darwinismus. In einsamen Stunden, namentlich schlafloser Nächte, zogen hundert prächtige Gedanken durch seinen Kopf; rasch wurden sie in Verse, in Erzählungen, in Dialoge gefaßt und notiert, später geordnet und redigiert, und so erschien 1871 der erste, 1873 der zweite Band eines Werkes, das er dem Inhalte gemäß nach einem glänzend grüne aber stachelige Blätter tragenden, eine sehr bittere aber sehr heilsame Arznei gewährenden Strauche (*Ilex aquifolium*) „Stechpalmen“ benannte. Die Erzählungen, Novellen, Aufsätze, Gedichte geißeln mit köstlichem Sarkasmus im ersten Theile besonders den nihilistischen Pessimismus, z. B. in den „Stenographischen Berichten aus dem Ignorantenvereine“, im zweiten die Descendenz- und Pithecoidentheorie, besonders im Gedichte: „Ein Meeting bei den Anthropoiden.“ — Ganz so war auch die zweite Gabe seiner Leidensmuße entstanden, nächtliche, in Versen fixierte Gedanken, deren Sammlung, da sie im Winter seines Lebens aufgegangen, er nach der *Pirola rotundifolia*

„Wintergrün“ taufte und 1875 drucken ließ. Überhaupt ist es auffallend, wie Weith gerade im höchsten Alter fast ganz der Poesie sich widmete. Nur 1872 bis 1873 gieng er noch an eine andere Arbeit. Er suchte „den ideellen Nexus zwischen den Evangelien und den Episteln des Kirchenjahres durchzuführen“ und, wie er in der Homiliensammlung, im Homilientranze, in der homiletischen Abrenlese die Evangelien erklärt hatte, nun auch die Episteln dem gläubigen Volke zu erschließen und so die innere Einheit von Dogma und Ethos, Glaube und Sitte, Christenthum und Humanität aufzuzeigen; dem Werke gab er den Titel „Dikaiosyne“, was im neuen Testamente Recht und Sitte und deren Quelle bezeichnet, „also den ganzen Inhalt der Evangelien und Briefe deckt“. 1874 wurde dies letzte kirchliche Werk Weith's gedruckt. — Sonst zog es ihn wieder zur Poesie. Er dichtete die lateinischen Hymnen und Sequenzen der kirchlichen Ritualien ins Deutsche um, weil sie ihm als das schöne, ästhetische Kleid „reiner Orthodorie“ erschienen. Die ganze Sammlung veröffentlichte er dann 1875 als Gebet- und Erbauungsbuch für Gebildete und gab ihm den tieffinnigen Titel aus dem Hebräerbriefe: „Christus gestern, heute, ewig.“ — Und endlich gieng er noch an ein schönes, großangelegtes poetisches Werk: das Buch Koheleth (der Weisheit) und das Hohe Lied mit der ganzen Gedankentiefe, Farbungluth und Stimmung des Hebräischen ins Deutsche umzudichten. Er wollte „das seltsame, beinahe humoristische Buch Salomos (Koheleth) in Versen illustrieren“. Die Strophen Salomos werden wortgetreu übersetzt, denselben aber stets versificierte, durch verwandte, selbst neueste Erlebnisse illustrierte Erläuterungen vorausgeschickt; das Ganze schließt dann mit einer versificierten Paraphrase des salomonischen Buches. Der Umdichtung des Hohen Liedes schickt er zunächst ein Vorwort voran, in dem er auch erklärt, er selbst halte die Lieder-sammlung für eine Verherrlichung der vom Schöpfer geordneten sittlichen, durch die monogame, treue Ehe geheiligten Liebe; das Ganze theilt er dann in 15 Gesangstücke ab, übersetzt sie wörtlich, gibt jedem eine Erklärung in Prosa bei und versucht zum Schlusse eine lyrisch-dramatische Nachdichtung und Paraphrase des Ganzen; doch kam er nur bis C. 13 und 15: es waren die letzten Worte, die er überhaupt schrieb; — das Werk kam erst nach seinem Tode 1878 unvollendet und uncorrigiert und deshalb noch mit mancher dunklen Stelle behaftet in Druck: „Kohelet und Hohes Lied.“

„Am Ziele“ hießen die letzten Worte, die er in jenem Werke, noch am Todestage selber schrieb; 89 Jahre hatte er gelebt, Unzähliges geschaffen, noch während der letzten dreizehn Jahre zwölf Bände veröffentlicht. Als er 1872 seine Secundiz feierte, wurde er Ehrenbürger Wiens und erhielt das Comthurkreuz des Franz Josephs-Ordens, später auch die goldene Salvator-

medaille. Doch fehlte es auch nicht an Leuten, die, seine Orthodogie bezweifelnd ihn sogar des Einverständnisses mit den Altkatholiken ziehen. Aber Thatsache ist, daß er oft den Ausspruch that: „Von denen, welche der Muttergottes nicht die Ehre geben, will ich nichts wissen.“ Und als er seinen Tod nahen fühlte, verlangte der greise Canonicus selbst nach dem Priester, beichtete, communicierte und erhielt auf seine Bitten die letzte Ölung. Am 6. November 1876 früh $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr starb er. Cardinal Schwarzenberg hatte eigens für ihn, Günther und Greif eine Gruft bauen lassen im Matzleinsdorfer Friedhof. Dort ruht er bei beiden Freunden. Ein weißes Marmorkreuz erhebt sich darüber, auf dessen Sockel steht: „Einig im Leben, Eins im Tode ruhen hier in Gott: Anton Günther, Laurenz Greif, Johann Em. Beith.“ An der Wiener Universität prangt Beith's Name in den goldenen Ehrentafeln dreier Facultäten: der Medicin, der Philosophie und der Theologie.



Abend.

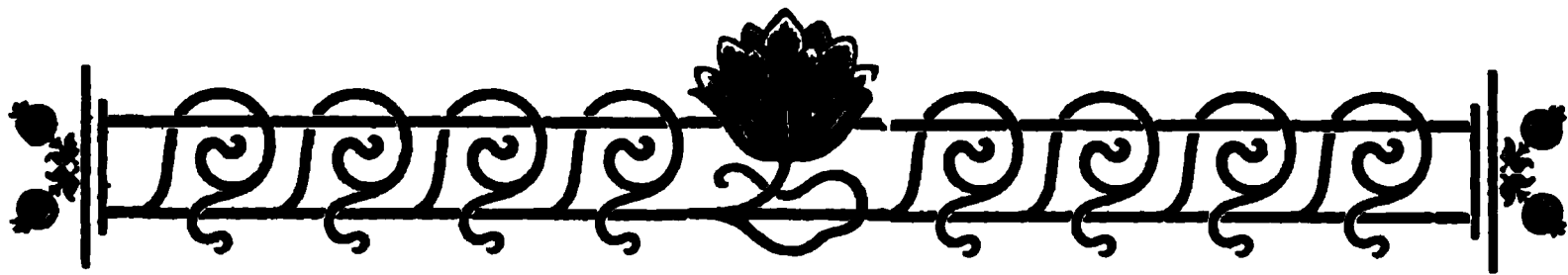
Von Friedrich Castelle.

Schon wird es dunkel im Geheg,
Nur Fledermäuse huschen scheu
Wie Nachtgedanken überweg,
Die ständig kommen, alt und neu.

fern hallt noch eines Rosses Huf:
Der Tag trabt still in's Land hinaus.
Rings folgen seinem Herrenruf
Die Leiden all von Haus zu Haus.

Und hinterdrein schleicht scheu die Nacht
Und schlägt der Welt den Mantel um —
Kaum, daß am Zaun ein Mund noch lacht,
Dann steht das Leben starr und stumm.





Die heilige Poesie der Hebräer.

Von Prof. Dr. P. Richard Schögl.

III. *)

Die Sprüche Bileams (Num. 23 u. 24).

1. Spruch (Num. 23, 7—10).

- | | |
|---|--|
| 7. Aus Aram holt Balak mich her,
„Wohlan, vermünsche mir Jakob, | Moabs König aus fernem Osten:
„Wohlan, doch Israel fluche!“ |
| 8. „Wie schmäh' ich, wenn Gott nicht
schmäht, | wie vermüsch' ich, wenn Jah nicht ver-
müschet?“ |
| 9. „Ich seh' es von felsiger Höh',
Sieh', ein Volk, das gesondert wohnt, | von den Hügeln aus schaue ich es:
das nicht zu den Völkern zählt! |
| 10. Wer misst Jakobs Staub,

„Der Gerechten Tod sei mein Ende, | wer zählt nur Israels Viertel?“

möge ich sterben, wie sie!“ |

2. Spruch (23, 18—24).

- | | |
|--|---|
| 18. „Auf denn, Balak, höre! | Bernimm mich, des Sippor Sohn! |
| 19. Gott ist kein Mensch, daß er lüge,
Er soll nicht thun, was er sagt? | kein Menschenkind, daß ihn gereute!
Nicht halten, was er versprochen? |
| 20. Siehe, Segen hab' ich empfangen: | segnet er, kann ich es ändern? |
| 21. Nichts Falsches bemerkt er an Jakob,
Jahwe, sein Gott, ist mit ihm | an Israel sieht er nichts Schönes
und Königsjubilium bei ihm. |
| 22. Aus Ägypten hat Gott es geführt, | dem Büffel gleich ist es unnahbar. |
| 23. Nicht gibt es in Jakob Zauber,
Zur Zeit wird Jakob gesagt | nicht Orakel in Israels Mitte.
und Israel, was Gottes Rathschluß. |
| 24. Sieh', ein Volk, das der Löwin gleich
aufsteht,
Nicht legt es sich, bis es den Raub zehrt, | das sich erhebt wie ein Leu;

bis es trinkt der Erschlagenen Blut.“ |

3. Spruch (24, 3—9).

- | | |
|--|--|
| 3. Bileam, Beors Sohn, spricht, | der Mann mit offenem Auge, |
| 4. Der Gottes Worte vernommen,
Des Allmächtigen Schauen schaut, | der des Höchsten Wissen weiß,
gebeugt und enthüllten Auges: |
| 5. „Wie schön, Jakob, sind Deine Zelte, | Israel, Deine Behausung! |
| 6. Wie breite Wiesenthäler,
Wie Aloe, von Jahwe gepflegt, | wie Gärten, am Strome gepflanzt;
wie Cedern an Wasserbächen!“ |

*) Der Vocal der betonten Silbe ist stets in Antiqua gedruckt.

2. Gegenstrophe.

16. Dich rettend vor fremdem Weibe, vor den glatten Reden der Fremden;
 17. Die den Freund ihrer Jugend verläßt, ihres Gottesbunds vergeßend;
 18. Denn zum Tode sinket ihr Haus, zu den Schatten führt ihre Bahn;
 19. Wer zu ihr geht, kehret nicht wieder, zu wandeln die Pfade des Lebens —;

2. Epode.

20. Daß Du wandlest den Weg des Guten die Pfade der Rechtlichkeit wahrst;
 21. Denn die Redlichen erben das Land, nur Unsträfliche dürfen drin wohnen;
 22. Doch die Frevler werden vertilgt und die Treulosen ausgerottet.

Sprüche 8. — Chorlied, schildernd den herrlichen Lohn derer, die der Weisheit anhangen.

1. Strophe.

1. Vergiß nicht, o Sohn, meiner Weisung, Dein Herz bewahr' mein Gebot;
 2. Denn lange Tage und Jahre, Leben und Wohlbeyn bringt dies.
 3. Nicht verlassen Dich Liebe und Treue, drum binde sie um Deinen Hals:
 4. So gewinnst Du Gunst und Anseh'n vor Gott, sowie auch vor Menschen.
 5. Vertraue nur ganz auf Jahwe, Deiner eigenen Einsicht mißtraue.
 6. An ihn denk' auf all' Deinen so wird er Deine Pfade ebnen.
 Wegen,

1. Gegenstrophe.

7. Sei nicht weise in Deinen Augen, fürchte Jahwe und meide das Böse:
 8. So wird Heilung zutheil Deinem und Deinen Gebeinen Erquickung.
 Fleische
 9. Ehre Jahwe von Deiner Habe, vom Besten all Deiner Ernte:
 10. So wird reichlich Dein Speicher sich überströmen von Most Deine Kelter.
 füllen,
 11. Die Zucht Jahwes verschmäh' nicht, seiner Rügen laß nicht Dich verdrießen;
 mein Sohn,
 12. Denn, wen er liebt, den straft er, wem er wohl will, dem schickt
 er Leid.

Wechselstrophe.

13. Glücklich, wer Weisheit erlangt hat, der Mensch, der Einsicht erreicht;
 14. Ihr Besiz ist besser als Silber und besser als Gold ihr Erwerb.
 15. Korallen sind nicht so kostbar, kein Kleinod wieget sie auf.
 16. Ihre Rechte beut lange Tage, ihre Linte Reichthum und Ehre.
 17. Ihre Wege sind liebliche Wege, und all ihre Pfade sind Friede.
 18. Wer sie hat, dem ist Lebensbaum sie, wie von Jahwe gestützt ist, wen sie stützt.
 19. Durch Weisheit schuf Jahwe die Erde, stellte fest den Himmel durch Einsicht;
 20. Jah's Erkenntniß theilte die Fluten, macht triefen die Wolken von Thau.

2. Strophe.

21. Verlier sie nicht, mein Sohn, aus den überlegung und Wissen bewahre:
 Augen
 22. So sind Deiner Seele sie Leben und Anmuth Deinem Halse.
 23. Dann wirst ruhig Du wandeln, Dein Fuß wird kein Hindernis finden

24. Schläfst Du, so droht Dir kein Schrecken; ruh'st Du, so schlummerst Du süß.
 25. Du theilst nicht den Schrecken der Thoren, wenn anbricht der Frevler Verderben.
 26. Denn Jahwe ist Dir zur Seite und bewahrt Deinen Fuß vor der Schlinge.

2. Gegenstrophe.

27. Versage dem Dürftigen nichts, wenn Gutes zu thun bei Dir steht.
 28. Sage nicht Deinem Nächsten: „Komm' und „Morgen“, da Du doch heut' kannst wieder!“
 29. Bereite dem Nächsten nichts Böses, während er ruhig bei Dir weilt.
 30. Habre mit niemandem grundlos, wenn er Dir nichts Böses gethan hat.
 31. Beneid' nicht den Mann der Gewaltthat, und erwähle nicht seine Wege.
 32. Denn ein Greuel für Jah ist, wer doch mit Redlichen ist er vertraulich, abirrt,

Spruch.

33. Jahwes Fluch ist im Hause des Frevlers, doch der Redlichen Wohnung er segnet.
 34. Wenn es Spöttern gilt, spottet auch er, doch den Demüth'gen gibt er die Gnade.
 35. Den Weisen wird Ehre zutheil, doch die Thoren erben nur Schmach.

Sprüche 4. — Chorlied, enthaltend die Mahnung des Vaters zum Streben nach Weisheit.

1. Strophe.

1. Söhne, höret die Zucht des Vaters, merkt auf, um Einsicht zu lernen;
 2. Denn gute Lehre gewähr' ich, verlaßt meine Weisungen nicht.
 3. Denn, als Sohn ich ward meinem Vater, meiner Mutter einziges Kind,
 4. Da lehrt' er mich, also sprechend: „Dein Herz halte fest meine Worte;
 Bewahr' mein Gebot, daß Du 7.2 wie den Stern Deines Augs lebest, meine Weisung.

1. Gegenstrophe.

5. Erwirb Weisheit und Einsicht, ver- und weich' nicht von meinen Reden.
 6. Verlaß sie nicht, sie wird Dich hüten, Lieb' sie, sie wird Dich bemahren.
 7. Erste Weisheit ist: Trachte nach Weisheit, um allen Besitz erwirb Einsicht.
 8. Halt' sie hoch, so erhöhet sie Dich, umarm' sie, sie bringt Dich zu Ehren.
 9. Lieblich bekränzt sie Dein Haupt und schmückt Dich mit herrlicher Krone.

Wechselstrophe.

10. Höre, Sohn, auf meine Reden, so werden viel Deiner Jahre.
 11. Der Weisheit Weg weiß' ich Dir, laß Dich wandeln den Pfad der Geradheit.
 12. Wenn Du gehst, wird Dein Schritt nicht beengt, wenn Du läufst, so wirst Du nicht straucheln.

2. Gegenstrophe.

16. Dich rettend vor fremdem Weibe, vor den glatten Reden der Fremden;
 17. Die den Freund ihrer Jugend verläßt, ihres Gottesbunds vergeßend;
 18. Denn zum Tode sinket ihr Haus, zu den Schatten führt ihre Bahn;
 19. Wer zu ihr geht, kehret nicht wieder, zu wandeln die Pfade des Lebens —;

2. Epode.

20. Daß Du wandlest den Weg des die Pfade der Rechtlichkeit wahrenst;
 Guten
 21. Denn die Redlichen erben das Land, nur Unsträfliche dürfen drin wohnen;
 22. Doch die Frevler werden vertilgt und die Treulosen ausgerottet.

Sprüche 3. — Chorlied, schildernd den herrlichen Lohn derer, die der Weisheit anhangen.

1. Strophe.

1. Vergiß nicht, o Sohn, meiner Weisung, Dein Herz bewahr' mein Gebot;
 2. Denn lange Tage und Jahre, Leben und Wohlfahrt bringt dies.
 3. Nicht verlassen Dich Liebe und Treue, drum binde sie um Deinen Hals:
 4. So gewinnst Du Gunst und Anseh'n vor Gott, sowie auch vor Menschen.
 5. Vertraue nur ganz auf Jahwe, Deiner eigenen Einsicht mißtraue.
 6. An ihn denk' auf all' Deinen so wird er Deine Pfade ebnen.
 Wegen,

1. Gegenstrophe.

7. Sei nicht weise in Deinen Augen, fürchte Jahwe und meide das Böse:
 8. So wird Heilung zutheil Deinem und Deinen Gebeinen Erquickung.
 Fleische
 9. Ehre Jahwe von Deiner Habe, vom Besten all Deiner Ernte:
 10. So wird reichlich Dein Speicher sich überströmen von Most Deine Kelter.
 füllen,
 11. Die Zucht Jahwes verschmäh' nicht, seiner Rügen laß nicht Dich verdrießen;
 mein Sohn,
 12. Denn, wen er liebt, den straft er, wem er wohl will, dem schickt
 er Leid.

Wechselstrophe.

13. Glücklich, wer Weisheit erlangt hat, der Mensch, der Einsicht erreicht;
 14. Ihr Besiz ist besser als Silber und besser als Gold ihr Erwerb.
 15. Korallen sind nicht so kostbar, kein Kleinod wieget sie auf.
 16. Ihre Rechte heut lange Tage, ihre Linke Reichthum und Ehre.
 17. Ihre Wege sind liebliche Wege, und all ihre Pfade sind Friede.
 18. Wer sie hat, dem ist Lebensbaum sie, wie von Jahwe gestützt ist, wen sie stützt.
 19. Durch Weisheit schuf Jahwe die Erde, stellte fest den Himmel durch Einsicht;
 20. Jah's Erkenntniß theilte die Fluten, macht triefen die Wolken von Thau.

2. Strophe.

21. Verlier sie nicht, mein Sohn, aus den Überlegung und Wissen bewahre:
 Augen
 22. So sind Deiner Seele sie Leben und Anmuth Deinem Halse.
 23. Dann wirst ruhig Du wandeln, Dein Fuß wird kein Hinderniß finden

24. Schläfst Du, so droht Dir kein Schrecken; ruh'st Du, so schlummerst Du süß.
 25. Du theilst nicht den Schrecken der Thoren, wenn anbricht der Frevler Verderben.

26. Denn Jahwe ist Dir zur Seite und bewahrt Deinen Fuß vor der Schlinge.

2. Gegenstrophe.

27. Versage dem Dürstigen nichts, wenn Gutes zu thun bei Dir steht.
 28. Sage nicht Deinem Nächsten: „Komm“ und „Morgen“, da Du doch heut' kannst wieder!“
 29. Bereite dem Nächsten nichts Böses, während er ruhig bei Dir weilt.
 30. Habre mit niemandem grundlos, wenn er Dir nichts Böses gethan hat.
 31. Beneid' nicht den Mann der Gewaltthat, und erwähle nicht seine Wege.
 32. Denn ein Greuel für Jah ist, wer doch mit Redlichen ist er vertraulich, abirrt,

Spruch.

33. Jahwes Fluch ist im Hause des Frevlers, doch der Redlichen Wohnung er segnet.
 34. Wenn es Spöttern gilt, spottet auch er, doch den Demüth'gen gibt er die Gnade.
 35. Den Weisen wird Ehre zutheil, doch die Thoren erben nur Schmach.

Sprüche 4. — Chorlied, enthaltend die Mahnung des Vaters zum Streben nach Weisheit.

1. Strophe.

1. Söhne, höret die Zucht des Vaters, merkt auf, um Einsicht zu lernen;
 2. Denn gute Lehre gewäh'r ich, verlaßt meine Weisungen nicht.
 3. Denn, als Sohn ich ward meinem Vater, meiner Mutter einziges Kind,
 4. Da lehrt' er mich, also sprechend: „Dein Herz halte fest meine Worte;
 Bewahr' mein Gebot, daß Du 7.2b wie den Stern Deines Augs lebest, meine Weisung.

1. Gegenstrophe.

5. Erwirb Weisheit und Einsicht, ver- und weich' nicht von meinen gisß nicht, Reden.
 6. Verlaß sie nicht, sie wird Dich hüten, Lieb' sie, sie wird Dich bemahren.
 7. Erste Weisheit ist: Trachte nach Weisheit, um allen Besiz erwirb Einsicht.
 8. Halt' sie hoch, so erhöhst sie Dich, umarm' sie, sie bringt Dich zu Ehren.
 9. Lieblich bekränzt sie Dein Haupt und schmückt Dich mit herrlicher Krone.

Wechselstrophe.

10. Höre, Sohn, auf meine Reden, so werden viel Deiner Jahre.
 11. Der Weisheit Weg weis' ich Dir, laß Dich wandeln den Pfad der Geradheit.
 12. Wenn Du gehst, wird Dein Schritt nicht beengt, wenn Du läufst, so wirst Du nicht straucheln.

13. Halt' fest an der Zucht, laß nicht los, bewahre sie, sie ist Dein Leben.
 14. Betritt nicht den Pfad der Frevler, schreite nicht auf dem Wege der Böien.
 15. Verschmäh' ihn und geh' nicht auf ihm, weich' ihm aus und zieh' gerad' weiter,
 16. Denn rasilos verüben sie Böses, ruhen nimmer, bis andre auch straucheln.
 17. Denn sie essen das Brot ihres Frevels und trinken den Wein der Gewaltthat.
 18. Hell leuchtet der Pfad der Gerechten, dem Lichte des Mittags vergleichbar;
 19. Doch der Frevler Weg gleicht dem Dunkel, sie wissen nicht, woran sie straucheln.

2. Strophe.

20. Merke, Sohn, auf meine Worte, leihe Dein Ohr meinen Reden:
 21. Verliere sie nicht aus den Augen, bewahre sie tief im Herzen,
 22. Denn wer sie erlangt, hat das Leben und Heilung für all sein Fleisch.
 23. Vor allem bewache Dein Herz, Denn von ihm geht aus alles Leben.
 24. Halte fern von Dir Falschheit des Verlehrtheit der Lippen meide.
 Mundes,

2. Gegenstrophe.

25. Dein Auge blide gerad' aus, Deine Wimpern richte nach vorne.
 26. Ebne die Bahn Deines Fußes, bestimmt seien all' Deine Wege.
 27. Weiche nicht rechts noch auch links ab, Deinen Fuß halt' ferne vom Bösen.
 Denn die Wege nach rechts, die doch die Wege nach links sind verkehrt.
 kennt Gott,
 Er macht gerad' Deine Pfade und läßt Dich in Frieden wandeln.

Sprüche 5. — Ehorlieb, warnend vor unreiner Liebe und Ehebruch.

1. Strophe.

1. Merke, Sohn, auf meine Weis- meiner Einsicht leihe Dein Ohr,
 heit,
 2. Daß Du Wohlüberlegtheit bewahrest und Erkenntnis behalte Dein Mund;
 3. Denn süß sind der Buhlerin Lippen und glatter denn Öl ihr Gaumen.

1. Gegenstrophe.

4. Aber hinterher ist sie wie Wermut, scharf wie ein zweischneidig
 Schwert.
 5. Ihr Fuß steigt zum Tode hinab, zum Scheol steuert ihr Schritt.
 6. Daß sie ja nicht den Lebensweg wandle, wandt ihre Bahn, und sie merkt's
 nicht.

Wechselstrophe.

7. Wohlan, meine Söhne, merkt auf und weicht nicht von meinen
 Reden:
 8. Halte ferne von ihr Deinen Weg, nahe nicht dem Thor ihres Hauses,
 9. Daß Du nicht hingeb'st Deine Jugend, dem Grausamen, ach, Deine Jahre;
 10. Daß nicht Andre, was Dein ist, es verzehren in fremdem Hause;
 nehmen,
 11. Und Du hinterher stöhnen müßest, wenn darbet Dein Fleisch und Dein Leib,
 12. Und sagen: Was haßt' ich die Zucht und verschmähte mein Herz alle Rüge?

13. Was hört' ich nicht auf meine Lehrer und achtete nicht ihre Weisung?

14. Fast gerieth ich ins höchste Unglück inmitten der ganzen Gemeinde.

2. Strophe.

15. Trinke Wasser aus eig'ner Cisterne und vom Quell Deines eigenen Brunnens.

16. Soll Dein Quell denn nach außen sich auf die Straßen in Wasserbächen?
wenden,

17. Dir gehör' er allein

und nicht Anderen neben Dir;

18. Gesegnet ist dann Dein Born

und das Weib Deiner Jugend dir lieb.

19. Die liebliche, anmuth'ge Hindin —

nur mit ihr allein habe Umgang.

2. Gegenstrophe.

19b Ihre Brust berausche Dich stets, von ihrer Lieb' magst Du taumeln.

20. Wozu willst durch And're Du taumeln und umarmen ein fremdes Weib?

21. Eines Jeden Wege kennt Jahwe, und er ebnet all seine Bahnen.

22. Den Frevler fängt eigener Frevler, seiner Sünde Strick hält ihn fest.

23. Wegen Mangel an Bucht wird er sterben, dahintaumeln ob seiner Thorheit.

Sprüche 6. — Ehorlieb, enthaltend verschiedene Mahnungen der Weisheit.

1. Strophe.

1. Hast gebürgt Du, mein Sohn, Für den Andern den Handschlag
Deinem Nächsten, gegeben;

2. Bist verstrickt Du durch Deine Reden, gefangen durch Deine Worte:

3. So thue, was ich Dir sage, vielleicht kannst Du Dich retten,
mein Sohn.

Denn Du bist in der Hand Deines sei nicht lässig, treib' an Deinen
Nächsten: Freund;

4. Und gewähre nicht Schlaf Deinen Augen, noch Deinen Wimpern Schlummer.

5. Rette Dich aus seiner Hand, wie ein Vogel aus der des Jägers.

1. Gegenstrophe.

6. Geh doch zur Ameise, Fauler, betrachte sie, so wirfst Du weise.

7. Sie kennet keinen Richter, noch Aufseher, noch auch Gebieter:

8. Doch schafft sie im Sommer ihr Brot und sammelt zur Erntezeit Speise.

9. Wie lang' willst Du liegen, Fauler? wann aufsteh'n von Deinem Schläfe?

10. Noch ein wenig schlafen und schlummern, noch ein wenig die Händ' in den Schoß:

11. Und es kommt wie ein Dieb die Armut und Deine Noth wie ein Räuber.

Wechselstrophe.

12. Ein Nichtsnutz, ein heilloser mer falschen Mundes einher-
Mann ist, geht,

13. Wer mit den Augen zwinkert, mit Füßen und Fingern redet,

14. Wer verkehrt ist und Böses sinnet, wer jederzeit Streit nur stiftet;

15. Drum wird plötzlich sein Unglück ihn zermalmen im Nu ohne Rettung.
kommen,

16. Sechs Dinge sind, die Jah hasst, und sieben sind ihm ein Greuel:

17. Stolze Augen, Lügenzungen und Hände, mit Blut besleckt;

18. Ein Herz, das Heilloses sinnt, Füße, die schnell sind zum Bösen,

19. Ein Zeuge, der Falsches beschwört, und wer Zwietracht sät unter Brüdern.

13. Halt' fest an der Zucht, laß nicht los, bewahre sie, sie ist Dein Leben.
 14. Betritt nicht den Pfad der Frevler, schreite nicht auf dem Wege der Bösen.
 15. Verschmäh' ihn und geh' nicht auf ihm, weich' ihm aus und zieh' gerad' weiter,
 16. Denn rastlos verüben sie Böses, ruhen nimmer, bis andre auch straucheln.
 17. Denn sie essen das Brot ihres Frevels und trinken den Wein der Gewaltthat.
 18. Hell leuchtet der Pfad der Gerechten, dem Lichte des Mittags vergleichbar;
 19. Doch der Frevler Weg gleicht dem Dunkel, sie wissen nicht, woran sie straucheln.

2. Strophe.

20. Merke, Sohn, auf meine Worte, leihe Dein Ohr meinen Reden:
 21. Verliere sie nicht aus den Augen, bewahre sie tief im Herzen,
 22. Denn wer sie erlangt, hat das Leben und Heilung für all sein Fleisch.
 23. Vor allem bewache Dein Herz, Denn von ihm geht aus alles Leben.
 24. Halte fern von Dir Falschheit des Mundes, Verlehrtheit der Lippen meide.

2. Gegenstrophe.

25. Dein Auge blicke gerad' aus, Deine Wimpern richte nach vorne.
 26. Ebne die Bahn Deines Fußes, bestimmt seien all' Deine Wege.
 27. Weiche nicht rechts noch auch links ab, Deinen Fuß halt' ferne vom Bösen.
 Denn die Wege nach rechts, die doch die Wege nach links sind verkehrt.
 kennt Gott,
 Er macht gerad' Deine Pfade und läßt Dich in Frieden wandeln.

Sprüche 5. — Chorlied, warnend vor unreiner Liebe und Ehebruch.

1. Strophe.

1. Merke, Sohn, auf meine Weisheit, meiner Einsicht leihe Dein Ohr,
 2. Daß Du Wohlüberlegtheit bewahrest und Erkenntnis behalte Dein Mund;
 3. Denn süß sind der Buhlerin Lippen und glatter denn Öl ihr Gaumen.

1. Gegenstrophe.

4. Aber hinterher ist sie wie Vermut, scharf wie ein zweischneidig Schwert.
 5. Ihr Fuß steigt zum Tode hinab, zum Scheol steuert ihr Schritt.
 6. Daß sie ja nicht den Lebensweg wandle, wandt ihre Bahn, und sie merkt's nicht.

Wechselstrophe.

7. Wohlan, meine Söhne, merkt auf und weicht nicht von meinen Reden:
 8. Halte ferne von ihr Deinen Weg, nahe nicht dem Thor ihres Hauses,
 9. Daß Du nicht hingeb'st Deine Jugend, dem Grausamen, ach, Deine Jahre;
 10. Daß nicht Andre, was Dein ist, es verzehren in fremdem Hause;
 nehmen,
 11. Und Du hinterher stöhnen müssest, wenn darbet Dein Fleisch und Dein Leib,
 12. Und sagen: Was haßt' ich die Zucht und verschmähte mein Herz alle Rüge?

13. Was hört' ich nicht auf meine Lehrer und achtete nicht ihre Weisung?
 14. Fast gerieth ich ins höchste Unglück inmitten der ganzen Gemeinde.

2. Strophe.

15. Trinke Wasser aus eig'ner Cisterne und vom Quell Deines eigenen Brunnens.
 16. Soll Dein Quell denn nach außen sich auf die Straßen in Wasserbächen?
 wenden,
 17. Dir gehör' er allein und nicht Anderen neben Dir;
 18. Gesegnet ist dann Dein Born und das Weib Deiner Jugend dir lieb.
 19. Die liebliche, anmuth'ge Hindin — nur mit ihr allein habe Umgang.

2. Gegenstrophe.

- 19b Ihre Brust berausche Dich stets, von ihrer Lieb' magst Du taumeln.
 20. Wozu willst durch And're Du taumeln und umarmen ein fremdes Weib?
 21. Eines Jeden Wege kennt Jahwe, und er ebnet all seine Bahnen.
 22. Den Frevler fängt eigener Frevler, seiner Sünde Strick hält ihn fest.
 23. Wegen Mangel an Bucht wird er sterben, dahintaumeln ob seiner Thorheit.

Sprüche 6. — Chorlied, enthaltend verschiedene Mahnungen der Weisheit.

1. Strophe.

1. Hast gebürgt Du, mein Sohn, Für den Andern den Handschlag
 Deinem Nächsten, gegeben;
 2. Bist verstrickt Du durch Deine Reden, gefangen durch Deine Worte:
 3. So thue, was ich Dir sage, vielleicht kannst Du Dich retten,
 mein Sohn.

Denn Du bist in der Hand Deines sei nicht lässig, treib' an Deinen
 Nächsten: Freund;

4. Und gewähre nicht Schlaf Deinen Augen, noch Deinen Wimpern Schlummer.
 5. Rette Dich aus seiner Hand, wie ein Vogel aus der des Jägers.

1. Gegenstrophe.

6. Geh doch zur Ameise, Fauler, betrachte sie, so wirst Du weise.
 7. Sie kennet keinen Richter, noch Aufseher, noch auch Gebieter:
 8. Doch schafft sie im Sommer ihr Brot und sammelt zur Erntezeit Speise.
 9. Wie lang' willst Du liegen, Fauler? wann aufsteh'n von Deinem Schläfe?
 10. Noch ein wenig schlafen und schlummern, noch ein wenig die Händ' in den Schoß:
 11. Und es kommt wie ein Dieb die Armut und Deine Noth wie ein Räuber.

Wechselstrophe.

12. Ein Nichtsnutz, ein heilloser wer falschen Mundes einher-
 Mann ist, geht,
 13. Wer mit den Augen zwinkert, mit Füßen und Fingern redet,
 14. Wer verkehrt ist und Böses wer jederzeit Streit nur stiftet;
 sinnet,
 15. Drum wird plötzlich sein Unglück ihn zermalmen im Nu ohne Rettung.
 kommen,
 16. Sechs Dinge sind, die Jah hasst, und sieben sind ihm ein Greuel:
 17. Stolze Augen, Lügenzungen und Hände, mit Blut besiedt;
 18. Ein Herz, das Heilloses sinnt, Füße, die schnell sind zum Bösen,
 19. Ein Zeuge, der Falsches und wer Zwietracht sät unter Brüdern.
 beschwört,

2. Strophe.

20. Sohn, bewahre des Vaters Gebot und verwirf nicht der Mutter Weisung.
 21. Binde sie stets auf Dein Herz und winde sie um Deinen Hals.
 22. Wenn Du gehst, möge sie¹⁾ Dich geleiten, wenn Du ruhst, möge sie Dich bewachen,
 Wenn Du aufwachst, sprich' sie Dich an; 23. denn Gebot und Weisung sind Leuchten:
 Und Licht und Wege zum Leben sind Strafen in Zorn und Zucht,
 24. Vor dem Weibe des Nächsten Dich vor der glatten Zunge der Fremden
 schüßend,
 25. Begehre nicht nach ihrer Schönheit, noch fang' sie Dich mit ihren Augen:
 26. Denn gibst Du für eine Mege alles dahin bis auf's Brot:
 Das fremde Weib — gehst Du erjaget das kostbare Leben.
 zu ihm

2. Gegenstrophe.

27. Kannst Du Feuer holen im Busen, ohne daß Deine Kleider verbrennen?
 28. Oder gehn auf glühenden Kohlen, ohne daß Deine Füße es büßen?
 29. So geht's mit des Nächsten Weibe: wer es anrührt, bleibt nicht straflos.
 30. Den Dieb verachtet man nicht, der da stiehlt, um den Hunger zu stillen:
 31. Stiehlt er sonst, so kann er's erstatten, und gibt er auch hin sein Vermögen.
 32. Doch ein Thor, wer ein Eh'weib Er richtet sich selbst zugrunde.
 verführt,
 33. Schläge und Schande gewinnt er, und seine Schmach wird nie enden.
 34. Denn des Mannes Eifersucht brennt, nicht schont er am Tage der Rache.
 35. Nicht nimmt er Rücksicht auf nicht nimmt er, was immer Du
 Sühne, bietest.

Sprüche 7. — Chorlied: Warnung vor Unzucht.

1. Strophe.

1. Mein Sohn, bewahr' meine und behalte meine Gebote.
 Reden
 2. Bewahr' mein Gebot, daß Du lebest, wie den Stern Deines Aug's meine
 Weisung.
 3. Binde sie auf Deine Finger, schreibe sie in Dein Herz.
 4. Sprich zur Weisheit: „meine Schwester“ und heiße die Einsicht „Vertraute“;
 5. Sie bewahr' Dich vor fremdem vor den glatten Reden der Fremden
 Weibe,

1. Gegenstrophe.

6. Denn im Fenster meines Hauses durch's Gitter schaut' ich hinaus;
 7. Da sah ich einfältige Leute, bemerkt' einen thörichten Jüngling.
 8. Der gieng um die Ecke der Straße in der Richtung zu ihrem Hause,
 9. Zur Dämm'ung, am Abend des Tages, in finsterner Nacht und im Dunkel.
 10. Sieh', da kommt ihm ein Weib in Hurentracht, tückischen Herzens.
 entgegen

¹⁾ Die Weisheit.

Wechselstrophe.

- | | |
|--|--|
| 11. Im Haus ist sie stürmisch, unbändig, | ihre Füße finden nicht Ruhe. |
| 12. Bald draußen, bald auf den Plätzen | stellt sie lauernd sich hin an die Ecke. — |
| 13. Sie hat ihn erreicht und geküßt | und hat sich erfrecht zu sagen: |
| 14. „Heilsopfer lagen mir ob, | gezahlt hab' ich heut' mein Gelübde. |
| 15. Drum komme ich Dir entgegen | und finde nun, den ich gesucht.“ |
| | |
| 16. „Gedeckt habe ich mein Bett | mit buntem ägyptischem Teppich. |
| 17. Mein Lager hab' ich besprengt | mit Aloe, Myrrhe und Zimmet. |
| 18. Laß uns Minne trinken bis morgen, | uns ergözen an Liebeslust. |
| 19. Denn der Mann ist ferne vom Hause, | ist auf weite Reise gegangen. |
| 20. Den Beutel nahm er mit sich; | erst am Vollmond kommt er nach Hause.“ |

2. Strophe.

- | | |
|-------------------------------------|---|
| 21. So hat sie ihn, denn überredet, | durch glatte Reden verleitet: |
| 22. Plötzlich geht er ihr nach, | wie ein Stier, der zur Schlachtung kommt, |

Wie ein Widder der Schlinge naht, 23 b wie ein Vogel verblendet ins Netz eilt,
 23 c Nicht ahnend, daß dies sein Tod, 23 a bis der Pfeil ihm die Leber durchbohrt.

2. Gegenstrophe.

- | | |
|--|-------------------------------------|
| 24. Nun denn, mein Sohn, höre mich | und merke auf meine Reden: |
| 25. Schweife nicht auf ihre Wege | und irre nicht auf ihren Pfaden; |
| 26. Denn Viele hat sie schon erschlagen, | ja, die sie gemordet, sind zahllos. |
| 27. Zum Scheol führet ihr Weg, | hinab zu des Todes Gemächern. |

Sprüche 8. — Choralied: Selbstempfehlung der Weisheit.

1. Strophe.

- | | |
|--------------------------------------|---------------------------------------|
| 1. Siehe, die Weisheit ruft | und die Einsicht läßt sich vernehmen |
| 2. Auf dem Gipfel der Höhen am Wege, | mitten am Steige steht sie. |
| 3. Neben den Thoren der Stadt, | an den Pforten erschallt ihre Stimme. |
| 4. „An euch Männer ergehet mein Ruf, | meine Stimm' an die Menschenkinder. |
| 5. Suchet Einsicht, Einfält'ge, in | Ihr Thoren, nehmet Verstand an. |
| Klugheit, | |

1. Gegenstrophe.

- | | |
|--|-----------------------------------|
| 6. Höret, Vortreffliches red' ich, | meine Lippen pred'gen Geradheit. |
| 7. Ja, Wahrheit redet mein Gaumen, | meine Lippen verabscheuen Frevel. |
| 8. Gerechtigkeit sind meine Worte, | frei von Lüge und List. |
| 9. Ganz klar sind sie dem, der Ver- | gerade dem Mann der Erkenntnis. |
| stand hat, | |
| 10. So nehmet denn Zucht anstatt Silber, | und Erkenntnis lieber als Gold. |

Wechselstrophe.

- | | |
|--|--|
| 12. Ich, die Weisheit, hab' Klugheit inne | und besitze Erkenntnis und Umsicht. |
| 13. Hoffart und Hochmuth und Bosheit | und den Mund der Verkehrtheit haß ich. |
| 14. Mein ist der Rath und das Wissen, | mein ist die Einsicht und Stärke. |
| 15. Durch mich nur herrschen die Herrscher | und verordnen die Mächtigen Rechte. |

16. Durch mich gebieten die Fürsten und die Großen, die Richter der Erde.
 17. Ich liebe die, so mich lieben, die mich suchen, die finden mich.
 18. Reichthum und Ruhm sind bei mir und dauernde Habe und Heil.
 19. Meine Frucht ist besser als Gold und als Silber mein Ertrag.
 20. Der Gerechtigkeit Wege wandl' ich inmitten der Pfade des Rechts,
 21. Die mich lieben, wahrhaft be- und ihre Schatzkammern füllend.
 reichend

2. Strophe.

22. Ich besaß mich beim ersten Schaffen, vor all' seinen Werken, vorlängst.
 23. Von Ewigkeit bin ich gesetzt, seit den Ursprüngen der Erde.
 24. Vor den Fluten ward ich geboren, bevor es noch Quellteile gab;
 25. Bevor noch die Berge sich hoben, vor den Hügeln ward ich geboren;
 26. Bevor Erde und Flur erschaffen und des Erdkreises erste Schollen.

2. Gegenstrophe.

27. Als er die Himmel gefestigt, daß Gewölbe gemacht ob der Flut;
 28. Als die Wolken er droben befestigt, da die Quellen der Flut erstarkten;
 29. Als dem Meere die Grenzen er setzte: 30. war Werkmeister ich bei ihm.
 Tag für Tag war ich eitel Wonne, freudig schaffend vor ihm allezeit,
 31. Freudig schaffend auf seinem bei den Menschen mit Wonne weilend.
 Erdkreis,

Spruch.

32. So höret denn, Söhne, auf mich; 33. höret Zucht, daß ihr weise werdet.
 32b. Denn glücklich, wer meinen Weg glücklich, wer höret auf mich,
 einhält,
 34. Tag für Tag meine Thüren bewachend, meiner Thore Pforten behütend!
 35. Denn wer mich beist, beist Leben, Jahres Wohlgefallen erlangt er;
 36. Aber wer mich entbehrt, thut sich wer mich haßt, der liebet den Tod.
 Leid an;

Sprüche 9. — Chorlied: Gastmahl der Weisheit und der Frau Thorheit.

1. Strophe.

1. Ein Haus hat die Weisheit gebaut, sich ausgehau'n sieben Säulen,
 2. Hat geschlachtet und Wein gemischt und ihren Tisch auch bereitet;
 3. Durch die Mägde ergeht ihr Ruf auf den Hügeln der Stadt hoch oben:

1. Gegenstrophe.

4. „Wer einfältig, lehre hier ein!“ Und wer thöricht, zu dem spricht
 sie;
 5. „Kommet, esset mein Brot, trinkt den Wein, den ich euch gemischt!
 6. Laßt die Einfalt, auf daß ihr und wandelt die Wege der
 lebet Einsicht!“

Wechselstrophe.

7. „Wer den Spötter zurechtweist, wer den Frevler rügt, wird beschimpft
 holt Schande,

8. Rüg' den Spötter nicht, sonst er rüg' den Weisen, so wird er Dich
Dich hasset; lieben,
9. Gib dem Weisen, so wird er noch der Gerechte wünscht noch mehr Er-
weiser, kenntniß."
10. „Jahs Furcht ist der Weisheit des Heiligsten Kenntniß ist Einsicht.
Anfang,
11. Durch mich werden viel Deiner Tage und mehren sich Deine Jahre;
12. Bist Du weise, so bist Du's für Dich; bist Du Spötter, so trägt Du's allein."

2. Strophe.

13. Frau Thorheit ist ohne Ruhe, eitel Einfalt und ohne Er-
kenntniß.
14. Sie sitzt vor der Thüre des Hauses auf dem Thron, in der Stadt hoch
oben,
15. Und sie ruft, die vorüber zieh'n und gerade geh'n ihren Weg:

2. Gegenstrophe.

16. „Wer einfältig, lehre hier ein!“ Und wer thöricht, zu dem spricht
sie:
17. „Gestohlenes Wasser ist süß und heimliches Brot schmedet wohl.“
18. Und er weiß nicht, daß Schatten daß zum Scheol geh'n ihre Gäste. —
dort haufen,



Leopold Kupelwieser.

Erinnerungen seiner Tochter.

Als mit Beginn des 18. Jahrhunderts Carl, der Sohn Kaiser Leopolds I., das Erbe der Habsburger in Spanien antreten wollte, zog mit ihm als Soldat ein junger Tiroler aus dem Ultenthale nach Barcelona. Sein Name war Josef Kupelwieser, und er gehörte einer jener Tiroler Bauernfamilien an, welche sich für berechtigt hielten, ein Wappen zu führen. Als der Tod Kaiser Josefs I. seinen Bruder Carl 1711 in die österreichischen Erblande zurückführte und dieser als Carl VI. die Regierung übernahm, war Josef Kupelwieser einer derjenigen, welche mit dem Kaiser heimzogen, aber er betrat nicht mehr sein stilles, entlegenes Alpenthal, sondern kam nach Wien, wo er als kaiserlicher Jäger in Meidling (Gatterhölzel) eine Anstellung fand. Sein Sohn Johann, geboren 1732 in Meidling, war schon vollständig Wiener. Als Magistratsbeamter der Haupt- und Residenzstadt vermählte er sich um 1754 mit Regina Hermelin, trat später aus dem Dienste der Stadt Wien und erbaute oder kaufte einen Eisenhammer zu Piesting in Niederösterreich, welchen er bis zu seinem Tode (1800) mit gutem Erfolge betrieb. Dessen zweiter Sohn Johann, geboren 1759, vermählt um 1790 mit Josefa Gspan, war als Bauleiter bei dem Baue des Wiener-Neustädter Canales beschäftigt. Er war der Vater des Mannes, dem die vorliegenden Blätter gewidmet sind, des Malers und Professors an der Wiener Akademie der bildenden Künste, Leopold Kupelwieser.

Am 17. October 1796 erblickte dieser in Piesting, am Fuße der Ruine Starhemberg, das Licht der Welt. Dort lebte seine Mutter im Hause des Schwiegervaters, während sein Vater bei dem erwähnten Schiffahrts-Canalbaue Jahre hindurch beschäftigt war und nur wenig Muße für den Aufenthalt bei den Seinen fand. Leopold hatte zwei ältere Brüder, Josef, geboren 1792, und Johann, geboren 1794, einen jüngeren Bruder Carl, geboren 1798, und eine Schwester Elisabeth, geboren 1805. Noch vor dem Tode des Großvaters überfiel die Mutter im Jahre 1798, um dem Gatten näher zu sein, nach Guntramsdorf und später nach Wiener-Neustadt. Nach dem Tode des Großvaters zogen Leopolds Eltern nach Wien, wo der Vater im Verein mit seinem älteren Bruder eine Eisen-, Kupfer- und Geschütz-Fabrik errichtete. Leopold war in das Alter gekommen, in dem der Ernst des Lebens, die Schule, beginnt. Er besuchte eines der ersten Privat-Institute Wiens, welches von einem gewissen Venetasio geleitet wurde, und frequentierte dort, nach den deutschen Schulen, zwei Classen der Lateinschule. Noch in späteren Jahren erzählte er gern kleine lustige Streiche, die er damals mit seinen Brüdern ausführte. Daheim hatten abwechselnd Hofmeister die Aufsicht über die Knaben zu

führen; diese scheinen nicht durchgehends geschickte Pädagogen gewesen zu sein. Doch bewahrte Leopold seinen Lehrern, wenngleich manche derselben durch ihre Pedanterien dem Knaben lästig wurden, ein ehrendes Andenken. Besonders war es einer dieser Hofmeister, namens Bonora, den er sehr liebte, weil dieser der erste war, der Leopolds ausgesprochenes Talent zur bildenden Kunst erkannte und gelegentlich für die Ausbildung desselben eintrat. Schon in früher Jugend verfertigte Leopold aus Wachs und Thon kleine Figürchen; diese kamen durch eine am Hofe bedienstete Frau in die Hände des Kronprinzen Ferdinand und seiner Schwestern und trugen dem kleinen Künstler eine Prachtcarosse mit sechs Schimmeln, natürlich aus Holz, als Gegengeschenk ein. Ein so wertvolles Spielzeug durfte von den Kindern nicht beschädigt werden, darum trug es die Mutter sorgsam auf den Dachboden, von dort aus aber verschwand es spurlos, wahrscheinlich von Dachdeckern gestohlen, und der kleine Leopold hatte nichts von seinem redlich erworbenen Gute. Zu dieser Zeit, es war in den Jahren 1807 und 1808, brachte die Familie einen Theil des Sommers in Baden zu. Auch der kaiserliche Hof war zur selben Zeit dort und in seinem Gefolge, als Zeichenlehrer der jungen Erzherzoginnen, der Bildhauer Zauner Edler von Kalpatann. Dieser sah die hübschen Figürchen, die der Kronprinz besaß, gewann Interesse für den Verfertiger derselben, besuchte Leopolds Eltern und forderte sie auf, das Talent des jungen Künstlers nicht brach liegen zu lassen. Die Folge war, daß Bonora Leopold zu dem Maler Rückert führte, welcher den ersten Zeichenunterricht übernahm. Vom 9. Februar 1809 an finden wir ihn schon an der Akademie. Zuerst wollte er Bildhauer werden, dann aber wendete er sich der Malerei zu und bald versuchte er sich in Portraits. Das Erste war das einer durch Jahre im elterlichen Hause bediensteten Kindsfrau.

So am Beginn seiner künstlerischen Laufbahn stehend, besuchte er eines Tages seine Großmutter, Regina Rupelwieser, eine Frau von klarem, tüchtigem Verstande, die zu ihm sprach: „Du darfst nicht glauben, daß du, wenn du Künstler wirst, nichts zu lernen brauchst. Ein Maler muß nicht bloß zu malen verstehen, er muß auch, um Tüchtiges zu leisten, ein gebildeter und unterrichteter Mann sein.“ Diese Worte mußten tiefen Eindruck auf Leopold gemacht haben, denn noch im Alter citierte er in dankbarer Erinnerung diese Worte seiner Großmutter.

Von dem Kriegsjahre 1809 konnte Leopold wenig erzählen, es scheint die Familie nicht unmittelbar berührt zu haben. Mit seinem Vater gieng er einmal nach Schönbrunn, um Napoleon zu sehen, und besuchte den Prater, als dort noch Vermundete und Tode lagen. Die Folgen der politischen Ereignisse blieben aber nicht aus, die Kriegsjahre, mehr aber noch der Eintritt einiger wenig tauglichen Persönlichkeiten in das Geschäft des Vaters und Onkels verwandelten bald den Wohlstand der Familie in Noth. Leopolds Vater starb im Frühjahr 1813, und von dieser Zeit an mußte sich der noch nicht siebzehnjährige Jüngling selbst erhalten und gleichzeitig auf seine weitere künstlerische Ausbildung bedacht sein. Er lebte im Hause seines ältesten Bruders Josef, der nach dem Wunsche der Großmutter einige Zeit in der orientalischen Akademie studiert hatte. Aber noch vor Vollendung dieser Studien wurde er Soldat, verließ jedoch später

diese Laufbahn, um mit dem Onkel das Eisengeschäft mühselig fortzuführen. Leopold, so auf sich selbst angewiesen, mußte, während er bei Tage die Akademie besuchte, die Abende und einen guten Theil der Nächte zur Bemalung der damals sehr beliebten lackierten Blechtassen benützen, um sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Die Wiener Akademie der bildenden Künste genoß damals ein gewisses Ansehen, welches viele junge Leute auch aus Deutschland anzog. So waren Friedrich Overbeck, die Brüder Schnorr, Friedrich Olivier während einer längeren oder kürzeren Zeit Schüler derselben. Die Richtung an der Akademie war die sogenannte „classische“, sie dominierte durch den Glanz, welchen Füger durch ein mehr äußerlich blendendes Wirken und Schaffen um sie gebreitet hatte.

Leopold Rupelwieser war, als er die Akademie besuchte, zu jung, um die Mißstände, welche derselben damals anhafteten, zu empfinden. Übrigens darf man nicht übersehen, daß Rupelwieser sicher zwei Vortheile aus seinem ersten Unterrichte, welchen die Professoren Franz Caucig, Josef Medel und Johann Baptist Lampi der Jüngere leiteten (wenigstens sind diese auf seinem Zeugnisse unterschrieben), gezogen hat; er lernte correct zeichnen, die Farben richtig behandeln, also die technischen Grundlagen der Kunst. Dreimal erhielt Leopold Rupelwieser Preise; im Jahre 1814 den zweiten und 1816 den ersten Preis im Zeichnen nach der Antike und 1819 den Lampi'schen Preis. Dabei war der rege Geist des jungen Künstlers bemüht, sich in Allem, was sich ihm nur immer darbot, Kenntnisse zu erwerben; so benützte er jede Gelegenheit, in der französischen Sprache vorwärts zu kommen. In der Akademie wurden meistens Compositions-Themen aus Homer gegeben, dies regte den jungen Künstler an, sich mit Feuereifer dem Studium des Vaters der Dichtkunst hinzugeben. Um diese Zeit trug ihm auch seine Kunst den ersten Auftrag ein. Ein Unbekannter bestellte bei dem jungen Künstler eine Composition nach eigener Angabe: Napoleon will den Erdball besteigen, um auf demselben seinen Thron aufzustellen, fällt dabei aber herab. Die Ausführung, welche mit zwölf Gulden honorirt wurde, gefiel so gut, daß der Besteller gleich ein zweites Exemplar verlangte.

Schon im Jahre 1816 verdiente sich Leopold mit verschiedenen Portraits ein hübsches Sümmechen, welches er in erster Linie seinem Fleiße und seiner Gewandtheit verdankte, denn die einzelnen Bilder wurden auf das allerbeseidenste honorirt. In den Ferien folgte Rupelwieser der Einladung eines älteren Freundes, Jakob Hädel, dessen Familie in Gumpoldskirchen ein Landgut besaß; dort betheiligte er sich an allen ländlichen Arbeiten, besonders legte er bei der Weinlese Hand an und erwarb sich in der Landwirtschaft und in der Botanik ganz schätzbare Kenntnisse.

So entwickelte sich Rupelwieser geistig und körperlich trotz aller Mühen, und vielleicht auch in Folge derselben, in günstigster Weise. Er war von sehr großem, ebenmäßigem, beinahe athletischem Körperbau und besaß in allen körperlichen Übungen eine hervorragende Geschicklichkeit; besonders war er ein ausgezeichneteter Schwimmer. Auf einem Selbstportrait, welches er im Jahre 1816 gemalt haben dürfte, fällt besonders der liebliche, unschuldige Ausdruck auf, ein Kennzeichen seines reinen, biedereren Gemüthes. Die Kunst,

die für ihn ein Heiligthum war, schützte ihn vor jeder Leichtfertigkeit und Gemeinheit. Er hatte bis ins Greisenalter das Glück, an jedem Menschen die gute Seite zu sehen; was aber wohl auch damit zusammenhieng, daß man es in seiner Nähe nicht leicht wagte, die etwa vorhandene Gemeinheit der Gesinnung hervorzuheben. Trotz seiner beschränkten Lage und der geringen Mittel, die ihm zu Gebote standen, wurde Kupelwieser bald in einem Kreise von geistvollen jungen Leuten, theils Künstlern, theils Kunstfreunden, als eine allgemein beliebte Persönlichkeit aufgenommen.

Der Mittelpunkt dieser Gesellschaft waren Franz Schöber, ein junger Schwede, in dessen mütterlichem Hause die jungen Leute meist zusammenkamen, und der Jurist Franz von Bruchmann, der Sohn eines reichen Großhändlers, ein Mann von seltenen Gaben und von großem geistigen Einfluß auf seine Umgebung. In derselben Gesellschaft befanden sich auch Franz Schubert, der viel jüngere Moriz von Schwind (der gerne Kupelwieser seinen Meister nannte), die Maler Kieder und Mohn, Bildhauer Dietrich, Josef von Spaun, Gahn, Dersel, Zechentner, Baron Doblhoff u. a. m. Unter den jungen Leuten blühte ein reges geistiges Leben, ein Streben nach allem Schönen, eine Begeisterung für Kunst und Poesie. Es wurde musiciert, gezeichnet, gelesen. Das Nibelungenlied begeisterte sie so, daß sie sich die Namen der Helden desselben beileigten, Kupelwieser hieß Rüdiger, Schwind Giselher das Kind, Schubert bekam den Namen des Sängers Volker. In dieser Gesellschaft wurden auch Ausflüge nach Azenbrunn unternommen, wo ein gastfreier Verwalter sich freute, die heiteren jungen Leute zu bewirten. Kupelwieser verewigte mit seinem Pinsel kleine Scenen aus dem dortigen geselligen Leben und Treiben. Franz Schöber besaß die Aquarelle bis zu seinem Tode, und durch die Güte des letzten Besitzers, Herrn von Dumba, waren sie schon in mancher Ausstellung zu sehen. Jetzt im Besitze der Stadt Wien, schmücken sie das Schubert-Zimmer des Rathhauses. — Wollte man damals die Welt sehen und hatte nicht viel Geld in der Tasche, so mußte man zu Fuß gehen. Zweimal unternahm Kupelwieser von Wien aus Wanderungen auf den Schneeberg. Auch machte er Ausflüge ins Salzburgische und vermochte in dieser Weise mehr von dem Leben und Treiben des Volkes zu beobachten, als uns Kindern von heute zu sehen gestattet ist, wenn wir das Land mit der Eisenbahn durchqueren. Die Sehnsucht, die Dresdener Galerie zu sehen, ließ ihn in Begleitung des Bildhauers Reichl eine Fußtour von Wien nach Dresden unternehmen. Durch mehrere Tage legten die Wanderer täglich sechs Meilen zurück. Um den Aufenthalt in Dresden möglichst billig zu gestalten, malte Kupelwieser seine Hauswirte, Herrn und Frau Budelmann. Bei solchen Ausflügen genoß Kupelwieser mit vollen Zügen das Neue und Schöne; er war ein scharfer Beobachter und kehrte reich an kleinen Erlebnissen und mit gefüllter Zeichenmappe heim. Die Dresdener Gallerie machte ihm einen gewaltigen Eindruck, und das Verlangen, Italien mit seinen Kunstschätzen zu sehen, erwachte in ihm noch lebhafter, als es schon früher der Fall war.

Bei der ersten Kunstausstellung, welche im Jahre 1820 zu Wien veranstaltet wurde, trat auch Kupelwieser mit einigen Bildern in die Öffentlichkeit. Es waren etliche vorzügliche Portraits und ein kleines Bild nach dem Goethe'schen Gedicht „Der Fischer“.

Um diese Zeit lernte Rupelwieser seine spätere Frau, Johanna Luz, kennen, ein Mädchen, das außer dem Reiz der Jugend — sie zählte damals erst sechzehn Jahre — auch den eines tief innigen Gemüthes, einer reichen Phantasie und eines klaren Verständnisses für alles Schöne besaß. Wenn auch als Tochter eines subalternen Staatsbeamten in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, erwarb sie sich doch durch die Regsamkeit ihres Geistes, durch ihr wunderbares Gedächtnis und ihre Empfänglichkeit für alles Erhabene und Große eine vielseitige Bildung. Rupelwieser wurde damals schon mit größeren und kleineren Aufträgen betraut. Außer zahlreichen Porträts, welche aufzuzählen heute nicht mehr möglich ist, malte Rupelwieser ein Altarbild mit der Bestimmung für Ungarn, den heiligen Erzengel Michael darstellend. Eine weitere Bestellung war ein Porträt des Kaisers Franz im Toison-Ordenskleid in ganzer Figur für ein Hofamt. Der Kaiser hatte eine Abneigung, sich porträtieren zu lassen; doch der Vermittlung der Kaiserin Carolina Augusta, welche damals den jungen Künstler kennen lernte, gelang es, den Kaiser zum geduldrigen Ausharren zu bewegen, und so kam ein sehr gutes Bildnis desselben zustande. Rupelwieser durfte nach Baden kommen und den Kaiser, während derselbe beim Speisen saß, porträtieren. Nach Tisch hielt die Kaiserin ihren Gemahl noch einige Zeit bei dem jungen Künstler zurück, der diese Augenblicke gut benützte. Ein Opfer hatte aber Rupelwieser bringen müssen. Er hatte nämlich vor dem Kaiser nicht mit einem Schnurrbart erscheinen dürfen; bevor er nach Baden gieng, mußte dieser, zur großen Befriedigung des künftigen Schwiegervaters Rupelwieser's, fallen. Das Porträt des Kaisers durfte, bevor es an den Ort seiner Bestimmung kam, im Rittersaale der kaiserlichen Burg ausgestellt werden und erregte allgemeines Aufsehen.

Wie viele Bildnisse des Kaisers Rupelwieser noch in der Folge nach diesem ersten malen mußte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Er äußerte im Scherze darüber, daß er meine, er könnte den Kaiser schon mit verbundenen Augen malen, so genau habe er seine Züge im Gedächtnis. Von dieser Zeit an interessierte sich die Kaiserin für ihren Schützling und bewahrte dieses Interesse ihm und seinem Wirken bis zu seinem Tode.

„Auf nach Italien!“ Dies ist wohl für jeden Künstler ein begeisternder Ruf. Zu Beginn dieses Jahrhunderts war es aber keine leichte Sache, diesen Wunsch zu verwirklichen. Zeit und Geld waren dafür in viel höherem Maße nöthig als heute. Bezeichnend für die damaligen Zustände der Akademie war es, daß Rupelwieser kein Stipendium erhalten konnte, obwohl solche an viel unbedeutendere Kräfte zugewiesen wurden. Da erhielt der junge Künstler von einem russischen Edelmann Namens Beresin den Antrag, ihn zu begleiten und für ihn Skizzen zu einem größeren Werke über Italien zu malen. Rupelwieser gieng auf den Vorschlag ein, und die beiderseitigen Bedingungen wurden festgestellt. Schwer fiel der Abschied von der geliebten Braut; aber beide hofften auf ein baldiges Wiedersehen und ahnten nicht, daß es eine Trennung auf Jahre werden sollte.

Mit dem Talisman einer heiligen und reinen Liebe im Herzen trat Rupelwieser die Reise nach dem Süden an. Es war im November 1823. Der Weg gieng durch Steiermark, über Klagenfurt nach Triest. In Venedig, wo

sich die Reisenden fast den ganzen Monat December aufhielten, wurde Kupelwieser einigemale vom Vicekönig, Erzherzog Rainer, empfangen, welcher großes Interesse an seinen Skizzen zeigte. Auch dem Patriarchen von Venedig, Ladislaus Pyrker, stellte sich Kupelwieser vor, der den jungen Künstler sehr liebenswürdig empfing, ihn zum Speisen einlud und ihm den Vorschlag machte, ihn auf der Rückreise zu porträtieren; doch kam dies erst viel später zustande. Bonora, der damals Feldkriegscommissär in Padua war, kam in Venedig mit Kupelwieser zusammen und war sehr erfreut darüber, daß sein erstes Urtheil über des kleinen Leopold künstlerische Begabung nun gerechtfertigt erschien. Bei der Weiterreise wurde Padua, Verona und Parma berührt. Am letzteren Ort empfing Maria Louise den Künstler, bestellte ein Bild bei ihm, höchstwahrscheinlich ein Porträt ihres Vaters, und ließ ihm vielerlei Empfehlungsbriefe mitgeben, so daß er sagen konnte, er reise von dort aus „wie ein Courier, mit Briefen versehen, nach Rom“. Über Bologna und Ancona kamen die Reisenden endlich am 21. Jänner 1824 in Rom an. Hier trennten sich Beresin und Kupelwieser von einander, dem Vertrage gemäß war es selbstverständlich, daß Beresin alle Skizzen an sich nahm.

Kupelwieser war nun frei und konnte seinen eigenen Weg gehen. Im „Café Greco“ fand er in Rom einen Kreis von deutschen Künstlern, in dem er sich bald heimisch fühlte. Der Eindruck, welchen all' die Kunstschätze auf Kupelwieser machten, war überwältigend; überglücklich stand er vor Rafael's Bildern, aber unwillkürlich zog es ihn zu den alten Meistern hin, und da war es die geistige Verwandtschaft der alten italienischen Maler mit denen der alten deutschen Schule, die seinem Herzen besonders wohl that. So waren es Giesole's reine, heilige Gestalten, die ihn vor Allem ansprachen; er studierte die Bilder des frommen Dominikaners und drang in den kindlich reinen Sinn des Meisters ein, der nicht ohne Einfluß auf den gelehrigen Schüler blieb. Im Vereine mit Hempel und Tunner zeichnete Kupelwieser im Vatikan in der Capella di S. Lorenzo die Fresken Giesole's aus dem Leben und Marthrium der heiligen Diakone Stefanus und Laurentius, sowie die vier Evangelisten. Diese Capelle war damals nicht, wie heute, dem Publicum geöffnet, sie diente als eine Art Kumpelkammer, und man schüttelte über die Wünsche der jungen Künstler zwar den Kopf, ließ sie aber ein und gestattete ihnen dort nach Herzenslust zu zeichnen. (Diese Zeichnungen wurden erst 30 Jahre später in London in Kupfer gestochen.) In Rom vollzog sich damals unter den Künstlern eine Scheidung der Geister. Die Einen suchten das Schöne mehr in der Nachahmung der Antike, die Anderen betraten den christlichen Boden. Die Letzteren, zu welchen sich Kupelwieser bald entschieden wendete, wurden „Nazarener“ genannt. Die Ersteren theilten die verschiedenen Richtungen in den breiten und schmalen Weg. „Die Breiten“, schrieb Kupelwieser am 22. März 1824, „feinden uns schrecklich an, halten uns für Staatsverräther und Freigeister, deshalb gibt es oft viel zu lachen, auch oft zu rechten und zu schlichten. Dann gibt es Schwankende, welche sich nicht aussprechen aus Furcht, es bei Einem oder dem Anderen zu verderben. Es ist ganz toll, in einem so engen Kreis solche Abwechslung, aber wirklich dadurch auch sehr viel Leben und Kraft zu finden; wenn dies Alles an seinem Blase einst zur Wirkung kommt, so kann viel Gutes daraus entspringen!“

Außer den Zeichnungen nach Fiesole, von denen Rupelwieser zwei der Evangelisten und den hl. Laurentius Almosen spendend ausführte, arbeitete er an verschiedenen Kaiser-Porträts, mit welchen er sich erhalten mußte. „Meine Kaiser-Fabrik, schrieb er im selben Briefe, „ist schon in Gang, sie stehen schon der Reihe nach da; die Römer, d. h., die »deutschen Römer« haben ihre Freude an mir, daß ich Kaiser malen und den Fiesole zeichnen kann. Man spendet mir wegen der Zeichnungen nach Fiesole von allen Seiten großes Lob und ich wund're mich über ihr Erstaunen; sie halten Alles, was aus Wien kommt, für so in Manier versunken, daß sie es nicht fassen können, wenn ein solcher Manierist ihnen etwas zuvorthut. Ich erkenne aber zugleich ihre Liebe zum Wahren und Guten darin, und was den Wiener Schlendrian betrifft, so ist wohl etwas daran, nur wäre es traurig, wenn man den nicht abwerfen könnte, — und diese Nothwendigkeit lernt man hier auf drei Blicke einsehen.“

Die Künstler kamen abwechselnd bei dem Einen oder Anderen von ihnen zusammen. Da wurde bei italienischem Wein und Salat noch Käse und Schinken serviert. Mangelte es an dem nöthigen Service, so mußten die Valetten als Servier-Schüsseln herhalten.

In der Gesellschaft, welche im „Café Greco“ ihr Stelldichein hatte, waren auch mehrere Protestanten, die sich gerne in religiöse Controversen einließen. Rupelwieser's Religionskenntnisse waren von der Art, wie man sie eben in Wien, wo der Josefinismus in der vollsten Blüte stand, damals erwerben konnte. Den Protestanten gegenüber wollte Rupelwieser nun aber nicht unwissend erscheinen; er fieng an sich um religiöse Kenntnisse zu bemühen. Seine reine Seele wurde von der Größe und Heiligkeit der katholischen Kirche überwältigt, und er hatte es seinen protestantischen Gefährten zu danken, daß er ein treuer Sohn der Kirche wurde. Es scheint nicht, daß bei Rupelwieser eine momentane Wendung eingetreten ist, wohl aber ein stetiges Weiterstreiten, ein immer tieferes Erkennen, eine wachsende Liebe zur Kirche, die sich nicht bloß an frommen Gefühlen genügen ließ, sondern die zur opferfreudigen That wurde. Selbstverständlich ist es, daß sich damit für Rupelwieser's künstlerische Laufbahn eine neue Richtung erschloß, eine Richtung, in der er Großes geleistet hat und der er bis zum Tode treu geblieben ist.

Bis Ende Juli 1824 blieb Rupelwieser in Rom, er malte fleißig, um sich ein Reisegeld für die Heimkehr zu verdienen. Von Wien aus machte man ihm Hoffnung auf ein akademisches Stipendium, aber die Sache gieng nicht weiter. Da kam Beresin wieder; er hatte aus Rußland Geld für sein Unternehmen erhalten und wollte nach Sicilien gehen. Rupelwieser sollte ihn begleiten, die Bedingungen wurden neu gestellt, Beresin war zu Allem bereit, schon darum, weil Rupelwieser's Ansprüche sehr bescheiden waren; dieser rechnete, daß — da ja die Reise und Verpflegung frei gehalten waren — die ein oder zwei Scudi per Tag, welche Beresin je nach den Arbeiten versprach, genügen würden, um ihm darnach die Heimreise in sechs oder acht Wochen zu ermöglichen.

Die Hitze und schlechte Luft in Rom hatten Rupelwieser's Gesundheit angegriffen, und kleine Mahnungen der Malaria machten sich bemerkbar. Unter diesen Verhältnissen trat er am 10. August die Reise an, vorerst nach Neapel, wo er am 13. August ankam und am 20. mit Beresin zusammentraf. Nach

einem mehrtägigen Aufenthalt daselbst und einem Ausflug auf den Vesuv wurde die Reise von Neapel nach Sicilien mit dem Dampfschiffe ausgeführt. Von Messina aus, von wo der Ätna bestiegen wurde, gieng es über Catania nach Siracus und von dort in das Innere des Landes. Die Reisenden machten übermäßig weite Tagestouren, da die Nachtherbergen weit von einander entfernt lagen. Einmal waren sie genöthigt, in einem kleinen Orte im Freien unter einem Hausthor zu übernachten, infolgedessen Rupelwieser, Beresin und ihr Diener am Fieber erkrankten. Nach zwei weiteren anstrengenden Tagreisen brachen sie, vom Fieber überwältigt, in Girgenti zusammen. Rupelwieser war am 15. November schon dem Tode nahe, und als er sich zu erholen schien, wurde seine noch sehr geschwächte Gesundheit durch das Ableben Beresin's tief erschüttert. Die hiermit verbundenen geistigen und körperlichen Anstrengungen (Rupelwieser verließ das Bett, um das Begräbniß zu besorgen) brachten ihn neuerdings an den Rand des Grabes. Der Arzt gab ihn auf, verbot indessen doch noch das Trinken des ungesunden Wassers. Der Hauswirt, ein gutmüthiger Mann, dachte jedoch, man könnte, wenn der Kranke ohnehin sterben müsse, doch noch dessen brennenden Durst stillen, und gab ihm reichlich zu trinken. Hierauf trat in der folgenden Nacht eine Wendung zum Besseren ein. Beresin, der in Neapel und Catania viel verbraucht hatte, war ohne Geld nach Girgenti gekommen, seine Sachen mußten nun als Pfand dort bleiben. Um Rupelwieser nahm sich ein junger Livländer namens Thale, als Russe ein Landsmann Beresin's, an, der die Geschäfte des Verstorbenen ordnete und Rupelwieser viele Gefälligkeiten erwies. Nach 30 Jahren sendete Rupelwieser Herrn Thale zur Erinnerung an jene Zeit eine kleine Landschaft, den Ätna darstellend, nach St. Petersburg.

In einer Sänfte mußte sich Rupelwieser nach Valermo bringen lassen und kehrte von da aus nach Neapel zurück, wo er Ende December 1824 ankam. Dort mußte er vorerst abwarten, bis von Seite der russischen Gesandtschaft Beresin's Geschäfte geordnet und seine Ansprüche gedeckt waren. Einige Bestellungen erleichterten ihm das Fortkommen, und die Kaiserin Carolina Augusta sendete ihm eine Unterstützung von 100 fl. Aber seine Kräfte erneuerten sich nur sehr langsam und so verzögerte sich die beabsichtigte Abreise. Inzwischen verkehrte Rupelwieser viel mit den damals in Neapel anwesenden österreichischen Officieren, unter welchen er liebe Freunde gewann. Dabei blieben seine künstlerischen Arbeiten nicht zurück. Außer verschiedenen Porträts malte er ein kleines Ölgemälde nach Goethe's „Erlkönig“ und fertigte verschiedene Zeichnungen für die Herzogin von Sagan an. Äußerst schmerzlich berührte ihn zu dieser Zeit die Nachricht vom Tode Bonora's. Schon dachte er daran, zusammen mit dem österreichischen Militär in die Heimat zurückzukehren; er entschloß sich aber doch anders und reiste am 15. Juli 1825, da sich die Gelegenheit dazu bot, mit einem österreichischen Botschafts-Courier von Neapel ab, sah Rom nur im Fluge, besuchte Siena und machte erst in Florenz einen längeren Aufenthalt, um, wie er schrieb, seinen lieben Fiesole in dessen Heimat noch einmal zu begrüßen. Je näher er dem Vaterlande kam, um so gewaltiger überkam ihn die Sehnsucht nach seiner Heimat, seinen Lieben und vor Allem nach seiner Braut, und entzückt jubelte er auf, als er bei der Überfahrt über den Po die Alpen wieder erblickte. So beschleunigte er denn nach Kräften seine Rückkehr. Sein Verbleiben in Bologna war nur kurz, Ferrara und Padua paßierte er ohne Aufenthalt, hielt sich in

Venedig nur einen Tag, in Triest zwei Tage auf und kam am 7. August 1825 in Wien an.

So sehr ihm der Aufenthalt in Italien durch harte Erlebnisse und gewaltiges Heimweh verbittert war, heilte die Zeit diese Wunden und Kupelwieser sprach in späteren Jahren stets gern von den kleinen und größeren Erlebnissen seiner Reise.

In Wien traf er Manches verändert. Mehrere liebe Freunde waren aus dem Kreise geschieden, theils durch äußere, theils durch innere Gründe dazu veranlaßt. Wieder gruppierte sich eine kleine, aber gewählte Gesellschaft um Bruchmann, der sich Kupelwieser angeschlossen. Einige der alten Freunde waren geblieben, neue dazu gekommen, im ganzen war aber deren Zahl vermindert. Was Kupelwieser in Rom kennen gelernt, das hatte Bruchmann in Wien erkannt, und auch er war aus dem die Wiener Gesellschaft bestrickenden Indifferentismus erwacht und ein eifriger Katholik geworden.

Einige alte Freunde, welche Kupelwieser's religiöse Anschauung nicht theilten, zogen sich von ihm zurück. Später erkannten sie, daß er kein Kopfhänger geworden, daß er denselben frischen, reichen Geist zurückgebracht hatte, daß er der alte, treue Freund geblieben war und daß er stets die größte Duldsamkeit gegen Andere übte, wenn sie auch das innere Seelenleben des Künstlers, aus welchem all' die reichen Schätze, welche Gott hineingelegt hatte, sich entwickelten, nicht verstanden.

Einige Bilder, welche Kupelwieser gleich nach seiner Rückkehr malte, zogen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Es waren dies die „Heiligen drei Könige, dem Sterne folgend“, welches die Herzogin von Sagan kaufte und „Die Heilung des Tobias“. Außerdem malte er noch viele Porträts, wie Kupelwieser überhaupt bis zum Jahre 1840 viel mehr Porträts als historische Bilder schuf, obwohl sein Herz und Sinn ihn immer mehr zu diesen zog.

Kupelwieser hatte sich kaum in Wien niedergelassen, so meldeten sich schon junge Leute, die seiner hervorragenden Meisterschaft zu folgen trachteten. Unter diesen war wohl der bedeutendste Eduard Steinle, der nur von seinem 12. bis 15. Jahr die Wiener Akademie besucht hatte, dann aber zwei Jahre in Kupelwieser's Atelier arbeitete und mit großer Liebe an dem Meister und Freunde, der nach des Vaters Tode auch sein Vormund wurde, hing. Nach Kupelwieser's Tod schrieb er an dessen Witwe: „Als ich ihn nach Jahren wieder sah, war er ganz das alte Herz, das lebenswürdigste Gemüt, der mich in meiner Jugend nicht allein auf die richtige Bahn der Kunst geleitet, sondern mir noch weit Wichtigeres, die Bahn der Religion und der Kirche erschlossen hat.“

Wenn auch noch ohne sichere Stellung, bloß auf den Erwerb der Kunst angewiesen, führte Kupelwieser doch am 17. September 1826 seine Braut heim und gründete mit ihr, wenn es auch an Mühsalen mancher Art nicht fehlte, eine der denkbar glücklichsten Ehen. Bei der im Hause der Eltern Luz gefeierten Hochzeit ließ sich sein treu gebliebener Freund Schubert es nicht nehmen, den vergnügt tanzenden Gästen seine herrlichen Weisen aufzuspielen und Moriz Schwind begrüßte die junge Frau als „Frau Meisterin“.

Bald nach seiner Verheirathung fiel Kupelwieser die Erhaltung seiner verarmten Mutter und Schwester, später auch die eines Neffen, seines ältesten Bruders Sohn, fast vollständig zu.

Diese Umstände und auch, daß sich Rupelwieser daheim am wohlsten fühlte, veranlaßten ihn, ein zurückgezogenes Leben zu führen. Als verheirateter Mann hätte er Einladungen zu gesellschaftlichem Verkehr, wenn er sie annahm, erwidern müssen, was er nicht konnte und was auch seinem ernster gewordenen Geschmacke nicht mehr entsprach. Doch war sein Haus und sein bescheidener Tisch jedem Freunde, der sich damit begnügen wollte, offen. Rupelwieser war stets ein freundlicher und liebenswürdiger Hausherr, aber Schmarozern bot seine Tafel keinerlei Genüsse.

An Winterabenden las er mit seiner jungen Frau ernste Bücher oder besuchte seine Schwiegereltern, welchen er ein wahrer Sohn war. Mit Bruchmann und einigen geistesverwandten Freunden verkehrte er häufig. Bei diesen Zusammenkünften, welche sich regelmäßig wiederholten, wurden meistens gediegene Werke vorgelesen und sodann besprochen. Mehrere jüngere Künstler traten zusammen und führten gegenseitig gegebene Compositionsarbeiten aus. Daraus entstand später ein Werk, das unter dem Titel „Christliches Kunststreben“ in die Öffentlichkeit gelangte. Es arbeiteten da außer Rupelwieser auch Führich, Hempel, Radlit, Schulz u. A. mit, doch hatte das Unternehmen keinen Bestand.

Der Tod der Frau Bruchmann's und dessen Schwester, Frau v. Smetana, und der hierauf erfolgte Eintritt der beiden verwitweten Männer in den Redemptoristen-Orden brachten einen Riß in den Freundeskreis.

Die Sommermonate 1833/34 brachte Rupelwieser mit seiner Familie, die damals schon vier Kinder zählte, in Klosterneuburg zu, wo er im September 1833 das von ihm gemalte Hauptaltarbild in der Stiftskirche aufstellte. Seit dem Jahre 1831 war Rupelwieser mit einem Gehalte von 360 fl. (das Quartiergeld mit eingerechnet) als Corrector an der Akademie der bildenden Künste in Wien angestellt. Im Jahre 1836 erhielt er vorerst den Titel eines Professors und einige Monate später, nach Redel's Abgang von der Akademie, auch den Gehalt von 800 fl. und 100 fl. Quartiergeld. Führich, der zu dieser Zeit nach Wien kam, wurde für Rupelwieser ein Ersatz für Bruchmann. Beide Meister waren innig befreundet, und es war dies eine Freundschaft, die erst der Tod löste. In den Jahren zwischen 1830—40 malte Rupelwieser viele Aquarelle im Auftrage der Erzherzoge Ludwig (Bruder des Kaisers Franz) und Franz Carl nach Klopstock's Messias, welche die Erzherzoge als Geschenke für die Kaiserin Carolina Augusta verwendeten und die später in den Besitz des Erzherzogs Carl Ludwig übergiengen. Zwischen 1830 und 1840 malte Rupelwieser die Altarbilder für die Seitenaltäre der Lichtenthaler Kirche und das Hauptaltarbild in der Dominikanerkirche. Im Jahre 1838 erhielt Rupelwieser den Auftrag, den damaligen Fürst-Erzbischof von Olmütz, Baron Sommerau, zu porträtieren. Er mußte zu diesem Ende nach Olmütz und Kremsier reisen und führte dann das Porträt in Lebensgröße, in ganzer Figur, aus. Von dieser Zeit an erhielt Rupelwieser von dem Erzbischof von Olmütz mehrere größere Aufträge für verschiedene Kirchen und mußte deshalb öfters nach Olmütz und Kremsier reisen, wozu man damals einen Zeitaufwand von fast ebensovielen Tagen wie heute Stunden benötigte.

Im Jahre 1840 wurde Rupelwieser Ehrenmitglied der Akademie von Mailand, später auch der von München.

Kupelwieser war der Erste, welcher in Österreich in diesem Jahrhundert wieder al Fresco zu malen begann. Hier handelte es sich nicht bloß um die Zeichnung der Cartons und um die Malerei, der Künstler mußte auch zum Handwerk greifen, sich selbst den Maurer abrichten, der den Anwurf herzustellen hatte, und das Schlemmen des Sandes besorgen. Kupelwieser's erster Versuch in dieser Art war ein Brustbild des hl. Johannes des Täufers ober dem Taufstein der Kirche in Neustift am Wald, wo damals einer seiner Freunde, Ambros Roesner, als Pfarrer lebte. Bald darnach malte er zwei Medaillons in der Hauscapelle des Domherrenhofes in Wien und übernahm es dann, für den Hauptaltar in der neuen Johanneskirche in der Praterstraße in Wien die Altar-Gemälde herzustellen.

Es waren Jahre angestrenzter Thätigkeit; nur selten und kurz durch irgend einen kleinen, mit seinen heranwachsenden Kindern unternommenen Ausflug aufs Land unterbrochen. Da Kupelwieser im Jahre 1836 in der Alservorstadt eine Wohnung mit einem Garten bezog und diese 1840 mit einer schönen großen Wohnung im gräf. Schönborn'schen Hause, in der jetzigen Laudongasse im VIII. Bezirke Wiens, vertauschte, dachte er nicht mehr daran, mit der schon sehr zahlreichen Familie aufs Land zu ziehen. Diese letzte Wohnung bot viele Annehmlichkeiten; sie war sehr geräumig, eine alte Herrschaftswohnung, mit freilich etwas verfallener gräflicher Pracht. Jene Zimmer, welche einst die gräf. Schönborn'sche Galerie enthielten, waren wahre Prachträume, mit großen Spiegeln, Marmortischen und barocken Deckengemälden. Sie dienten ihm als Atelier und zur Aufbewahrung der vielen Cartons, die er für seine Bilder gezeichnet hatte. Der parkähnliche Garten durfte von ihm und den Seinen benützt werden. Besonders anmuthig war das sogenannte Balconzimmer, das im Sommer stets als Salon benützt wurde. Im Vergleich mit den anderen Zimmern war es nicht groß, hatte aber einen Balcon in den Garten. Dort verlebte der Künstler mit seiner Familie manchen schönen Abend. Wiener Künstler und Freunde, sowie bedeutendere Künstler und Gelehrte des Auslandes, die ihr Weg, sei es, daß sie nach Italien giengen oder von dort kamen, durch Wien führte oder die sonst die Donaustadt besuchten, waren häufige und gern gesehene Gäste. Aber auch die heimischen Freunde versammelten sich dort oft, und da Kupelwieser die Musik sehr liebte, wurde auch viel musiciert. Eine Freundin seiner Töchter, Auguste Wagner, eine Pianistin ersten Ranges, deren sich ältere Wiener wohl noch erinnern, verbrachte wöchentlich einen Abend in der Familie und war der musikalische Mittelpunkt dieser gediegenen Unterhaltungen. Sie spielte die Classiker mit Meisterschaft und sang mit Vorliebe Schubert'sche und Mendelsjohn'sche Lieder. Mit ihrer Kunst nicht prunkend, war sie stets gerne bereit, auch mit minder Begabten Duette und Quartette einzustudieren und zu singen und so kam es, daß Schubert's damals noch wenig bekannte Gesangs-Quartette häufig zum Vortrage gelangten. Nach Auguste Wagner's frühem Tod war es das Ehepaar Eisenlohr, das häufig durch seine Gesangsleistungen im Balconzimmer die Mußestunden Kupelwieser's verschönte.

Da wir an dieser Stelle kein genaues Verzeichniß sämmtlicher Werke Leopold Kupelwieser's geben können, so sollen hier nur jene hervorgehoben werden, welche gesonderte Perioden seines Künstlerlebens zum Ausdruck bringen. Eine solche Periode war die Arbeit in der oben genannten

Kirche in der Braterstraße. Zwei Jahre Arbeit kann man für dieses Werk rechnen, denn im Winter zeichnete Rupelwieser die Cartons, welche weit über Lebensgröße gehalten sind, und im Sommer malte er dann vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend in der eben erst neu erbauten Kirche. Freilich wurde zu dieser Zeit noch manches andere Bild geschaffen. Besondere Sorgfalt widmete Rupelwieser den von ihm verwendeten Farben, welche er sich häufig selbst bereitete. In den letzten zehn Jahren seines Lebens nahm er sich dazu nicht mehr die Zeit. Neue Erfindungen auf dem Gebiete der Farbenchemie ließen ihm das unnötig erscheinen. Aber jetzt, nach einer Reihe von Jahren, erkennt man wohl, daß Rupelwieser's Bildwerke der früheren Periode mit den selbst bereiteten Farben unvergleichlich klarer im Colorit sich erhalten haben als jene seiner späteren Zeit, in der er sich vielfach neuer Farben bediente.

Im Spätherbst 1845 unternahm er, nach längerer Pause, den ersten größeren Ausflug, für den er sich einen Urlaub von vierzehn Tagen gönnte. Er reiste mit seiner Frau ins Salzkammergut. Die Veranlassung dazu gab ein Altarbild des hl. Martinus, das er über Auftrag des Erzherzogs Ludwig für die Pfarrkirche von Gosern gemalt hatte. Bei dieser Gelegenheit übernahm er auch eine Bestellung des Erzherzogs Franz Carl für ein Altarbild nach Ischl. Eine Erkrankung im Winter 1845—46 veranlaßte ihn, 1846 eine Cur in Baden bei Wien zu gebrauchen, welche er später einigemal wiederholte. Auch während seiner Badecur malte er stets an kleineren Bildern, machte aber des Nachmittags mit seiner ihn begleitenden Gattin und einem oder zwei seiner Kinder, welche abwechselnd bei ihm waren, weitere Ausflüge. Im Herbst 1847 reiste er in Gesellschaft Führich's nach Ischl, wo er das Hauptaltarbild, den hl. Nicolaus darstellend, in die Kirche brachte. Von da aus gieng der Weg über Altötting, um Bruchmann zu sehen, dann weiter nach München, wo die dortigen Künstler den beiden Wiener Professoren einen überaus herzlichen Empfang bereiteten. Auf der Reise trafen sie noch mit Dr. Josef Fick, dem einstigen Geschichtslehrer des Kaisers Franz Josef, und Dr. Theobald Rizi,*) einem Vetter von Rupelwieser's Frau, zusammen. Die Gesellschaft besuchte noch Augsburg, Nürnberg, Bamberg und Regensburg.

Trotz der Ungunst der Zeiten erhielt Rupelwieser im Frühling 1848 den Auftrag, die Decke des Saales im neuen Statthaltereigebäude mit Bildern aus der österreichischen Geschichte zu schmücken. Er arbeitete mit vieler Liebe an diesem Werke. In einem Bericht, welchen er über Verlangen der Kaiserin Carolina Augusta an dieselbe über die Ereignisse dieses Jahres richtete, schrieb er über seine eigene Person: „Ich habe das Glück, mich in mein Amt der Kunst flüchten zu können und der Außenwelt nur die nöthigste Aufmerksamkeit zu widmen. Ich verwendete hiebei einige junge Leute, Eduard Engerth, Bogler und Soldaditsch als Hilfskräfte und war dadurch in der glücklichen Lage, sie von den Thorheiten und verbrecherischen Umtrieben abzugeben. Sie erkannten dies dankbar an, und indem ich sie mit an der Kunst erwärmte und belebte, habe ich mit ihrer Beihilfe einen großen Theil des Saales beenden können.“ Rupelwieser's redlicher Charakter, seine Treue gegen das österreichische Kaiserhaus empörte sich gegen die revolutionären Bestrebungen dieser Zeit. Er war ein Mann der That, verschmähte es

*) Dr. Theobald Freiherr v. Rizi, gest. 1882 als Präsident des Obersten Gerichtshofes.

aber, seine Zeit mit Spielereien hinzubringen. Deshalb konnte er sich nicht entschließen, der damals bejubelten Nationalgarde beizutreten, welche sich oft mit recht lächerlichem Soldatenspiel beschäftigte; dagegen trat er selbstverständlich bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bot, entschieden für Kirche und Kaiser ein. Viele Verdienste erwarb er sich bei der Gründung des Katholiken-Vereines, an dessen Entwicklung er mit Veith und Anderen arbeitete: und später bemühte er sich auch eifrig für die Einführung des Lehrling-Vereines in der Pfarre Alservorstadt. In den Octobertagen 1848 mußte er seine al Fresco-Arbeiten unterbrechen. Wenn er auch nie eine Waffe ergriffen hatte, so war doch sein entschiedenes männliches Auftreten den Revolutionären gegenüber für das von ihm bewohnte Haus ein Schutz, denn sein kräftiges und muthiges Verhalten hinderte die sogenannte polnische Legion, ihr Hauptquartier dort aufzuschlagen. Bei der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph mußte Kupelwieser ein kleines Familien-Aquarell für den kaiserlichen Hof malen. Die Mutter des Kaisers, Frau Erzherzogin Sophie richtete diesbezüglich ein eigenhändiges Schreiben an ihn.

Im Juni 1850 verließ Kaiser Franz Joseph dem Künstler das Ritterkreuz des Franz Josephs-Ordens. Im Herbst desselben Jahres reiste er auf Veranlassung des Erzherzogs Ludwig nach Deutschland. Der Weg gieng wieder über Nischl, wo er im Auftrage des Hofes die Gemälde für die beiden Seitenaltäre der dortigen Pfarrkirche zu malen hatte. Uebermals waren Führich und für einen Theil der Reise auch Rizi seine Gefährten. Er berührte München, Stuttgart, Frankfurt. Das Reiseziel war Köln und Straßburg. In Neuburg bei Schloßer sah er Steinle wieder und noch manchen guten alten Freund. Er schrieb nachhause, es komme ihm vor, als fahre er vor der Mariabülfer-Linie herum, so vielen Bekannten begegne er. Bei der Rückreise begab er sich mit Führich von München aus nach Ober-Ammergau. Im Sommer 1851 besuchte er, um im Auftrage der Erzherzogin Sophie ein Porträt der Marie Moerl anzufertigen, in Begleitung seiner Frau Tirol. Von Nischl aus, wo er noch Geschäfte hatte, gieng er nach Innsbruck und Meran. Von dort aus hätte er gerne das Ultenthal, die Heimat seiner Vorfahren besucht, aber die schlechten Wege und der Mangel an Zeit hielten ihn davon ab. Im November desselben Jahres zeichnete ihn Papst Pius IX. mit dem Ritterkreuz des Gregor-Ordens aus. Mit dem Beginn des folgenden Jahres 1852 wurden bei der Reorganisation der Akademie durch den Grafen Thun je eine der neuerrichteten Meisterschulen Kupelwieser und Führich übergeben. Auch wurde deren Gehalt verdoppelt, d. h. mit 1600 fl. normiert. Die Errichtung dieser Meisterschulen freute Kupelwieser sehr, trotzdem er infolge derselben sein schönes Atelier im Schönborn'schen Hause mit einem solchen in der Akademie vertauschen mußte, was ihn auch nöthigte, außer dem Hause zu speisen und dadurch die ihm liebe Vereinigung der Familie am Mittagstisch aufzugeben.

Im Frühling 1854 war Kupelwieser unter jenen Künstlern, welchen die Ausschmückung der Verchenfelderkirche übertragen wurde. Führich hatte den Auftrag erhalten, sowohl die Auswahl wie die Plätze für jene Motive zu bestimmen, welche in der neuerbauten Kirche zur künstlerischen Darstellung gelangen sollten. Die Composition der so festgestellten Gemälde und deren Ausführung war dann Sache jedes einzelnen Künstlers. So war Kupelwieser

die Aus schmückung der Kuppel mit der Darstellung der acht Seligkeiten und der beiden Seitenaltäre übertragen worden. Rupelwieser wählte für die symbolische Darstellung der acht Seligkeiten vier Scenen aus dem alten und vier aus dem neuen Testament, welche sozusagen der praktische Ausdruck der von Christus dem Herrn gegebenen Verheißungen sind. Die Seitenaltäre mit ihrem Wand schmuck sollten die Einsetzung des allerheiligsten Sacramentes beim letzten Abendmahl und den Marien-Cultus verbildlichen. Die letztere Darstellung, die allerseeligste Jungfrau, umgeben von den Heiligen, die durch Verwandtschaft und Verehrung ihr besonders nahe gestanden sind, wird vielfach als die Perle der Malereien in der dortigen Kirche bezeichnet.

Diese Arbeiten, welche erst 1860 vollendet wurden, nahmen Rupelwieser's Arbeitskraft nicht vollständig in Anspruch. Er arbeitete in diesem Zeitraum noch vieles Andere nebenher. Da die Kirche, der seelsorglichen Verhältnisse wegen, zu einer Zeit ihrem Cultuszwecke übergeben werden sollte, als zwei Gemälde unter dem Musikchor, welche Führich übernommen und deren Cartons er schon gezeichnet hatte, noch nicht ausgeführt waren, übernahm Rupelwieser auf Führich's Bitte auch deren Ausführung, — ein Opfer, welches der selbstschaffende Künstler der Kirche und seinem Freunde brachte.

Rupelwieser's Charakter blieb sich Zeit seines Lebens gleich, nur daß er im Alter in der Beurtheilung Anderer noch milder wurde. Von jeher war er allem Gefünstelsten abhold und vermied den äußeren sogenannten genialen Anstrich, weil er als Künstler im wahren Sinne des Wortes auf Äußerlichkeiten keinen Wert legte. Nicht bloß seine Freigebigkeit und die Sorgfalt, mit welcher er auch gering bezahlte Bilder ausführte, zeigen seine große Gesinnung, sondern vor allem war es die Art und Weise, wie er Kränkungen und Zurücksetzungen ertrug, worin dieser edle Zug seines Charakters zu Tage trat. Nie großte er seinen Neidern, im Gegentheil kam er ihnen stets gütig entgegen und gewann sie durch die Lauterkeit des Wesens. Seinen Schülern war er immer ein wahrer Vater und Freund, bemüht ihnen zu rathen, zu helfen, ihnen Arbeit zu verschaffen und dieselbe zu fördern.

Rupelwieser's Bildung war äußerst vielseitig. Kein Gebiet der Wissenschaft war ihm vollkommen fremd, mit besonderer Vorliebe aber befaßte er sich mit Geschichte. Außer mit wissenschaftlichen Werken gab er sich auch gerne mit schöner Literatur ab und liebte es, gute Bücher im Familienkreise vorlesen zu lassen. In seinem Bekenntnisse als Katholik war er stets offen und entschieden. Es mochten gute oder schlechte Christen, Katholiken und Protestanten bei ihm sein, er betete vor und nach Tisch, und wenn das Angelusläuten erklang, erhob er sich, ohne sich um Andere zu kümmern. Es wagte sich aber auch kein Spötter an ihn, denn ohne daß man ihn strenge nennen konnte, hatte er doch etwas ungemein Ehrfurchtgebietendes an sich. Große Treue in Erfüllung jeglicher religiösen Pflicht zeichnete ihn stets aus und die Anhänglichkeit an die Kirche war ein ausgesprochener Zug seines Wesens. Im eigenen Hause hielt er fest an der Aufrechthaltung der väterlichen Autorität, war aber ein äußerst liebevoller und besorgter Vater und fühlte sich nirgends wohler als im Kreise der Seinen.

Die Aufträge, welche Rupelwieser von Seiten des Hofes erhielt, brachten ihn in Berührung mit den meisten älteren Mitgliedern desselben. So mit

Kaiser Ferdinand, den Erzherzogen Ludwig, Anton, Johann, Franz Carl und Erzherzogin Sophie. Vor allem aber war es die edle Kaiserin Carolina Augusta, welche ihn nicht nur in Kunstangelegenheiten zu Rathe zog, sondern auch manche ihrer vielen Wohlthaten, besonders an Künstler, durch seine Hand spenden ließ. Sie nahm an allen Ereignissen Antheil, welche das Leben Kupelwieser's oder seine Familie betrafen, zog in Erkrankungsfällen stets genaue Erkundigungen über sein oder der Seinen Befinden ein und berief ihn oft betreffs Berathungen zu sich. Als einst im Hause, wo Kupelwieser wohnte, nachts ein Feuer ausgebrochen war, welches einige von seiner Wohnung entfernte Objecte verzehrte, war es die Kaiserin, welche gleich am frühen Morgen anfragen ließ, wie es ihm und den Seinen ergangen sei. Als Fühlich durch die Ereignisse des Jahres 1848 ganz gebrochen von Schönlind, wohin er mit seiner Familie vor der Revolution geflohen war, im folgenden Jahre wieder zurückkehrte, bestellte die Kaiserin, auf Kupelwieser's Verwendung hin, bei demselben die Zeitbilder. Aus einem Brief an die hohe Frau aus dieser Zeit geht hervor, welch' warmes Interesse er den Arbeiten seines Freundes zollte. Mit einer bedeutenden Persönlichkeit befreundete sich Kupelwieser noch in späteren Jahren, es war dies der damalige päpstliche Nuntius am österreichischen Hof und spätere Cardinal und Erzbischof von Bologna, Viale Brela. Die Annäherung fand schon in den vierziger Jahren statt, theils durch Besuche des Nuntius im Atelier des Künstlers, theils durch Bestellungen von Bildern über Auftrag ihm befreundeter Kirchenfürsten. Aus dem geschäftlichen Verkehr wurde bald ein freundschaftlicher, Kupelwieser berieth sich mit dem gelehrten Theologen über seine kirchlichen Compositionen, besonders über die Auswahl der Darstellungen in der Alt-Verchensfelder Kirche. Der Künstler war ein häufiger Gast in der päpstlichen Nuntiatur. Aus dem Jahre 1857 stammt auch das bekannte und viel verehrte Herz Jesu-Bild in der Universitätskirche. In den Jahren 1856 und 57 mußte Kupelwieser nach Kalocsa reisen, wo er mehrere Bilder für den Hauptaltar des dortigen Domes und das Porträt des Erzbischofs zu malen hatte. Im Frühling 1857 besuchte er von dort aus seinen zweiten Sohn, der als Hüttenmeister zu Reschiza im Banat angestellt war. Im Herbst des Jahres 1859 wiederholte er diese Reise mit seiner Frau, um sein erstes Enkelkind dort zu begrüßen.

Obwohl schon ein Sechziger, arbeitete Kupelwieser noch mit vollständiger Jugendfrische. Nachdem er im Jahre 1861 das große Altarbild Maria-Himmelfahrt für die Universitätskirche in Wien vollendet hatte, machte er mit seiner Familie einen Ausflug nach Maria-Zell. Von Mürzzuschlag aus legte er einen großen Theil des Weges zu Fuß zurück und war für sein Alter so kräftig, daß seine Freunde so wie seine Familie ein gewisses Unrecht zu haben schienen, für ihn ein hohes Alter zu erhoffen. Da begann er anfangs 1862 zu kränkeln, doch besserte sich das Ubel anscheinend, und nach einer Badecur in Tüßler kehrte er Mitte August heiter und vergnügt, wie er es nach jeder Reise war, nach Wien zurück. Am 16. September wohnte er der Hochzeit seines ältesten Sohnes in Krems bei und machte, nach Wien zurückgekehrt, mit dem jungen Paar und seinen übrigen Kindern noch eine Partie auf den Leopoldsberg. Acht Tage nach der Hochzeit erkrankte er aufs neue, und es folgte eine Reihe von schmerzlichen Tagen und Wochen. In weniger schmerz-

lichen Stunden versuchte er noch zu zeichnen und hörte gerne Musik, lange aber vertrug er Beides nicht. Dazu kam noch, daß die Familie die Wohnung, in der sie 22 Jahre gewohnt hatte, infolge Verkaufs des Hauses wechseln mußte. Todkrank mußte er sich in einer Sänfte in die neue Wohnung bringen lassen. Als die Seinen zu einer Zeit, in der man sein Leben noch zu erhalten hoffte, gelegentlich des Übersiedelns sein Malzeug ordneten, sagte er mit einem Seufzer: „Gebt die al Fresco-Farben weg, ich werde mit ihnen nicht mehr malen können.“ Am 15. November fühlte er sich frei von Schmerzen, die Schwäche nahm aber so zu, daß ihn sein Beichtvater aufforderte, am folgenden Tage die Sterbesacramente zu empfangen. Die Ankunft seiner älteren Söhne, die man telegraphisch berufen hatte, schien ihn zu erfreuen, jedoch war er zu schwach, um an ihrer Gegenwart tieferen Antheil zu nehmen. Am 17. November 1862, eine halbe Stunde nach Mittag, verschied Leopold Rupelwieser, sanft und ohne Todeskampf, umgeben von seiner Familie und seinem treuen Freunde Carl Roesner.

Eine zahllose Menge füllte am 19. November in später Abendstunde den Stefans-Dom, in welchem Rupelwieser's Leichnam eingeseget wurde. Seinen Sarg, den ein Vorbeerfranz schmückte, trugen seine Schüler. Am folgenden Tag wohnte der Todtenmesse in derselben Kirche auch die Kaiserin Carolina Augusta bei.

Nach dem Tode seiner Gattin, im Jahre 1883, wurden Rupelwieser's sterbliche Überreste von dem Kirchhof in Währing nach dem in Grinzing übertragen und dort in einem Grabe mit der so sehr geliebten Frau vereinigt. Ein schlichter Leichenstein mit dem Bilde des auferstandenen Heilands schmückt das Grab. „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, diese Worte umgeben das Bild des Heilands und unter demselben stehen die Worte des alten Osterliedes:

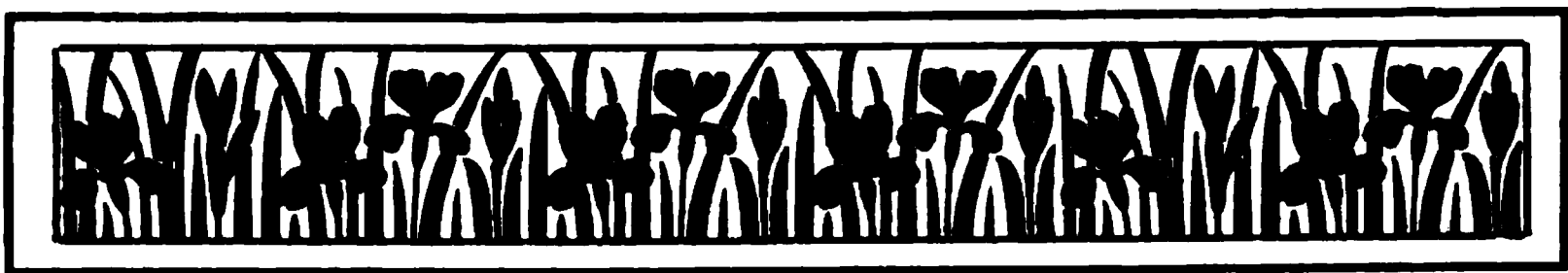
„Wie Du vom Tod erstanden bist,
Laß uns erstehn, Herr Jesu Christ.“

Ein Spruch den er selbst kurze Zeit vor seinem Tode als passend für ein Sterbe-Andenken bezeichnete.

Gewiß passen diese Worte für die beiden treuen, glaubensstarken Menschen, welche unter diesem Steine einer seligen Auferstehung entgegen harren.

* * *

Mit Rupelwieser sank einer der hervorragendsten Künstler der älteren Wiener Schule ins Grab. Ernst Förster, der in seiner Geschichte der deutschen Kunst gerade dieser Schule, und besonders Führich nicht gerecht wird, läßt doch Rupelwieser volle Anerkennung zu Theil werden, indem er über ihn schreibt: „Leopold Rupelwieser, bereits 1809 Schüler der Akademie, theilte die künstlerische und religiöse Sinnesweise Führich's, doch ohne dessen Härten. Sein Stil ist freier, breiter, die Formen sind größer, der Ausdruck und die Bewegung belebter; weniger reich an Gedankencombination, besitzt er eine vollere Gabe der Unmittelbarkeit. Fest in der Zeichnung, geschickt im Malen, gibt er seinen Werken das Gepräge einheitlicher Vollendung, dessen Wert durch den darüber ausgegossenen Ernst der Auffassung und die feierliche Milde der Darstellung erhöht und gesichert wird.“



Donau und Rhein.

Ein Essay.

Von Dr. Anton Dürrewächter.

Dagmach taucht hinter mir Bischof Pilgerims Stadt mit ihren Giebeln und Thürmen in den Fluten der Donau unter. Ernst und einsam wird es ringsum. Die „Kaiserin Elisabeth“, der stolze Dampfer, auf dem ich durch die dunkeln Waldberge des Baprishen Waldes und des Hausruß in die Ostmark hinuntergleite, wird selbst immer stiller, immer zögernder und vorsichtiger; denn da, wo lauernd wie eine zum Sprung fertige Katze, die Raubburg Hagenbach den Lauf der Donau bewacht, pressen stets wuchtiger ragend und drängend die Berge den Strom in ihre Arme und nur, in scharfer Biegung sich zurückwendend, um den Lauerplatz der Raubburg herum vermag er zu enttrinnen. Hier schrillt die Dampfpfeife durch die stillen Wälder, dem Stromaufwärts kommenden Schiffe zum warnenden Zeichen. Die Räder ruhen hier, nur das Steuer hilft dem Strome die stolze Last weiter tragen. Hier läßt es sich gut träumen. Schwach nur ist der erste Platz besetzt, und die Wenigen sind ernst und stille wie ich. Vielleicht geht es ihnen wie mir. Auch sie vielleicht empfinden das eigenartig Ernste und zum Sinnen Einladende dieser Donaulandschaft und das Hochgefühl, auf diesem merkwürdigsten der Ströme Europas dahinzufahren.

Wie oft hab' ich in meiner Kindheit am Rhein von dir geträumt, du geheimnisvoller Strom des Westens und Ostens! Auf der Karte bin ich dir oft gefolgt, mit den Nibelungen in Gedanken hinuntergezogen in König Etzels Reich und mit den Kreuzfahrern auf dir in das wilde, geheimnisvolle Märchenland des Orients gerudert. Dann sah ich dich selbst und lebte lange schöne Jahre an deinen Ufern. Aber, war es der Umstand, daß des Menschen Sehnsucht immer wieder nach der Jugend geht, oder war es etwas Undefinierbares, was wie vom Rhein einst zur Donau, so nun von dieser zum Rhein eine unsichtbare Brücke des Denkens und Empfindens baute: meine Gedanken kehrten von der Donau zum Rhein zurück, und Räthsel gaben mir nun sie beide auf, die deutschen Ströme, die so nahe bei einander ihre Wiege haben, soviel von der nämlichen Geschichte, Sage und Kultur empfiengen und doch, auf so ganz anderen Wegen eilend, so gar verschiedener Art sind. Das war es, was als Leitmotiv aus jenem Sinnen in der Donauenge bei Hagenbach sich herausgestaltete und hinunter und hinunter auf dem bei allem Wechsel gleichmäßig ernstern Strom mich nicht mehr loslassen wollte.

Nahe beisammen sah ich Rhein und Donau. Es ist ja nicht weit von den düstern Schwarzwaldhöhen, aus denen die kleinen Quellbäche der Donau rinnen, bis zu den sonnigen Hügeln, an denen schon die rheinische Traube

reißt, von dem einsamen Thale der Brege und der Brigach bis hinauf zu den Gipfeln, von denen aus man die weiten lachenden Fluren mit der silbernen Kette des Rheines, ihrem schönsten Geschmeide, übersieht. Und tief drunten im Schoß der Berge, sagt man, wissen sogar die Gewässer zaubernd nicht, wem sie zufließen sollen, dem grünen starken Sohn des Gletschereises oder der braunen schwächlichen Tochter des Schwarzwaldes. Den Römern schon war dieses nahe Beieinander der Beiden aufgefallen. Geschwister haben Spätere sie genannt. Gut, mag es einmal gelten, das Bild, wenn auch nur so, daß uns Rhein und Donau wie Nachbarskinder erscheinen. Wie Nachbarskinder! Man erzählt sie sich gerne, die Geschichte solcher Nachbarskinder, und immer läuft sie darauf hinaus, daß bei so verschiedenem Wesen ihre Wege weit von ihrer Wiege giengen. Darf ich von einem Wesen, von einem Charakter der Ströme sprechen? Ich zweifle nicht. Es gibt Landschafts- und Stromcharaktere, und die beiden, die ich meine, sind deutlich genug.

Sonnig, fröhlich, vom Anfang an rascher Entfaltung zudrängend, ist der Rhein. Herausbrechend aus dem grünen Gletschereis der freien, lichten, beherrschenden Alpenhöhen stürzt er sich hinunter wie mit einem festen, sieges-
sicheren Entschluß in das Land, das er da oben erblickte. Spielend überwindet er die Hindernisse. Sie scheinen fast nur da zu sein, ihn rasch zu klären und fürsorgend zu stählen. Und siehe, schon lange vor dem Bodensee öffnet sich ihm weites, reiches Land. Dieser selbst aber nimmt ihn auf wie ein ruhiger alter Freund, der einen ungestümen, schaffensfrohen Jüngling zu seinem Besten in Schranken hält. Gesammelter ist denn auch der Rhein geworden, aber seiner Art doch treu geblieben. Unbeirrt durch die Schranken des Jura stürmt er feurig über ihn hinweg, an heiteren Ufern vorbei, bis wie zu nimmer endendem, friedlichem Lauf sich ihm bei Basel die herrliche Ebene weit aufthut. In ihren gesegneten Gauen ist er der Meister und Herr. Mit allem, was sie haben, geleiten sie ihn, mit dem viele Stunden breitem Gürtel schwerer Felder, mit den über sie hinweg zum Rhein hinüber grügenden blauen Bergreihen, deren schönste Tannenstämme er dem Meere zuführt, mit den zahllosen Flüssen und Bächen, die alle zu ihm hinunterstreben. Aber auch als Herr dieser weiten Lande ist er der Alte, der heitere, siegende, zielfreudige Rhein. Wie ein einziger Einklang ist es in dieser ganzen Rheinlandschaft. Selbst die Menschen, die an den Ufern wohnen, und ihre Wohnstätten sind auf ihn gestimmt. Die fröhlichsten und rührigsten der deutschen Stämme sitzen an dem Strome, und schimmernde Städte und schmucke Dörfer spiegeln sich in ihm und drängen sich wie helfende Getreue immer eifriger an ihn heran, je näher die Bergwelt des Hunsrück und Taunus ihn einzuengen strebt. Und nun ist es ihnen doch gelungen! Wie eine Mauer thürmen sie sich ihm entgegen. Wird es nun anders mit dem Rhein? Nur einen Augenblick wiegt das Bild des Ernsten, Schweren, des Kampfes vor. Aber dann hat er in das Thor von Bingen triumphierend seine ganze Art geführt. Ja, er steigert sie noch. Hier wird er zum Rhein der schönsten Sagen, der edelsten Neben, der fröhlichsten Lieder, des bewegtesten Lebens und Strebens. Fast bis zu den Quellen seiner Nebenflüsse hinauf strömt er hier seine eigene Art, und nur auf den Hochflächen droben, in den tiefen Winkeln der Berge hält sich die Eintönigkeit versteckt, die Düsterteit und das Schweigen, die ihm vergeblich wehren wollten. Wenn

ihm, dem hoch und stolz Enteilenden, die sieben Berge dann nachschauen, dann grüßen ihn da, wo er kein Hindernis mehr zu bewältigen hat und der Hauch des Meeres schon herüberstreift, die Thürme des Domes, der die Schwere alles irdischen Materials am leichtesten und schönsten überwunden hat, und die Binnen der fröhlichsten und thätigsten Stadt an seinen Ufern. Das Land aber, durch das er dann noch der Nordsee zuwallt, ist ein ununterbrochenes Denkmal der alles in den Dienst einer großen Kraft zwingenden Arbeit, der fröhlich siegenden Kultur.

Nirgends habe ich von der Donaulandschaft ähnliche Eindrücke gehabt, und stets erschien es mir naturgemäß, daß ihr Strom im Liede so viel weniger gepriesen wurde als der Rhein. Sie löst nicht jene heitere, langesfrohe Stimmung aus wie der Rhein. Wenn ich versuchen sollte, den Eindruck, den mir der Strom des deutschen Südostens immer wieder gemacht hat, in einem Wort zusammenzufassen, so würde ich sagen: ihm ist das Ernst-Einsame eigen, so etwas Ähnliches wie die Schatten, die ein schweres Ringen nach einem immer wieder entweichenden Ziel auch auf ein Menschenleben zu werfen pflegt. Kein anderer europäischer Strom hat es so schwer, seinen Weg zu finden. Die Donau muß tatsächlich die Welt, die sie zu durchfließen hat, erst noch entdecken und mühevoll immer wieder erobern. So ist es schon ganz oben an ihrem Lauf, wo sie zwischen den weißen Felsabhängen der Rauhen Alp in zahllosen Windungen unscheinbar durch grüne Wiesengründe schleicht oder unter dem Kalkgerölle geradezu verschwindet. So auch weiterhin. Bis zur nieder-ungarischen Tiefebene herrscht die Eigenheit eines stets wiederholten Wechsels zwischen beckenartigen Ebenen und enggewundenen Bergwegen. Ein paar Stunden unterhalb der Felsen, wo der Fluß zu dem schwindelnden Balkon des Schlosses von Sigmaringen hinausträumt, ist das erste Mal die Weite gewonnen, die rasch wechselnd sich wieder schließt, auf's neue öffnet und auf's neue verlegt wird. Nur scheinbar ist die Freiheit, welche die Donau unterhalb Ulm erreicht. Das ist die Freiheit des vom Leben Gemiedenen, das Herrenthum des Einsamen. So zieht der Fluß seine Bahn zwischen dem Jura und der Hochebene, durch Wald und Haide, zwischen Ried und Moos, wie durch eine Andeutung der östlichen Steppe, durch die er einst seine Fluten tragen wird, träumerisch ernst hier wie dort und allein mit sich und den Strandvögeln, deren heiserer Ruf nur die Stille unterbricht. Ganz so wie er sind die dunkeln Gewässer, die ihm von Norden zukommen. Selbst der Lech, der pfeilschnelle Alpensohn, bückt, je näher der Donau, um so mehr von seiner Art ein. Dann folgt, als Gegenstück zu Schaffhausen, der wunderschön wilde Felsenschlund von Weltenburg, wo der Fluß, wie überwältigt vom Jura, stehen zu bleiben scheint oder in die Tiefe der Erde zurückkehren will. Nun wieder ein Becken, das von Kehlheim, und dann bis Regensburg hinab ein von der Donau ausgeagtes enge Jurathal.

Erst wo die Donau dessen Last endlich entronnen ist, klärt sich deutlicher ihr Lauf. Ostwärts muß die Bahn gehen, dem geheimnisvollen Lande der aufgehenden Sonne, dem Orient entgegen. Schon fühlt man seine Nähe. Ungarische Laute tönten mir vom Verdeck der „Kaiserin Elisabeth“ ins Ohr. Aber schon in Regensburg, der Endstation der Donau-Dampfschiffahrt, kann man sie hören und fremdartige Gesichter sehen, die den Stempel einer

anderen Welt zu tragen scheinen. Ungarische Namen las ich immer wieder auf den Radkästen, wenn Schlepper mit schwer bepackten Holzfrachten an uns vorüberfuchelten, und den Namen seines ungarischen Mädchens hatte da und dort einer in die Uferfelsen gekritzelt. Vom Occident zum Orient, vom Schwarzwald zur Steppe, vom grundverwachsenen Hof des Alamannen zum Zelt des Tartaren, das ist Ziel und Räthsel des Donaulaufs und der Kampf der Gegensätze sein Grundzug. Kultur und Wildwuchs berühren sich fortwährend nahe an ihr, selbst da, wo sie am wenigsten einsam ist. Wenn im Süden die reichen Getreidehügel Niederbayerns mit den zahllosen Dörfern und Gehöften in den Mulden und im fruchtbaren Isarthal sonnig herab sich senken, so behauptet im Norden das öde Wild- und Waldgebiet des Bapriscen Waldes trotzig seinen Platz an ihr und umschattet sie schließlich mit seiner Einsamkeit. Wieder muß der Weg entdeckt und erkämpft werden. Kaum ist der Kessel von Nischach erschlossen, so sperren ihn gewaltige Bergmauern wieder, dem Linzer Becken folgt der Greiner Wald, der Weitung von Melt die eng gewundene Wachau, der Sumpf- und Auenwelt des Kremser Beckens der Wiener Wald. Überall aber waltet der Ernst und die träumende Stille vor, und etwas wie eine wilde Melancholie will den Strom nicht lassen. Selbst da, wo die gewaltige Kaiserstadt liegt, wo die uralten Straßen aus dem Osten zum Rheine und aus dem Norden zur Adria sich kreuzen, wagt sich nahe die einsam brütende Steppe des Marchfeldes heran, und eben erst ist der Stephans-thurm verschwunden, da ist die Donau schon wieder zum Eden menschen- und kulturscheuer Strandvögel geworden. Kleine Karpathen und Leithagebirge und wieder die Karpathen mit dem Bakonjer-Wald verbinden sich, den Weg in den Osten zu wehren, und südwärts zwingen sie den Fluß.

Aber schon hat er ein Land erreicht, wo das märchenhafte Ziel des Schwarzwaldflusses, der Orient, williger sich ihm öffnet. Die weiteste Ebene ist erkämpft, welche die Donau durchströmt, das eigentliche Gegenbild der oberrheinischen Tiefebene. Denn wie so anders ist es hier! Selten nur treten lachende Fluren hier an den Strom heran, keine blauen Bergzüge geben ihm ihr duftiges Geleite, keine Städte und Dome spiegeln sich in ihm. Offender Spuk nur, aus Dunst und Glas gewoben, ist das Bild, das drinnen in der heißen Steppe der Puszta den Strom mit all' dem schmückt, was ihn reich und heiter machen würde. Unnahbar sind, von Dickicht und Moor besetzt, die Ufer, eintönig ist die Nähe und die Weite. Dafen sind die Städte geworden. Halbwilde Hirten auf ebenso halbwilden Pferden erscheinen da und dort als Staffage, und wie die Zeltlager des fernen mongolischen Ostens gemahnen noch die Dörfer der Rumanier, die hin und wieder am Ufer liegen. Aber eins hat die Donau hier mit dem Rhein gemein. Sie ist Herrin dieses Landes, jedoch in anderer Art als er. Die ungebändigte, dem Geseze der Kultur sich nicht mehr einfügende Herrin ist sie, majestätisch, aber willkürlich, mehr gefürchtet als geliebt. Mit einem Wort, aus der kleinen Schwarzwaldtochter ist die orientalische Despotin geworden. Immer mehr gesellt sich zum Ernst die Wildheit. Die gewaltigsten Wässer der Karpathen und der Ostalpen heranziehend, sprengt sie den zum dritten Mal entgegengethürmten Karpathenwall und raucht durch die Pforte des Ostens, das eiserne Thor, mit jener wilden Leidenschaftlichkeit, welche der Kulturarbeit von Jahrhunderten gespottet hat.

Was der Rhein in seinen wilden Anfängen war, ist die Donau im stetig erneuten Kampf am Ende ihrer Laufbahn geworden, und endgiltig fern bleibt ihr des Rheines heitere Fröhlichkeit. Schüchtern und träumerisch hat einst der kleine Fluß hinaufgegrüßt zu dem hohen Söller der Hohenzollernburg; von dem Lande, dem ein Sohn jenes Hauses die Segnungen westlicher Kultur brachte, hat er sich durch eine Wildnis abgeschlossen, hinter der er einsam dahinströmt, um durch einen Urwald von Rohr und ein Völkergewirre das einsame Meer des Ostens zu gewinnen, ein Strom der Gegensätze, ein räthselhafter Fluß bis ans Ende.

Seit Jahrtausenden sitzt die Sphinx der großen Menschheitsgeschichte des Ostens und des Westens an seinen Ufern. An keinem anderen der Ströme Europas liegt so viel begraben von großem Geschehen und Vergehen. Auch am Rheine nicht: und doch haben beide Flüsse nicht bloß die Nähe ihres geographischen Beginnens gemeinsam, sondern auch den Anfang ihrer Geschichte und den lebendigen Kulturaustausch in langen Jahrhunderten. Wer eine Stelle sucht an der Donau, wo ihm dies deutlicher vor die Seele treten soll, der wird auf und ab an ihr wählen können, mag er nun auf der Höhe sinnen wollen, wo jetzt die weiße Kuppel der Befreiungshalle steht, oder in dem erhabenen schönen Landschaftsrund, darinnen Böchlarn und das Stift Melf gebettet sind, oder an dem Waldrand des weitschauenden Rahlenberges oder auf den Ruinen der Königsburg Bisegrad. An Donau und Rhein, die beide von den Kelten ihre Namen empfangen hatten, nistete sich fast gleichzeitig der römische Adler ein. Der Helbengeist eines Drusus und das Herrscher-genie des Tiberius verbanden die Geschichte der beiden Ströme brüderlich auf Jahrhunderte mit einander. Grenzströme des Imperiums wurden sie. Feste Lager und blühende Städte erstanden an ihren Ufern und am Strom des Arminius wie an dem des Marobod trat die römische Macht und Kultur mit der noch icheu vor ihr weichenden Germanenwelt in Berührung. Enger noch ward die Vereinigung der beiden Ströme und ihre Bedeutung als Schutzwehr der alten Kultur, als Hadrian den gewaltigen Grenzwall von Kehlheim bis Koblenz vollendete. Aber trotzdem stieg gerade an diesen beiden das Morgenroth der neuen Zeit, des Mittelalters, empor. Germanenthum und Christenthum, ihre Grundelemente, begegneten sich am frühesten an Rhein und Donau. Schon früh bildeten sich hier die ersten Christengemeinden und die ersten Flutwellen der germanischen Völkerbewegung brandeten über Rhein und Donau hinaus.

Doch in dem Moment, wo das Imperium in sich zusammen sank, beginnt die Geschichte an jedem der beiden Ströme eigene Wege zu wandeln. Der heitere, fröhliche Rhein ist von der Tragik der weltgeschichtlichen Ereignisse, wie sie die Donau sah, verschont geblieben. Die großartige Wirksamkeit eines hl. Severinus als Trösters und Vermittlers zwischen Romanen und Germanen hat der Rhein nicht gesehen, aber auch nicht den jammervollen Auszug einer ganzen Bevölkerung aus Heim und Heimat und die arge Vernichtung nicht, welche die Römerstädte an der Donau dem Wild und dem Wald überließ. Kampfloser, versöhnlicher gieng der Umschwung am Rheine vor sich. Erstaunlich rasch erwuchs hier die neue Kultur des Mittelalters und entfaltete sich seine neue politische Form. In einer ganz natürlichen Entwicklung sind hier die

Alamannen und namentlich die Franken die Erben römischer Kultur geworden und haben sie in germanischem Geiste verjüngt. Freilich die erste Werbezeit dieses Processes verlief nicht ohne brutale Rückschläge, und der Strom einer ursprünglichen Wildheit, der immer wieder über die Schutzwehren des Rechtes und der Sitte schlug, mußte erst gebändigt werden. Das war die Aufgabe des Christenthums und seiner Apostel, deren Straße der Rhein war. Sie wurde geleistet in stets erneuten Versuchen, von der Stirn dieser Barbaren, die schon längst mit dem Kreuze bezeichnet war, in das Herz einzubringen. Und wenn es gelang nach vielen Mißerfolgen, nach mancher düsteren That der Wildheit, die selbst das Kleid des Christenthums beichmühte, so haben auch der Rhein und seine Landschaft ihren Antheil daran, der Strom, der so leicht und spielend zu Freude und friedlichem Verkehr ladet, die Landschaft, welche so reich und mild zum versöhnlichen Neben- und Miteinander stimmt. In ihr wurde der Germane zum christlichen Deutschen umgeschaffen und erwuchs am raschesten seine Kultur, die kein fremdes Element störte, den Jahren des Sturmes und Dranges zu Jahren der Blüte. Da kam dann eine hochgemuthe Zeit, wo der Strom, von der Quelle bis zur Mündung christlich und deutsch, die Lebensader des Reiches Karls des Großen wurde, wo die Kaiserpfalzen, die in seinen Wellen sich spiegelten, der Hort des Rechtes und Gesetzes waren und die deutschen Stämme an seinem Ufer sich trafen und kennen lernten, wo in seiner Mitte mit dem Stuhl des hl. Bonifatius ein Centrum der deutschen Kirche sich erhob, wo seine Herren- und Klosterhöfe der Volkswirtschaft ein Muster wurden, wo von der Palastschule zu Aachen bis zu der des Klosters St. Gallen die Quellen der Bildung flossen und vom Aachener Münster bis zum Plan der St. Gallener Klosterkirche ein neues künstlerisches Werden, die erste christlich-deutsche Kunst sich vorbereitete.

Mit dieser Entfaltungs- und Gestaltungskraft aber mußte das rheinische Leben in seinem Verhältnisse zur Donau das Gebende und sie die Empfangende werden. Vom Rheine her kamen die Glaubensboten, die das fast erloschene Christenthum an der Donau neu belebten, vom Rheine die politische Macht, das Herrschergeschlecht, das im 9. Jahrhundert sich Regensburg zur Hauptstadt erkor, die neue sociale Form, die neue Kunst. In dunkler Ahnung hat sich die Sage dafür das Empfinden gewahrt. Das Epos, dessen landschaftliche Heimstätte der Rhein ist, wurde an der Donau zusammengefaßt und an der Donau hinab ziehen seine rheinischen Helden, Kriemhilde und die Nibelungen, durch Bischof Pilgerims Stadt, das Thor der Ostmark, an Eferding vorbei zum Heim des edlen Rüdiger von Böhlar und weiter hinab über Medelitz (Melf) und Mutaren (Mautern) zu Egels burc vil riche . . . geheizen Treisenmære. Wie viel von rheinischer Kraft ist immer wieder hinabgezogen an dem ostwärts gewendeten Strom und hat seine Ufer mit rheinischem Blute getränkt, wie das Geschlecht der Nibelungen! Aber befruchtet hat doch dieser blutgetränkte Same, nur hat er sich im Schoß der eigenartigen Donaulandschaft in anderer Art entwickelt.

Während dort am Rhein der alte Lehenstaat der Franken in überreicher Entfaltung in zahlreiche Territorialsplitter auseinander wuchs, der Kleinstaaterei zu, bereiteten sich an der Donau schon jene Staatengebilde vor, die größere, politische, ja weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen sollten. Das Herzogthum

Bayern hat auch die kurzichtigste Politik seiner Herrscher nicht um die Keimkraft zu einem größeren Staate bringen können, und da, wo die äußersten Endpunkte der weiten Steppe und des mächtigen Alpengebietes sich nachbarlich berühren, fiel in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 die endgiltige Entscheidung über den wie mit Naturnothwendigkeit immer wieder unternommenen Versuch, einen Großstaat an der Donau zu begründen. Ein Hinüber und Herüber ist im Wesentlichen die rheinische Geschichte geblieben, die der Donau ein Hinauf und Hinab. Zwar tauschten auch die von Norden und Süden kommenden Einflüsse gar manches an ihr aus, und namentlich dieser letztere, aus dem Lande Dietrichs von Bern kommende, hat sich einen Platz an ihr zu schaffen gewußt. Wer offenen Auges durch Passau wandert und von da donauabwärts, kann es gar nicht übersehen, daß hier mit dem Inn herab ein starker Strom italienischen Kultur- und Kunstlebens zugeflossen ist. So erhielt die Kunst an der Donau ihre von der rheinischen abweichende Eigenart, die Freude namentlich an den weiten Räumen. Dadurch auch kam es, daß in einer Zeit, wo die rheinische Baukunst fast erstarrt war, an der Donau ein blühendes Kunstleben Wundervolles schuf, die italienisch-deutsche Barockkunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Aber augenfälliger und gewaltiger ist der Zug des rastlosen Hinauf und Hinab. Die Donau ist die vielumkämpfte große Völkerstraße des Westens und des Ostens. Die nach Osten dringende Kultur des Occidents und der Wildwuchs der östlichen Steppen haben sich wieder und wieder an ihr in heißem Ringen gemessen. An der Donau herauf zogen die Todtengräber des römischen Westreiches, die Hunnen, und das den Steppen des Ostens entstammende Avarenvolk hat an ihr Swatopluk's Slavenreich des Westens vernichtet. Während am Rhein ein reiches Leben und Schaffen in festgewurzelt und fast ungestörtem Wachsthum heiter sich entfalten durfte, zerstampften an der Donau die wilden Nomadenschwärme des ungarischen Steppenvolkes wieder und wieder die Früchte harter Arbeit. Wahrlich, der Strom der Kultur, der den Weg der Donau nahm, hatte schwer zu kämpfen. Aber er drang doch durch. Der Kaiser des Westens, dessen Geist noch heute, wie die Sage meldet, am Rhein in Heiterkeit die Neben segnet, hat, wie ein Racheengel durch die Waldberge der Donau bis zur Steppe dringend, die asiatische Barbarei der Avaren vernichtet. Noch feiert ihn die ernster gemuthete Sage des Donaulandes als den Retter dieser Gefilde. Abwärts am Strome stiegen nach ihm die Pioniere deutscher Kultur, die mit dem Kreuz, die mit dem Spaten und die mit dem Schwert, und zwangen das Volk des Orients in feste Grenzen und zu friedlicher Kulturarbeit. Sie hatten so die Straßen gebahnt und geschaffen, als ein Zeitalter kam, in welchem der christliche Westen, die Kaiser, die am Rheine das Kreuz genommen, und mit ihnen die überschüssige Kraft des rheinischen Ritterthums in das Morgenland zogen: da kamen die Tage, wo die Donau mit dem Rheine wetteiferte, wo man auch in den Bischofsstädten an ihr von Roland sang, die Thaten der am Rhein gewählten und gekrönten Kaiser in poetischer Chronik verherrlichte und den Sang von den rheinischen Nibelungen für alle Zeiten rettete; wo am glänzenden Fürstenhof der Babenberger dem Genius Walthers von der Vogelweide die jungen Schwingen wuchsen, die er am Rhein dann für den Hohenstaufen Philipp so mächtig regte, wo der Bauer am Rhein und an der Donau reich

und stolz wie der ritterbürtige Mann auf seinem Eigen saß, wo das Beispiel der freiheitsstolzen rheinischen Städte die an der Donau nicht rasten ließ und ihr Bürgerthum sich die Residenzen der Könige des Ostens eroberte, wo weit über die Ostmark hinaus deutsche Künstler in Bild und Stein ihr Andenken hinterließen. Das waren die Tage, wo die Zelte der Magyaren zu Häusern wurden und der deutsche Pflug bis zur Fußsta geführt ward. Da ward auch der Stein zu einem der bedeutamsten Werke der Geschichte gelegt. Mit einem Geschlechte, das im Rheingebiete beheimatet war, nahm das deutsche Kaiserthum seinen Sitz an der Donau, und während es zugleich mit den Rheinlanden in inniger Verbindung für seinen alten Inhalt blieb, schuf es aus den Kräften, die es an der Donau fand, ein neues, sondergeartetes starkes Gebilde, den Staat der Habsburger. Nur so aber ward es möglich, dem erneuten und furchtbarsten Ansturm des Ostens in den Türkenkriegen Stand zu halten und zu retten, was die deutsch-christliche Kultur hier geschaffen hatte. Das ist eine jener Thatfachen, in denen der Geist einer Vorsehung in der Geschichte fühlbarer wird, und ich brauche mich, glaube ich, nicht der tiefen Andacht und Rührung zu schämen, in der ich vor dem Denkmal Starhemberg's in St. Stephan stand und die Trophäen jener großen Zeit im Museum des Rathhauses in Wien betrachtete. Während am Rheine der jammervollste Egoismus und feile Genußsucht dem schönen Strom eine Epoche hunnischer Barbarei bringen zu sollen schienen, glänzte der Donau ein neues, von idealen Gedanken getragenes, tieferntes Heldenzeitalter auf. Dort am Rheine wurden Städte und Dome der nackten Herrschsucht Ludwig XIV. geopfert, ohne daß die Rache alle Kräfte des Volkes zu einer großen That zusammenschweißte. Zerplittert waren sie in tausend Nichtigkeiten, die Hyperkultur frunkte dort an allen ihren Schwächen. Eroberer legten oben und unten die eiserne Faust auf den Strom und hätten sein reiches Leben erstickt, wenn es zu erstickten gewesen wäre. An der Donau aber streifte ein großer Gedanke alles Kleinliche ab, der des hohen Kampfes, des Ringens um die höchsten Güter, der Freiheit, der Religion, der Kultur. Hoch und Nieder, Geistlich und Weltlich waren wie ein Mann, und was die Nationen Europas an Heldeneseelen und Edeln hatten, schloß sich aufs engste hier zusammen und trug das unbefleckte Banner siegreich hinab vom Rahlenberge bis an die berstenden Mauern Belgrads.

Zwei Jahrhunderte sind unterdessen vergangen und es ist vieles anders geworden an den beiden Strömen und in ihrem Verhältnis zu einander. Am Rheine stieg in letzter Konsequenz jenes Jahrhunderts, das seine Lande erniedrigt hatte, der Adler des französischen Kaiserthums triumphierend empor, und gleichzeitig wurden an der Donau die Insignien des vom Rhein einst ausgegangenen Reiches zu vollständigen Reliquien. Nach Osten gieng wieder der Lauf der Weltgeschichte. Ein neuer, Völker zusammenraffender Attila war gekommen, aber von Westen her. Da jedoch, wo der Kirchthurm von Nipern zum Rahlenberg hinauf und zu Ebels Reich hinabgrüßt, ward ihm zum ersten Male Halt geboten in einem heißen, begeisterten Kampfe. Es war der letzte dieser Art in den Donaulanden. Wie Entkräftung und Lethargie fiel es nun über sie, wie eine jauchzende Siegesfreude überkam es den Rhein. Er sah seine größten Tage, die siegreichen Heere der verbündeten Völker und Fürsten, die furchtbare Vergeltung von 1870 für seine einstige Entwürdigung und die

Geburt eines neuen starken deutschen Reiches. Ein schweres Opfer freilich kostete sein Werden. Das letzte äußerliche, staatliche Band, das Rhein und Donau noch verknüpft hatte, wurde zerrissen. Langsam, aber stetig hatte sich in dem Donaustaate ein Proceß vollzogen, der seinen Charakter umwandelte, ihn, wenn ich so sagen darf, vom Schwarzwald weg zum Orient rücken ließ und ihn zum Tummelplatz gesetzloser Willkür, nationaler Leidenschaft und brütender Melancholie machte. So wiegt das Bild des Ernstes und des Kampfes und der Gegensätze wieder an dem Strome vor. Wird es so bleiben? Beginnt wirklich ein neues Zeitalter des Ostens an der Donau? Wer weiß es?

Nahezu 2000 Jahre zeigen sich Donau und Rhein in wechselnder, aber nie ganz aufhörender Verbindung. Nahe wie ihre geographische Heimat, haben die Ströme auch die Quellen der Geschichte, aus denen sie belebt und gespeist werden. Verschiedenartig aber, wie sie in ihrem geographischen Charakter sind, sind sie auch im Hinblick auf die geschichtliche Form, welche sich an beiden Strömen herausbildet. Frische, fast leichte und heitere Entwicklung auf der einen Seite, Kampf und ernstes, oft düsteres Ringen auf der anderen. Vielleicht darf man es auch so bezeichnen: der Rhein ist geographisch und geschichtlich der deutsche Strom, wo deutsche Art und Kraft, von der Fülle einer reichen Landschaft unterstützt, sich naturgemäß und reich und frisch entwickeln konnte. Die Donau ist der Strom der Vermittlung zwischen deutscher Landschaft und östlicher Steppe, zwischen deutscher Kultur und der östlichen Reaction dagegen, der Strom, wo die deutsche Geschichte sich in die einer anderen Welt umzusetzen hatte. So ist der Rhein der Strom einer Volksgeschichte, die Donau ein weltgeschichtlicher Strom.

Aber der Deutsche hat trotzdem ein Recht, ja das größte Recht auf ihn. Er hat ihn der Wildnis und dem Barbarenthum abgerungen. Und nicht der Germane war es, sondern der christliche Deutsche. Mir fällt jetzt, wo ich oft mit Sehnsucht wieder zurück an die schönen Donautage denke, die stimmungsvolle Abendstunde wieder ein, die ich auf der Terrasse des Stiftes Melk verbrachte, um das herrliche Landschaftsrund wieder und wieder zu genießen. Ich sah nach Weitenest hinüber, dessen grauer Thurm, als ob er erzählen wolle, zu mir herüber grüßte. Ich suchte über die fruchtbaren Gefilde hinweg die Stelle, wo Böchlarn liegen mußte. Auch die finster hereinschattenden Wälder des Jauerling streifte mein Blick. Ich wendete mich aber auch oft, um in die offene Stiftskirche hineinzusehen. Denn mit stets neuem Entzücken erfüllte mich dieses großartige Werk Prandauer's, die Grabstätte der ersten Babenberger. Mich dünkte aber, sie mitjammt dem großartigen Stift und seinen Kunstschätzen und seiner kostbaren Bibliothek und der Stadt da drunten und den weit gelichteten Wäldern und den jägerschweren Feldern sei so recht ein Denkmal deutschen Wirkens an dem ernstesten Strom, vor dem eigentlich aller Väter der Religionen und Nationen verstummen müßte in dem einen Gefühle des Dankes für das Geschaffene.



Gedichte.

Von Richard von Krauth.

Vögel aus dem Süden.

Vögel kommen aus dem Süden,
Bringen uns den Lenz zurück.
Länger sind wir nicht geschieden
Von der Freude, von dem Glück.

Kommen her auf Sommerlüften,
Machen meinem Herzen warm,
Und in süßen Veilchendüften
Löst sich auf der alte Harm.

Einem hab' ich meine Seele
Anvertraut vor langer Zeit,
Dass sie länger sich nicht quäle,
Von dem schönen Lande weit.

Und nun steig' ich auf den Hügel,
Auf die Berge Tag für Tag,
Harre, dass dein gold'ner Flügel
Mir sie wieder bringen mag.

Verschwenderin Natur.

Übermuth an allen Ecken!
Wohinaus noch, gute Welt?
Rosen wachsen auf den Hecken,
Und im Golde starrt die Welt.

Weissdorn.

Gelbe Blumen von der Wiese,
Blaue Blumen aus dem Wald,
Von den Hecken brach ich diese:
Ja, nun kommt der Sommer bald.

Um die Schönheit streiten alle,
Voll von Eifer oder Zorn,
Jedes will, dass es gefalle,
Und es blüht sogar der Dorn.

Wand'ers Morgenrast.

Wie liegt die Welt im Sonnenschein
 Zu meinen Füßen klar und rein!
 Im Wind regt leise sich der Baum!
 Mir fällt der Thau in meinen Wein.

Schweremuth.

Beg, Saitenspiel, aus meiner Hand!
 Heut sitz' ich schweigend, unverwandt,
 Heut sing' und sag' ich nicht ein Wort,
 Obwohl ich brauchte Musenhort,
 Obwohl so übel mir zu Muth,
 Dass mir das Singen thäte gut.
 Doch fürcht' ich, wenn die Lippen ich
 Heut öffnete, so würde sich
 Ein Ton entringen also grays,
 Dass selbst die Muse würde blass. —
 Drum schweig' ich still in solchem Schmerz,
 Und ohne Heilung bleibt mein Herz.

Wachsthum.

Mein ganzes Sein ist umgewandelt,
 Doch hab' ich nichts gethan, gehandelt.
 Ich blieb zu Haus, ein müder Wand'rer,
 Und doch ward ich zu Haus ein And'rer.
 Es wächst und blüht die ganze Welt;
 Bin ich's allein, der inne hält? —
 O süße Lust! Ich schaue still,
 Wie meine Seele wachsen will.

Brachfeld.

O wunderschöne Liebenszeit!
 Wie liegt mir alles Sorgen weit,
 Wenn ich an sie nur denke,
 In sie mich nur versenke.
 Brach ruhet meines Geistes Feld,
 Von keines Pfluges Erz zerquält,
 Darauf statt gold'ner Ähren
 Blaublümlein sich mehren.

Bilder ohne Gnade.

Ich gieng vorher gar viele Pfade
 Nach schönen Bildern ohne Gnade;
 Nun möcht' ich gnadenvoll're sehn
 Und nicht beachten, ob sie schön.
 Es ist doch besser Huld und Gnad'
 Als Schönheit, die nicht Gnade hat.





Otfried.

Epische Dichtung in neun Gesängen.

Von Meinrad Sadil.

(Schluss.)

Fünfter Gesang.

Am Wunschbrunnen.

Sie wob ein Kleid aus seideweichen Fäden
Und Eichenlaub und Röslein sticht' sie drein:
Für sie soll es das Wort der Liebe reden,
Soll ihres stillen Wunsches Bote sein.

Wie wird sein Auge leuchten vor Entzücken,
Legt sie die Herrlichkeit vor ihm zuthal!
Sie eilt, doch nirgends ist er zu erblicken,
Nicht in der Kammer, nicht im Männeraal,
Nicht auf dem Söller und nicht an der Eiche,
Wo sonst er gerne saß und schrieb und sann —
So wird es sein dann, wenn der Liederreiche
Zu Fuldas grauem Thore zog von dann!

Sie läßt sich auf der Moosbank schwellend Bette,
Sie denkt dem Räthsel trüben Blickes nach,
Warum sich schmiedet eines Glückes Kette,
Die, eh' sie wird, ein Schicksal schon zerbrach.

„Was kam ein Traum und machte mich befangen,
Die heiter wie ein Kind durchs Leben lief?
Warum verwehrt er mir, nach ihm zu langen,
Und weckt den Wunsch, der mir im Herzen schlief?“

Fast wollt ein Zürnen ihren Geist bewegen,
Ein Zürnen gegen Otfrieds hohen Sinn —
Da steht sie nahe das Gebüsch sich regen
Und „Otfried!“ ruft sie, stürmend eilt sie hin —
Doch steht sie plötzlich, bis ins Herz erschrocken —
Wohl ist es Otfried, aber sterbensbleich,
Am Kleide klebt ihm Blut, auch in den Locken,
Und von dem Arme trieft es zum Gesträuch.

„Um alles sage, Otfried, was geschehen!“
So ruft sie; bebend faßt sie seine Hand;
Als wollte sie in seine Seele sehen,
So blieb ihr Aug' zu seinem Aug' gewandt.

„Nur müde!“ sprach er, und sie führt ihn sachte
 Zum Sitz — den Weg bezeichnet er mit Blut;
 Sie zürnt sich, dass sie jetzt es erst beachte,
 Wie auf den Armen ihm ein Mägdlein ruht.
 Sie bettet rasch das Kind auf weichem Moose,
 Dann trocknet sie das Blut vom wunden Arm,
 Umhüllt ihn, nicht zu streng und nicht zu lose,
 Und drückt die Lippen drauf voll Lieb' und Harm.

Da weicht von ihm der Schwäche bleicher Schleier,
 Aus seinem Auge blitzt ein Blick voll Blut:
 „Ich neide keines Fürsten Siegesfeier,
 So reich bezahlst du mir den Tropfen Blut,
 Den ich vergoß um dieser Waise Leben
 Im Kampfe mit des Waldes Ungethier.
 Die Mutter lag zu Tod verfehrt daneben —
 Nun ist das Kind zu eigen mir und — dir.
 Doch laß uns langsam nach dem Hofe wandeln,
 Die Knechte senden um den Leichnam aus —
 Ich weiß, du wirst an diesem Kinde handeln,
 Als lief ein Schwesterlein von dir im Haus.
 Ist dieses Händchen nicht gemacht zum Küssen?
 Sind diese Locken nicht gesponnen Gold?
 Das zarte Hälschen hätte bluten müssen,
 Hätt' nicht ein Engel mich zum Ort geholt.
 Noch sieh die Wangen an, so rund und lieblich,
 Nur sind sie blaß vom Schreck und von der Noth,
 Die weichen Lippen auch — ach, wie betrüblich,
 Dass all die Zierde einmal reift dem Tod!
 Drum sollen wir, was liebewert, auch lieben
 Mit aller Kraft, solange es lebt und lacht —
 Nimm dieses Büchlein, drinnen steht geschrieben,
 Was hohe Lieb' um dich gefühlt, gedacht.
 Dies Pergament sei dir zum Angedenken,
 Wenn ich nicht weile mehr in deiner Näh';
 Mein Schicksal will's: Ich muss die Schritte lenken
 Von Blumenauen nach der Felsenhöh'.“

Sie sagte nichts, doch barg sie in den Falten
 Die Blätter sorgsam wie den größten Schatz:
 Noch musste lange sie der Wunde walten,
 Da ließ die Sorge nicht der Neugier Platz.
 Doch als die Sonne sank mit ihren Gluten,
 Im Laube leise zog der Abendwind,
 Als Herr und Knecht vom Werk des Tages ruhten,
 Der Kranke schlief und das verwaiste Kind,
 Da gieng sie eilends zur geliebten Eiche,
 Wo längst der Vögelchor im Laube schlief;

Dort hüllte von der Brust die Zierdereiche
Das Büchlein, las und sann und seufzte tief.

„Ich will dir anders“ — hieß es — „nimmer sagen
Die Wehmuth, die den Geist mir sanft durchzieht,
Auch anders nicht dir in die Seele fragen
Als mit dem weihvollsten Minnelied.
Denn was ich Hohes habe zu verkünden,
Das fügt sich in die Menschensprache nicht;
Wenn Geist und Geist für ewig sich verbünden,
Ist Sprache noth, die man im Himmel spricht.
Die schönsten Lieder hab' ich wie ein Wehen
Im Walde nur gehört, so leis und weit;
Ein Blatt, auf dem die Worte sollten stehen,
Ist den beschrieb'nen Blättern vorgereicht.
Ich habe ehedem gesucht den Frieden —
Dass ich ihn hatte, war mir nicht bewusst;
Ich bin nun erst von aller Ruh' geschieden,
Seit mir dein Name leuchtet in der Brust.
Doch will ich nicht um meinen Frieden flehen,
Wenn diesen Gott dir Theure zugetheilt;
Ich will den ganzen Schmerz darum erstehen,
Der an der Straße deines Lebens weilt.
Nur eines mußt du immer mir bedenken:
In meinem Sinne wohnt ein hehrer Stolz,
Der zwingt mich, meinen Schritt zur Höh' zu lenken,
Verwehrt die Blüte mir von niedrem Holz.
Du mußt darum, soweit die Sterne reichen,
Besiegen jeder Tugend hellen Schein —
Die Sonne darf dir nicht an Helle gleichen,
Die Lilie nicht wie du so schuldlos sein.“

Sie las noch als die Dämmerung gesunken
Mit leisem Flügel auf das grüne Land;
Im Busche glühten tausend kleine Funken —
Sie las noch als ihr Vater vor ihr stand.
Wie wenn ein Blitz der Eiche Stamm zersplittert,
So schreckte sie des eignen Namens Klang,
Und wie ein Reh, das die Verfolger wittert,
So furchtsam blickte sie, so todesbang.
Doch nicht verbergen wollte sie die Spende,
Die hohe Lust, doch nun ihr Leid gebracht —
Der Vater nimmt das Büchlein in die Hände,
Er schüttelt oft sein Haupt und lacht und lacht.
Doch wie er liest, da legen ernste Falten
Sich um den Mund und auf die hohe Stirn —
Er neigt sich vor der reinen Liebe Walten
Wie Silberweiden vor dem stolzen Firn.

Gar endlich wird es feucht in seinen Augen
Beim letzten Blatte, das am Bande hieng,
Er fühlt des Leides Wurm am Herzen saugen
Wie damals, da sein Weib zu Grabe gieng:

„Es war im Traum, da warst du mir gestorben;
Vom Gram zerrissen stand ich an dem Sarg —
Am Schrein, der meinen reichsten Schatz erworben,
Am Kerker, der mein bestes Leben barg.
Und Thränen flossen und Gebete stiegen
Hinauf zum Himmel um mein schönstes Gut,
Da sah ich deine Brust sich athmend wiegen,
Und in die Wange stieg dir neues Blut.
Das Auge schlugst du auf, das wundervolle,
Du sagtest mir ein Trost-, ein Schmerzenswort:
Dass dich der Himmel mir noch leihen wolle —
Nach dreien Tagen aber giengst du fort!
Da nahm ich bebend dich in meine Arme,
Ich drückte dich an meine Wange an;
So hohe Worte sprach ich, liebeswarme,
Wie nur ein Irdischer sie reden kann.
Was man in Jahren fühlen mag und denken,
Das drang aus meinem Geist in deine Brust —
Ich wollte schnell dir alle Liebe schenken,
Die sonst nur einem Leben wird bewusst.
Da ward es licht — ich sah den Traum zerfliegen:
Verschwunden ist die Sorge und die Klag',
Doch will ich dich von heute an so lieben,
Als stürbest du mir an dem dritten Tag.“

Im Aug' des Vaters blinkte noch die Zähre,
Als er die Seide um die Blätter wand;
Er nahm die Tochter zärtlich an der Hand
Und sprach die Worte einer sanften Lehre:

„Du siehst den Stern dort über jener Fichte?
Sie kann dahin nicht, wo der Hohe steht,
Und er hernieder nicht aus seinem Lichte,
Wenn auch sein Strahl herab zur Holden geht.
Sie müßten beide sich in Gram verzehren,
Wär' Denken ihnen eigen und Gemüth;
Dich aber möge dieses Gleichnis lehren,
Den Brand zu fliehn, in dem dein Glück verglüht.“

Nun ihres Wortes harrend hält er inne;
Sie aber sieht den Vater fragend an:
„Was hindert, dass ein Glück, auf das ich sinne,
Das Schicksal nimmer mir gewähren kann?“

Das Gold zu mehren, auf dem Fell zu liegen
 Und nach der Jagd zu fröhnen süßem Trank:
 Wenn ich das Glück auf jenen Pfaden sähe,
 Die von der Menge hartgetreten sind —
 Den Himmel fänd' im engen Haus der Ehe,
 Wen nähm' ich lieber als dies holde Kind?
 Doch scheint es mir, als sei von andrer Erde
 Der Stoff gewählt, aus dem mich Gott gemacht;
 Nicht weiden mag ich, wie sich labt die Herde,
 Ich will nur schau'n der Blüte sel'ge Pracht.
 Ich weiß es wohl, daß alle anders denken,
 Mit meinem Sinne schein' ich euch ein Thor;
 Doch will ich anders nicht mein Kößlein lenken
 Als nach dem Ziele, das mir Gott erkor!
 Der wählt den Wesen allen ihre Rose,
 Er lenkt auch mir den Sinn zu meinem Wohl:
 Es fliegt der Falter nach dem Duft der Rose,
 Die Raupe lebt und stirbt auf ihrem Kohl.
 Ich will und muß zum Hohen, Höchsten streben,
 Und sollt' ich missen allen frohen Muth;
 Drum kann ich nicht als Mann des Weibes leben —
 Dem Volke weihen muß ich Kraft und Blut;
 Dem deutschen Land des Himmels Wort zu künden,
 Darnach begehrt mein Herz, verlangt mein Geist;
 Des Wissens Nebeltiefen aufzugründen,
 Das ist die Hoffnung, die mich stets umkreist.
 Ich will Gedanken, die sich wonnig regen
 In Haupt und Herzen gleich im Baum der Saft,
 Dem Weibe „Menschheit“ an den Busen legen
 Als edle Kinder meiner stolzen Kraft!
 Drum auf nach Fulda — morgen will ich ziehen —
 Wo mir die Brüder wohnen, gleichgesinnt,
 Eh der Berufung Engel mir entfliehen,
 Und mir der Jugend Schaffensdrang entrinnt!
 Wo große Glocken feierklänge dröhnen,
 Der Opferrauch zum hohen Bogen schwebt,
 Wo voll der Andacht tausend Stimmen tönen,
 Da sei mein Tag — ein Opfer selbst — gelebt.
 O hohes Werk, auf Pergament zu malen,
 Was lang vor uns ein weiser Mann gedacht;
 Mit drei geeinten Fingern Licht zu strahlen
 Wie jener, der die helle Welt gemacht.
 Am fernen Orte wird sein Wort gelesen,
 Wenn auch der Denker in der Zelle bleibt;
 Die arbeitssame Hand, sie mag verweisen —
 Unsterblich sind die Blätter, die sie schreibt.
 Die Bäume, die du pflanzest, werden fallen,

In deinem Hause spielt dereinst der Wind,
 Das Wort, das du geredet, muß verhallen,
 Vergessen deiner wird das Enkelkind;
 Doch an der Fulda wird die Feste ragen
 Und trotzen einer langen, bösen Zeit:
 Dort leben wird mein Geist in späten Tagen,
 Mein Lied ertönen einer Ewigkeit.

Nun mag dein edler Sinn es wohl ersehen,
 Warum nach Fulda leitet meine Wahl;
 Doch mögest du mein Wort auch recht verstehen —
 Ich kann nicht werden deinem Kind Gemahl,
 Doch Freund ihr bleiben will ich bis zum Grabe,
 Sie hüten als der Erde schönsten Hort;
 Dem Himmel schenk' ich, was ich bin und habe,
 Für mich verlang ich nur ein kleines Wort:
 Ich schreib' es in mein Herz mit goldnen Zeichen,
 Ich will mich dran erfreuen spät und früh;
 Wird meine Judith einem Manne reichen
 Die süße Hand? Nun sprich das Wörtlein: Nie!"

Begeistert bligten da die schönsten Augen,
 Sie wollt' es sagen, aber ihren Mund
 Verschluss der Vater: „Nimmer kann es taugen“ —
 So rief er aus — „zu schließen solchen Bund!
 Zum Manne will das Weib sich liebend schmiegen,
 Das war und bleibt, solange die Sonne scheint;
 Den Sprössling will sie auf den Armen wiegen —
 So hat sie Gott von Anbeginn vereint.
 Willst du verlangen, dass die Liebe, Süße
 Vom Ziel sich wende, dem sie Gott erschuf?
 Dass sie mit einem öden Leben büße,
 Weil heut' in ihr noch schlummert der Beruf?
 Nie pflegen werden sie der Liebe Hände,
 Nur ihrer Thränen lächeln das Gesind,
 Und geht sie ihren leeren Kreis zu Ende —
 Kein Mann am Grabe weint, kein zärtlich Kind.
 Drum, willst du folgen deinem hohen Zuge,
 So bring' dein Opfer rein und bring' es ganz;
 Ist deine Liebe groß und frei vom Truge,
 So gönn' der Lieben ihren Hochzeitskranz.“

Der Jüngling sah der Jungfrau Thränen rinnen,
 Da ward ihm schwer das Herz und eng die Brust,
 Er nahm das Wort nach langem, bangem Sinnen:
 „Was du mir kündest, war mir schon bewusst.
 Ich sah der Menschen Denken, Thun und Hoffen,
 Ich sah der Weibesseele auf den Grund:
 Du hast die Wahrheit in den Kern getroffen —

Das Gold zu mehren, auf dem Fell zu liegen
 Und nach der Jagd zu fröhnen süßem Trank:
 Wenn ich das Glück auf jenen Pfaden sähe,
 Die von der Menge hartgetreten sind —
 Den Himmel fänd' im engen Haus der Ehe,
 Wen nähm' ich lieber als dies holde Kind?
 Doch scheint es mir, als sei von andrer Erde
 Der Stoff gewählt, aus dem mich Gott gemacht;
 Nicht weiden mag ich, wie sich labt die Herde,
 Ich will nur schau'n der Blüte sel'ge Pracht.
 Ich weiß es wohl, daß alle anders denken,
 Mit meinem Sinne schein' ich euch ein Thor;
 Doch will ich anders nicht mein Kößlein lenken
 Als nach dem Ziele, das mir Gott erkor!
 Der wählt den Wesen allen ihre Rose,
 Er lenkt auch mir den Sinn zu meinem Wohl:
 Es fliegt der Falter nach dem Duft der Rose,
 Die Raupe lebt und stirbt auf ihrem Kohl.
 Ich will und muß zum Hohen, Höchsten streben,
 Und sollt' ich missen allen frohen Muth;
 Drum kann ich nicht als Mann des Weibes leben —
 Dem Volke weihen muß ich Kraft und Blut;
 Dem deutschen Land des Himmels Wort zu künden,
 Darnach begehrt mein Herz, verlangt mein Geist;
 Des Wissens Nebeltiefen aufzugründen,
 Das ist die Hoffnung, die mich stets umkreist.
 Ich will Gedanken, die sich wonnig regen
 In Haupt und Herzen gleich im Baum der Saft,
 Dem Weibe „Menschheit“ an den Busen legen
 Als edle Kinder meiner stolzen Kraft!
 Drum auf nach Fulda — morgen will ich ziehen —
 Wo mir die Brüder wohnen, gleichgesinnt,
 Eh der Berufung Engel mir entfliehen,
 Und mir der Jugend Schaffensdrang entrinnt!
 Wo große Glocken Feierklänge dröhnen,
 Der Opferrauch zum hohen Bogen schwebt,
 Wo voll der Andacht tausend Stimmen tönen,
 Da sei mein Tag — ein Opfer selbst — gelebt.
 O hohes Werk, auf Pergament zu malen,
 Was lang vor uns ein weiser Mann gedacht;
 Mit drei geeinten Fingern Licht zu strahlen
 Wie jener, der die helle Welt gemacht.
 Am fernen Orte wird sein Wort gelesen,
 Wenn auch der Denker in der Zelle bleibt;
 Die arbeitssame Hand, sie mag verweisen —
 Unsterblich sind die Blätter, die sie schreibt.
 Die Bäume, die du pflanzest, werden fallen,

In deinem Hause spielt dereinst der Wind,
 Das Wort, das du geredet, muß verhallen,
 Vergessen deiner wird das Enkelkind;
 Doch an der Fulda wird die feste Ragen
 Und trotz einer langen, bösen Zeit:
 Dort leben wird mein Geist in späten Tagen,
 Mein Lied ertönen einer Ewigkeit.

Nun mag dein edler Sinn es wohl ersehen,
 Warum nach Fulda leitet meine Wahl;
 Doch mögest du mein Wort auch recht verstehen —
 Ich kann nicht werden deinem Kind Gemahl,
 Doch Freund ihr bleiben will ich bis zum Grabe,
 Sie hüten als der Erde schönsten Hort;
 Dem Himmel schenk' ich, was ich bin und habe,
 Für mich verlang ich nur ein kleines Wort:
 Ich schreib' es in mein Herz mit goldnen Zeichen,
 Ich will mich dran erfreuen spät und früh;
 Wird meine Judith einem Manne reichen
 Die süße Hand? Nun sprich das Wörtlein: Nie!"

Begeistert bligten da die schönsten Augen,
 Sie wollt' es sagen, aber ihren Mund
 Verschloß der Vater: „Nimmer kann es taugen" —
 So rief er aus — „zu schließen solchen Bund!
 Zum Manne will das Weib sich liebend schmiegen,
 Das war und bleibt, solange die Sonne scheint;
 Den Sprössling will sie auf den Armen wiegen —
 So hat sie Gott von Anbeginn vereint.
 Willst du verlangen, daß die Liebe, Süße
 Vom Ziel sich wende, dem sie Gott erschuf?
 Daß sie mit einem öden Leben büße,
 Weil heut' in ihr noch schlummert der Beruf?
 Nie pflegen werden sie der Liebe Hände,
 Nur ihrer Thränen lächeln das Gefind,
 Und geht sie ihren leeren Kreis zu Ende —
 Kein Mann am Grabe weint, kein zärtlich Kind.
 Drum, willst du folgen deinem hohen Juge,
 So bring' dein Opfer rein und bring' es ganz;
 Ist deine Liebe groß und frei vom Truge,
 So gönne der Lieben ihren Hochzeitskranz."

Der Jüngling sah der Jungfrau Thränen rinnen,
 Da ward ihm schwer das Herz und eng die Brust,
 Er nahm das Wort nach langem, bangem Sinnen:
 „Was du mir kündest, war mir schon bewußt.
 Ich sah der Menschen Denken, Thun und Hoffen,
 Ich sah der Weibeseele auf den Grund:
 Du hast die Wahrheit in den Kern getroffen —

Doch nicht zerrissen meinen schönen Bund.
Die Menschen, die auf breiter Straße wandern,
Die sah dein Auge handeln, wie du sprichst;
Doch Unrecht thust du, wenn du zu den andern
Die schöne Seele deiner Tochter flichst.
Die lockt wie mich das Edle und das Hohe,
Die wandelt nicht gemeinen Lebensweg,
Das höchste Ziel vor Aug, das glänzendfrohe,
Will ich sie führen auf dem steilen Steg.
Wenn einst mein Name klingt in weiten Landen,
Dann denkt sie meiner mit der höchsten Lust:
Sie weiß es ja: die starken Klänge fanden
Durch sie nur ihren Weg in meine Brust.
Und mit den Werken einer schönen Liebe
Erfüllen soll sie ihren Lebenskreis —
Es gibt kein Weib, das ihr zu neiden bliebe,
Wenn Zeit und Gut sie groß zu nützen weiß.
Es wohnt die Noth um sie in allen Hütten,
Die mag sie lindern, trösten jeden Gram:
Man wird mit Liebe reich sie überschütten
Gleich einem Engel, der vom Himmel kam.
Ein Kindlein nahm sie schon aus Mutterarmen,
Die kalt und hart geworden durch den Tod —
So manches weint noch, möchte gern erwarmen,
Mit Kindesliebe zahlen Kleid und Brot.
So wird sie nicht ein ödes Leben spinnen,
Sie webt ein reich gesticktes Wunderband;
Wie freundlich wird ihr Tag um Tag verrinnen,
Und Liebe küßt ihr noch die todte Hand.
Ich aber will des Himmels reichsten Segen
Im Glutgebet erflehen auf ihr Haupt —
Der Drache muß sich ihr zu Füßen legen
Und keine Locke wird ihr kühn geraubt.
Und traute Schwestern mag sie sich gesellen,
Die edler Sinn zum Kranze um sie reiht —
Dem Geiste, der mich tauft in Fuldawellen,
Dem gleichen Geiste seien sie geweiht.
Und eine Blume wird ihr Sein umranken,
So schön sie wachsen in des Himmels Luft:
Die füllt den Geist mit lieblichen Gedanken,
Die gießt ins Herz den wonnesamsten Duft.
Du möchtest diese Wunderblume kennen?
Auf Menschenzungen wohnt ihr Name nicht —
Den mag der Geister Chor dir rühmend nennen,
Bei ihnen blüht sie gern — im klaren Licht!
Nur selten fällt ein Korn aus Himmelshöhen
Das treibt die Wurzel in den Herzensgrund,

So ist es mir und deinem Kind geschehen:
„Jungfräulich Lieben“ nennt sie schwach mein Mund.
„Jungfräulich Lieben“ ist die reinste Rose,
Sie bietet reiches Blühen statt der Frucht:
Ihr keimt die Hagebutte nicht im Schoße,
Doch stannend steht der Tag auf seiner Flucht.
„Jungfräulich Lieben“ wächst nur in den Guten,
Und ihr Gemüth — es wird ein Heiligthum. —
„Jungfräulich Lieben“! Gerne möcht ich bluten
Zu Tod für dich und deines Namens Ruhm!
Des Adlergeistes Flügel ist gebunden,
Wenn ihn das Weib mit weichem Arm umschlang;
Nur wer sich eine Seelenbraut gefunden,
Wird hoch die Schwingen heben lebenslang.
Es mag sich warm im Heim der Ehe wohnen,
Solange Streit und Sorge drin nicht haust;
Doch oft schon sah ich Leid die Liebe lohnen,
Dem steten Sturme manches Dach umbraust.
O könnt’ ich deinem Geist ein Licht entzünden,
In dem mein Aug’ der Theuren Zukunft schaut —
Du wolltest nicht den welken Kranz ihr winden,
Du sähest sie gern als ewig reine Braut.
Wohl hoff’ ich nimmer dieses Werk zu enden,
Doch trag’ ich in der Seele lieben Trost:
Du wirfst der Tochter Herz nicht von mir wenden,
Der Himmel hat mir dieses zugelost.
Und nimmer kommt der Tag, vor dem ich bange,
Wenn traumhaft der Gedanke mich beschleicht,
Wo ein gemein Begehren nach ihr lange,
Wo sie dem Fremden ihre Rechte reicht.
Für die zu klein mir schien das reichste Fühlen,
Die meine Seele an die Sterne hob —
Der sollt’ ein Mann den Schleier roh zermühlen,
Den zart mein Geist um ihre Schönheit wob?
Ich möchte sie mit Gottes Glanz verklären,
Auf daß sie gleiche einer Lichtgestalt,
Wie dürfte sie ein sinnliches Begehren
Erniedrigen der niedrigsten Gewalt?
Ich kann es klar in deinem Auge schauen,
Du holde, daß du mir zu eigen bist;
O dieser Botschaft will ich gerne trauen:
Ich weiß, daß nimmer mich dein Herz vergißt.
So zieh’ ich denn mit Frohsinn in die ferne,
Es leitet mich die stolze Zuversicht:
Wenn du von mir auch einmal liehest gerne,
So kannst du nicht — ich weiß — du kannst es nicht!“

Ende des sechsten Gesanges.

Doch nicht zerrissen meinen schönen Bund.
Die Menschen, die auf breiter Straße wandern,
Die sah dein Auge handeln, wie du sprichst;
Doch Unrecht thust du, wenn du zu den andern
Die schöne Seele deiner Tochter fichtst.
Die lockt wie mich das Edle und das Hohe,
Die wandelt nicht gemeinen Lebensweg,
Das höchste Ziel vor Aug, das glänzendfrohe,
Will ich sie führen auf dem steilen Steg.
Wenn einst mein Name klingt in weiten Landen,
Dann denkt sie meiner mit der höchsten Lust:
Sie weiß es ja: die starken Klänge fanden
Durch sie nur ihren Weg in meine Brust.
Und mit den Werken einer schönen Liebe
Erfüllen soll sie ihren Lebenskreis —
Es gibt kein Weib, das ihr zu neiden bliebe,
Wenn Zeit und Gut sie groß zu nützen weiß.
Es wohnt die Noth um sie in allen Hütten,
Die mag sie lindern, trösten jeden Gram:
Man wird mit Liebe reich sie überschütten
Gleich einem Engel, der vom Himmel kam.
Ein Kindlein nahm sie schon aus Mutterarmen,
Die kalt und hart geworden durch den Tod —
So manches weint noch, möchte gern erwarmen,
Mit Kindesliebe zahlen Kleid und Brot.
So wird sie nicht ein ödes Leben spinnen,
Sie webt ein reich gesticktes Wunderband;
Wie freundlich wird ihr Tag um Tag verrinnen,
Und Liebe küßt ihr noch die todte Hand.
Ich aber will des Himmels reichsten Segen
Im Glutgebet erflehen auf ihr Haupt —
Der Drache muß sich ihr zu Füßen legen
Und keine Locke wird ihr kühn geraubt.
Und traute Schwestern mag sie sich gesellen,
Die edler Sinn zum Kranze um sie reiht —
Dem Geiste, der mich tauft in Fuldawellen,
Dem gleichen Geiste seien sie geweiht.
Und eine Blume wird ihr Sein umranken,
So schön sie wachsen in des Himmels Luft:
Die füllt den Geist mit lieblichen Gedanken,
Die gießt ins Herz den wonnesamsten Duft.
Du möchtest diese Wunderblume kennen?
Auf Menschengungen wohnt ihr Name nicht —
Den mag der Geister Chor dir rühmend nennen,
Bei ihnen blüht sie gern — im klaren Licht!
Nur selten fällt ein Korn aus Himmelshöhen
Das treibt die Wurzel in den Herzensgrund,

So ist es mir und deinem Kind geschehen:
„Jungfräulich Lieben“ nennt sie schwach mein Mund.
„Jungfräulich Lieben“ ist die reinste Rose,
Sie bietet reiches Blühen statt der Frucht:
Ihr keimt die Hagebutte nicht im Schoße,
Doch staunend steht der Tag auf seiner Flucht.
„Jungfräulich Lieben“ wächst nur in den Guten,
Und ihr Gemüth — es wird ein Heiligthum. —
„Jungfräulich Lieben“! Gerne möcht ich bluten
Zu Tod für dich und deines Namens Ruhm!
Des Adlergeistes Flügel ist gebunden,
Wenn ihn das Weib mit weichem Arm umschlang;
Nur wer sich eine Seelenbraut gefunden,
Wird hoch die Schwingen heben lebenslang.
Es mag sich warm im Heim der Ehe wohnen,
Solange Streit und Sorge drin nicht haust;
Doch oft schon sah ich Leid die Liebe lohnen,
Dem steten Sturme manches Dach umbraust.
O könnt’ ich deinem Geist ein Licht entzünden,
In dem mein Aug’ der Theuren Zukunft schaut —
Du wolltest nicht den welken Kranz ihr winden,
Du sähest sie gern als ewig reine Braut.
Wohl hoff’ ich nimmer dieses Werk zu enden,
Doch trag’ ich in der Seele lieben Trost:
Du wirst der Tochter Herz nicht von mir wenden,
Der Himmel hat mir dieses zugelost.
Und nimmer kommt der Tag, vor dem ich bange,
Wenn traumhaft der Gedanke mich beschleicht,
Wo ein gemein Begehren nach ihr lange,
Wo sie dem Fremden ihre Rechte reicht.
Für die zu klein mir schien das reichste Fühlen,
Die meine Seele an die Sterne hob —
Der sollt’ ein Mann den Schleier roh zerwühlen,
Den zart mein Geist um ihre Schönheit wob?
Ich möchte sie mit Gottes Glanz verklären,
Auf dafs sie gleiche einer Lichtgestalt,
Wie dürfte sie ein sinnliches Begehren
Erniedrigen der niedrigsten Gewalt?
Ich kann es klar in deinem Auge schauen,
Du holde, dafs du mir zu eigen bist;
O dieser Botschaft will ich gerne trauen:
Ich weiß, dafs nimmer mich dein Herz vergift.
So zieh’ ich denn mit Frohsinn in die ferne,
Es leitet mich die stolze Zuversicht:
Wenn du von mir auch einmal liegest gerne,
So kannst du nicht — ich weiß — du kannst es nicht!“

Ende des sechsten Gesanges.

Siebenter Gesang.

Scheiden und Meiden.

Zum Blankenberge geht auf leichten Füßen
 Der Jüngling bei dem ersten Sonnenstrahl;
 Er will von freier Höh' noch einmal grüßen
 Den stillen Wald, das traumerfüllte Thal.
 Ihm pocht das Herz, ihm feuchten sich die Liden,
 Wie seine Seele trinkt das weite Rund:
 „Ich geh von dir, und ob dich jemals wieder
 Mein Auge schaut, dem Himmel ist es kund.
 Drum laß mich dir für alle Gaben danken,
 Die gastlich du dem Fremden hast gewährt:
 Der Bäume Ranschen, blütenreiches Ranken
 Und Quellgeflüster hast du mir beschert.
 Mich freuten deiner Vöglein liebe Stimmen,
 Mir neigten Falter ihre Flügelpracht;
 Ich sah den Mond am Waldesrande glimmen,
 Viel tausend Lichter hellten mir die Nacht.
 Und Traumgebilde traten aus den Schatten
 Und redeten zu mir so süß und sanft,
 Die Hoffnung stand auf deinen grünen Matten,
 Die Treue sprach an deiner Bäche Rast.
 Für alles habe Dank! Des Windes Wehen,
 Es bringt auf starkem Flügel Glockenklang,
 Und Fulda winkt mir von den fernen Höhen,
 Für Gott zu streiten dort mein Leben lang.
 Hinab zum Hause denn, wo jene wohnen,
 Die meine Seele liebt so warm und tief;
 Wie wollt' ich stündlich ihre Treue lohnen,
 Wenn nicht ein Schicksal mich von hinnen rief!
 Es harre Heil auf allen Waldeswegen,
 Nur Freude blühe auf der grünen Au,
 Und niemals möge die Gefahr sich legen
 Zum Pfade, den da geht die edle Frau.
 Nie sollen Thränen in das Bächlein fließen,
 Nur jubeln soll sie mit dem Vogelchor,
 Und eilend mögest du den Weg verschließen,
 Wenn Untreu naht, du erzbeschlagen Thor!
 Der Segen Gottes wohn' in diesen Mauern,
 Ein Engel schwebe über diesem Dach:
 Mit Flammenschwert verschench' er alles Trauern,
 Vom lieben Haupte jedes Ungemach.“

Er geht zum Männersaal, dem weiten, hohen,
 Er tritt zu Blankenthales erstem Herrn:
 „O sähest du meines Leides Flamme lohnen,

Dafs mich zur Ferne führt mein Lebensstern.
 Fast möcht' ich weinen und mich reuig legen
 An deine guadenvolle Vaterbrust,
 Dir sagen: „Halt mich ab von meinen Wegen!“ —
 Doch eine Stimme ruft: du mußt — du mußt!
 So will ich einmal noch ins Auge blicken,
 Die Hand zum Abschied reichen deinem Kind;
 Mit leidenvoller Wonne mich erquicken —
 Und dann, mein Rösslein, fliege wie der Wind!
 Heran, du liebes Auge storumzogen,
 Vom Regen war verhüllt dein Himmelsblau?
 Nun glänzt ein Lächeln wie der Friedensbogen
 Und wie der Sonnenstrahl im Morgenthau.
 O glaube nicht, dafs uns die Ferne scheide —
 So lang' du meiner denkst, bin ich dir nah,
 Und ich vergess' dich nicht in Lust und Leide:
 In Herz und Haupt bist du mir immer da.
 So lebet wohl! Nun soll mein Rösslein fliegen —
 Der Abschied wie der Tod, sie seien schnell!
 Auch Waldmann kommt und will sich zärtlich schmiegen?
 Du treue Seele in dem schwarzen Fell!“ —

Und vor dem Thore steht die Magd, die alte,
 Die Judith einst an ihrer Brust gesängt;
 Auf ihrer Stirne thront so manche Falte —
 Den Nacken hat das Leben ihr gebeugt.
 Die faßt vertraulich an der Hand den Reiter,
 Sie hält den Finger drohend vor ihn hin:
 „Wend' um dein Rösslein, ziehe nimmer weiter!
 Was kam dir in den träumervollen Sinn?
 Willst du die Schönste einem andern lassen,
 Und Knecht und Magd und all das reiche Gut?
 Ein fremder wird die Herrlichkeit umfassen,
 Dir wird vom Leide fieden dann das Blut.
 Was du dir ausgeheckt im Schwärmerfinne,
 Ist Wahngelilde, das dich arg betrügt:
 Mit deiner mondeskalten Geistesminne
 Hat nie sich noch ein Weibesherz genügt.
 Wohl wird dich Judith ewiglich verehren,
 Auch deiner lange denken noch mit Harm,
 Doch will ein Mann sie warme Liebe lehren —
 Sie ist ein Weib — sie sinkt in seinen Arm.
 Des wollt' ich noch in Treuen dich gemahnen,
 Wiewohl ich weiß, dafs ich mein Wort verlor;
 So geh denn hin auf deinen irren Bahnen,
 Du edler, guter, liebwerter Thor!“

Das Rösslein scharrte oft mit seinen Hufen —
 Solang' die Alte sprach — vor edler Hast;
 Nun stürmt es hin — es klingt ein banges Rufen —
 Der Reiter aber hält nun nimmer Raft.
 Mit Muße läßt er erst das Rösslein traben,
 Wo fremde Berge, neue Wälder stehn,
 Dann steigt er ab, zu ruhn und sich zu laben,
 Und ach, da muß er neuen Warner sehn.

Am Brunnen, in dem Schatten einer Buche
 Ruht Hunolt aus von weiter Wanderschaft,
 Er grüßt den Otfried mit dem Sängerspruche
 Und reicht ihm von der Rebe rothem Saft:
 „Nimm diesen Tropfen an im alten Becher,
 Genieß ihn auf das Heil der schönsten Braut;
 Ich bring ihn auf den weisen Lebenszecher —
 Nur künd' mir eins: Wann werdet ihr getraut?
 Erinnerst du dich noch des heitern Krieges,
 Den Klugheit mit der Träumerei geführt?
 Ich hoffe, daß am Tage meines Sieges
 Auch meine Kehle Festeslust verspürt.
 Zum Danke sing' ich euch die schönsten Lieder
 Von eines Adlers himmelhohem Flug,
 Den doch sein Flügel aus der Höhe wieder
 Zum warmen Neste müd geworden trug.“

„Mich führt mein Weg zu Fuldas heilger Schwelle“ —

„So mocht' dich nicht das wonnesame Kind?
 Und du vergräbst den Gram in öder Zelle!
 Für andre Tröstung ist dein Auge blind?
 Wenn dir nicht da der Hochzeit Hörner schallen,
 So ziehe ruhig weiter in die Welt:
 Vor andern Augen findest du Gefallen
 Und eine Judith noch, die dir gefällt.“

„O solches ist es nicht,“ — so spricht der andre —
 „Was mich zum Chor der Gotteskämpfer bringt;
 Die Liebe wollte hindern, daß ich wandre —
 Der Ruf des Himmels ist es, der mich zwingt.“

„Wie? Hör' ich recht?“ — so ruft der Wanderfänger —
 „Du liegest solche Maid im Schmerz zurück?
 So fahre wohl! Ich rede nimmer länger
 Mit einem Mörder an dem eignen Glück!
 Es wird dich bald der trübe Sinn beschleichen,
 Dir in die Ohren tönen ein „Zu spät!“
 Es wird der Gram dir bittere Tränke reichen,
 Weil du der Freude Feuerwein verschmähst.“

Wo bist du Stab, wo bist du meine Feier?
Nicht lange ziehn wir mehr durch Blut und Wind —
Ihr Saiten tönst bald der schönsten Feier:
Wir gehn zu trösten ein verlassen Kind!"

Ende des siebenten Gesanges.

Achter Gesang.

Gekrönt.

Wie Rauschen klingt es hoher Meereswogen,
Doch ist es nur der Menge froher Drang,
Die zu dem Gotteshause kam gezogen
Zur Festesfeier unter Glockenklang.
Aus all des Buchenwaldes fernen Gauen,
Noch weiter wallten sie vom deutschen Land,
Der Fulda neugewählten Herrn zu schauen,
Den segnen will des Mainzerhirten Hand.

Das ist ein Lachen, Rufen, Reden, Fragen!
Gar oftmals tönt es „Eigil“ aus dem Chor —
Und immer wieder muß es einer sagen,
Warum der Ratgar seinen Stab verlor.
Des neuen Münsters hochgethürmte Massen,
Sie sprechen still des Volkes Klagen aus;
So ward aus Qual und Schweiß und bittrem Hasse
Im Buchenwalde manch ein stolzes Haus.
Da glänzten wohl die Höfe und die Ställe,
Doch frierend gieng der Arme von dem Thor;
Die Brüder quälten sich in Wald und Zelle —
Nur Mühe gieng aus ihrem Fleiß hervor.
So haben Mönch und Bauer gleich empfunden
Des stolzen Mannes schwere Eichenfaust —
Nun hat der König ihm den Arm gebunden,
Und „Eigil“ ist der Klang, der jubelnd braust.
Die Menge schweigt — es öffnen sich die Thore,
Da schreitet aus dem ernsten Brüderhaus,
Geleitet von der Schüler langem Chore,
Der Wähler und der Gäste Zug heraus.
Erst giengen da der Brüder schlichte Paare,
Dann kam der Mönche edelstolzer Zug;
Die Schöffen drauf, umwallt vom langen Haare,
Nun gieng der Vogt, der Schwert und Lanze trug.
Viel Grafen waren dort in Königs Namen,
Die Rechtes pflegten im Thüringerland —
Und nun nach manchem Abt und Bischof kamen
Der Aistulf und der Eigil Hand in Hand.

Wie rechte da, wie drängte sich die Menge,
 Den Erzbischof zu schauen und den Abt —
 Ein Weiblein nur stand ruhig im Gedränge,
 Weil sie gesehn, was sie zu sehn, gehabt
 Im Chor der Schüler gieng er, doch im Kleide
 Des Vater Benedict — so war es Brauch —;
 Sie hatt' ihn angesehen mit Herzeleide,
 Ihm fest die Hand gedrückt in Eile auch.
 „Wie blaß er ist von vielem tiefen Denken,
 Erregt und kalt war seine liebe Hand;
 Könnt' ich ihm doch die schwere Kunde schenken!“ —
 Sie blickt' ihm trübe nach, bis er verschwand.

Viel hundert waren in den Dom gegangen,
 Noch außen stand der Eigenholde Schar:
 Die Chöre sangen und die Harfen klangen,
 Ein Meer von Licht umfloss den Hochaltar.

Nicht will ich all das Liebliche erzählen,
 Was nach dem Opfer froh die Menge schaut:
 Wie sich dem Stifte ließ der Abt vermählen,
 Besitz ergriff vom Gute seiner Braut.
 Die Inful auf dem Haupte, mit dem Stabe
 Zog endlich er zum äbtlichen Palast,
 Hier brachte man ihm reiche Festesgabe,
 Er hielt indes auf hohem Stuhle Rast.

Der fromme Ludwig schenkt ihm durch den Grafen
 Dorf Massenheim im Königs-Untergau;
 Ein Reginolt, dem alle Erben schlafen,
 Bringt, was ihm eigen unter Himmelsblau.
 Graf Aßis gibt ihm dreimal hundert Leute,
 Ein Engelbrecht den Bifang und die Magd;
 Auch Bleonswinda wirft den Halm ins Weite:
 So wird dem Gute und der Welt entsagt.
 Und freie kommen her, das Haupt geschoren,
 Sie tragen um den Hals den Glockenstrang,
 Die Freiheit geben sie für Gott verloren,
 Sie wollen Knechte sein ihr Leben lang.

Es hob sich nun der Abt von seinem Throne,
 Den Dank, den Segen thut er allen kund:
 „Dass eure Liebe reich der Himmel lohne,
 Soll ewig flehn für euch der Brüder Mund.
 Zur Ehre Gottes werden Psalmen schallen,
 Vollendet soll erblühn des Münsters Pracht,
 Und in der Bücherei geweihten Hallen,
 Sei Gottes Wort gemehrt und treu bewacht.
 Zur Wahrheit soll der Schule Banner führen

Der deutschen Jugend kampfbereites Heer;
 Die Blut der Bruderliebe will ich schüren,
 Euch helfend nahn in jeglicher Beschwer.
 Wer hungert, komm an unsre Thür um Speise,
 Wer dürstet, finde hier den Labetrank,
 Ein Dach gewähren wir dem müden Greise,
 Die Heilung dem, der an der Seele krank.
 Und Gotteshäuser werden euch erstehen
 In jedem Dorfe durch den Buchenwald,
 Doch flug und milde soll das Werk geschehen,
 Kein Opfer sei's, bei dem ein Seufzer hallt."

Nun schwieg er, und es gieng zum Festesmahle.
 Wie wogte da der Gäste lauter Schwarm!
 Es wurde fröhlich im bekränzten Saale
 Auch mancher, den gedrückt ein langer Harm.
 Und zwischen ihnen sitzen fuldas Söhne,
 Sie muntern jeden Gast mit Wort und Trank —
 Der eine schwärmt vom schönen Reich der Töne,
 Der andre redet einen heitren Schwanke.
 Dem fremden Gaste weist man jene Männer,
 Von denen ferne klang der hohe Ruf:
 Den Frekulf aller tiefen Dinge Kenner,
 Den Racholf, der das stolze Münster schuf.
 Vor allen Raban, der vom Kreuz gedichtet,
 Die schönste deutsche Palme jener Zeit;
 Den Uward, der den Blick zur Höhe richtet,
 Er schrieb auf Königswunsch der Kirche Streit.
 Hier sitzt des Raban Schreiber, der geschwinde,
 Der hochgelehrte Strabo Walafried;
 Dort sinnt ein Liutpert, wo den Thron er finde —
 Ihm wohnt die Herrscherkraft im Augenlid.
 Der Raban fängt von Runen an zu reden
 Und von des Ufilas erhabnem Buch;
 Er spinnt die Geister ein in goldne Fäden —
 Da hebt der Mainzer sich zum Festespruch.
 »Ad multos annos!« und die Becher klingen,
 Zum Abte geht der Gäste langer Zug,
 Der Mönche Reihen auch; das war ein Dringen!
 Die Kellerknechte füllten manchen Krug.

Als jeder wieder seinen Platz genommen,
 Da winkt' der Abt dem Rabannus: zum Rest
 Laß aus der Innenschule Otfried kommen,
 Mit seinem Lied verschön' er mir das Fest.

Der Sänger kam. Er sang von Seelenweide,
 Vom Gottesberge, wo die Reinheit spriest,

Von der Entsagung Glück, vom Wonneleide,
 Das nur ein hochgefinntes Herz genießt.
 Und alle lauschten, Stille war im Saale,
 Zum Ende sparten sie den Beifall nicht.
 Ihm reicht der Abt die weingefüllte Schale,
 Indes er leise zu dem Schüler spricht:
 „Die Worte stimmen nicht zu blassen Wangen,
 Die Töne jubeln, das Gemüth ist schwer —“
 „Ich sah ein trübes Aug', das macht mir Bangen:
 Wenn gar der Tod im Blauenwalde wär'!
 Des Blauenhofes Magd, der Judith Amme,
 Stand an dem Weg, als man ins Münster gieng;
 Ihr Blick war so, als gält er einem Lammie,
 Das man zum Schlachten aus der Herde feng.
 Entlast mich drum, es zieht mich nach dem Orte,
 Wo mir von Judith öfters Kunde ward;
 Schon lange blieb ich ohne Trennwort,
 Nach Botschaft lechz' ich, lieblich oder hart.“

Der Abt entließ ihn und er gieng zur Stelle,
 Wo dunkle Bäume bauten eine Nacht.
 Auf einem Stein, umschänmt von wilder Welle,
 Saß jene Botin, wie zur Todtenwacht.
 „Du bringst mir Trauermär',“ so rief der Sänger.
 „Ist Judith krank? der Vater? eines todt?“
 „Nicht krank, nicht todt — doch weile hier nicht länger,
 Bekämpf' das Unheil, das dir selber droht.“
 „Mir selber? — Eines wüßst ich nur zu nennen,
 Dies denken, hieße schmäh'n das treuste Herz.
 Du solltest besser deinen Liebling kennen,
 Du irrest oder treibst mir deinen Scherz.“
 Doch jene traurig: „Wär' es eins von beiden!
 Ein Jahr von meinem Leben gäb' ich drum - -
 Ich lieb euch beide, muß für beide leiden,
 Drum ruf ich noch einmal: Kehrt um, kehrt um!“

Der Jüngling sieht in ihrem Auge Thränen,
 „Du weinst! Was trieb dich Neues in die Angst?
 Wird übermächtig so der Jungfrau Sehnen,
 Dafs du vielleicht gar um ihr Leben bangst?“
 Doch jene schüttelt mit dem grauen Haupte:
 „Ich fürchte nur, dafs ihre Liebe stirbt:
 Die Ranke, der man ihre Stütze raubte,
 Fällt auf den kalten Boden und verdirbt.
 Doch aus der Wurzel treibt die neue Ranke,
 Und die gedeiht um einen andern Pfahl:
 Wenn du nicht kommst — mich schüttelt der Gedanke —
 Wird jener Hunolt Judiths Ehgemahl!“

„Du schwärmst!“ so redet Otfried unter Zittern,
 „Der Hunolt? — Nein! — Das glaube, wer es kann!
 Verstehst dich schlecht, die fährten aufzuwintern —
 Ein Hunolt wird wohl keiner Judith Mann.“

„Du täuschest dich,“ spricht ihm das Weib dawider,
 „Er liebte Wein, jetzt liebt er nur die Maid,
 Hieng auf die Harfe, ließ die Schelmenlieder,
 Übt für den Herrn im Gan Gerichtbarkeit.
 Er wohnt im Hofe schon seit vielen Tagen,
 In ihm erkennt der Herr den künftigen Sohn —“
 „Und Judith?“ — „Diese läßt von ihren Klagen,
 Dem Garne näher geht das Vöglein schon.
 Man lehrt sie zweifeln an des Mannes Liebe,
 Der andres träumt, was er geliebt, verläßt.
 Man redet ihr vom Glück der Muttertriebe —
 Dein fernsehn und die Zeit, sie thun den Rest.
 Drum komm und rette deines Lebens Frieden!
 Ich hatte keine Ruh bei Tag und Nacht,
 Bis ich die trübe Kunde dir beschieden:
 Du schließt, ich hielt an deinem Glücke Wacht.“

Und jener spricht nach ernstlichem Bedenken:
 „Ich sage deiner Trenn den größten Dank;
 Doch mußt du wohl allein nach Hause lenken:
 Ich steh erschüttert, aber ohne Wank.
 Die ferne darf die Herzen nicht erkälten,
 Sonst war die Liebe keine Himmelsglut;
 Läßt sie den Sperling für den Adler gelten,
 Dann ist ihr ja der Adler viel zu gut.
 So mag sie denn sich einen Sperling wählen,
 Sie baue sich mit ihm ein warmes Nest:
 Ist mein sie wert — sie wird sich nicht vermählen —
 Wenn unwert, gut dann, daß sie mich verläßt.
 Sie gab mir ja kein Wort; was sie versprochen
 Durch ihrer Augen wonnesamen Blick,
 Es sei wie dieser Zweig von mir gebrochen,
 Der Freiheit fülle geb ich ihr zurück.
 Dies magst du wissen und auch ihr verkünden,
 Doch Sorge nicht zu viel um meinen Schmerz —
 Zwei Flügel helfen mir aus dunklen Gründen:
 Der hohe Stolz, die Liebe himmelwärts.“

Er sprach's und gieng von ihr mit festem Schritte,
 Indes die Botin stand wie bliggerührt;
 Sie rang nach Worten einer sanften Bitte,
 Ihn hatte schon sein Schicksal fortgeführt.
 Zum Münster gieng er. In der heiligen Stille,

Da wollt er Raht erslehen dem Gemüth.
 Zum Thorgesteine trug ihn auch sein Wille,
 Dran lehnt er nun die Stirn, die feberglüht:
 Da rührt es leis ihn an mit einem finger,
 Es ist der Abt, der aus dem Traum ihn scheucht
 „Ich weiß, was dir geschehn, du armer Singer,
 Dein Aug' verräth es, trübe, thränenfeucht.
 Mit klarem Blicke sah ich dieses kommen —
 Doch freue dich, nun winkt dir erst der Sieg,
 Nicht Erdenminne kann dem Mönche frommen,
 Getheilte Seele lebt in stetem Krieg.
 Du wirst den Strom der Schmerzen überschreiten,
 Dann wird sich öffnen dir ein neu Gefild,
 Der Friede wird die Wege dir bereiten,
 Verblaffen wird in dir das theure Bild.
 Dann wirst du erst die Geistesflügel regen,
 Ein Herrscher werden im Gedankenreich;
 Auf deinen Lippen wohnen wird der Segen,
 Nicht wirst du Lieder singen süß und weich.
 Dir werden Könige die Hände drücken,
 Besiegt von deiner Töne Hochgewalt:
 Dein frommer Sang wird eine Welt beglücken,
 Die Sünde fliehn, wo deine Stimme schallt.
 Die Liebe deiner Brüder wird umschweben,
 Ein Sternenhimmel, deine schöne Welt:
 Wer alles für das Gottesreich gegeben,
 Dem wird darum viel tausendmal Entgelt.
 Wohl war es hold, was du dir ausgesonnen,
 Doch ist die Erde solcher Blüte rauh —
 Kaum aufzuschließen hat sie sich begonnen,
 Und schon verzehrte sie der kalte Thau.
 Und könnte deine zarte Liebe leben,
 Wer wollte schätzen deren edle Pracht?
 Man höhnte dich und deiner Seele Streben,
 Weil keiner so wie du gefühlt, gedacht.
 Wer wollte deiner Größe trau'n und glauben,
 Ihr niedrer Sinn allein scheint ihnen wahr.
 Wer nicht wie sie verlangt nach vollen Trauben,
 Die Beere wehrt man ihm, die Ranke gar.
 Wenn du nicht gehst den breiten Weg der Menge,
 Wenn du nicht thust den altgewohnten Brauch,
 Macht man dir deine Pfade rauh und enge,
 Man nimmt die letzte, reinste Lust dir auch.
 Du mußt zu ihnen stehn im Wollen, Handeln,
 Wie sie mußt du im Denken niedrig sein —
 Sonst darfst du nimmer unter Menschen wandeln
 Mußt wunschlos werden wie ein Gott von Stein.

Die Größe mit dem Erdenglück vermählen,
 Das wolltest du — du büßest nun die Schuld.
 Du kannst der beiden eines nur erwählen,
 Kein Phöbus findet Aphroditens Huld."

"Du redest wahr" — so spricht der junge Sänger —
 „So hatt' ich nie den Lauf der Welt erkannt;
 Nun will ich deiner Weisheit nimmer länger
 Den Pfad verwehren, schließen den Verstand.
 Doch dieses eine werd' ich nie mir reimen —
 Den Widerspruch, der in der Welt besteht —
 Dafs so viel Blüten in der Jugend keimen,
 Die doch ein Frost so bald zu Tode weht.
 Einst wollt' ich mit den Vögeln aufwärts fliegen,
 Einst wollt' ich mich auf hohen Wolken wiegen, —
 Was feierlich in meiner Seele klang,
 Die ganze Macht des Lieben und des Schönen,
 Die wollt' ich wortlos, namenlos vertönen
 In einen tausendfachen Jubelsang;
 Doch heute möcht' ich mit den wilden Wetter
 Die Blitze unaufhörlich niederschmettern
 Zum nachterfüllten, todesbanger Thal,
 Im Jorne, dafs auf dieser falschen Erden
 Nie will die Freude voll und dauernd werden,
 Aus jedem Glück so frühe quillt die Qual!"

Mit Lächeln spricht der Abt: „Wie könnte tragen
 Ein Baum die Last, wenn jede Blüte reift?
 Drum sollst du nicht die Hoffnungen beklagen,
 Die dein Geschick barmherzig niederstreift.
 Denn soll der Baum im Lenz schöner strahlen,
 So müssen Blüten sprießen ohne Frucht:
 Die Hoffnung kam, die Seele dir zu malen,
 Du aber zürnest ihrer schnellen Flucht?
 Du wirfst noch manchen Fels gebrochen schauen,
 Auf den dein Glück zu gründen du gedacht —
 Den Herzensfrieden kannst du immer bauen
 Auf jedem Grunde durch die Willensmacht.
 Von dieser Erde nichts und nichts verlangen,
 Das ist der Weisheit bestes, höchstes Ziel —
 Auf solcher Höhe wirst du niemals bangen,
 Da wirst du nie der eitlen Wünsche Spiel.
 Dein Sinn ist hoch; doch höher mußt du fliegen,
 Sonst lockt dich noch die Thorheit in ihr Haus.
 Was hülf dir ein mattes Flügelwiegen —
 Du wärst nur halb ein Vogel, halb die Maus.
 Erst wenn du kannst von jedem Wunsche scheiden,

Dann wird dich nie der große Voratz reu'n
 Zu leben einem Volk, so arm in Leiden,
 So arm auch, wenn sie hoffen und sich freu'n."

Da hob der Jüngling an: „Ich will verschmerzen.
 Was war es doch, um das ich mich gekränkt?
 Ein schwach Geschöpf, mit einem armen Herzen,
 Das neuem Manne neue Liebe schenkt!
 Ein Ding, das lebt, zu schlafen und zu essen,
 Den Leib zu schmücken mit dem Flitterstaat,
 Im kühnen Arm des freiers zu vergessen
 Des wahren Freundes hochgesinnten Rath.
 Hinweg mit ihr und ihrer ganzen Gilde!
 Hinweg die Blätter, ihrem Ruhm geweiht!
 Die Fulda trage sie durch manch Gefilde,
 Sie mögen ruhn im Meer für alle Zeit.
 Ich will nur mehr die frommen Töne locken
 Aus meinen Saiten und aus meinem Geist:
 Es kling' mein Sang wie Ruf der Kirchenglocken,
 Der Sünder mahnt, der Gottes Liebe preist.
 Ich wüßte nicht, was mir zu wünschen bliebe —
 Es war ja Trug der beste, schönste Traum!
 Nicht Lust und Lohn, kein Lob und keine Liebe
 Will ich verlangen von dem Lebensbaum.
 Nie soll die Wehmuth mir das Herz beschleichen!
 Wie Friedensengel auf dem Schlachtfeld gehn,
 So will ich Tröstung allen Müden reichen —
 Doch lächeln bei der Menschen Lust und Wehn!"

Ende des achten Gesanges.

Neunter Gesang.

Zum Frieden.

Die Fichten auf des Blankenberges Gipfel,
 Sie schütteln ungemuth ihr hohes Haupt,
 Und leise rauscht es durch die Tannenzwipfel:
 „Wer hätte dieses End' vom Lied geglaubt?"

Im Blankenhofe wird zum Takt gesprungen,
 Zu tollen Spielmannspossen viel gelacht,
 Manch übermüthig Liedlein wird gesungen,
 Die Feuerbrände hellen rings die Nacht.
 Mit Wonne läßt der Hunolt sich beneiden
 Um seinen Reichthum, um sein schönes Weib;
 Den Singgenossen recht den Tag zu leiden,
 Fasst er die Braut vertraulich um den Leib.
 Da hat Erinnerung aus andern Tagen

Ihr einen Jüngling vor den Geist geführt,
 Der tief im Herzen auch ihr Bild getragen,
 Doch kaum die Hand mit leichtem Druck berührt.
 Und leise Wehmuth faßt sie beim Gedenken,
 Sie flüchtet aus dem menschenreichen Saal:
 Noch eine Thräne will sie jenem schenken
 Am heil'gen Ort zum allerletztenmal.

Zur trauten Kammer führt sie der Gedanke
 An jene Lieder, die der Hehre sprach;
 Sie holt das Pergament vom Eichenschranke
 Der mächtig thront im magdlichen Gemach.
 Und wie sie wandelt durch das Mägdezimmer,
 Da lächelt sie ein blondes Köpflein an:
 Um jenen fragt das Kind, so heut wie immer.
 Der ihm so viel des Lieben angethan.
 Und Judith küßt das Kind auf weiche Wangen,
 Sie mildert tröstend des Verwaisten Harm.
 Das Kind will hoffnungsstrahlend nach ihr langen,
 Da nimmt die Braut das Mägdlein auf den Arm.

Zum Walde geht sie, kommt zu jener Eiche,
 Die mitgelebt den schönsten Frühlingstraum;
 Da wird es ihr, als ob das Leben weiche —
 Sie findet Otfried an dem breiten Baum.
 Er sieht sie schweigend an und will sich wenden
 Mit raschem Schritte nach dem dichten Hain,
 Da weint das Kind mit ausgestreckten Händen,
 Und Judith ruft voll Schmerz: „Verzeih, verzeih!“

„Verzeih“ — spricht jener — „dem, der schuldbeladen!
 Du logst mir nicht; du hast mich nicht beraubt:
 Ich selber täuschte mich zu meinem Schaden,
 Dieweil ich, was ich hoffte, auch geglaubt.
 Ein Funken Liebe glomm dir in der Seele,
 Ich sah die Flamme bis zum Himmel sprühen —
 Ein Mädchen warst du ohne Arg und Fehle,
 Ich aber sah den Cherub in dir glühen.
 So muß ich denn die Frucht der Thorheit tragen,
 Und glaube mir — sie lastet nicht so schwer!
 Was ich in dir verlor, ist nicht zu klagen —
 Denn was ich suchte, bist du ja nicht mehr.
 Läßt du im lichten Kleide auf der Bahre
 Und trügest um die Locken diesen Kranz,
 Dann lebt' ich wohl dem Grame meine Jahre —
 Doch wein' ich nicht bei deinem Hochzeitstanz.
 Beweinen könnt' ich nur, was ich verloren —
 Dich aber gab ich freien Muthes hin,

Als ich mir meinen stolzen Weg erkoren,
 Mein Auge hob zu schönerem Gewinn.
 Du konntest nicht erfassen solch ein Streben,
 Auch dein Behüter hat es nicht erkannt —
 Du wolltest nicht ein Engelskleid dir weben
 Nur wandeln im alltäglichen Gewand.
 So mögst du denn in deiner Hütte wohnen,
 Da du als Priesterin nicht dienen magst.
 Des Mannes Treu soll dir die Liebe lohnen,
 Dafs nie der Tag erscheine, dem du flagst.“

Sie drückt ihr Tüchlein an die düstern Augen,
 Die Stimme bebt, indem sie leise spricht:
 „Der stärkste Mädchenwille mag nicht taugen,
 Die Welt bestürmt ihn, bis er fällt und bricht.
 Drum sollst du nicht mit Tadelrede scheiden,
 Es kann dich reuen doch in andrer Zeit.
 Es war ein Feind, der kämpfte mit uns beiden:
 Die Welt und ihre Unverständigkeit.“

Er sagt gerührt: „Ich nehm sie an, die Rede.
 Nicht du, nicht ich, die Welt nur hat die Schuld —
 Die kündet allem Hohen ihre Fehde,
 Nur das Gemeine freut sich ihrer Huld.
 Ich will dich auch nicht schmähen, dich nicht hassen;
 Was du gethan, es war dein großes Recht.
 Ganz ohne Bitterkeit will ich dich lassen,
 Will segnen dich, will segnen dein Geschlecht
 Nach langem Wallen mögest du im Kreise
 Der besten Kinder finden deine Ruh' —
 Doch beten sollst auch du, dafs meine Reise
 Mich immer höhern Sternen führe zu.
 Nur eines fleh ich noch: in deinen Händen
 Trägst du ein Büchlein, das ich dir geschenkt —
 Die Lieder lafs mich zu den Schwestern senden,
 Die lange ruhn, in kühle Flut gesenkt.
 Denn blieben diese Blätter dir zu eigen,
 Wie könnt' ich hüten mich vor Schimpf und Schmach?
 Dein Mann, der würde unter Lächeln zeigen
 Dem Gaste, was ein heilig Fühlen sprach.
 Zu seines Weibes Busen möcht' er senken
 Sein Haupt — im Auge die gemeine Lust —
 Und meiner spottend würd' er da gedenken
 Der hohen Liebe in der Schwärmerbrust.
 Nun mag ich leichten Herzens weiterziehen,
 Da wir gelöst, was irgend noch uns band:
 Um völlig meinem Traume zu entfliehen,
 Lenk' ich die Schritte zum Nemeterland.“

Nicht an der Fulda will ich weiter wohnen,
Sie rauscht mir ewig das versenkte Lied --
Man kämpft zu Weissenburg um gleiche Kronen,
Dort frag' ich um ein Schwert und tret' ins Glied."

Da sieht er ein Paar Kinderaugen leuchten
Voll Lieb' und Freude und doch voll der Scheu.
Er fühlt es, wie die Wimpern sich ihm feuchten;
„Du bist die Liebe," — ruft er — „bist die Treu!"
Von kleinen Armen läßt er sich umfassen,
Er nimmt den Kuss von unschuldvollem Mund.
„Und muß ich auch dich, kleiner Engel, lassen —
Mit deinesgleichen ewig steht mein Bund! —
Noch ein Gedanken nehm' ich in die Ferne:
Du sagtest einst in uns'rer gold'nen Zeit:
»Den Gotteslohn besungen hört ich gerne« —
Nun ist die Feier solchem Sang bereit.
Und danken muß ich auch dafür in Treuen,
Dass Gott in deine Nähe mich geführt:
Denn dieses große Freuen und Bereuen
Hat meinen Sang gekräftet und geziert.
So lebe wohl!" — Sie haucht ein leises Grüßen,
Indes er würdig schreitet nach dem Wald —
Wie zürnend auch des Hunolt Ruf erschallt:
Sie lehnt am Baum und läßt die Thränen fließen.

Ende.





Rundschau.

Ein neues Werk über die Sixtinische Kapelle. Der weihenvolle Raum der Palastkapelle des Vatikans mit seinem herrlichen Schmuck von der Hand hochberühmter Meister zieht immer wieder die Aufmerksamkeit und Forscherthätigkeit der Kunstgelehrten in seinen Bannkreis. Kaum daß uns Karl Justi in seinem „Michelangelo“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900) mit den geistreichen Beiträgen zur Erklärung der Werke und des Menschen auch neue Gesichtspunkte für das Verständnis des großartigen Wölbungsschmuckes der Sixtina erschlossen und die Deutung auf eine bisher außeracht gelassene, aber sehr zuverlässige Grundlage gestellt hat, tritt Ernst Steinmann — wohlbekannt durch sehr verdienstvolle Beiträge zur italienischen Kunstgeschichte — mit seinem monumentalen Werke „Die Sixtinische Kapelle“ (Erster Band: Bau und Schmuck der Kapelle unter Sixtus IV. — München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, 1901, 100 M.) auf den Plan. Dasselbe ist in Anlage und vornehmer Ausführung seines einzigartigen Stoffes durchaus würdig und bietet die erste einheitlich geschlossene Behandlung des in seiner ganzen Bedeutung tief erfaßten Gegenstandes.

Daß diese neue Sixtina-Publication in so überaus glänzender Ausstattung erscheinen kann, ist der Munificenz des Deutschen Reiches zu danken, welches die Mittel für die prächtige Herstellung des Werkes bewilligte. Alle amtlichen Factoren ließen sich die Förderung desselben wärmstens angelegen sein; eine vom Staatssecretär des Innern Grafen Posadowsky-Wehner eingesetzte Sondercommission, der auch der feinsinnige Rath des kunstverständigen Domcapitulars und päpstlichen Hausprälaten Dr. Friedrich Schneider in Mainz nicht fehlte, stand dem Bearbeiter mit reicher Erfahrung zur Seite. Die bekannte Münchener Verlagsanstalt F. Bruckmann, welcher der Zuschuß aus Reichsmitteln die in jeder Hinsicht gediegene Herstellung wesentlich erleichterte, hat auf Druck und illustrative Ausstattung die denkbar größte Sorgfalt verwendet und in dem ansehnlichen Textbände eine typographische Musterleistung erzielt; die Tafeln der Mappe, die zwei Chromolithographien und außer 25 Phototypen noch sieben Photolithographien bieten, beruhen wie alle Einzelheiten aus den Wandgemälden, der Architektur und Sculptur auf Neuaufnahmen und vermitteln eine Fülle neuer Anschauungen.

Der 710 Quartseiten umfassende erste Textband, dem 260 Abbildungen mit oft reizenden Details beigegeben sind, behandelt die Baugeschichte der Kapelle und ihre Ausschmückung unter Sixtus IV. Die Leo-Gesellschaft darf es mit besonderer Genugthuung erfüllen, daß der auch von ihr in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen geförderte Österreicher Dr. Heinrich Bogatscher in Rom die durchaus selbständige Bearbeitung der im Anhange mitgetheilten Documente geliefert hat. Die bis auf das Kleinste sich erstreckende Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die der Unter-

zeichnete an seinem ehemaligen Schüler jederzeit überaus hochgeschätzt hat, berechtigt unbedingt zu der schon von Steinmann selbst ausgesprochenen Hoffnung, daß die einschlägigen Quellen nunmehr vollständig erschöpft sind. Durch Bogatscher's Mitarbeiterschaft hat auch Deutsch-Österreich einen gewissen Antheil an dem Zustandekommen der monumentalen Publication über die Sixtina.

Die neun Abschnitte des ersten Bandes, denen außer dem Documentenanhange Bogatscher's noch ein Anhang über die Biographen Sixtus IV. und ein anderer über Portraitdarstellungen und Medaillen dieses Papstes folgen, entrollen in Steinmann's anziehender Darstellungesselnde Bilder aus einer großen Epoche italienischer Kunst. Für sie wird der Hintergrund des Zeitmilieus vortrefflich gezeichnet; alle Bestrebungen am Hofe des kunstsinnigen Kirchenfürsten und seiner Umgebung treten mit Hervorhebung der von Sixtus IV. beschäftigten Architekten, Bildhauer und Maler, von denen nur Melozzo da Forlì, Benozzo Gozzoli, Pietro Perugino, Domenico Ghirlandajo genannt seien, in einer gewissen Geschlossenheit der Erscheinung vor uns. Ihnen schließt sich die alle Einzelheiten erschöpfende Baugeschichte des Kapellenraumes und die Würdigung seines Sculpturen Schmuckes an, worauf auf die Malereien der Kapelle selbst in der gründlichsten, überaus viel Neues bietenden Bearbeitungsweise Schritt für Schritt eingegangen wird. Die Antheile der umbrischen und der florentinischen Meister, des Luca Signorelli oder des Bartolomeo della Gatta erfahren sichere Umgrenzung und feinfühligste, umsichtige Erklärung, welche Handzeichnungen der verschiedensten Sammlungen in Rom, Wien, Florenz, Venedig, Berlin, Paris u. a. a. O. sachgemäß heranzieht. Für die Charakteristik der beschäftigten Künstler strömt eine Fülle neuer, sehr interessanter Einzelheiten zu. Hier wird das scharf prägende Geschick des Bearbeiters, der ab und zu auch auf technische Fragen, die Arbeitstheilung in der umbrischen Werkstätte und die dadurch erforderliche strengere Scheidung der Künstlerhände näher eingeht, ganz offensichtlich. Schon die Art der Behandlung erhöht das Gefühl, daß man nahezu überall gesicherten Ergebnissen gegenübersteht. Wenn auch hie und da eine kleine Berichtigung oder eine andere Auffassung geltend gemacht werden sollte, was bei einem so gewaltigen Stoffe wahrscheinlich ist, so wird dadurch an den Hauptergebnissen der Darlegungen Steinmann's kaum etwas Wesentliches geändert werden. Sie dürfen in ihrer Bedachtnahme auf alle Einzelheiten des Denkmals und auf das mit ihnen in Beziehungen stehende, weit verstreute Belegmaterial vom heutigen Standpunkte der Kunstforschung als abschließend bezeichnet werden und lassen durchweg erkennen, daß für die Lösung einer wirklich großen Aufgabe der richtige Mann gefunden wurde, dessen deutschem Forscherfleiß die ewige Stadt die würdigste Publication eines ihrer hervorragendsten Kunstdenkmale zu danken haben wird, wenn die hauptsächlich auf Michelangelo's Persönlichkeit und Kunst sich concentrierende Fortsetzung vorliegt.

Gerade im Zusammenhange mit der wohlverdienten Anerkennung, welche gewiß überall dem so Vortrefflichen bietenden Bearbeiter und dem die Herausgabe ermöglichenden hochherzigen Beschlüsse des Deutschen Reichstages gezollt werden wird, fällt es doppelt schwer, mit einem allerdings diese beiden Factoren durchaus nicht treffenden Tadel zu schließen. Es gilt den von der Verlagsanstalt zu Besprechungszwecken verschickten „Musterheften“, die Vorwort, Inhaltsverzeichnis, drei oder vier (!) Textbogen des Ganzen (!!) und eine Probe des Registers bieten und mit den beige-schlossenen drei Tafeln die Grundlage eines Referates bilden sollen. Es liegt auf der Hand, daß von einer so prächtigen Publication, deren Preisansetzung mit 100 Mk.

wirklich mäßig genannt werden darf, nicht viele Recensionsexemplare vertheilt werden können. Wo man aber nach dem Charakter des Blattes mit einer — wenn auch beschränkten — Absatzmöglichkeit des Werkes rechnet, sollte nicht die Vertheilung der Recensionsexemplare in das ausgesprochene Gegentheil von dem verfallen, was bei der splendiden Ausstattung des Ganzen sonst so angenehm berührt. Eine gewissenhafte Besprechung, die dem Ganzen gelten soll, läßt sich logischerweise nicht auf wenigen Bruchstücken aufbauen und zwingt den Referenten, sich auf einem andern, nicht an jedem Orte leichten Wege einen Einblick in das Werk selbst zu verschaffen. Appelliert „die außergewöhnliche Bedeutung des Unternehmens“ in höherem Grade an die Beachtung weiterer Kreise, dann muß für die Erweckung derselben von der Verlagsbuchhandlung auch ein größeres Opfer gebracht werden denn ein mehr als bescheidenes, an sich wertloses Musterheft, für welches die Beanspruchung der Zusendung eines Belegabzuges sich wirklich etwas sehr merkwürdig ausnimmt. Hätten uns der Publicationsgegenstand, die in jeder Beziehung aner kennenswerte Bearbeitung und die höchst würdige Ausstattung nicht dazu verpflichtet, gerade die Kreise der Leo-Gesellschaft auf das wirklich hervorragende Werk aufmerksam zu machen, das Musterheft als solches hätte hier sonst keine Zeile verdient. Möge dasselbe nicht für ähnliche Unternehmungen eine gewisse Mustergiltigkeit erlangen!

Joseph Neuwirth.

* * *

Kant und die Sternbewohner. Daß Kant ein Anhänger der Lehre von den Sternbewohnern war, ist ziemlich bekannt. Weniger bekannt sind die eigenartigen Vorstellungen, die er sich auf Grund von Analogieschlüssen über die denkenden Geschöpfe in unserem Planetensystem bildete. Pohle in seinen „Sternwelten und ihre Bewohner“ (Köln 1899), dem einzigen neueren deutschen Werke, das die Frage systematisch behandelt, weist (S. 52) nun mit Nachdruck auf Kant als einen Vertreter der Pluralitätstheorie hin. Es wird deshalb von Interesse sein, wenn wir die phantasievollen Ableitungen Kant's hier mittheilen; wir geben seinen Gedankengang (Naturgeschichte des Himmels. Ausg. Rehrbach, S. 150—158) in abgekürzter Form, aber in möglichstem Anschluß an seine eigenen Worte wieder:

„Ich bin der Ansicht, daß es eben nicht nothwendig sei, zu behaupten, alle Planeten müßten bewohnt sein, ob es gleich eine Ungereimtheit wäre, dies in Ansehen aller oder auch nur der meisten zu leugnen: denn es wäre Vermessenheit des Menschen, sich von der Nothwendigkeit seines Daseins so zu schmeicheln, daß er die ganze übrige Schöpfung für vergeblich hält, die nicht eine genaue Abzielung auf sein Geschlecht als den Mittelpunkt ihrer Zwecke mit sich führt. Die meisten unter den Planeten sind gewiß bewohnt, und die es nicht sind, werden es dereinst werden. Was für Verhältnisse werden nun unter den verschiedenen Arten dieser Einwohner durch die Beziehung ihres Ortes in dem Weltgebäude zu dem Mittelpunkte, daraus sich die Wärme verbreitet, die alles belebt, verursacht werden? Der Mensch, der unter allen vernünftigen Wesen dasjenige ist, das wir am deutlichsten kennen, muß in dieser Vergleichung zum allgemeinen Beziehungspunkte dienen.

„Es ist gewiß, daß der Mensch sowohl in Ansehen der Deutlichkeit seiner Begriffe und Vorstellungen, als auch der Fertigkeit, dieselben zu verbinden und zu vergleichen, welche man das Vermögen zu denken nennt, von der Beschaffenheit der Materie völlig abhängt, an die der Schöpfer ihn gebunden hat. Wir schließen dies aus der That sache, daß nach dem Maße, als sein Körper im Laufe seines Lebens sich ausbildet,

die Fähigkeiten seiner denkenden Natur auch die gehörigen Grade der Vollkommenheit bekommen und erst ein gefetztes und männliches Vermögen erlangen, wenn die Fasern seiner Werkzeuge die Festigkeit und Dauerhaftigkeit überkommen haben, welche die Vollenbung ihrer Ausbildung ist. Sieht man ferner das Leben der meisten Menschen an, so wird man bemerken, daß der Mensch unter allen Geschöpfen am wenigsten den Zweck seines Daseins erreicht, weil er seine vorzüglichen Fähigkeiten zu solchen Absichten verbraucht, die die übrigen Creaturen mit weit minderen Fähigkeiten und doch weit sicherer erreichen; und wenn man die Ursache der Hindernisse untersucht, welche die menschliche Natur in einer so tiefen Erniedrigung erhalten, so findet sie sich in der Grobheit der Materie, in die sein geistiger Theil versenkt ist. Die Grobheit des Stoffes und des Gewebes in dem Baue der menschlichen Natur ist die Ursache derjenigen Trägheit, welche die Fähigkeiten der Seele in einer beständigen Mattigkeit und Kraftlosigkeit erhält. Es erhellt hieraus deutlich, daß die Kräfte der menschlichen Seele von den Hindernissen einer groben Materie, an die sie innigst verbunden werden, eingeschränkt und gehemmt werden.

„Aber es ist etwas noch Merkwürdigeres, daß diese specifische Beschaffenheit des Stoffes eine wesentliche Beziehung zu dem Grade des Einflusses hat, womit die Sonne nach dem Maße ihres Abstandes sie belebt. Das Feuer verbreitet sich aus dem Mittelpunkte des Weltsystemes, um die Materie in der nöthigen Regung zu erhalten, und darum entspricht jedem Abstand von der Sonne sowohl bei den Planeten als bei ihren Bewohnern eine bestimmte Dichte ihrer Materie. Ein Bewohner der Erde würde in einer erhitzteren Sphäre gewaltsame Bewegungen und eine Zerrüttung seiner Natur erleiden, da sein Bildungstoff für einen größeren Grad der Wärme zu leicht und flüchtig ist, während ein Bewohner der Venus in einer kühlen Himmelsgegend erstarren und in einer Leblosigkeit verderben würde. Ebenso müssen es weit dichtere und flüchtigere Materien sein, aus denen der Körper der Jupiterbewohner besteht, damit die geringe Regung, womit die Sonne in diesem Abstand wirken kann, diese Maschinen ebenso kräftig bewegen kann, als sie es in den unteren Gegenden verrichtet, und damit ich alles in einem allgemeinen Begriffe zusammenfasse: der Stoff, woraus die Einwohner verschiedener Planeten gebildet sind, muß überhaupt von desto leichter und feinerer Art und die Elasticität der Fasern sammt der vortheilhaften Anlage ihres Baues muß desto vollkommener sein nach dem Maße, als sie weiter von der Sonne abstehen.

„Wir haben so eine Vergleichung zwischen der Beschaffenheit der Materie, womit die vernünftigen Geschöpfe auf den Planeten wesentlich vereinigt sind, ausgemacht. Nach der früheren Betrachtung müssen wir schließen, daß diese Verhältnisse eine Folge auch in Ansehen ihrer geistigen Fähigkeiten nach sich ziehen. Wenn nach diesen Betrachtungen die geistigen Fähigkeiten eine nothwendige Abhängigkeit von den Stoffen der Maschine haben, welche sie bewohnen, so werden wir mit mehr als wahrscheinlicher Vermuthung sagen können: daß die Trefflichkeit der denkenden Naturen, die Surtigkeit in ihren Vorstellungen, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerliche Eindrücke bekommen, sammt dem Vermögen, sie zusammenzusetzen, endlich auch die Behendigkeit in der wirklichen Ausübung, kurz, der ganze Umfang ihrer Vollkommenheit unter einer gewissen

Regel stehen, nach welcher dieselben nach dem Verhältniß des Abstandes ihrer Wohnplätze von der Sonne immer trefflicher und vollkommener werden.

„Aus diesem Verhältniß ersehen wir, daß die menschliche Natur, welche in der Leiter der Wesen gleichsam die mittellste Sprosse inne hat, mitten zwischen den zwei äußersten Grenzen der Vollkommenheit steht, von deren beiden Enden sie gleichweit entfernt ist.*) Wenn die Vorstellung der erhabensten Classe vernünftiger Creaturen, die den Jupiter oder den Saturn bewohnen, ihre Eifersucht reizt und sie durch Erkenntnis ihrer eigenen Niedrigkeit demüthigt, so kann der Anblick der niedrigen Stufen sie wiederum zufrieden sprechen und beruhigen, die in den Planeten Venus und Merkur weit unter die Vollkommenheit der menschlichen Natur erniedrigt sind. Welch' ein bewunderungswürdiger Anblick! Von der einen Seite sehen wir denkende Geschöpfe, bei denen ein Grönländer oder Hottentotte ein Newton sein würde, und auf der anderen Seite andere, die diesen als einen Affen bewundern.“

Soweit der „geistreiche und logisch wohlgeordnete Traum“, wie Liebmann diese Deductionen einmal nennt (Zur Analyse der Wirklichkeit, 3. Aufl. S. 408). Ubrigens entwickelten Kant's Zeitgenossen Bonnet, Lambert, Euler und Haller ganz ähnliche Anschauungen (vgl. Böckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Gütersloh, 1879. II., 64 ff.)

Alons Müller.

* * *

Die dritte Emission der classischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft läßt in ihrer Auswahl nahezu überall eine sachverständige, geschickte Hand erkennen, die im allgemeinen Nachbildungen hervorragender Werke anerkannter Meister bieten will. Der Gedanke, auf dem Wege des in breite Bevölkerungsschichten dringenden, oft zur Hand genommenen Andachtsbildes neben dem Erbauungszwecke gleichzeitig zwanglos etwas zur Vertiefung der noch recht zurückgebliebenen Kenntnis großer Schöpfungen kirchlicher Kunst beizutragen, ist nur zu billigen. Denn was bisher an solchen Andachtsbildern in die Hände der Christen kam, durfte zumeist als höhere Geschmacklosigkeit bezeichnet werden. Hier that Abhilfe dringend noth, die mit Auswahl des Guten wirklich auf große, zur Andacht stimmende Kunstwerke zurückgreift, mit Erschließung hoheitsvoller oder anmuthiger Gedanken die Erbauung hebt und nebenbei auch die Veredlung des Geschmacks nicht außeracht läßt. Die Mehrzahl der neuen Bildchen darf als gut bezeichnet werden. Eine noch sachgemäßere Anwendung der jetzt auf so ansehnlicher Höhe stehenden modernen Reproductionsmittel hätte in manchen Stücken zweifellos Besseres erzielen lassen. Die dankenswerten Ursprungsangaben auf der Rückseite sind durchaus zuverlässig bis auf jene für die Petrusstatue in Rom, für welche das Festhalten der auch von Franz Kav. Kraus acceptierten Zeitbestimmung (Geschichte der christlichen Kunst, I., S. 231) sich empfehlen dürfte.

J. N.

*. Als Kant dies schrieb (vor 1754), waren Uranus und Neptun noch nicht entdeckt.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Czig, Wien.

Moderne Einwände gegen die christliche Moral.

Von Dr. Philipp Kneib.

Der sittliche Ernst des Christenthums war es, der vielfach seine Erfolge herbeiführte. Abgesehen von den Vortwürfen, denen es in seinen ersten Zeiten von Seiten der Heiden ausgesetzt war und die theilweise in Unkenntnis und Mißverständnis, theilweise wohl auch in böswilliger Verläumdungssucht ihren Grund haben, wurde dieser sittliche Ernst lange Zeit hindurch nicht in Frage gestellt. Um so befremdlicher mag es auf den ersten Blick erscheinen, wenn in neuerer Zeit die Behauptung aufgestellt wird, an seiner Sittenlehre gerade müsse das Christenthum eines Tages scheitern. So besonders von Hartmann und Drews, von Hartmann in seinem Hauptwerke „Das sittliche Bewußtsein“ (2. Aufl., Berlin, 1885), wo er alle seitherigen Moralsysteme, insbesondere das christliche als durchaus ungenügend darstellt, von Drews in seinem Buche „Die deutsche Speculation seit Kant“ (Berlin, 1893, 2 Bände; s. das Vorwort des I. Bandes und die Darstellung des Hartmann'schen Systems, Band II). Allerdings leugnet man nicht den Heroismus und die Aufopferungsfreudigkeit vieler Christen, man stellt auch nicht in Abrede, daß das Christenthum thatsächlich das fordert, was sachlich oder objectiv als sittlich gut zu bezeichnen ist, nur das findet man tadelnswert, daß das Christenthum die Erhabenheit und Reinheit des Sittengesetzes selbst verunreinige. Die Erhabenheit des Sittengesetzes soll gefährdet sein durch die Aufstellung der sittlichen Vorschriften als positive Gebote und Verbote Gottes, als Befehle des Allerhöchsten, seine Reinheit durch die Rücksicht auf den Lohn*) in der Ewigkeit, welche das Christenthum in seinen Vorschriften nahelegt, oft auch ausschließlich empfiehlt. Die erste „Schattenseite“ der christlichen Moral charakterisirt man mit dem Namen „Heteronomie“ (Fremdgefährlichkeit) und stellt ihr die „Autonomie“ der Sittlichkeit als Forderung gegenüber, die zweite mit dem Wort „Lohnsucht“, der gegenüber man die sogenannte „Uneigennützigkeit“ der

*) Von der Strafe, für die im Allgemeinen ähnliche Grundsätze gelten wie für den Lohn, reden wir speciell nicht.

Moral proclamiert. Gutberlet („Ethik und Religion“, Münster, 1892, Seite 102—114), Schanz („Apologie“, I. Th., Freiburg, 1887, S. 217 bis 223), Schell („Gott und Geist“, II. Th., Baderborn, 1896, S. 620 bis 638, 663—683, und „Religion und Offenbarung“, Baderborn, 1901, S. 417—422), Didio („Die moderne Moral“ in Straßb. Theol. Studien, hrsg. v. Ehrhard und Müller, Freiburg, 1896, S. 74—100, und „Der sittliche Gottesbeweis“, Würzburg, 1899), Schneider („Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit“, Baderborn, 1900, S. 496—527), Mausbach (Acten des V. internat. Congresses kathol. Gelehrten, München, 1901, S. 190), Peters (Die christlichen Begriffe der Sittlichkeit und Seligkeit zc. [Inauguraldiss., Münster, 1902, behandelt zunächst einige einleitende Gesichtspunkte, das Ganze wird später erscheinen]) haben theils mehr, theils minder ausführlich in vortrefflichster Weise die Sittlichkeit auch unter jenen Gesichtspunkten behandelt.*) Das Folgende steht vielfach unter dem Einfluß dieser Autoren; nur ist es in einigen Punkten etwas ausgebaut.

I.

In dem Vorwurfe der Fremdgesetzlichkeit sind die Bedenken enthalten, daß der Wert des Sittlichen nur aus dem Willen Gottes, nicht aber aus seinem Gegenstand hergeleitet wird und daß eine Befolgung der göttlichen Gebote keine subjective, innere Sittlichkeit, sondern höchstens eine äußere Gesetzlichkeit erzeugen könne.

Das Moralprincip des göttlichen Willens besagt, daß etwas nur deshalb und aus keinem anderen Grunde sittlich oder unsittlich sei, als weil es Gott geboten oder verboten habe.**) Gott fordert Gehorsam gegen das Sittengesetz — nicht, weil es gut ist, sondern weil es sein Gebot ist; und das Sittengesetz selbst ist nicht an sich gut, sondern nur, weil es der Ausdruck des göttlichen Willens ist. Gott könnte auch das Gegentheil wollen und auch dann würde sein Wille gerecht und gut sein.

Mag sein, daß einzelne Theologen so weit giengen, daß sie statt Gottes Willen göttliche Willkür annahmen (Duns Scotus), durch die christliche Lehre ist eine derartige extreme Stellung nicht im geringsten gefordert. Hat man doch immer im Wesentlichen daran festgehalten, einiges sei von Gott befohlen, weil es gut sei, und anderes sei gut, weil es Gott befohlen habe. Vorausgesetzt, daß der Gehorsam gegen Gott als den Weisen und Heiligen gut ist, können wir gewiß nicht Anstoß nehmen an der Lehre,

*) Wenn nur die gegnerische Litteratur nicht achtlos an diesen bedeutenden Erscheinungen vorübergeht!

**) Hartmann, Sittliches Bewußtsein, 2. Aufl., S. 86.

daß manches, was an sich indifferent erscheint, eben durch den Befehl Gottes gut wird. Doch wir haben ja die Frage gestellt, ob es nur deswegen ein Sittliches gebe, weil Gott das oder jenes befohlen habe. St. Thomas (P. II, qu. 91, art. IV) verneint dies ganz ausdrücklich, wenn er sagt, daß außer und neben dem Naturgesetz auch ein positiv göttliches Gesetz sei, und wenn er die Nothwendigkeit des positiven Gesetzes aus der Setzung eines übernatürlichen Zieles und aus der Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der menschlichen Erkenntnis des Sittlich-Guten begründet. Die Vertreter der autonomen Sittlichkeit reden in herrlichen Worten von dem Gott, der in unsere Brust hinabgestiegen sei und dort als wir selber seiend zu uns spricht. „Über nicht als wunderbares Orakel sitzt er da drinnen, wie man sonst wohl meinte, sondern in der natürlichen Entwicklungsgeschichte hat er uns diejenige Summe von Eigenschaften ausgebildet, mit denen unser sittliches Urtheil sich entfaltet, aus denen der warme Urtrieb entspringt, das für recht und gut Erkannte zu verwirklichen — es geht eben auch in der sittlichen Welt alles natürlich zu; und es ist darum auch nicht weniger der Pulsschlag göttlichen Lebens.“*) Wären diese Worte nicht von einem Monisten gesprochen, der die Unterschiedenheit von Gott und Welt leugnet, wir könnten sie fast herübernehmen. Auch dem Theismus zufolge ist Gott in unsere Brust hinabgestiegen, nicht wie ein Orakel, nicht als wir selber seiend, aber das Gefühl und die Erkenntnis des Guten hat er unserer Seele eingeprägt, wenigstens der Anlage nach, und hat sie empfänglich gemacht für jenen milden, aber unerbittlichen Zug, den das Sittlich-Gute auf uns ausübt. Weil wir das Gute fühlen, weil wir das Gute erkennen, weil es uns als vollziehenswerth sich darstellt, deswegen thun wir es. Stehen wir damit unter einem anderem Gesetze als dem der eigenen Erkenntnis des Guten und des inneren Triebes zum Guten, der tief in unserer Brust wohnt? „Es ist ein bestimmter und ursprünglicher Unterschied zwischen Gut und Böse; es gibt eine bestimmte Ordnung des Guten, das durch seine innere Liebenswürdigkeit und seinen inneren Adel die uneigennützigste Liebe, das Wohlgefallen und die Achtung des Willens auf sich zieht . . .“ „Die Thatsache der inneren Verpflichtung kann auf Grund der inneren Erfahrung anerkannt werden, ohne daß die Erkenntnis Gottes als der verpflichtenden Macht unmittelbar damit verbunden wird . . .“**) Erkennen wir aber an, daß auch ohne den ausdrücklichen Gedanken an Gott die innere Verpflichtung erkannt und erfüllt werden kann, was anders soll uns wohl ansprechen und bewegen als das Gute selbst?

*) Hartmann, a. a. O., S. 94.

**) Schell, a. a. O., S. 620.

Freilich ist es eine andere Frage, ob wir die Verpflichtung bei tieferem Nachdenken anerkennen mögen, ohne Gott als letzten und höchsten Grund derselben zu finden. Verpflichtung ist Willensmacht. Und Willensmacht übt nur eine Person aus; nicht das gegenständliche Gute, sondern die persönliche Güte ist hinreichender Verpflichtungsgrund. Autonom in dem Sinne, als ob jeder das Gesetz des Guten sich selber mache, das Gefühl und die Kraft des Guten selber sich gebe, kann doch kein Wesen in der Welt der Erscheinung sein. Nur das, was nicht geworden, nur das, was sich selbst begründet, nur das kann auch sich selbst Gesetz des Guten sein. Und Gott ist es. Er ist das ewige Sittengesetz selbst, er ist zugleich auch der ewige Vollzug des Sittengesetzes, er ist das Sittengesetz in Person oder das personifizierte, selbstbewusste, wesenhafte Sittengesetz. Ob dieser Gott nun von innen durch unsere Natur, oder von außen durch eine positive Offenbarung die Erkenntnis des Guten und die Anregung dazu uns mittheilt, ist an und für sich gleichgiltig, obwohl wir ja sagen müssen, es entspreche der fühlenden und denkenden Natur des Menschen mehr, daß er durch das eigene Gefühl und das eigene Denken in die Bedeutung und den Wert des Guten eindringt. Auch wird dadurch eine größere Gottähnlichkeit hergestellt, da Gott auch aus sich heraus das Gute erkennt und vollzieht.

Gottes äußere Mittheilung nun, wie sie thatsächlich im positiven Gesetz (z. B. „Du sollst Vater und Mutter ehren“) vorliegt, will nicht als bloßer Befehl der Willkür gelten — er will uns keineswegs nahe legen, daß er auch befehlen könnte: „Du sollst Vater und Mutter nicht ehren“. Auch wird dieser Befehl nicht als bloße Willkür von uns empfunden, sondern wir wissen, daß eine ewige Weisheit und Heiligkeit nur das Gute befehlen kann. Wenn wir also Vater und Mutter ehren, weil Gott es geboten, so thun wir es auch, weil wir wissen, daß das etwas Gutes ist. Und woher wissen wir es? Wir wissen es einmal direct aus unserem Gefühl für das Gute und aus unserer Erkenntnis des Guten, wir wissen es aber auch indirect, weil eine höhere Weisheit es uns sagt, die höchste Heiligkeit es uns vorschreibt. Es gibt nun unstreitig Fälle, wo wir auf den ersten Blick das Handeln aus direkter Erkenntnis des Guten höher werten als das Handeln aus indirekter Erkenntnis. Wer einem Armen ein Almosen gibt, weil er sein Elend bedauert und seiner Noth ein Ende machen will, scheint höher zu stehen als der, welcher es thut, um dem Gebote Gottes zu gehorchen. Allein beides soll sich nicht ausschließen. Jeder Prediger und Katechet weiß, daß man neben dem Befehle Gottes auch hinweist auf die Noth des Armen und das Gefühl für seine Lage zu wecken sucht, damit seinem Elend abgeholfen werde. Der Inhalt einer Handlung wird also keineswegs unbeachtet

gelassen. Und dabei bietet das positive Gebot noch andere Lichtseiten. Wir achten in seiner Befolgung nicht allein den Urheber des Sittengesetzes, sondern das persönliche Sittengesetz selbst. Unsere Achtung steigt von dem gegenständlichen Guten hinauf zu der persönlichen Güte. Die Schätzung der Sittlichkeit, wie sie in einer Person uns entgegentritt, ist doch keineswegs wertlos. Übt denn nicht das Beispiel — und das Beispiel und sein Einfluß gründet sich doch auf die Schätzung des Sittlichen, wie es in einer Person uns entgegentritt — übt es nicht einen tiefen Nachdruck aus, wird es nicht von allen Sittenlehrern empfohlen? Ist nicht diese Concretisierung des Sittlichen, wenn ich so sagen darf, dem gegenständlichen Sittlichen gleichwertig? Man wird uns entgegenhalten, daß Befehl und Beispiel nur den Unmündigen nöthig sind, die eben noch nicht die Stufe der sittlichen Selbständigkeit erreicht haben. Nun, in dem Sinne mündig, daß wir uns selbst als Urheber des Sittengesetzes erkennen, werden wir niemals sein. Das Sittengesetz tritt an uns heran als etwas von uns Verschiedenes. Ob sein Gegenstand nun als gewollt durch einen höheren Willen oder als geübt durch ein Beispiel an uns herantritt, das ist, im Grunde genommen, nicht von der Bedeutung, die man ihm gerne beilegen möchte. Und ist außerdem der Vollzug des Sittlichen nicht mehr gesichert, wenn im Getümmel der Leidenschaften, wo das Gefühl für das Gute und die Erkenntnis des Guten verdunkelt werden, der klare göttliche Befehl zu uns spricht, der Vertreter der Sittlichkeit selbst an Stelle des Sittlichen und mit dem Sittlichen zu uns redet? Die Verfechter der extrem-autonomen Moral fassen die menschliche Natur idealer als sie ist. Was erst werden soll, denken sie sich schon als geworden. Der Mensch soll auf jene Stufe, wo er ohne äußere Mittheilung und unmittelbar erkennt und thut, erst gehoben werden. Und er wird sie erreicht haben in der ewigen Vereinigung mit Gott, wo er in Gott und aus Gott das Gute erkennt und will. Allerdings wird diese Vereinigung immer noch nicht eine so enge sein, wie sie der Monismus schon für das Erdenleben statuiert. Wir werden nicht sagen können: „Gott ist in unsere Brust hinabgestiegen und als wir selber seiend spricht er zu uns“. Allein es ist doch die möglichst unmittelbare Erkenntnis, die wir vom Guten in und durch Gott haben, unmittelbarer als sie jetzt durch unsere inneren Kräfte vollzogen wird. Aber wie gesagt, diese Stufe soll erst erreicht werden. Das positive Gebot Gottes hindert uns nicht, auch hier schon immer mehr aus innerer und directer Erkenntnis des Guten zu handeln. Denn keines schließt das andere aus. Allein auch dem Mündigsten wird das Gebot hier immer eine Stütze sein, eine Stütze für die Erkenntnis, wenn sie dem Egoismus abgerungen werden muß, da wo er diese zu beeinflussen sucht, eine Stütze für

den Willen, wenn der Egoismus dem Sittengesetz Troß bieten möchte. Als knechtische Furcht freilich soll die Rücksicht auf den Gesetzgeber niemals wirken, sondern nur als Ehrfurcht, d. h. als eine Furcht, die das Sittengesetz und den Sittengesetzgeber zugleich ehrt.

Hartmann meint: „Auf dem Standpunkt der Heteronomie wird die Achtung eigentlich nur dem Gesetzgeber gezollt, und dem Gesetz nur indirect als einem Ausfluß und Appendix des geachteten Gesetzgebers; auf dem Standpunkt der Autonomie wird im Gegentheil die Achtung dem unpersönlichen Gesetz als solchem . . . nur um seines Inhaltes wegen gezollt und erst rückwärts fällt ein Widerschein dieser Achtung auf den Gesetzgeber als den Urheber eines so achtenswerten Gesetzes.“*) Aus dem, was wir bisher festgestellt haben, ergibt sich, daß in diesen Worten Nichtiges mit Unrichtigem sich mischt. Es kann sich nämlich eine directe Achtung des Gesetzgebers und eine directe Achtung des Gesetzes miteinander verbinden. Thatsächlich ist dies der Fall, insofern das positive Gesetz Gottes zu dem Naturgesetz hinzukommt, das wir in unserer Brust tragen. Ferner setzt die indirecte Achtung des Gesetzes voraus, daß ein weiser und heiliger Gesetzgeber es gegeben hat, der es durch und in sich als gut erkennt. Es ist also diese indirecte Achtung des Gesetzes keine bloß formale, sondern auch eine Schätzung wegen des Inhaltes, den wir — das positive Gesetz für sich allein betrachtet — mittelbar und indirect als gut erkennen. Ich setze ausdrücklich hinzu: „Das positive Gesetz für sich allein betrachtet,“ weil ja eine directe Erkenntnis der Güte des gebotenen Inhaltes theils schon vorhanden ist, theils auch folgt und zwar bei den einzelnen, nach Alter, Talent, Bildung u. s. w. Verschiedenen in verschiedener Weise.

Mehr Wert scheint gelegt werden zu müssen auf das andere Bedenken, ein Befolgen des göttlichen Gebotes sei subjectiv sittlich wertlos und erzeuge höchstens Legalität. Legalität ist das bloße Befolgen eines Gesetzes, eben weil es Gesetz ist, und zwar ein äußeres Befolgen ohne innere Wärme für das Gebotene. *De internis non iudicat praetor.* Hartmann ist der Ansicht, auch die Beobachtung des göttlichen Gebotes sei höchstens Legalität. „Die Ausführung eines in der Form des Gebotes kundgegebenen fremden Willens bleibt ein äußerlicher mechanischer Proceß, dessen Resultat höchstens eine äußerliche mechanische Legalität des Handelns, aber keine innerliche Moralität sein kann.“**) „Der Versuch, durch Ausführung eines fremden Willens ein Handeln von subjectiv sittlichem Wert zu erzielen, ist ebenso verkehrt als

*) U. a. D., S. 93.

**) U. a. D., S. 89.

die Bemühung, durch das Essen eines anderen fett zu werden.“ *) Auf den letzten Einwand, der in der Form eines Vergleiches gegeben ist, antwortet Schneider ebenfalls in Vergleichsform, und die Antwort ist völlig ausreichend zu seiner Entkräftung: „Man kann aber durch Speisen satt und fett werden, die man nicht selbst beschafft oder zubereitet hat.“ **) Es liegt in dem Gebot eben die Anzeige eines wertvollen Inhaltes. Diesen erkenne ich durch das Gebot und vollziehe ihn in der Befolgung des Gebotes. Die Überzeugung, daß Gott nur Wertvolles gebiete, ist ja außer allem Zweifel. Haben wir denn das Naturgesetz, das in uns wohnt, selbst bereitet? Ist es nicht auch das Werk dessen, durch den wir sind und leben? Selbst Gott sind wir eben nicht, und wenn Hartmann von diesem Standpunkt aus argumentiert, so trennt uns nicht die Frage: Heteronomie oder Autonomie, sondern die Frage: Monismus oder Theismus? Selbstbestimmung ist freilich nöthig zur Erzielung von sittlichem Wert, aber nicht die absolute Selbstbestimmung des *ens a se*. Anderenfalls müßte jede geschöpfliche Sittlichkeit in Frage gestellt werden. Und warum kann denn durch Befolgung des göttlichen Gebotes nicht bloß Legalität, sondern auch Moralität erzeugt werden? Aus vielen Gründen. Erstens: Das göttliche Gebot schließt die Wertschätzung des Gebotenen nicht aus, sondern ein. Zweitens: Das göttliche Gebot hindert nicht die Freiheit der Selbstbestimmung. Drittens: Das göttliche Gebot als das Gebot des allwissenden Gottes, der Herz und Nieren durchforscht, kann sich auch auf die innere Gesinnung beziehen und nicht allein auf den äußeren Act. Viertens: Das göttliche Gebot bezieht sich auf Dinge, für die wir auch schon im Gefühl und im verstandesmäßigen Erkennen Sinn und Verstandniß haben. Nehmen wir das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Schließt dieses Gebot die Schätzung des Inhaltes aus? Nein. Schließt es sie nicht vielmehr ein? Ja; denn derselbe Gott hat auch die Liebe zu den Eltern ins Gefühl und die Erkenntniß des Wertes und der Pflicht der Elternliebe in allen ihren Formen in das Denken gelegt. Daß Gott durch ein Gebot hinzutritt, verstärkt nur noch die Höhe des Inhaltes und die Überzeugung von der Verbindlichkeit dieser Pflicht. So wurde das Gebot zu allen Zeiten im Christenthum aufgefaßt. Wenn Hartmann also meint, nur äußerliche Legalität sei Zweck und Folge des Gebotes, so kennt er eben die Auffassung des Christenthums nicht ganz.

II.

Es ist gewiß festzuhalten, daß es einen Unterschied zwischen Genuß und Sittlichkeit gibt. Beides wird als verschieden empfunden und als ver-

*) A. a. O., S. 89.

**) Schneider, a. a. O., S. 501.

schieden erkannt. Wenn der Begriff „sittlich“ nicht zusammenfallen soll mit dem Begriff „nützlich“ und wenn in keiner Weise das Sittliche als ein Ausfluß des Nützlichen oder als dem Nützlichen in irgend einer Weise untergeordnet betrachtet werden soll (es führt zum wahren eigenen oder fremden Glück, also ist es gut), so muß es möglich sein, den Begriff des Sittlichen zu bestimmen ohne Rücksicht auf das Nützliche. Es muß desgleichen möglich sein, das Sittliche in seinem Wert zu erkennen und zu vollziehen, ohne dabei noch an etwas anderes zu denken als nur an das Eine, daß das Sittliche in letzter Linie auch zu einem Glück führen muß. Gerade in diesem Gedanken, der allein der menschlichen Natur entsprechend ist, da wir nicht allein die Anlage zum Sittlichen, sondern auch den Trieb zum Glück als fundamentale Strebungen in uns tragen, gerade in ihm will man die grundsätzliche Gefahr der Verunreinigung des Sittlichen erblicken. Und zwar in vielen Rücksichten. Geben wir zuerst die Ausstellungen unseres Hauptgegners Hartmann, um dann diese einzelnen Rücksichten klar und bestimmt herauszustellen. „Als Gegenmotiv gegen unsittliches Handeln stellt Jesus die Androhung von Strafen oder des Ausschlusses von Verheißungen ebenso durchgängig auf (Matth. 5, 20; 6, 15; 7, 1; 25, 41—46; Marc. 3, 38; 9, 42; Luc. 13, 3 und 5; 6, 25), wie er die Verheißung von Lohn als Motiv des sittlichen Handelns hinstellt. Er fordert auf zum Verzicht auf alle irdischen Güter und alles irdische Glück (einschließlich der Familienbände), indem er hundertfältigen Lohn dafür im Jenseits verheißt (Matth. 19, 29), er empfiehlt, die wohlwollenden Handlungen so einzurichten, daß man nicht etwa schon hienieden einen natürlichen Lohn dafür finde, da einem sonst der übernatürliche entchlüpfen könnte (Luc. 14, 12—14) und rath aus demselben Grunde, die Gutthaten im Verborgenen zu thun, aber nicht etwa, weil es an sich schöner ist, wenn eine gute That vom Thäter für immer verborgen gehalten wird, sondern damit ihm nicht irdische Anerkennung zu theil werde, welche ihm den großen öffentlichen Lohn im Himmel, auf welchen es eigentlich abgesehen ist, vorwegnahme (Matth. 6, 1—6). Es wird somit auch die Annahme des Evangeliums zu einem Acte der Klugheit, seine Abweisung für den Menschen zur Thorheit (Matth. 25, 2 und 4), da es nur die Erkaufung eines großen Gutes durch Preisgebung eines kleinen gilt (Matth. 13, 44—46); die verlangte Sinnesänderung ist demnach auch hier die Folge eines klug berechnenden Egoismus, der nur das irdische Ziel mit dem jenseitigen vertauscht, nachdem er eingesehen hat, daß er dabei sein Interesse am besten wahrnimmt.“ *)

*) Hartmann, Sittl. Bew., S. 38.

Ähnliche Anschauungen sind in der modernen und modernsten Litteratur weit verbreitet. „Den absoluten Verpflichtungsgrund zur Vollbringung des erkannten Rechten und Guten und die absolute Bürgschaft der Erreichbarkeit der sittlichen Zwecke kann die Sittlichkeit nur in der frommen Beziehung auf Gott, also in der Religion finden. Freilich nicht in der Weise, daß die Religion eine rein äußerliche Stütze der Sittlichkeit abgebe und daß Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe die Motive des sittlichen Handelns würden; denn das wäre der Würde der Sittlichkeit ebensowenig wie der Würde der Religion entsprechend.“*)

Aus dem Angeführten ergeben sich für uns mehrere Fragen.

Ist das Gefühl und das Verlangen, das Christus in seinen Jüngern hervorrufen will, nur der Egoismus des berechneten Interesses, nur der Sinn für Lust und Glück oder ist es mehr als das?

Ist das, was Christus objectiv empfiehlt als Lohn, der erstrebt werden soll, nur Lohn, d. h. nur Mittel zum Genuß oder ist es mehr als das?

Sind Vollkommenheit und Glück wirklich objectiv unvereinbar getrennt?

Schließt die Rücksicht auf den Lohn die Rücksicht auf die innere Güte und Schönheit der Handlung aus?

Wir beantworten diese Fragen in umgekehrter Reihenfolge. Schließt die Rücksicht auf den Lohn die Rücksicht auf die Liebenswürdigkeit der Handlung, in sich, in ihrem Gegenstand betrachtet, aus? Wir können den Lohn in einer dreifachen Beziehung betrachten, wenn wir eben unter Lohn alles verstehen, was infolge der betreffenden Handlung zu einer Befriedigung, einer Wohlseinsempfindung führt. In diesem Sinn ist Lohn zunächst die Befriedigung des Gewissens, das Hochgefühl der vollbrachten Handlung, das Lob, das man sich selbst spenden kann, die Gewissensruhe, die Harmonie zwischen Sein und Sollen. Ich halte es für ein verfehltes Beginnen, die Rücksicht auf diesen Lohn ausschließen zu wollen. Die Ausschließung erscheint mir als unnatürlich und als unmöglich. Wenn das Gewissen sich regt, will es, wie jede andere Kraft, eben befriedigt sein, und aus der Befriedigung folgt ein gewisses Wohlbehagen, dieses Wort in seinem reinsten Sinne gefaßt. Eine andere Art von Lohn wäre der Lohn, der nach der Ordnung der Natur, also ganz naturgemäß, wie von selbst, wie die Wirkung aus der Ursache folgt. Aus einem sittlichen Verhalten in Bezug auf den Genuß, aus dem keuschen Leben, das ja in specie mit dem Namen „sittlich“ belegt wird, folgt Gesundheit und Kraft des Geistes und Körpers, also eine wertvolle Wesensbeschaffenheit, es folgt naturgemäß daraus die Achtung von Seiten sittlicher Personen und

*) Richter, Die Emancipation der Schule von der Kirche, Leipzig, 1870, S. 63.

Anderes. Warum man beim sittlichen Handeln darauf keine Rücksicht nehmen soll und darf, ist meines Erachtens nicht einzusehen. Sehen wir nun als die allernaturgemäße Folge die Achtung und Liebe des heiligen Gottes, warum soll dieses Gut nicht erstrebt werden dürfen? Sehen wir ferner das Einwirken Gottes auf uns, das dieser Achtung und Liebe entspricht, so steht dies in so inniger Verbindung mit der Sittlichkeit selbst, daß nie und nimmer ein Streben darnach ausgeschlossen zu werden braucht aus dem Bereiche der Sittlichkeit. Lohn in einem dritten Sinne endlich ist jener Lohn, welcher äußerlich der sittlichen Handlung hinzugefügt ist, wie z. B. eine Belohnung in Geld, die der Staat dem Retter eines Unglücklichen in Aussicht stellt. Die Rücksicht auf diesen Lohn scheint mir, wenn man nur den Lohn und nicht auch in irgend einer Weise, wenigstens indirect, die Güte der Handlung im Auge hat, die Handlung sittlich wertlos zu machen; hat man aber theils die Güte der Handlung selbst, theils auch den Lohn im Auge, so erreicht die Handlung zweifelsohne nicht jenen sittlichen Wert, den das Guthandeln direct oder indirect um des Guten willen darstellt, ohne jedoch zur sittlich schlechten zu werden. Dabei ist noch zu beachten, daß die Verleihung eines äußeren Lohnes für das Gute schon durch die Rücksicht auf die Selbstungenügendheit der menschlichen Natur bedingt ist. Auch die modernsten Ethiker*), beziehungsweise Pädagogen, sind der Ansicht, aus Gründen der menschlichen Schwäche und namentlich vor vollendeter Geistesentwicklung könne man versuchen, den Willen, der sich ja direct auf das Gute an sich richten soll, wenigstens indirect auf das Gute zu richten durch den damit verbundenen Lohn. Nachher sei allerdings ein directer Wille zu erzielen. Denn man hält doch im Wesentlichen daran fest, daß „Belohnungen und Bestrafungen“ nur als „künstliche und der reinen Sittlichkeit fremdartige Einwirkungen auf das Thun und Lassen der Menschen“ zu betrachten seien.**)

Es ist überdies nicht zu vergessen, daß Lohn und Strafe auch helfen können, einen directen Willen herbeizuführen, indem sie nämlich das Gute, bezw. das Böse nachdrücklicher zum Bewußtsein bringen. Vorausgesetzt ist dabei die Empfindung dafür und die Überzeugung davon, daß eben nur das Gute belohnt und nur das Böse bestraft wird.

Sind Vollkommenheit und Glücksgenuß unvereinbare Gegensätze? Das war die zweite Frage, die wir aufstellten. Ich glaube, daß die verneinende

*) Vgl. z. B. Baumann, Über Charakter und Willensbildung, Berlin 1897, in „Abhandlungen zur pädagogischen Psychologie und Physiologie“ herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen, I. Bd., Heft 3. — Mesjer, Die Wirksamkeit der Apperception, Berlin 1897, a. a. O., II. Bd., Heft 8.

**) Dittes, Schule der Pädagogik, 3. Aufl., Leipzig und Wien, 1880, S. 132.

Antwort unanfechtbar ist. Objectiv betrachtet, ist es nicht mehr als selbstverständlich, daß ein sittliches Verhalten auch zu einem Zustand des Befriedigtseins führt. Gibt es eine Sittlichkeit und gibt es ein Glück, so muß sich beides zusammenfinden. Subjectiv betrachtet, können wir uns der Überzeugung nicht verschließen, daß die Anlage zur Sittlichkeit und der Trieb nach Glückseligkeit als gleichmäßige, fundamentale Strebungen ein gleiches Recht auf Vollendung in der Erreichung ihres Objectes besitzen. Das Eine oder das Andere für sich allein und ohne das Andere bestehend erschiene mir vom Standpunkt der menschlichen Natur aus als ein unnatürliches und zugleich unmögliches Auseinanderreißen des einen wollenden und fühlenden Menschenwesens in zwei getrennte Wesen. Die Forderung also, daß beim sittlichen Handeln die Rücksicht auf Glück vollständig auszuschließen sei, ist der Lage der Sache nach einfach eine unnatürliche Unmöglichkeit. „Der Mensch bleibt auch in seiner sittlichen Bethätigung an die ihm angeborene Naturbestimmtheit gebunden, in Folge dessen er unwiderstehlich genöthigt ist, seine eigene Natur und Wesenheit zu bejahen und deren allseitige vervollständigung und Befeligung zu begehren. Er würde also den unbefiegligen Todfeind der Sittlichkeit beständig in sich herumtragen, wenn er ohne alle Rücksicht auf das eigene Selbst das Gute zu thun und seine Pflicht zu erfüllen hätte. Das wäre ein geheimnißvolles, furchtbares Verhängniß.“*)

Nach diesen Feststellungen gehen wir zur Beantwortung der Fragen über, die wir gestellt haben im Anschluß an die Darstellung der Sittenlehre Jesu, wie sie Hartmann (s. oben) gegeben und die Vorwürfe, die er erhebt, namentlich den einen Vorwurf, die Forderungen des Heilandes wandelten die Gebote der Sittlichkeit um in bloße Klugheitsregeln. Ist das, was Christus objectiv empfiehlt, nur Lohn, d. h. Mittel zum Genuß, oder ist es mehr als das? Es wurde von jeher festgehalten, daß das selige Leben des Jenseits Heiligkeit und Seligkeit zugleich ist, wie auch Gott selbst heilig und selig zugleich ist. Nicht, weil eine Ewigkeit in Seligkeit unser Ziel ist, ist das gut, was uns zur Seligkeit führt, sondern weil etwas gut ist, führt es uns zur Seligkeit. Was St. Thomas P. II qu. II, art. 7 — qu. 90 art. 2 feststellt, daß die beatitudo oder felicitas vitae humanae letztes Ziel des Menschen sei, könnte allerdings im Sinne unserer Gegner mißverstanden werden. Die Glückseligkeit ist ja gewiß letztes Ziel des Menschen, aber die Glückseligkeit in der Heiligkeit. Beide fallen der Sache nach zusammen, aber wenn wir ihre Würde und die Priorität der einen oder der anderen betrachten, die

*) Schneider, a. a. O., S. 510.

Priorität in der göttlichen Zwecksetzung und die Priorität in der menschlichen Zielstrebung, so ist die Heiligkeit, die Vollkommenheit das erste und die Seligkeit das zweite. Hartmann meint, das Christenthum denke bei dem Ausdruck Seligkeit nur an den Glücksgenuß und nenne dann das gut, was nach dem Willen Gottes zu dieser Seligkeit führt und weil es dazu führt. Jene Worte des Katechismus: „Ich bin auf Erden, um Gott zu erkennen, Gott zu lieben, Gott zu dienen, und dadurch in den Himmel zu kommen,“ faßt er offenbar so auf: Gott hat einen Ort sinnlicher und geistiger Freuden bereitet (Himmel). In diesen Ort nun nimmt er nur die auf, die vorher sich den Bedingungen unterworfen haben, die er stellt. Diese Bedingungen aber sind enthalten in den Vorschriften, die er gegeben hat. Wie ein Arbeitgeber einen bestimmten Lohn festgesetzt hat für eine von ihm geforderte Arbeit, so müssen wir alle arbeiten im Sinne Gottes, um den Lohn des Himmels zu erlangen. Eine solche rein äußerliche Auffassung des Verhältnisses von Gottesdienst zu Gotteslohn, von Tugend zu Seligkeit, wonach das Leben auf Erden allerdings eine Speculation auf die Güter des Jenseits wäre, eine so äußerliche Auffassung des Begriffes „Dienst Gottes“ ist durch die christliche Lehre nicht im entferntesten gefordert. Allerdings würde ein Zusatz im Katechismus, „um dadurch vollkommen und selig zu werden,“ jeden Zweifel heben, allein auch die gegenwärtige Fassung läßt eine so äußerliche Auslegung nicht zu. Es wurde niemals der Gedanke ausgeschlossen, daß zwischen der Gesinnung im Diesseits und dem Schicksal im Jenseits ein innerer Zusammenhang besteht und nicht bloß ein äußerer, der eben nur dadurch hergestellt wird, daß Gott gewisse Handlungen zur Bedingung der Seligkeit macht. Was in der Ewigkeit geschenkt wird, ist eine höhere sittliche Vollkommenheit, was dazu führt, ist ebenfalls ein gewisser Grad der Vollkommenheit, eine gewisse Stufe sittlicher Gesinnung, eine gewisse Leistung an sittlichen Handlungen.

Sittlichkeit aber ist Gottähnlichkeit; und Gottähnlichkeit hat zur Folge eine Gottnähe im Sinne der Vereinigung Gottes mit dem Menschen, die gewiß verschiedene Grade zuläßt. Durch diese Gottnähe aber wird auch eine Theilnahme an der Seligkeit Gottes herbeigeführt. Wie diese Seligkeit nun auch die Sinne und die Sinnlichkeit ergreift, braucht nicht erörtert zu werden. In dieser Weise stellt sich die Seligkeit dar als mit der Heiligkeit innerlich verwandt, als ein Ausfluß der Heiligkeit und als in keiner Weise der Heiligkeit fremd. Wenn man sich demgegenüber fragt, warum diese beglückende Gottnähe nicht auch schon auf Erden dem Sittlichen geschenkt wird, so ist zu antworten, daß wir eben für unser Erdenleben in die diesseitige Welt mit allen ihren Mängeln und Fehlern eingezwängt sind. Schneider

(a. a. O., S. 519) weist darauf hin, daß die gottschauende Seele den höchsten Grad ihrer allseitigen Vollendung in der Entfaltung und Bethätigung aller ihrer Anlagen erreicht und eben dadurch beglückt wird. Die Entfaltung und Bethätigung der Anlagen (zum Erkennen und Lieben) ist Heiligkeit, der Glücksgenuß, der dadurch hergestellt wird, Seligkeit.

Sobald wir annehmen, daß Heiligkeit und Seligkeit innerlich verwandt sind, ist es der Sittlichkeit in keiner Weise entgegen, auch nach dieser Seligkeit als dem Lohn der Heiligkeit zu streben. Allerdings ist hier gefordert, daß unser Streben sich zunächst auf die Vollkommenheit richte, daß zunächst und direct die Heiligkeit gewollt werde. Damit kann und soll sich aber auch die Überzeugung verbinden, daß eben die Heiligkeit zur Seligkeit führen muß, und auch dieser Gedanke kann uns mitbestimmen. Freilich ist auch hier wieder festzustellen, in welcher Weise dieser Gedanke mitwirkt. Es kann die innere Stimmung so sein, daß sich einer sagt: „Ich würde die sittliche Handlung nicht vollbringen, wenn nicht der Lohn damit verbunden wäre.“ Diese Gesinnung ist keine sittliche. Sodann können sich die Rücksichten auf Heiligkeit und Seligkeit so mischen, daß entweder die eine oder die andere im Vordergrund steht. Der Grad der Sittlichkeit ist darnach zu bestimmen. Am reinsten ist die Sittlichkeit dann, wenn der Gedanke an die Vollkommenheit im Vordergrund steht und nur eben die Überzeugung sich damit verbindet, daß die Vollkommenheit auch zum Glück führen muß. Daß dieser Grad nicht bei allen Menschen zu erreichen ist, zeigt ein Blick auf deren Verschiedenheit in Anlagen und Bildung. In starken Versuchungen zur bösen Lust muß der Gedanke an das Glück mitwirken, auch in Leid und Trübsal.

Wenn wir nun darnach die Sittenpredigten des Heilandes beurtheilen und die Frage aufwerfen, die wir zuerst gestellt haben, so wird der Vorwurf einer bloßen Speculation auf himmlische Güter sein Recht verlieren. Die Frage lautete: „Ist das Gefühl und das Verlangen, das Christus in seinen Zuhörern hervorrufen will, nur der Egoismus des berechnenden Interesses, nur der Sinn für Lust und Glück, oder ist es mehr als das?“ Es ist mehr als das. Allerdings weist Jesus in den von Hartmann (s. oben) angeführten Stellen nur auf den himmlischen Ersatz für die irdischen Opfer hin, allein er setzt eben in seinen Zuhörern das Gefühl und die Überzeugung voraus, daß nur das Gute so herrliche Früchte trägt. Daß der Heiland das gewiß nicht außer Acht ließ, geht hervor aus seiner anderen Forderung: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Matth. 5, 48). Wenn der Heiland ferner von jenem Lohn in Bildern sprach, die ihn, wenigstens dem Wortlaute nach, als einen den guten Hand-

lungen rein äußerlich hinzugefügten erscheinen lassen könnten, so findet das seine Erklärung in dem Bildungsstande seiner Zuhörer. Die Offenbarung, das zeigt ein Blick auf ihre Geschichte, nimmt immer Rücksicht auf die Beschaffenheit und Fassungskraft der Empfänger der Offenbarung.

Aber Hartmann nimmt Anstoß an jeder Form des Beibehaltens von Lohn für das sittliche Streben. Er will das Glück von der Sittlichkeit, den Genuß von der Vollkommenheit völlig ausschließen. „Die Theologie, außer Stande, den klaren Wortlaut und Sinn der Evangelien abzuleugnen, sucht noch heute das transcendent-eudämonistische Moralprincip wenigstens als untergeordnetes, secundäres Princip aufrecht zu erhalten. Gibt es aber überhaupt ein unselbstsüchtiges Moralprincip, so sinken alle aus der Selbstsucht abgeleiteten Handlungen sofort zur moralischen Indifferenz herab; dann wird also das ethische Werk einer aus unselbstsüchtigen Motiven möglichen Handlung sofort dadurch vernichtet, daß selbstsüchtige Motive und Ziele sich in den Motivationsproceß mit eindringen und die selbstlose Lauterkeit der sittlichen Gesinnung mit gemeinem Egoismus durchtränken. Dies erkennen die vernünftigeren Theologen auch an und fordern deshalb vom Menschen, er solle das Gute thun und das Böse lassen, nur deshalb, weil es Gott geboten habe, nicht um des Lohnes willen oder um dem Schaden der Seele zu entgehen; so wird das jüngste Gericht und der ganze Unsterblichkeitsglaube wirklich ausgeschieden und als Grundlage moralischer Wertbestimmung sowie als Motiv sittlichen Handelns endgiltig verworfen, d. h. das transcendent-eudämonistische Moralprincip der Evangelien und des gesammten christlichen Entwicklungsganges definitiv aufgegeben.“

„Aber selbst dieser kleinere Theil vernünftiger Theologen wagte zum größeren Theil doch wieder noch nicht, mit dem Wortlaut und unzweideutigen Geist der evangelischen Verheißungen zu brechen und möchte deswegen die jenseitige Vergeltung als accidentielle Folge des sittlichen oder unsittlichen Handelns conserviren, nachdem er sie als Grundlage eines Moralprincips verworfen; er verlangt, daß der Mensch zwar selig sein soll in der Hoffnung der ewigen Seligkeit (Rom. 8, 24) und sein ganzes Leben erfüllt und durchleuchtet lassen sein soll von dieser Freude über die ihn für seine Tugend erwartende himmlische Freude, daß er aber sich trotzdem von dieser accidentiellen Folge seines Handelns auf keine Weise beim Handeln beeinflussen lassen soll. Diese Forderung widerspricht aber den unabänderlichen Gesetzen der Motivation, indem sie verlangt, daß der Mensch eine Vorstellung von stärkster Motivationskraft beständig vor Augen haben und dabei diese Vorstellung nicht als Motiv auf sich wirken lassen solle, obgleich er eben das thut oder das thun soll, was aus jenem Motiv sich ergibt oder ergeben würde. Wird diese Forderung

trotz ihres psychologischen Widersinnes dennoch festgehalten, so ergibt sich aus ihr nothwendig die Selbsttäuschung, daß man die thatsächlich durch das transcendent-egoistische Motiv hervorgerufenen Handlungen als Ausfluß einer durch keinerlei Selbstsucht getrüben rein ethischen Gesinnung ansieht. Solche Selbsttäuschung führt aber unmittelbar zu pharisäischem Tugendstolz und bei der Unausbleiblichkeit richtigerer Einblicke in den wahren Motivationsproceß zu pharisäischer Heuchelei, zum Brinken mit einer durch die That erprobten ethischen Gesinnung, die in diesem Maße gar nicht vorhanden ist, da ihre angeblichen Früchte auf einem anderen Baume gewachsen sind.“*)

Richtige Grundgedanken sind in den Worten Hartmann's unstreitig enthalten, aber auch unberechtigte Vorwürfe und falsche Anschauungen. Das ewige Leben, nur als Seligkeit gefaßt, war nie Moralprincip d. h. es wurde nie die Lehre vertreten, es sei etwas gut und vollziehenswerth, weil es zum ewigen Leben als zum Glücksgenuß allein führe. Vielmehr wurde bei dem Begriff „Ewiges Leben“ auch an die Heiligkeit dieses Lebens gedacht, und diese Heiligkeit wurde als die Krone und Vollendung der diesseitigen Sittlichkeit aufgefaßt. Das irdische Tugendleben (Keuschheit, Nächstenliebe u. s. w.) soll uns dieser Heiligkeit fähig und würdig machen. Hartmann meint ferner, die Glückseligkeit werde nur als „accidentielle Folge“ der Sittlichkeit gedacht. Sie wird vielmehr als wesentliche Folge dargestellt. Die Sittlichkeit muß die Seligkeit im Gefolge haben als einen wesentlichen Ausfluß. Eine vernünftige Betrachtung der Menschennatur als einer wollenden und fühlenden, als einer der Vollkommenheit und des Glückes fähigen, als einer nach Heiligkeit und Seligkeit verlangenden zeigt dies unwiderleglich. Also ist der Egoismus sogar zu einem wesentlichen Bestandtheil der sittlichen Gesinnung gemacht? Egoismus als Selbstsucht gewiß nicht, aber Egoismus als geordnete Selbstliebe, wenn wir das Wort Egoismus in diesem reineren Sinne nehmen dürfen. Doch vergessen wir nicht die psychologische Schwierigkeit, die Hartmann im Anschluß daran erhebt. Er meint, der Gedanke an die Seligkeit ergreife so mächtig das Streben des Menschen, daß der Gedanke an die Sittlichkeit nicht mehr als wirksame Kraft auftreten könne. Allein das ist psychologisch nicht richtig. Der Mensch ist nicht eindeutig bestimmt, sondern er kann sich aus Motiven der verschiedensten Art bestimmen. Für das diesseitige Leben ist die Bestimmung sehr einfach zu denken. Da die Seligkeit, die zu erwarten ist, in der Zukunft liegt, so ergreift sie nicht mit aller Behemenz das Erkennen und Wollen des Menschen, ja der Mensch kann sie gegenüber dem Gedanken an die sittliche Vollkommenheit durchaus in den Hintergrund treten lassen. Und das wird

*) Hartmann, a. a. O., S. 43.

er umsomehr thun, je mehr er geistig sittlich durchgebildet ist. Praktisch stellt sich die Sache so dar: Lust ist zu erwarten in der Ewigkeit, Lust bietet die unsittliche Handlung in der Gegenwart. Beide halten sich mehr oder weniger das Gleichgewicht, und der Gedanke an die Sittlichkeit kann um so eher von ausschlaggebender Bedeutung werden. Wie es in der Ewigkeit sein wird, davon reden wir hier nicht. Aber auch dort wird der Vollzug der Sittlichkeit nicht verdrängt durch den Genuß der Seligkeit. Beide werden so erkannt, daß die Heiligkeit im Vordergrund steht.

Wenn wir all dem gegenüber die modernen Anschauungen betrachten, wonach Lohn und Strafe nur künstliche und der Sittlichkeit fremdartige Mittel der Erziehung sind, wonach Lohn und Strafe nur eine relativ menschliche, nicht aber eine absolute Bedeutung haben,*) wonach durch Lohn und Strafe zunächst nur ein indirect auf die Sittlichkeit sich richtender Wille erzielt werden soll, der sich dann später in einen direct und ohne den Lohn und die Strafe auf das Sittlich-Gute gerichteten verwandeln muß,**) so gilt das allerdings theilweise von einem Lohn und einer Strafe, die der Sittlichkeit bezw. Unsittlichkeit äußerlich hinzugefügt sind, nicht aber von jenem Lohn, der eine naturgemäße und innere Folge der Sittlichkeit ist. Und auch bezüglich dieses Lohnes ist festzuhalten, daß die Sittlichkeit um so reiner ist, je mehr der Gedanke an die Sittlichkeit in den Vordergrund tritt und der Gedanke an das Glück in den Hintergrund, daß aber eine Mischung dieser Gedanken niemals eine unsittliche oder sittlich wertlose Handlung erzeugt. Dieser Anschauung gibt auch die Kirchenlehre Ausdruck, wenn sie zwischen einer unvollkommenen Gottesliebe und einer vollkommenen unterscheidet, zugleich aber jedem die Aufgabe stellt, sich zur vollkommenen Gottesliebe d. h. zur reinen Sittlichkeit hindurchzuarbeiten. Denn Gott lieben heißt seine Heiligkeit, das persönliche Sittengesetz achten und schätzen.

*) Dittes, a. a. O.

**) Baumann, a. a. O. und Meßner, a. a. O.





Zur Würdigung Friedrich Hebbel's nebst allerlei Excursen über Wiener Theater und Epigonen.

Aus Anlaß einer neuen Hebbel-Ausgabe.

Von Richard von Muth.

Zu den stereotypen Wendungen der berufsmäßigen Litteraturgeschichtsschreibung gehört die Klage über die Sterilität des deutschen Theaters im 19. Jahrhundert, das Wort natürlich nicht auf die Menge, sondern auf den Wert angewandt. Nichts kann ungerechter sein. Räthchen von Heilbronn — König Ottokars Glück und Ende — Judith — Der Verschwender — Der Erbfürster — Graf Essex — Corfiz Uhlfeldt — Die Karolinger — Der Meister von Palmyra — das sind Dramen immerhin zweiter Ordnung, aber auch nicht geringer: und wenn wir an Stelle der Titel die Namen der Autoren einsetzen: Kleist, Grillparzer, Hebbel, Raimund, Ludwig, Laube, Greif, Wildenbruch, Wilbrandt, so ist das eine chronologisch geschlossene Reihe, mit der kein anderes Volk sich messen kann; und wenn wir gar eine Reihe der Leistungen und Talente dritten Ranges aufstellen, so sind wir noch immer nicht tief gesunken; denn Die Schuld — Der Fechter von Ravenna — Zopf und Schwert — Bürgerlich und Romantisch — Die Journalisten — Graf Horn — Schach dem König — Das vierte Gebot — oder: Müllner, Halm, Gutzkow, Bauernfeld, Freytag, Weilen, Schauffert, Anzengruber, sind freilich zum Theile halb vergessen, können sich aber noch immer neben alledem, was Vorfahren und Nachbarn geleistet haben, ruhig sehen lassen. Ohne also in den Streit um den Wert oder Unwert dessen, was die drei letzten Lustren hervorgebracht haben, einzugehen, können wir behaupten, daß ein solch glänzender Kreis von Epigonen, wie er sich um unsere Dichtersfürsten gruppiert, zu keiner Zeit und bei keinem Volke bestanden hat. Dabei haben wir es nicht nöthig gehabt, auf beliebte Modeautoren, wie ihrer Zeit Rugebue, Raupach, Nestroy, die Birch-Pfeiffer, Moser, Rosen u. v. a. waren, die wirklich eine ganze Stufe tiefer stehen, zu greifen. Nein, die dramatische Production des 19. Jahrhunderts enthält manchen Edelstein, der es verdient, nicht im wohlverwahrten Kästchen gehalten, sondern hervorgeholt zu werden an das helle Licht des Tages oder — der Bühne.

Es ist daher durchaus anzuerkennen, daß sich, angeregt zuerst durch Wilhelm Scherer († 1886), die wissenschaftliche Kritik mit Eifer, Ernst und Erfolg auf die Bearbeitung dieses Gebietes geworfen hat, und es wäre nur zu wünschen, daß die Theaterdirectoren die Einsicht und den Muth hätten, in den Archiven ihrer Bühnen zu stöbern und zu suchen: sie würden mancherlei finden, was die Mühe lohnte und dem auch der materielle Erfolg nicht versagt bliebe. So erinnere ich mich recht gut, was ich als Beispiel und Beweis anführen darf, vor ungefähr 20 Jahren auf einer ganz kleinen Provinzbühne, die einen greisen, wohl beleseenen und wohl routinierten Regisseur besaß — längst deckt ihn das Grab —, zwei lang vergessene Dramen gesehen zu haben, deren mächtigem Eindruck ich mich so wenig wie das gesammte Publicum zu entziehen vermochte, — ein Publicum, das durch die Nähe der Hauptstadt verwöhnt, bei mäßigster Bildung durchaus nicht anspruchslos war.

Das eine dieser Dramen war überdies nach dem Urtheile der Litterarhistoriker ein „Nührstück gewöhnlichster Sorte“. Es war Raupach's „Isidor und Olga“, die Geschichte von der tragischen Liebe eines Leibeigenen zu einer Fürstentochter. Über Raupach achselzuckend abzuurtheilen, gehört in der litterarischen Welt zum guten Tone; seine „Flachheit“ ist ein kritisches Dogma. „Es war kein Sohn Apolls, der dir die Worte lieh“, sagt Hebbel im Prologe zu seinen Nibelungen von jenem Vorgänger. Aber in „Isidor und Olga“ ist ein wirkungsvoller Stoff mit großem technischen Geschick verarbeitet, freilich mit den schlichten Mitteln jener „alten kriminellen Auffassung des Dramas“, wie sie H. M. Werner (Hebbel's Werke, III., S. XL) nennt, der wir aber den Macbeth und den Wallenstein zu verdanken haben. Und so würde sich in der langen Reihe Raupach'scher Dramen selbst im Hohenstaufenzyklus noch das eine oder andere finden, das auch heute den Erfolg nicht versagte. Er war eben ein Theaterpracticus, der sein Publicum kannte; und wenn sich dieses noch so gründlich geändert hat in sieben Decennien, so verfügte er zu Zeiten wenigstens über einige jener Töne, die nie versagen. Heinrich Laube hat ganz gut gewußt, daß er seiner Casse diente, wenn er trotz alles Spottes Jahr um Jahr den „Müller und sein Kind“ auf die Bühne brachte.

Von Laube nämlich war das zweite jener vergessenen Stücke, das ich auf der kleinen Provinzbühne sah, „Montrose, der schwarze Markgraf“, ein Trauerspiel, das wohl wenige unter den Stimmführern der modernen Kritik gesehen haben werden. Und wie anders wirkt es von der Bühne als bei der bloßen Lectüre! Laube war eben in noch viel höherem Maße Theaterpraktiker als Raupach und schrieb bekanntlich seine späteren Stücke den Hofschauspielern auf den Leib. So sind seine Gestalten im richtigen Sinne typisch und

charakteristisch zugleich. Daß sich die großen Charakterdarsteller der Gegenwart eine so dankbare Rolle wie die des Cromwell entgehen lassen, ist eben nur aus der vollkommenen Unbekanntheit des Stückes zu erklären: „Montrose“ verschwand aus politischen Gründen, an die heute nach 43 Jahren kein Mensch mehr denkt, trotz rauschenden Erfolges nach einer einzigen Aufführung für immer aus dem Repertoire des Burgtheaters. Es wäre Zeit, es wieder heraufzuholen, wenn nicht auf der Ringstraße, so doch an der Peripherie; und wenn Reim's „Spinnerin am Kreuz“ Beifall findet, kann man es selbst mit Laube's „Bernsteinherz“ wiederum wagen, die gleich reich ist an stimmungsvollen Momenten und von gedrungenerem Bau. Da suchen unsere Theaterdirectoren nach guten Lustspielen, und ich kenne kaum ein unterhaltenderes als den „Statthalter von Bengalen“, das — es behandelt in altliberaler Altklugheit den Sturz eines Toryministeriums — im Jahre 1897 in Wien von actuellster Wirkung hätte sein müssen, aber auch heute von seiner komischen Kraft gewiß nichts eingebüßt hat.

Zu diesen Betrachtungen werden wir angeregt durch eine schöne und vornehme Ausgabe der Hebbel'schen Dramen von dem Lemberger Professor Richard Maria Werner,*) der seinen Beruf zu dieser Aufgabe durch die schöne Nachlese zum Briefwechsel in würdigster Weise nachgewiesen hat. Wenn irgend einer unter den Epigonen, so verdient Friedrich Hebbel die kritische Bemühung, die ihm der Gelehrte gewidmet, und die vornehme Ausstattung, in die die Verlagsbuchhandlung seine Werke gekleidet hat. Gerade hinsichtlich Hebbel's ist eine vollständige Umwertung des Urtheiles eingetreten. Heute lernt man in der Schule, was die Nation anerkannt hat, daß Kleist, Grillparzer, Hebbel zu den großen Tragikern des deutschen Volkes gehören; vor 50 Jahren behandelte man Kleist mit Grabbe zusammen als dramatische Unholde; Grillparzer kannte und nannte man kaum und Hebbel — ja da muß man in Julian Schmidt's Litteraturgeschichte selbst nachlesen. Heute würden solche pamphletistische Feuilletons nicht mehr Aufmerksamkeit finden als etwa die strategischen Kritiken Bleibtreu's oder das noch vereinzelt immer erklingende zöpfige Gebelzer gegen Richard Wagner; um 1860 aber gab Herr Julian Schmidt den Ton an, und Hebbel galt dieser hämischen Kritik gegenüber als ein verlorener Mann. Das ist nun freilich anders geworden. Und wenn kurz nach seinem Tode die Apologeten schweren Stand hatten, haben es heute die Panegyriker desto leichter, und es wird gerathen sein, der drohenden Überschätzung gegenüber, die so leicht an Autoren, die

*) R. M. Werner: Friedrich Hebbel's sämtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe. Berlin, B. Behr (E. Vock), Band I—III. Dramen (1841—1858). Die vollständige Ausgabe ist auf zwölf Bände berechnet.

die Mitwelt links liegen ließ, kurzweg alles meisterhaft findet, die nöthige Unbefangenheit zu bewahren.

Von dem Vorwurfe der Überschätzung und Übertreibung muß der neueste Herausgeber allerdings freigesprochen werden. Wohl unterliegt auch er wie jeder, den seine Arbeit zwingt, sich vielleicht durch Jahre in die Werke eines gewaltigen Denkers zu versenken, dem Eindrucke der mächtigen Persönlichkeit, aber er wahrt sich doch durchaus die Eigenschaften, die ihn auch sonst auszeichnen: kritischen Blick und nüchternes Urtheil; in Anpreisung und Ablehnung ist er stets gleich maßvoll. Zu überschätzen scheint er uns nur die Komödien, denen gegenüber wir den allerdings alten und zum Schlagworte gewordenen Vorwurf, daß sie gekünstelt und bizarr seien, doch nicht für ungerechtfertigt halten. Und auch bezüglich der Bühnenwirksamkeit der Hebbel'schen Dramen kann man ihm nicht in allem beipflichten. Oben habe ich der Wiederaufnahme guter alter Stücke aus Kräften das Wort geredet, und so glaube ich auch, daß der „Rubin“ so gut wie irgend eine phantastische Komödie von Fulda wohl auf die Bühne gebracht werden könnte;*) auch „Michel Angelo“ erweise sich sicher wirksam; warum „Ogges und sein Ring“, bei dem der Herausgeber merkwürdigerweise die Theatereinrichtung und -Aufführung gar nicht erwähnt, so schnell vom Repertoire des Burgtheaters, das ihn vor fünf Jahren wieder aufnahm, verschwunden ist, ist mir nicht bekannt. Aber manche andere seiner Dramen, vor allem der „Diamant“, „Das Trauerspiel in Sicilien“, sind nach unseren Begriffen wohl unaufführbar; selbst von einer Wiederaufnahme der „Genoseba“, die der Herausgeber mit einiger Bitterkeit verlangt, könnten wir uns nicht viel versprechen. Es ist eine Thatsache, daß auch jene Dramen Hebbel's, die sich auf der Bühne behauptet haben, wohl nur vier: „Judith“, „Maria Magdalena“, „Agnes Bernauer“, „Die Nibelungen“, nur selten über die Bretter gehen. Die volle Gunst des Publicums, wie sie heute Grillparzer entgegenkommt und selbst große Schwächen Kleist's erträgt, hat sich Hebbel noch nicht zu erobern vermocht. Ich sage noch nicht, weil es immerhin möglich ist, daß auch Hebbel's Zeit kommt, wenn ihn das Publicum erst recht kennen gelernt hat, wozu die schöne und stattliche Ausgabe das Ihre beitragen mag.

Den Wienern ist Hebbel zu herbe; und mußte doch selbst für Grillparzer durch Heinrich Laube das Terrain Schritt für Schritt zurückerobert werden, denselben Laube, zu dem Hebbel in kein rechtes Verhältniß zu

*) Die Hofscenen dürften durchaus nicht gestrichen werden; sie sind des Contrastes halber, in dem sie zu den Bauernscenen stehen, nothwendig, überdies in der Schlussscene vorausgesetzt.

gelangen vermochte. Die Beziehungen Hebbel's zum Burgtheater bedürfen erſt kritiſcher und unbefangener Unterſuchung. Wir haben oben betont, daß Laube in erſter Linie Theaterpraktiker war. Wir wollen weiter noch zeigen, daß der geringere Erfolg auch der größten Werke Hebbel's in techniſchen Fehlern ſeinen Grund hat. Schon das war ein trennendes Moment. Die Cenſurſtriche, unter denen der Director gewiß nicht minder zu leiden hatte als der Autor, die er aber gegen dieſen zu vertreten hatte, kamen nun zu den Anforderungen der Aptierung hinzu. Das mußte das Verhältniß der nord-deutſchen Emigranten, die ſich beide härbeißig *) zu geben pflegten, noch verſchärfen. Vor allem aber iſt zu berückſichtigen, daß Hebbel der Gatte einer Burgſchaufpielerin war, und zwar — es iſt nöthig, das einmal nachdrücklich zu betonen — einer Schaufpielerin durchaus zweiten Ranges.

Es muß mit aller Entſchiedenheit darauf geſehen werden, daß ſich nicht ein litterariſcher Mythus bildet, und das ſcheint bezüglich der Schaufpielerin Frau Chriſtine Hebbelim beſten Zuge zu ſein. **) Nichts könnte mir ferner liegen, als den Charakter Chriſtinens anzugreifen; unmöglich iſt es, den günſtigen Eindruck zu verkennen, den ſie auf den biß dahin unſteten Dichter nahm; aber ſein Verhältniß zum Burgtheater wurde durch die Ehe mit einer Schaufpielerin ungünſtig beeinflusst. Um die Stellung Chriſtinens auf der Bühne zu beurtheilen, darf man nicht vergeſſen, daß ſie zwei ganz verſchiedenen Perioden der Burgtheaterentwicklung angehörte, der rein cläſſiſchen, in der ſie ſchon neben der überlegenen Kettich einen ſchweren Stand hatte, und der des Überganges zum Realismus, in der ſie neben der gewaltigen Wolter und der geiſtreichen Gabilon, die ſich erſt in reifen Jahren zu voller Höhe entfaltete, vollſtändig zurückſtehen mußte. Frau Hebbel ſprach klar und kalt, mit einer Deutlichkeit, die die heutige Schaufpielergeneration nur zu ſehr vermiſſen läßt; die Worte pflegte ſie mit wohlgerundeten Bewegungen der ſchönen Arme zu begleiten, hierin dem Beſpiele der Kettich folgend; nuanciirtes Spiel im heutigen Sinne und die Kunſt der Steigerung waren ihr fremd: demgemäß wären Sprechrollen ihre Sache geweſen; den Charakter-

*) Ich habe als Knabe Hebbel noch oft geſehen, da er in der Bräunerſtraße wohnte, auf dem Graben oder Stock-im-Eiſen, der damals kein Platz war, ſondern eine kurze, enge Paſſage, in der ſich zu gewiſſen Stunden des Tages die Menge beſtändig ſtaute und drängte. Da ſchob ſich der Mann durch, ſcheinbar ohne auf ſeine Umgebung zu achten und wie vor ſich himmelmelnd, das Haupt, über dem ein ſchmalträmpiger hoher Hut ſaß, ſtets geſenkt, ſo daß man nur ſelten einen raſchen Blick aus den blauen Augen, die das rothumbartete Antliß merkwürdig verſchönten, zu erhaſchen vermochte.

**) Ich habe Frau Hebbel viele duzendmale, namentlich häufig in den Jahren 1860—64 geſehen.

rollen aber, die sie zu spielen hatte, genügte sie gewöhnlich nicht: erträglich als Herzogin Friedland, war sie abstoßend als Imperiali. Und wenn Hebbel sagt, daß „Mariamne, wie in Marmor gemeißelt, das Wesen Christinens darstelle“ (II, XLIV), beweist das nur, wie sie ihm erschien, nicht wie sie war. Aus den Beziehungen des Hebbel'schen Hauses zum Burgtheater aber Waffen zu schmieden zu einer ungünstigen Beurtheilung Heinrich Laube's, wäre eine litterarhistorische Fälschung. Wenn die „Nibelungen“ in Wien nicht den vollen und nachhaltigen Erfolg hatten, den sie nach ihrer Bedeutung beanspruchen konnten, war nur die Besetzung schuld. Für den Dichter war es einfach indiscutabel, daß jemand anderer als seine Christine die Brunhild spiele. Aber gerade dieser Rolle war Frau Hebbel durchaus nicht gewachsen. Insbesondere in den mystischen Scenen des Anfanges versagte sie vollständig: die Vision, an sich lang und schwer verständlich, fiel ab, und die kühle Stimmung blieb herrschend im Hause.*) Jeder Nerv der Wolter forderte die Rolle der Brunhild; nein, sie mußte — um des zweiten Theiles willen, also aus kritischer Bedanterie — die Kriemhild spielen, deren kindlicher Zartheit in den ersten Acten ihr ganzes Wesen widerstrebte. So kam es, daß die Aufführung der Nibelungen so kühl verlief, daß man sich erst viele Jahre nach des Dichters Tode an den zweiten Theil wagte.

Das Burgtheater hatte an Frau Wolter eine gewaltige Hebbel-Darstellerin gewonnen. Aber das Publicum blieb kühl. Aus den verschiedensten Gründen. „Judith“ hatte in Wien den Todesstoß bekommen durch — Nestroy. Auch das ist nur bei genauer Kenntniß der Persönlichkeiten verständlich. Ich habe nie ein mächtigeres schauspielerisches Temperament gesehen als Ludwig Löwe; in dem Manne war alles Blut und Leidenschaft; nichts erschien studiert und ausgearbeitet, alles schien aus dem Innersten herauszukommen; so ganz war er mit seiner Rolle verwachsen. Man mußte sehen, was in Löwe's Händen aus einer Nebenfigur, wie sie etwa der Illo oder der Narr im „Fear“ ist, wurde. Der Holofernes**) nun lag Löwe ganz besonders; aber eine so ausgesprochene Individualität bot natürlich auch vielerlei Angriffspunkte, und für solche Schwächen hatte Nestroy ein scharfes Auge. Schon durch die Maske bezwang er das Publicum — „Judith“ war umgebracht. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Herausgeber diesem Punkte größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Ja, wir können den weiteren Wunsch nicht unterdrücken, daß die Parodie in einen der letzten Bände vollständig aufgenommen

*) Sollte aus gleichzeitigen Kritiken etwa anderes herausgelesen werden, was ich übrigens nicht glaube, so bin ich nicht in der Lage, deshalb auch nur das Geringste an meinen Behauptungen zu ändern.

**) Ich selbst habe Löwe als Holofernes nicht mehr gesehen.

werden möchte. Parodien beweisen an und für sich, daß das zum Objecte genommene Werk eine gewisse Bedeutung hat; sie decken technische Schwächen auf und lehren die Stimmung der Zeitgenossen kennen. Deshalb gehören sie in den kritischen Apparat. Wohl ärgern sie die Coterie und werden deswegen gerne todtgeschwiegen, wie es zum Beispiele im Vorjahre mit des pseudonymen Hermann Nordermann „Stiefzwillingen“ geschehen ist, einer schneidigen und unterhaltenden Parodie des „Johannisfeuer“ von Sudermann, auf die wir gerade aus diesem Grunde beiläufig aufmerksam machen wollen. Aber das kann, selbst wenn noch so viel Banalität, ja Gemeinheit in diesen Producten sich breit macht, die historische Kritik nicht der Verpflichtung überheben, von ihnen Kenntniß zu nehmen.

So haben Außerlichkeiten bei „Judith“ und den „Nibelungen“ den Erfolg beeinträchtigt; anders bei „Maria Magdalena“, „Genoveva“, „Herodes und Mariamne“. In der Wolter war eine großartige Darstellerin für die Rolle der Klara gewonnen. *) Aber auch hier kein voller Erfolg. Man machte das Peinliche des Themas dafür verantwortlich, — der „Erbförster“ ist weit peinigender. Man stieß sich an der fortwährenden Besprechung des Zustandes der Heldin, — jede französische Ehebruchskomödie ist unanständiger; die Besetzung und Aufführung waren vorzüglich; man wird also wohl oder übel nach anderen Gründen suchen müssen. Nach meiner Überzeugung sind es technische Mängel, Schwächen der Peripetie und der Katastrophe. Friedrich, der Secretär, spielt in den letzten Acten eine so bedeutende Rolle, daß nach einem alten Erfahrungsgesetze seine Vorführung in der Exposition dringend wünschenswert wäre; so aber tritt er so spät in die Handlung, daß wir kein richtiges Interesse mehr an ihm gewinnen. Zudem ist die Scene, wie er mit der Pistole auf den feigen Nebenbuhler eindringt, eine wenig glückliche Nachahmung der gleichen Situation in „Kabale und Liebe“, das Ganze muthet an wie eine tragische Parodie des tragikomischen Originals. In dieser Scene ist Leonhard ein in den Wurm hineingearbeiteter Kalb. Daß dann alle ihr Ende finden und Friedrich noch einmal zu diesem Zwecke auf die Bühne gebracht wird, schwächt den Eindruck der gewaltig angelegten Katastrophe in ganz unverhältnismäßiger Weise. So kommt es, daß die letzten Acte abfallen.

„Genoveva“ hat Laube nicht wieder aufgenommen. Ich glaube mit Recht. Nicht als ob ich mich der Schönheit und Bedeutung dieser Tragödie verschlüsse, aber sie bietet unüberwindliche innere und äußere Schwierigkeiten. Zunächst das mangelnde Ebenmaß ihrer Theile: der dritte Act zählt 1003,

*) Ich habe das Stück auf dem Burgtheater erst in den siebziger Jahren gesehen.

der vierte 936 Verse. Aus dem dritten Acte hat Hebbel selbst für die Aufführung 441 Verse gestrichen. — Das ist die Länge eines normalen Theateractes; denn 2500 Verse sind ungefähr das Maximum, das das Publicum einer großen, gutgeleiteten Bühne an einem Abend verträgt; an einer kleinen Bühne, wo der Decorationswechsel und der Mangel eigener Garderoben für die Hauptdarsteller lange Stell- und Umkleidepausen mit sich bringen, muß noch weit unter diese Zahl herabgegangen werden.*) Nun ist aber Hebbel kein Rhetor; seine Dramen vertragen Striche weit schwerer als etwa die Schiller'schen; seiner Dichtung geschieht durch starke Kürzung Unrecht. Dazu kommen in der „Genoveva“ noch ganz besonders die langen Absseitsreden, die von den übrigen auf der Bühne Beschäftigten nicht vernommen werden sollen, einmal (IV. 6., V. 2612—2645) 33 Verse in einem Athem, für die Rolle des Golo hunderte von Versen. Sie machen die Rolle des stummen Zuhörers unsäglich schwierig; die ohnedies passive und deshalb dem Publicum weit hinein in die Handlung nicht verständliche Genoveva wird dadurch zu einer fast nicht zu bewältigenden Aufgabe. Eine besondere Schwierigkeit liegt auch in der Überraschungsscene (III. 15): unter dem Bette der halbentkleideten Heldin wird der angebliche Liebhaber, der durch Festigkeit abstoßend wirken soll, hervorgezogen und auf der Stelle niedergestoßen. Wie muß jede der neun Personen, die in dieser Scene auftreten, gespielt werden, wie müssen diese Rollen besetzt sein, wenn der Auftritt nicht lächerlich wirken soll! Für kleine Bühnen die reine Unmöglichkeit, für große gleichfalls der wundte Punkt, an dem sie gewöhnlich scheitern. Es kommen noch andere Umstände dazu: die Entfernung einer Hauptperson aus der Peripetie, hier der Genoveva, die unseren Augen durch anderthalb Acte (1100 Verse) entzogen bleibt, ist immer bedenklich; die Reue des Golo (V. 2583) kommt viel zu rasch: wie kann ihn der Schmerz des Grafen so sehr erschüttern, wenn das der Anblick der Leiden des unschuldigen Weibes und Kindes nicht vermochte?!

Noch anders ist es mit „Herodes und Mariamne“. Für Hebbel hat, wie „Judith“, „Rubin“, der Operntext „Steinwurf“, die verzerrte Episode in der „Genoveva“, endlich „Herodes“ beweisen, die Judenfrage ganz besonderen Reiz. Aber nicht sein Gegensatz zu den Zeitströmungen hält das Stück ferne, sondern eine innere Schwäche. Das Localcolorit und die Verwertung des historischen Hintergrundes, die Kämpfe, die zur Schlacht von Actium führen, sind ihm nicht gelungen. Der einzige Centurio Titus ist

*) Mit dem Nachspiele hat „Genoveva“ circa 3900 Verse. — Hebbel tröstete sich, daß die Länge der „Maria Stuart“ sei; aber eine Provinzbühne müßte mehr als ein Drittel streichen.

ein römischer Typus; alle übrigen sind Menschen wie andere, aber nicht antike Menschen, weder Römer, noch Juden. Ganz und gar nicht klar erscheint in den Charakteren der oft betonte Gegensatz zwischen Juden und Galiläern. Dieses Unvermögen historischer Färbung, das sich auch in der „Agnes Bernauer“ zeigt, schwächt den Eindruck; dazu, wie H. M. Werner richtig bemerkt, das getheilte Interesse. Nicht wenig, möchte ich hinzufügen, auch Mängel der Charakterzeichnung. Der Pharisäer, hochfahrend, wertheilig, erscheint uns als ein Heuchler, bis wir plötzlich erfahren, daß er ein Märtyrer ist; Salome, die feierliche Schwester und Schwägerin, erscheint zu Beginn kleinlich und unverständig, beschränkt, so daß ihr Antheil an der Führung der Katastrophe uns nicht behagen kann. Derlei rächt sich. Im Roman verzeihlich, sind auf der Bühne solche Inconsequenzen in der Charakterzeichnung fast ausnahmslos todbringend.

Es war mir darum zu thun darzulegen, daß wir bei aller Bewunderung für Hebbel doch zugeben müssen, daß es die eigenen Schwächen der Stücke sind, die vollen Erfolgen wenigstens in Wien im Wege standen; nur beim ersten Theil der Nibelungen mochte falsche Besetzung daran Schuld sein. Den reinsten Erfolg hatte der zweite Theil der Nibelungen und „Agnes Bernauer“.*) Wenn also bei Hebbel nicht gelang, was bei Grillparzer durchgesetzt wurde, darf man die verschiedenen Burgtheaterleitungen nicht dafür verantwortlich machen. Bei Grillparzer traten locale und patriotische Motive hinzu, und wie man in seinen letzten Jahren gewetteifert hatte, ihn mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, so glaubte man nach seinem Tode alles gut machen zu müssen, was die vorhergehende Generation an ihm verschuldet hatte. Ich habe mich selbst mit dem ganzen Publicum in einer Festvorstellung gelangweilt, in der „Weh dem, der lügt“ von lauter ersten Kräften glänzend gespielt wurde; aber Tableau zu Beginn, verklärte Büste zum Schlusse, alles, was Wien an Litteraturgrößen aller Confessionen besitzt, im Parquet, der maßgebende Kritiker der „Neuen Freien Presse“ das Haus mit Strenge musternd — wie hätte es sich da geschickt, sich zu langweilen?! Jeder versicherte den Nachbar, wie köstlich das sei — und keiner kam zum zweitenmale wieder. Und auch von Grillparzer haben die Werke, die nach seinem Tode auf die Bühne gebracht wurden, so bedeutend sie sein mögen, nicht nur die „Jüdin von Toledo“, selbst der weit höher stehende „Bruderzwist

*) Ich selbst habe „Agnes Bernauer“, ich glaube unter Dingelstedt, in recht schlechter Aufführung gesehen. Neben einer reizenden Agnes war Kraschel als Herzog Albrecht ganz ungenügend und polterte und tobte das Stück zugrunde. Dagegen schuf Ludwig Gabillon im Grafen Törring eine passende Gestalt, ein Beweis, was ein geistvoller Schauspieler aus der kleinsten Rolle zu machen weiß.

in Habsburg“ nur Achtungserfolge errungen. Die Erwähnung des „Bruderzwists“, in dessen Aufführung das Stadttheater, das damals über zwei Charakterspieler ersten Ranges, Lobe und Friedmann, verfügte, dem Burgtheater in überraschender Weise um eine Woche zuborkam, bringt uns wieder auf Heinrich Laube, zu dessen gelungensten, freilich nie verziehenen Streichen dieser Wettkampf gehört.*) Mag man über Laube's Charakter urtheilen wie man will; mag seine sonstige Schriftstellerei noch so tief stehen, als Dramatiker ist er höchst achtbar, und seine Bedeutung für das Wiener Theaterleben kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Er hat erst die Resultate der Revolution sozusagen praktisch liquidirt; er hat zuerst die Classifier mit einer gewissen Vollständigkeit in stetem Kampfe mit der nachmärzlichen Censur auf die Bühne gebracht; er hat unter den schwierigsten Verhältnissen einer großen Zahl aufstrebender Talente den Weg geebnet, und wenn man ihm übertriebene Pflege des Franzosenthums vorwarf, darf man nicht vergessen, daß dieser Zusatz damals nothwendig war, um in den stöckenden Kreislauf neues Leben zu bringen; er hat das Burgtheater aus den Banden jener steifen Manier gelöst, zu der in sorgsamer Pflege unverstandener Tradition der Weimarische Classicismus entartet war; er hat mit unvergleichlichem Blicke der deutschen Bühne eine Anzahl ihrer größten Talente, Lewinsky und die Wolter, eine Sandrock und eine Schratt zugeführt; er hat durch die Gründung des Stadttheaters schon als alternder Mann einen frischen Zug in das Wiener Theaterleben gebracht, der erst das Dasein jener Bühnen ermöglichte, die heute als Volks-, Raimund- und Jubiläumstheater hervorragende Pflegestätten deutscher Kunst in Wien darstellen. Als vor Jahresfrist die Reclameposaunen die Aufführung des „König Odyssus“ verkündeten, hatte man vergessen, daß Laube sein Stadttheater mit der „Antigone“ in Doppelbesetzung eröffnete, die Abend um Abend wechselte, jede Rolle, von der Heldin (die Werwika und die Weiße) bis zur Kleinsten, in anderen Händen — und das vor 30 Jahren, da doch Uhl und Speidel, die ihn so ganz vergessen konnten, längst im Parterre das Schwert der Kritik schwangen.

*) Ich habe Laube im Burgtheater oftmals gesehen, wo er, neben Iduna sitzend, in einer Loge des zweiten Ranges jede Vorstellung, das Opernglas in der Hand, mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, indes das Publicum mit großem Interesse sein Verhalten beim Actschlusse beobachtete, denn es galt als ausgemacht, daß sein in der That ziemlich seltenes Verschwinden stets irgend einen acuten Tadel bedeutete. Er war ein kleines, untersehtes Männchen mit groben Zügen von echt slavischem Typus — er stammte bekanntlich aus dem Lausitzer Wendenlande —, das Gesicht von dichtem, struppigem Barte umrahmt.

Doch genug von Laube, dessen Lebenslauf noch einer umfassenden und unbefangenen Darstellung harret. Es sollte nur bewiesen werden, daß die eigenartigen Wiener Verhältnisse der Fünfziger und Sechziger Jahre genauer Untersuchung bedürfen, ohne die man Litteraturgeschichte nicht schreiben kann, und daß es nicht angeht, einen Autor, der bewußt und unbewußt von diesem Getriebe beeinflusst wird, darzustellen ohne gründliche Kenntniß seiner Umgebung. In dieser Beziehung aber weist die neueste Hebbelausgabe eine doppelte Lücke auf, die Vernachlässigung der Theaterbeziehungen und den Mangel einer Biographie.

In den meisten Fällen erfahren wir zwar das Datum der ersten Auf-
führung und sind die Theaterbearbeitungen in den Lesarten berücksichtigt;
aber das genügt nicht. Wir glauben, von einer kritischen Ausgabe in dieser
Beziehung vier Momente fordern zu dürfen, von denen bei Werner aber nur
eines erscheint. Er schickt den einzelnen Dramen geist- und gehaltvolle Analysen
voraus, die auch das Technische einigermaßen berücksichtigen. In dieser Hinsicht
sollte aber weit größere Gründlichkeit herrschen. Was man von einer kritischen
Ausgabe fordern darf, ist die eingehendste Darstellung der verschiedenen
Bearbeitungen: die Änderungen, die der Dichter selbst am abgeschlossenen
Texte vornahm; die Kürzungen, zu denen er sich selbst entschloß; die Striche,
die er den Theaterdirectionen und der Censur concedieren mußte. Den
größten Wert haben freilich jene Änderungen, die er spontan vornimmt; sie
gestatten einen Einblick in die Werkstatt des Künstlers und eröffnen uns das
Verständniß für jene Art des Schaffens, die man mit dem phantastischen
Schlagworte Nietzsche's als die dionysische bezeichnet hat. Der Leser soll nicht
gezwungen sein, die Abweichungen mühsam aus einem Wust von Varianten,
Druckfehlern und Schreiberschrullen zusammenzustoppeln; Umfang, Tendenz,
Bedeutung der Änderungen ihm in geordneter und übersichtlicher Weise dar-
zulegen, ist Sache des Herausgebers, Varianten mechanisch zusammenzustellen
und drucken zu lassen, ist jeder Seminarzögling im dritten Semester imstande.
Wer einen Classifier „kritisch“ herausgeben will, muß sich höherer Anfor-
derungen versehen. — Zum Dritten fordern wir, was dem Herausgeber bei
seiner Vertrautheit mit dem Stoffe ein Leichtes sein muß, eine genaue Dar-
stellung des Verhältnisses des Autors zum Theater mit Rücksicht auf das
einzelne Stück. Mit welchen Bühnen hat er verkehrt? welche haben ihn,
welche hat er gesucht? mit welchen Absichten ist er durchgedrungen, mit
welchen gescheitert? Man wende nicht ein, daß das in die Darstellung des
äußeren Lebenslaufes gehört, der vielmehr nur in Ausnahmefällen, wenn
sich ein Besuch, eine Reise oder gar eine Aufenthaltsveränderung daran knüpft,
dadurch beeinflusst wird; es ist im Gegentheile eine Bloßlegung der innersten

Fäden, die sich vom Autor zum Kunstwerk, zu den Darstellern und zum Publicum schlingen. Daher denn auch die weiteren Fragen: wo und wie oft ist das Stück auf die Bühne gekommen? wie ist es aufgenommen worden, vom Publicum, von der Kritik? wie hat es sich behauptet? — Und mit der Beantwortung dieser letzten Frage gelangen wir zu unserer vierten Forderung, zur Darstellung der Würdigung des einzelnen Stückes in der Gegenwart: wird es noch gegeben? hat es Aussicht, verdient es überhaupt wieder aufgenommen zu werden? — Das sind aber Fragen, auf die uns die vorliegende Ausgabe die Antwort fast überall schuldig bleibt.

Damit ist aber auch der enge Zusammenhang zwischen kritischer Ausgabe und Biographie dargethan. R. M. Werner hat sich begnügt, in die einzelnen Einleitungen, die in elegantester Form gehalten und ebenso lesenswerth als lesbar sind, jene biographischen Daten zu verflechten, die zur Beurtheilung der Bedeutung, die das Stück für die Entwicklung des Autors besitzt, unumgänglich nothwendig sind, und so kann sich der Leser allerdings aus den dreizehn Einleitungen ein skizzenhaftes Bild des Lebenslaufes Hebbel's zusammenstellen; aber der Stoff ist lückenhaft und zerrissen. Man kann sich nur denken, daß Werner die Biographie selbständig in größtem Maße zu bieten beabsichtigt oder etwa von anderer Seite erwartet; aber auch in diesem Falle hätte eine, wenn auch noch so knappe, doch in gewissem Maße vollständige Biographie an die Spitze des Werkes gehört. Was unbedingt nothwendig ist für die ersten Zeiten Hebbel's, das ist ein Itinerar und dann eine chronologische Übersicht der Werke, nach dem Erscheinen geordnet.

Die Anordnung der Ausgabe ist die übliche nach dem Muster des Weimarer Goethe: Einleitungen von bleibender Bedeutung, der Text in verschwenderischer Ausstattung, Lesarten mit jenem Bienenfleiß und jener ängstlichen Sorgfalt zusammengetragen, die der kritisch-philologische Stumpfsinn von seinen Bekennern fordert. Doch ist es ein Gebot der Ehrlichkeit zu bekennen, daß Werner weniger pedantisch ist als die meisten seiner Fachgenossen und daß seine Varianten zumeist wirkliche Abweichungen sind, die wir nur bedauern nicht von ihm selbst verarbeitet zu sehen. Die Folge davon ist, daß diese Ausgabe eine Menge von Einzeluntersuchungen, Erörterungen und Abhandlungen anregen wird, die in Zeitschriften, Akademien und Jahresberichten, Programmen zc. begraben, nicht nur dem großen Publicum, sondern sogar der eigentlich litterarischen Welt fremd bleiben und in ihrer Zersplitterung nirgends zu einem Abschlusse führen, den zu gewinnen dem Herausgeber, der den gesamten Stoff in großartiger Weise beherrscht, verhältnismäßig leicht gewesen sein müßte. Die Philologen werden achselzuckend erwidern, daß diese Forderung unverständlich und jene

Anregung gerade das schönste Ziel und der höchste Lohn des Herausgebers sei; ich kann mich nicht zu der Anschauung entschließen, daß eine so umfangreiche (zwölfbändige) und demnach kostspielige Ausgabe eine bloße Materialiensammlung sein soll. Diesen Brauch der classischen Philologie als feste Methode auf moderne Autoren anzuwenden, würde ich gegenüber der Pietät der älteren Generation für einen Rückschritt und für einen bedenklichen Hemmschuh der weiteren Entwicklung halten. Mit einem Worte: Gödese ist mir lieber als die Weimarer. Das letzte Wort wird mit sicherem Tacte das Publicum sprechen.

Der Text ist oben als verschwenderisch ausgestattet bezeichnet. Mit voller Überlegung. Es verdient die höchste Anerkennung, daß die Werke eines Dichters von der Bedeutung Hebbel's in vornehmer Ausstattung, auf gutem Papier, in reinem Drucke erscheinen. Aber es ist eine ungerechtfertigte Verschwendung, daß in den Versdramen die Namen der redenden Personen als Überschriften erscheinen. Wir möchten mit dieser verschwenderischen Gewohnheit ein- für allemal gebrochen sehen; bei Stichomythie ist sie hässlich, bei in der Mitte abgesetztem Verse störend; sie bei Prosa anzuwenden, fällt niemandem ein. Es geht dadurch der Raum für Tausende von Zeilen verloren.*) Wenn nach Bogen honorirt wird, gewinnen Buchdrucker und Autor und die Kosten tragen Verleger und Publicum. Die Regel aber ist eine ganz unnütze Vertheuerung des ohnehin kostspieligen Werkes, die ein wesentliches Hinderniß seiner Verbreitung bildet. Somit sprechen ästhetische, praktische und ethische Gründe gegen dieses Verfahren.

Ich hoffe, daß alle Ausstellungen, die zu unterdrücken ich mich nicht entschließen konnte, den Eindruck gemacht haben, daß ihr Zweck einzig die Förderung des Unternehmens ist; das Streben, zur besseren Würdigung eines Dichters beizutragen, der noch immer nicht nach Gebühr erkannt und geschätzt ist, und damit zum Verständnisse einer Zeit, die wir zum Theile noch selbst mitgelebt haben und deren Kenntniß wir im Lichte objectiver Wahrheit der Nachwelt überliefert sehen möchten.⁹ So scheiden wir denn von der neuen Hebbel-Ausgabe mit dem Wunsche, daß es dem gelehrten und umsichtigen Herausgeber vergönnt sein möge, das Werk, wie er es mit glücklichem Wurf begonnen, mit sicherer Hand und in kurzer Frist zu vollenden.

Man wird das gerne glauben, wenn ich als Beispiel anführe, daß auf Seite 248 des ersten Bandes 13 Überschriften und 6 Verse stehen, S. 251, 12 Überschriften und 7½ Verse, S. 252, 11 Überschriften und 11 Verse u. s. f.



Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

IV.

Die große Unterrichts-Reform.

4.

Es kam das Ministerium Felix Schwarzenberg, in welchem ich Unterstaats-Secretär für den Unterricht war; als solcher stand ich unter Stadion, welchem als Minister des Innern die Angelegenheiten des Unterrichts zugetheilt blieben, bis ich mich für die Annahme des Portefeuilles erklärt haben würde. Wie früher erwähnt, behandelte mich deshalb Stadion und behandelten mich seine Collegen als Minister in spe. Stadion drang jetzt nicht weiter in mich, er wartete auf die Zeit, wo wir bleibend in Wien sein und dort ungestört an unsere Arbeiten würden gehen können, dann müsse meine Ernennung erfolgen. Meine Antwort war stets: „Wenn Sie keinen andern finden.“

Bis dahin war aber Stadion Unterrichts-Minister, nicht bloß dem Namen nach. Er schenkte mir zwar unbedingtes Vertrauen, er that nicht das geringste, ohne mich zu fragen, und er that alles, was ich vorschlug und wozu ich rieth. Es kam meines Erinnerns nicht vor, daß er mir etwas verweigert oder wesentliche Einwendungen erhoben hätte; wohl aber erinnere ich mich eines Falles, wo er, vielleicht gegen seine eigene Überzeugung, vorschnell auf meine Ideen eingegangen war. Es betraf die Gymnasien in Galizien, also dem Lande, das er als früherer Gouverneur so genau kannte, bezüglich deren ich eine einschneidende Maßregel, ich glaube in ruthenisis, vorgeschlagen hatte; darüber war in polnischen Kreisen heftiger Lärm entstanden und Stadion sagte mir eines Tages: „Vieher Helfert, mir scheint, in dieser Sache haben wir uns etwas zu weit vorgelassen!“

Wie aus diesem Beispiele zu ersehen, gieng alles durch mich, aber nichts bedeutameres ohne ihn. In der Regel wurden solche Angelegenheiten zwischen ihm und mir besprochen; meist sehr kurz, da die Verständigung

schuell herbeigeführt war; das geschah in seinem Bureau, ebenso häufig aber auf unseren Abend-Spaziergängen. Wichtigere Actenstücke wurden von ihm approbiert, die Expeditionen von ihm unterschrieben, namentlich, wie sich von selbst versteht, alle Vorträge an den Kaiser.

Als ich die Leitung des Ministeriums übernahm, war es folgender Weise eingerichtet. Zuerst kamen die vier Facultäts-Referenten: Ministerialrath Domherr Z e n n e r für die theologischen, und die Sectionsräthe Dr. Johann Heinrich Edler v. R e m e r für die juridisch-politischen, Edler v. W e l l für die medicinisch-chirurgischen, P. Marian K o l l e r für die philosophischen Studien. Für die Gymnasialstudien war Ministerialrath Theol. Dr. Andreas G o l l m a n n e r als gewesener „Director“ derselben Referent. Das Studien- und Schulwesen der Militärgrenze besorgte der Ministerialrath im Kriegsministerium Karl B e d. Für das Volksschulwesen war niemand da; dasselbe blieb vorläufig den einzelnen Gubernien und Landesstellen Hand in Hand mit den Bischöfen überlassen. Da nun aber auch dieser Geschäftszweig vom Ministerium in die Hand genommen werden sollte, hatte man, ich denke schon unter Feuchtersleben, den niederösterreichischen Regierungs-Secretär Friedrich Ritter v. H e n t l dem Ministerium einstweilen „zugetheilt“. Er war eine poetisch-veranlagte Natur, Ästhetiker, Dichter, Musikkenner und zeigte ein warmes Herz für seine Schullehrer, deren ökonomische Stellung ja damals noch eine erbärmliche war. General-Referent und Kanzlei-Director war Joseph Albrecht Edler von B e r g e n s t a m m. Er war der Liebling und die Vertrauensperson Feuchtersleben's gewesen, der ihn, wie früher erwähnt, vom Ministerial-Secretär, der Bergenstamm noch im März 1848 gewesen, bis zum Ministerialrath erhoben hatte. Er war Bureau mann im ordinärsten Sinne des Wortes, von einer höheren Auffassung keine Spur, der alles that, was ihm aufgetragen wurde, aber auch nichts mehr. Gleichwohl war er nicht ohne alle Bildung, er hatte namentlich Sinn für die Geschichte seiner Vaterstadt und hat ein ganz nettes Büchlein geschrieben „Wien im Jahre 1725“ (Strauß' Witwe, A. Sommer, 1847).

Die eigentliche Seele des Ministeriums war E y n e r. Er war, wie wir uns erinnern, bald nach Bildung des constitutionellen Unterrichts-Ministeriums aus Prag berufen worden, um demselben als „wissenschaftlicher Beirath“ zu dienen, „eine Ironie auf die gewesene Studien-Hof-Commission“, wie Eyner selbst meinte, „der es etwas spät eingefallen ist, daß sie als Leiterin aller wissenschaftlichen Bildung auch wissenschaftlicher Kräfte bedarf“. Sein Verhältnis zu mir war ein solches, wie ich mir es nicht besser wünschen konnte, obwohl es mein Gemüth zu Anfang etwas bedrückte: er, dessen Schüler ich in Prag gewesen war, zu dem ich noch immer mit einer gewissen Ehrerbietung

hinausblickte, er, der sehr gereifte Mann, der jetzt unter einem so jungen Fant stand, wie ich war! Gleichwohl hat er diese seine jetzige Stellung mir gegenüber nie außeracht gelassen. So sehr er mir an Jahren, an Kenntnissen, an Erfahrung, an ruhigem Urtheil überlegen war, er hat sich in keiner Richtung etwas herausgenommen, was er nicht zuvor mir vorgetragen und wozu er nicht meine Zustimmung eingeholt hätte.

Gleich nach Constituierung des Ministeriums sandte mir Exner einen Concepts-Beamten, Baron Kiesel, den er vom Ministerium des Innern „entlehnte, da wir keinen haben, den ich anständig producieren könnte“, ein jüngeres „Kanzlei-Individuum“, Joseph Schönbach, „sehr verlässlich in der Manipulation, aber zum Concept nicht zu brauchen“, und einen Amtsdieners, und ich hatte nun in Kremsier mein Präsidial-Bureau. Da übrigens alles in Wien ausgearbeitet wurde und dasjenige, was von Kremsier aus zu besorgen war, meist ich selbst unmittelbar verfügte, so hatte Kiesel eigentlich wenig zu thun und ich beschäftigte ihn damit, daß ich ihm neue Bücher und Broschüren, die in das Unterrichtsfach einschlugen, zum lesen und excerpieren gab.

Zwischen mir und Exner war nun der Verkehr ein sehr reger. Täglich bekam ich einen Pack Acten aus Wien, meist von einem Schreiben Exner's begleitet, worin er mich über alle Vorgänge, Entwürfe, Vorbereitungen in Kenntniß erhielt; bei wichtigen Stücken machte mich Exner brieflich auf gewisse Punkte, die bei der Beurtheilung in's Auge zu fassen wären, in einem kurzen Botum aufmerksam. Täglich gieng von mir ein Paket nach Wien zurück, Acten, die ich approbiert oder zu denen ich meine Bemerkungen gemacht hatte.

Laufende Stücke, deren Erledigung nicht aufgeschoben werden konnte, besorgte Exner in Wien selbst und unterfertigte die betreffenden Expeditionen. Alle anderen Reinschriften wurden nach Kremsier geschickt, zu meiner oder Stadion's Unterfertigung. Ebenso sandte mir Exner alle von ihm erledigten Stücke zur nachträglichen Einsicht, in der ersten Zeit selbst einfache Currentien, um mich mit dem Gang der Geschäfte bekannt zu machen und mich in der Übersicht derselben zu erhalten.

Es war bewunderungswürdig, wie sich dieser Mann der Katheder, von Haus aus Gelehrter und Schriftsteller, in das Bureauwesen hineingefunden hatte. Er lebte jetzt ganz nur in diesem, vom Morgen bis in die Nacht; ich denke, es blieb ihm jetzt keine Zeit übrig, zu seinen geliebten Büchern zu greifen, in denen er bis noch vor wenigen Monaten fast ausschließlich gelebt hatte. Dabei fand er sich in den Angelegenheiten der philosophischen Facultäten ebenso zurecht wie in denen der theologischen, juridischen und medicinischen, im Universitätswesen ebenso wie in den Gymnasial-

in den technischen, in den Volksschul-Angelegenheiten. Die Vielseitigkeit seines Wissens, eine Folge der Art und Weise, wie die Herbart'sche Philosophie ihre Aufgaben auffasste, kam ihm hierbei vorzüglich zustatten.

Eine etwas unbehagliche Stellung hatte ich meinem Vorgänger im Amte gegenüber. Was Feuchtersleben gewesen, das war jetzt ich, was er jetzt war, konnte ich wieder werden; er hatte weichen müssen, um mir Platz zu machen, auch mich konnte das Los treffen, einem Dritten Platz zu machen. Feuchtersleben war nicht viel über vierzig Jahre alt. Als er Unter-Staats-Secretär im Ministerium geworden, hatte er die einträgliche Stelle als Vice-Director der medicinischen Studien zurückgelegt; jetzt kam diese Stelle nicht wieder zur Besetzung, da sie in das neue Studien-System nicht paßte. Nachdem ihm meine Ernennung bekannt geworden, hatte er an mich ein ausführliches Schreiben gerichtet. „Ich habe die mir gewordene Aufgabe zu einer Zeit und unter Verhältnissen übernommen, wo ein energischer Angriff, ein entschiedenes Handeln unerlässlich war, wenn das Vertrauen aller, denen die Reform in diesem Zweige des Staatslebens am Herzen lag, nicht getäuscht werden sollte“; an mir als seinem Nachfolger werde es nun sein, die Schritte, die er unternommen, „entweder zurückzuthun oder unsicher weiter zu führen oder ans Ende zu treiben“. Dabei bewarb er sich bei Stadion und bei mir um Verwendung in unserem Ministerium. „Eine untergeordnete Stelle in einem Ministerium, in welchem man eine leitende eingenommen hat, benimmt der Ehre und dem Wirken nach meinem Gefühle nichts; dieser bureaukratische Gesichtspunkt sollte mindestens aus einem constitutionellen Ministerium gewiesen sein“. Er erbot sich, da ja bei der beabsichtigten Reform des öffentlichen Unterrichtes jeder Zweig desselben seinen Fachmann haben werde, das Referat über die medicinischen Studien zu übernehmen. Aber war es unsererseits nicht zu bedenken, ob man einen Mann in diese Stellung bringen durfte, der durch seine, wenn auch durchaus gerechtfertigten Maßregeln so viel Leidenschaft erweckt, so viel Haß auf sich geladen hatte? Als es also daraus nichts wurde, bewarb er sich bei Stadion als Minister des Innern um eine Stelle in dem neu creierten Medicinal-Collegium; allein es wurden ihm andere, keineswegs durchaus tüchtigere, vorgezogen. So war der bedauernswerthe und gewiß vortreffliche Mann jetzt thatsächlich nichts als einfacher Doctor Medicinae, der sich eigentlich nie mit der Praxis abgegeben hatte.

* * *

Was nunmehr zuerst geschehen mußte, war eine Regelung des Ministeriums, ganz besonders im Personalstande: für das viele und wichtige, was in allen Zweigen des öffentlichen Unterrichtes in Angriff genommen werden sollte, reichten die bisherigen Referate offenbar nicht aus.

Am 7. December setzte Bergenstamm einen Plan „zur Reform des Unterrichts-Ministeriums“ auf, welchen Exner mit seinen eigenen Vorschlägen begleitete und mir nach Kremsier sandte. Bei der früheren k. k. Studien-Hof-Commission hatten wöchentlich oder vierzehntägig gemeinschaftliche Sitzungen stattgefunden, was der Sache nicht viel nützte, da ja doch nur der Fachreferent das entscheidende Gutachten abgeben konnte; auch trug es gewiß nicht zur Beschleunigung der Geschäftsbehandlung bei. Stadion hatte bei den Gubernien und Landesstellen die Gremial-Berathung abgeschafft; jeder Referent sollte für sein besonderes Fach dem Statthalter verantwortlich sein; wichtigere Gegenstände sollte der Referent vor deren Bearbeitung dem Statthalter vortragen und mit diesem besprechen. Eine solche Einrichtung schlug nun Bergenstamm auch für das Unterrichts-Ministerium vor, was genehmigt wurde.

Nun die Referate. Die Chefs der einzelnen Bureaus sollten, wie Bergenstamm meinte, nur die laufenden Geschäfte besorgen, weil diese ihre Zeit so sehr in Anspruch nähmen, daß man von ihnen nicht fordern könne, sich auch mit der Reform ihres Zweiges zu beschäftigen; letztere sei Sache des eigens für die Reform-Frage berufenen Referenten. Exner hingegen meinte, die Hauptsache sei, daß für jeden Zweig des öffentlichen Unterrichtswesens ein tüchtiger Mann gefunden werde, weil hierin allein die Bürgschaft liege, „daß die Geschäfte nicht wie früher zu einer mechanischen Handhabung der bestehenden Vorschriften, ohne Eindringen in den Geist und ohne Streben, diesen Geist selbst zu verbessern, herabsinken“; habe dann jede Abtheilung einen bewährten Fachmann als Referenten, dann sei dieser und kein anderer berufen, die zeitgemäße Umgestaltung seines Gebietes in die Hand zu nehmen. Das war ganz richtig; wenn aber Exner weiter meinte, dann sei der bisherige Referent für die Reorganisation, also er selber, überflüssig, so war er im Unrecht. Denn es bedurfte über den Referenten in den einzelnen Unterrichtszweigen eines Mannes, der das Ganze der Studienreform in Händen hatte und dafür sorgte, daß die unerläßliche Harmonie, der gegenseitige Zusammenhang und die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Unterrichtszweige gewahrt blieben. Als Fach-Referenten sollten jene für die Universitäts-Facultäten bleiben; zu diesen kämen aber hinzu: einer für das Gymnasialwesen, einer für die Volksschulen, einer für die technischen Lehranstalten, Realschulen, Forst- und andere Specialschulen, also, mit Hinzurechnung des Generalien- und Kanzlei-Referenten, statt der bisherigen fünf Fach-Referenten nunmehr acht.

Für die Reorganisation der Gymnasien hatte Exner, wie wir wissen, seit langem Hermann Bonitz in Aussicht genommen, hatte auch mit ihm unter Feuchtersleben's Ägide bereits angeknüpft. Unter dem neuen Ministerium

kam Exner auf diesen Vorschlag zurück und schrieb, nachdem er die Ermächtigung dazu erhalten, gleich am 28. November an Bonik mit der Aufforderung, sich nunmehr endgiltig zu erklären. Es war nicht geplant, ihn dem Ministerium einzuverleiben, sondern ihm eine Lehrkanzel an der Wiener Universität zu verleihen und ihn in dieser Stellung für die Umgestaltung der Gymnasien, wie sie im Organisations-Entwurfe geplant war, zu verwenden.

Für die Reorganisation der Universitäten, und insbesondere der juridisch-politischen Facultäten, brachte Exner den Professor am Theresianum Dr. Eduard Tomaschek in Vorschlag. Tomaschek war früher Professor an der Lemberger Universität gewesen und hatte dort ein gutes Andenken hinterlassen. Er war zugleich Mit-Herausgeber der von dem gefeierten Professor Franz Wagner begründeten „Österreichischen Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft“, im Ganzen ein Mann, von dem sich zweckmäßige Vorschläge erwarten ließen. Neben Tomaschek war Stubenrauch, gleichfalls Professor am Theresianum, eine beachtenswerthe Kraft, sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller in seinem Fache; er sollte an die Wiener Universität gezogen werden. Für die Reorganisation der juridisch-politischen Wissenschaften war mir die Bekanntschaft von großem Nutzen, die ich im December in Remsler mit Professor Dr. Joseph Bözl aus München machte. Er war zugleich Abgeordneter im Frankfurter Parlament und mit Adolf Baur aus Augsburg als Reichs-Commissär in Angelegenheit des Verfahrens mit Robert Blum nach Österreich geschickt worden. Er machte mich mit der Einrichtung der staatswissenschaftlichen oder cameralistischen Facultät bekannt, die an einigen deutschen Universitäten zwischen der juridischen und medicinischen bestand, und versprach mir, wenn er nach Frankfurt zurückgekehrt sein werde, näheres hierüber mitzutheilen. Er hielt seine Zusage und sandte mir einen Lectionskatalog der Münchener Universität, die eine solche Facultät besaß; es bestanden an ihr fünf ordentliche und zwei außerordentliche Professuren: für Finanzkunde, für Polizei-Wissenschaft, für Nationalökonomie, für Statistik, für Land- und Forstwirtschaft, für Handelswissenschaft, für Gewerbekunde, für Geographie und Petrefactenkunde zc.

Die Durchführung der Reform des Unterrichtswesens konnte nicht allein vom Centrum ausgehen, namentlich was die Volksschule und die Mittelschulen betraf, und es war darum weiter nöthig, auch in den einzelnen Königreichen und Ländern Fachmänner zu bestellen, während diese Geschäfte bisher einfach in den Bureaus der Landesstelle erledigt wurden. Das führte zu der Schaffung der Landesschulräthe. Solche gab es bereits in Prag und in Lemberg, sie waren aber während der stürmischen Zeit in ganz ungehöriger Weise zustande gekommen; weniger der fachmännische Beruf als die politische

Richtung hatten bei der Wahl der einzelnen Männer den Ausschlag gegeben. „Der Landesschulrath“, wie Exner sich die Sache dachte, „muß künftig eine Behörde sein, wie das Gubernium oder die Cameral-Verwaltung; er soll etwa aus drei Individuen bestehen, jedenfalls einem für die Volksschule, einem für die Gymnasien und andere Mittelschulen; es soll ihm gestattet sein, gelegentlich andere Fachmänner in verstärkter Anzahl beizuziehen.“

Endlich erschien es nothwendig, auch für die Publicistik zu sorgen. Das Unterrichtswesen sollte von unten bis hinauf auf neue Grundlagen gestellt werden, und das war ein so großartiges Werk, daß man bedacht sein mußte, das Publicum in fortwährender Kenntniß dessen, was im Gange war, zu erhalten und das Interesse desselben dafür zu gewinnen. Es war das namentlich Stadion's Wunsch, und in diesem Sinne schrieb ich schon am 27. November an Exner: es sollte dafür ein eigener Mann gewonnen werden, „damit Sie durch die Masse minder wichtiger laufender Geschäfte nicht abgehalten werden, Ihre ganze Thätigkeit den größeren umfassenden Arbeiten und der Leitung des Ganzen zuzuwenden.“ In der That unternahm es Exner, einige jüngere Männer heranzuziehen, die sich bereits in der Journalistik versucht hatten oder von denen er voraussetzte, daß sie, von ihm gehörig instruiert und informiert, den richtigen Ton treffen würden. Er dachte dabei an Dr. Robert Zimmermann, der damals an der Wiener Sternwarte verwendet wurde, aber als ausgesprochener Volkanist mehr zu den philosophischen Studien hinneigte; an Professor Schmidt-Göbel, meinen früheren Kollegen in Krakau, der nun durch die Entlassung der „deutschen“ Professoren um sein Brot gekommen war; an Herrn v. Genz, einen natürlichen Sohn des berühmten Publicisten. Als ich diese Namen las, stieg in mir die Besorgniß auf, daß sich in solchen Händen der Frankfurtianismus breit machen würde; doch Exner antwortete: „Meine Liberalen werden nicht ultra-deutsch schreiben, dafür werde ich sorgen; eher fürchte ich, sie schreiben gar nicht. Bis heute wenigstens habe ich keine Zeile gesehen. Fordere man von den Leuten Eingehen auf einen speciellen Gegenstand, nicht bloß allgemeine Fragen, und sie haben weder Zeit noch Lust.“ So war es in der That; das, was wir im Unterrichtsministerium vorhatten, war den Deutschen fremd, und wenn Exner einen belehrenden Artikel haben wollte, wie er ihn dachte und wollte, mußte er ihn meist selbst schreiben.

Auch die Begründung einer Schulzeitung kam in Frage; ohne eine solche, meinte Exner, lassen sich nachhaltige Umgestaltungen nicht denken; die Zeitschrift müßte mit der Reform gleichen Schritt halten, sie einleiten, fördern und befestigen; die Frage sei nur, wie viel der Minister darauf verwenden wolle: „Einiges wird wohl durch Abonnenten eingehen, doch auf

viel ist nicht zu rechnen, eine Gymnasial-Zeitschrift hat ein kleines Publicum, eine Schulzeitung ein sehr armes.“

In Kremsier stellte sich mir gegen Ende November Adolf Ritter von Wolfstron vor, der bis zum 4. December blieb und mit dem ich in dieser Zeit fast täglich beisammen war. Er war Amts-Controlor bei der Brünner k. k. Lotto-Direction, einem Posten, den er um des lieben Brotes willen versah. Denn er war ein Mann von schätzenswerten Kenntnissen, voll Liebe für Geschichte, Alterthum und Kunst, auch Schriftsteller auf diesem Gebiete. Unter anderm hatte er einen „offenen Brief“ über die Zustände der Wiener Universitäts-Bibliothek geschrieben, wegen dessen ihn der Bibliothekar Franz Rechner der Denunciation beschuldigte, und nun lagen sich die beiden Gelehrten coram populo litterarisch in den Haaren. Wolfstron's Herzenswunsch war, im Unterrichtsministerium angestellt und dadurch, wie er mir schrieb, „von einer verfehlten Lebensbahn auf die rechte gebracht zu werden.“ Ich theilte dies Exner mit, der mir antwortete: „Ich habe über Wolfstron kein Urtheil, ich erlaube mir nur zu bemerken, daß wir Männer brauchen, die sogleich an den Arbeiten theilnehmen können, nicht solche, die erst Monate brauchen, um sich zu orientieren.“

Für „Zeitungs- und Bücher-Vorstudien“ schlug Exner den Joseph Mozart vor. Mozart war „Official“ im Ministerium des Äußeren, hatte aber wenig zu thun, „Danke dem Schlendrian,“ wie mir Exner schrieb, „der dort ganz nichtige Incapacitäten hervorhebt und einen wahrhaft ausgezeichneten Kopf feiern läßt, weil er sich schlecht repräsentiert und nirgends vordrängt.“ Unter den „nichtigen Incapacitäten“ meinte Exner den Legationsrath Hübner. Der verstand es allerdings trefflich, sich geltend und bemerkbar zu machen und war ganz der Mann der glatten Manieren und der glatten Rede, wie ihn die Diplomatie braucht; dabei war er aber nichts weniger als eine „Incapazität“, sondern ein Mann von Geist, von Kenntnissen und einer nicht geringen Belesenheit. Mozart war in seiner Erscheinung und seinem äußeren Wesen das gerade Gegentheil von Hübner: linksch und edlig, überhaupt ein Sonderling, der von Repräsentation keinen Dunst hatte. Dabei war Mozart von einer phänomenalen Hässlichkeit; über sein Lächeln, das ihn noch mehr entstellte, weil er die vorderen Zähne fast alle verloren hatte, erlaubte ich mir den Witz: er habe gleich der Zeit nur einen Zahn. Doch diese unschöne Schale barg einen kostbaren Kern. Mozart besaß reiche Sprachkenntnisse und war überhaupt ein Mann von allgemeiner und vorzüglich classischer Bildung, ein philosophischer Geist, der sich von Exner angezogen fühlte wie dieser von ihm. Im ganzen war Mozart mehr zum gelehrten Grübler als zum praktischen Geschäftsmann geschaffen; doch in

einem Ministerium, bei dem es wesentlich mit der Pflege und Förderung der Wissenschaften zu thun gab, hat er sich binnen kurzer Frist eingearbeitet und ist ein sehr brauchbarer Beamter geworden, der dem Staate treffliche Dienste leistete. Da Mozart mit der italienischen Sprache und Litteratur vertraut war, so ließ er sich für das Studium im lombardo-venetianischen Königreiche sehr gut brauchen. Vorläufig wurde er aber bloß in außerordentliche Verwendung genommen, so daß er neben seiner Beschäftigung im auswärtigen Amte eine Remuneration bezog.

* * *

An Bewerbungen um Verwendung im Unterrichtsfach fehlte es, wie sich begreifen läßt, durchaus nicht, und ich wurde vom ersten Augenblicke, da meine Ernennung bekannt geworden, mit Bitten, Anerbietungen, Vorschlägen bestürmt. Noch bevor diese förmlich ausgesprochen war, kam mir ein Schreiben Franz Isidor Proschko's zu, den ich aus meinen Studien her kannte. Er hatte früh begonnen, sich auf schriftstellerischem Gebiete zu versuchen, eines seiner Dramen, das in Sibirien spielte, war in Prag von Dilettanten gespielt worden. Er war jetzt Polizei-Commissär in Linz, doch seine Neigung zog ihn zum Lehrfache, er wünschte eine Stelle am Gymnasium, womöglich in den Humanitätsclassen. P. Adalbert Kuneš, Prämonstratenser von Tepl, am Prager Piaristen-Gymnasium mein Mitschüler, jetzt zweiter Assistent der Wiener Sternwarte, wünschte Versetzung nach Prag, „da der Bau der neuen Sternwarte bereits bewilligt“ sei und daher die vermehrte Arbeit die Beistellung einer Hilfskraft nothwendig machen werde. *) Theol.-Dr. Johann Fabian, jetzt Professor in Salzburg, wünschte gleichfalls die Versetzung nach Prag, und das gleiche erbat sich Phil.-Dr. Lorenz Gabriel, Professor in Graz, „um den hoffnungsvollen Söhnen meines Vaterlandes als philosophischer Führer zu dienen.“ Professor Johann Chlupp in Lemberg bat um Gehaltsvorrückung: mein seliger Vater, sein „hochverehrter Freund und Gönner,“ habe ihm zur Lehrkanzel verholfen und er hoffe nun, der Sohn werde die Willfährigkeit des Vaters auf ihn übertragen. Einen herzerreißenden Brief erhielt ich von Frau Mathilde Laufky: ihr Mann, mein Freund und Studiengenosse, an einem Gymnasium im Venetianischen angestellt, jetzt mit Urlaub in Prag, wolle nach Italien zurückkehren, „wo jetzt noch Krieg ist,“ und sie mit den Kindern in Prag zurücklassen; ihre Lage sei schrecklich, und sie beschwöre mich, ihm einen Posten außerhalb Italiens zu verschaffen. Manche der Bittsteller steckten sich hinter irgend einen mir nahestehenden Protector; wie mir Rudolf Brestel vom

*) Bekanntlich ist diese Bewilligung bis heute nicht realisiert worden; der projectierte Neubau sollte, wenn ich mich recht erinnere, auf die Marienschanze kommen.

Minister Kraus dringend empfohlen wurde, so empfahlen mir Bruch den Med.-Dr. Breuning, „den ausgezeichnetsten Zögling Diefenbach's“, mein Reichstags-Collega Dr. Feisalif einen französischen Sprachlehrer am Brünner Gymnasium, Mr. August Enard u. u. Und das alles in den ersten Wochen meiner Amtierung, in der ich mich selbst erst zurecht zu finden hatte!

Auch besungen wurde ich bereits! Der Olmüzer Lehramts-Candidat St. Wolf war am 3. September vom Ministerium zum Supplenten der böhmischen Lehrkanzel an der dortigen philosophischen Facultät berufen worden. Die Professoren hatten ihn, wie er nachherhand erfahren, nicht vorgeschlagen, ja Hanus und Helcelet sogar eine Verwahrung gegen diese Ernennung, weil sie ohne Einvernehmung der Facultät erfolgt war, eingereicht. Wolf legte deshalb seine Ernennung zurück, da es nicht seine Absicht sein könne, sich in eine Körperschaft ohne deren Zustimmung einzudrängen „und ich eine Stellung zu erlangen strebe, in der ich in Frieden und Harmonie mit jedermann die Bildung der Jugend fördern kann“. Er bat um eine Humanitäts-lehrerstelle in Brünn und legte, um Proben seiner Befähigung zu geben, ein Gedicht in lateinischer und eines in griechischer Sprache vor, beide zu meinem Preis und Lob von ihm selbst verfaßt.

Es waren aber auch solche, die geradezu einen Posten im Unterrichtsministerium selbst anstrebten, und die wenigsten waren so ehrlich, einzugestehen, daß es ihnen nur darum zu thun sei, Brot oder besseres Brot zu bekommen; die meisten versicherten, sie thäten ihren Schritt aus reinem Interesse für die Sache. Denn das Unterrichtswesen und die Politik haben das miteinander gemein, daß jeder sein Wörtchen mitzupreden zu können glaubt. Wer nur selbst seine Schulen mit leidlichem Erfolge durchlaufen hat, meint darum die Befähigung zu haben, ans Ruder treten oder doch mitarbeiten zu können. Da verspürte der eine einen „unwiderstehlichen Drang zu wirken“ und glaubte diesen nirgends besser als im Unterrichts-Ministerium stillen zu können, „vorderhand unentgeltlich ohne allen Rang und Titel“. Ein anderer hatte längst „freiere Gedanken“ über Reorganisation des Sanitätswesens, über Gegenstände der Landeskultur oder auf dem Gebiete der Kunst und meinte, diesen Gedanken am besten in der betreffenden Abtheilung des Unterrichts-Ministeriums Geltung verschaffen zu können. Ein dritter hatte „einen vollständigen Erziehungsplan von der Geburt des Kindes bis zu den Facultätsstudien, diese exclusive, nach allen seinen Verzweigungen entworfen“; wie könnte er diesen besser realisieren, als durch seine Verwendung im Unterrichts-Ministerium?! Und merkwürdigerweise, die meisten solcher weltverbessernder oder umwälzender Pläne hatten ganz junge Leute, die selbst kaum erst ein paar Schritte ins praktische Leben gemacht

hatten. Auch mein alter Freund P. Athanasius Bernhard meldete sich bei mir, aber nicht, um für sich oder für andere etwas zu erbitten. Der ministerielle Entwurf über die Reorganisation des Unterrichtswesens befriedigte ihn gar nicht. Multa sed non multum enthalte er und das «unicum necessarium» sei fast vergessen. Er besorgte, „daß unser Unterricht in ähnlicher Weise wie in Frankreich ausarte und auf diesem Wege einen Geistersturm heraufbeschwören werde, der die edle und noch unverdorbene Kraft unserer Völker vernichten müßte. Glauben Sie mir,“ fuhr er fort, „nicht sowohl Wissenschaft und allerlei Kenntnisse bedarf ein freies Volk als vielmehr ausgezeichnete Charaktere und Gerechtigkeitsliebe; diese aber wurzeln zuletzt immer nur in der Religiosität, im Glauben, und wer diese Grundsäulen aller politischen Freiheit auf den jetzt landläufigen vagen Humanismus, oder deutlicher, auf den modernen Indifferentismus gründen will, der bauet auf Sand und grabt der Freiheit, meiner Überzeugung nach, das Grab.“

Auch aus Frankfurt a. M. erhielt ich ein Schreiben. Mein Freund Dr. Emil Rößler und mein ehemaliger Krafauer College Makowiczka waren Mitglieder der dortigen National-Versammlung. Makowiczka war, trotz seines urslavischen Namens, ein verbissener Deutscher, dem alles Slavische in die Seele zuwider war. Auch Rößler war von deutscher Gesinnung und den Tendenzen seiner slavischen Landsleute nichts weniger als gewogen: aber er kümmerte sich im Grunde nicht viel um Politik, er steckte auch in Frankfurt lieber in Büchern und Urkunden. So geriethen beide in die Nege der Kaiser-Preußen, aus denen sie sich nicht wieder losreißen konnten. Österreich war ihnen jetzt nur ein Anhängsel von Deutschland, nach diesem sollte es sich richten, von Frankfurt sollte es seine Weisungen erhalten und befolgen. Rößler hing mit einer rührenden Zärtlichkeit an seiner Heimat — er war aus Brüx in Böhmen — und empfand dies jetzt in der Fremde nur um so tiefer. Er verfolgte alles, was sich in Österreich zutrug, mit warmem Interesse. „Mit welcher Spannung wir unserem Vaterlande fernstehende Abgeordnete jeder Zeitungsnachricht entgegensehen, die uns aus unserer Heimat Kunde bringt, ist wohl erklärbar. Mit der Entfernung wächst die Liebe für den vaterländischen Boden und vergrößern sich die Sorgen um das Wohl und Wehe des Landes. Nur mit Bangen sehe ich der Zukunft entgegen.“ Es erfolgte die Hinrichtung Robert Blum's, womit Windisch-Grätz dem deutschen Parlamente den Frieden kündigte; es erschien das Programm Schwarzenberg-Stadion, das den Kaiserstaat unabhängig von Deutschland auf seine eigenen Beine stellt, und nun konnte sich Freund Rößler vor Bestürzung nicht fassen: „Das sind Erscheinungen“, schrieb er mir, „die alles übertreffen, was wir doch immer beklagten“. Rößler sah mit der wieder ge-

wonnenen Kraft der Regierung die alte Finsternis über Österreich hereinbrechen und beschwor mich, dazu nicht die Hand zu bieten. „Kannst du mir ernstlich sagen, daß ein anderes geistiges Leben in Schule und Haus entstehen soll? Daß jene Luft, die, angeblich nur durch Metternich geschaffen, unser Streben hemmte und es nicht zur Blüthe kommen ließ, ausgefüllt werden soll? Nach einer freieren Verfassung der Universität strebten wir ja im stillen alle mit süßer Inbrunst, wir selbst getnehteten, einer besseren Führung wert! Theurer Helfert, lebe ferner diesen Ideen, die du ja früher selbst gebilligt hast!“ Er schilderte mir mit grellen Farben die Zeit, „wo wilde Fluten über den Ader hinbrausen, den der Sämann für künftige geistige Frucht bereiten soll; wo Sturm und Wetter den Rückblick und die Voraussicht trüben; wo der Boden schwankt, der Boden, auf dem man fest und unerschütterlich stehen sollte! Das soll eine Aufgabe sein für einen noch jungen Mann? Ein alter Staatsmann würde sie kaum zu erfüllen wagen! Ja, könnte ein Segenswunsch eines Deiner ältesten und treuesten Freunde Dir die Aufgabe erleichtern! Könnte der Wunsch glühendster Vaterlandsliebe eines für die Größe und Blüthe geistiger Kräfte tief begeisterten Österreichers das Ziel der Lösung Deines Berufes näher rücken! Von Schmeichlern, Schurken und Höflingen“, so schloß Rößler seine Mahnung, „bist Du gewiß umgeben, aber eine Sprache, wie die meinige, ist zuweilen wie frisches Quellwasser, das für den Magen besonders am Morgen sehr gesund ist“. Ich konnte nicht sogleich antworten; er schrieb mir ein zweites-, drittesmal: „Du hast kein Wort des Trostes für mich, Du, der Du mir gewiß offene Erklärungen geben könntest?!“ Endlich fand ich Zeit zu einem längeren Briefe, aus welchem er ersehen konnte, daß meine Anschauungen sich nicht geändert hatten. Er dankte mir beglückt und erfreut. Seine Besorgnis, was die Gestaltung des Unterrichtes in Österreich betraf, sollte sich nicht erfüllen; im Gegentheil, als er einige Jahre später Wien besuchte, drückte er mir seine Bewunderung aus. Er wäre nun gern nach Österreich zurückgekommen; aber seine politische Haltung in Frankfurt hatte ihm den Weg dahin versperrt. Unser junger Kaiser wollte von den vier Österreichern, die für das preußische Erbkaiserthum gestimmt hatten, ein für allemal nichts wissen. Rößler fand in Deutschland eine bescheidene, aber anständige Stellung, er führte ein geliebtes Weib heim — aber das Heimweh überwand er nicht. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner immer mehr, und so verließ er eines Tages sein Haus und kehrte nicht mehr zurück; im nahen Walde fand man ihn erhängt.



Bischof Wilhelm Ketteler.

Von Thomas Wehser (*).

I.

Seine einzigdastehende Erscheinung in der Weltgeschichte ist es, wie die katholische Kirche es verstanden hat, nicht nur allen Kulturfactoren, auf die sie im Laufe der Jahrhunderte gestoßen ist, sich ohne Aufgabe des eigenen Wesens anzupassen und ihnen gerecht zu werden, sondern auch dieselben in sich aufzunehmen und sie zu veredeln. Die Kirche Christi ist nicht bei den Juden stehen geblieben, denen ja zuerst die Frohbotschaft galt; das Hellenenthum und das Römerthum, wie schließlich das Germanenthum haben eine neue Auferstehung durch Christus gefeiert, und auch die beiden größten geistigen Bewegungen des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, der Aristotelismus des dreizehnten und der Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts fanden bei der Kirche wohlwollendes Verständnis und weitestges Entgegenkommen. Es ist also eigentlich selbstverständlich, daß auch die sociale Strömung des neunzehnten Jahrhunderts von der Kirche nicht übersehen werden konnte. Heute gilt dies schon als vollendete Thatfache, da die Kirche bereits durch Leo XIII. officiell die sociale Frage in ihren Bereich gezogen hat. Aber darum sind die einzelnen Schritte, durch die sich eine solche Annäherung allmählich vollzogen hat, doppelt interessant.

Principiell und in großem Maßstabe ist diese Annäherung zuerst durch einen deutschen Bischof erfolgt, durch den Mainzer Oberhirten Wilhelm Ketteler.

Wohl haben sich um einzelne Fragen socialer Natur schon vor ihm mehrere andere weitblickende Männer hohe Verdienste erworben; es sei hier nur an den wackeren Gesellenvater Kolping erinnert. Allein diese und ähnliche Versuche mußten naturgemäß auf ein engeres Gebiet beschränkt bleiben und wollten auch nichts anderes. Erst Ketteler hat mit eminent praktischem Blick und mit der Autorität des Bischofs diese einzelnen Vorarbeiten auf eine allumfassende großartige Basis gestellt, wenn er auch die Ausführung des Gebäudes, zu dem er den Grund gelegt, der Zukunft überlassen mußte, weil eine solche Arbeit eben die Kraft eines einzelnen Menschen übersteigt.

Jedenfalls ist Ketteler's Werk ein so bedeutames, daß vielleicht die Geschichte späterer Zeiten, wenn die sociale Frage unserer Tage ihre Antwort gefunden haben und jedermann von ihrer eminenten Bedeutung durchdrungen sein wird, den Mainzer Bischof als einen der für die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts bedeutendsten katholischen Oberhirten feiern wird.

Wenn es sich darum handelt, Ketteler's Bedeutung als socialer Bischof mit einigen wenigen Zügen zu schildern, so kommt das, was man sonst von ihm in der Öffentlichkeit weiß und woran heute jeder beim Aussprechen des Namens Ketteler zunächst denken dürfte, in keiner Weise in Betracht. Die Geschichtswissenschaft hat ja nicht die Aufgabe, die einzelnen Handlungen eines einzelnen Mannes der Reihe nach aufzuzählen, und wenn sie auch diese Einzelthaten pflichtgemäß registriert, so kommt für die historische Bedeutung einer Persönlichkeit doch bloß dasjenige in Frage, worin dieselbe der Mitwelt neue Bahnen gewiesen und auf die Nachwelt maßgebenden Einfluß gewonnen hat. Längst hinter uns liegt die Zeit, da man sich die Geschichte als eine Summe von auswendig zu lernenden Jahreszahlen sammt den zu diesen Zahlen gehörigen „Haupt- und Staatsactionen“ dachte. Wenn man sich daher in den Siebziger Jahren über Ketteler's Haltung auf dem vaticanischen Concil und über seine demüthige Unterwerfung unter dessen Beschlüsse lebhaft unterhielt oder wenn Ketteler eine Zeitlang eine wichtige politische Rolle spielte, so sind diese Etappen seines Lebens doch nur von recht ephemerer Bedeutung gegenüber seinen unsterblichen Verdiensten um die sociale Frage.

Für die Gesamtbeurtheilung Ketteler's ist dieser Gesichtspunkt von hervorragender Tragweite. Mit Recht legt die moderne Geschichtswissenschaft auf den Charakter eines Mannes den größten Nachdruck; denn nur auf genauer psychologischer Grundlage sind wir imstande, ein wirklich getreues und daher historisches Bild einer Persönlichkeit und ihres Wirkens zu gewinnen. Die kirchengeschichtliche Forschung hat am wenigsten Grund, in mißverstandenen apologetischen Interesse dieses Fundament zu vernachlässigen, und wieviel gerade in dieser Richtung noch zu thun ist, hat Albert Ehrhard in seiner Aufsehen erregenden Antrittsvorlesung über die Kirchengeschichte mit allem Nachdruck betont. Aber eine solche psychologische Charakteristik wird wohl am allerersten mißrathen, wenn ein im Parteidienst stehender politischer Journalist sie versucht. Gerade hinsichtlich Ketteler's kann die Presse nicht davon freigesprochen werden, das psychologische Bild des großen Bischofs bis zur Unkenntlichkeit entstellt zu haben, — und doch ist es eigentlich gar nicht so schwer, einen so offenen und geraden Charakter wie Ketteler in seinem Sinnen und Trachten nachzuempfinden und zu begreifen.

Der Grundfehler, der bisher zu allen abträglichen Beurtheilungen von Ketteler's Charakter Anlaß gegeben hat, dürfte wohl der sein, daß man den ganz unwissenschaftlichen Weg eingeschlagen hat, irgend einen willkürlichen Maßstab anzunehmen und mit diesem dann Ketteler's Wirksamkeit zu messen. Auf diese Weise wird man aber überhaupt keiner einzigen historischen Persönlichkeit gerecht werden; und gerade solche Beurtheiler würden sich am allerersten sträuben, wenn man ihnen gegenüber das gleiche Verfahren zur Anwendung brächte. Wenn ein Choleriker — um die alten, aber noch populären Charakterkategorien hier der Anschaulichkeit wegen beizubehalten — einen Melancholiker nach seinem eigenen Empfinden beurtheilt, kann das Ergebnis nur ein unfreundliches sein, und das Gleiche wird eintreten, wenn ein Sanguiniker und ein Phlegmatiker von ihren eigenen subjectiven Voraussetzungen aus einander prüfen.

Ganz und gar unwissenschaftlich ist es ferner, jemandem zuzumuthen, er solle nicht bis zu einem gewissen Grade ein Kind seiner Zeit sein; jeder Mensch steht doch bewußt oder unbewußt unter der Herrschaft seiner Erziehung und des Einflusses seiner Umgebung und verhält sich diesen Factoren gegenüber je nach seinem Charakter mehr oder weniger zustimmend oder ablehnend.

Wenn jemand der Sprössling eines alten westphälischen Adelsgeschlechtes ist, einen Juristen und Verwaltungsbeamten zum Vater hat und selbst Jurist und Verwaltungsbeamter war, so wird niemand sich wundern, daß der Betreffende bei der Führung irgend eines Amtes unbewußt jene Eigenthümlichkeiten zum Ausdruck bringt, die den Aristokraten und den Juristen charakterisieren. So war es bei Ketteler, und es ist nicht einzusehen, wie es hätte anders sein mögen. Und wenn jemand vier Jahre in einem Erziehungsinstitut der Jesuiten zugebracht hat, so wird es leicht erklärlich sein, wenn dieser Bögling auch später noch eine ausgesprochene Anhänglichkeit an den Orden kundgibt, wie dies Ketteler thut, so wie auch anderseits begreiflich ist, daß gerade ein Mitglied der Gesellschaft Jesu es auf sich nahm, eine ausführliche Biographie des Bischofs zu schreiben, der in Wort und Schrift so warm für die Sache des Ordens eingetreten ist. *)

Ketteler hat zuerst Jus studiert und war dann einige Zeit untergeordneter Verwaltungsbeamter. Damit ist seine Geistesrichtung im allgemeinen zur Genüge gekennzeichnet. Wenn nun dieser junge Mann sich zum Priesterstande hingezogen fühlt, so bringt er an das Theologie-Studium bereits eine Reihe von Voraussetzungen mit, die es höchst unwahrscheinlich machen, er

*) Otto Pfülf S. J., Bischof von Ketteler. Drei Bände. Mainz, Franz Kirchheim, 1899.

werde sich jetzt auf einmal die theologische Wissenschaft zu seinem Lebensberuf erwählen. Man kann ja ein tüchtiger und frommer Priester und auch Bischof sein, ohne deshalb die theologische Wissenschaft durch Detailuntersuchungen gefördert zu haben. Und wer nicht selbst wissenschaftlich thätig gewesen ist, hat auch in der Regel nicht die Begeisterung für rein wissenschaftliches Streben, wie sie allen jenen eigen ist, die mitten im wissenschaftlichen Leben stehen und an demselben theilnehmend und selbstschaffend ihre Lebensfreude finden. Wenn also nicht einmal Döllinger's Einfluß — Ketteler hat ja in München und bei Döllinger Theologie studiert — hinreichte, aus dem jungen Juristen und Theologen einen Gelehrten zu machen, so brachte jedenfalls der weite Blick, den das theologische Studium für alle Erscheinungen des kirchlichen Lebens der Vergangenheit und Zukunft eröffnet, reichhaltigen Nutzen. Denn derselbe Mann, der auf dem vaticanischen Concil sich mit manchen seiner deutschen Amtsbrüder an theologischer Gelehrsamkeit nicht messen konnte, hat sie alle auf einem anderen Gebiete übertroffen, das zwar nicht in die theoretische, aber in die praktische Theologie einschlägt: auf dem Felde der socialen Frage, wo er bahnbrechend geworden ist.

Wäre Ketteler ein Mann der Wissenschaft gewesen, dann hätte er das Problem, auf dessen Bedeutung er nur kraft seines Amtes als Bischof und auf Grund von fremden Arbeiten hinweisen konnte, selbständig anzufassen versucht; er hätte dann die Geschichte der Beziehungen der Christusreligion zur Gesellschaftsordnung durch alle Jahrhunderte verfolgt, hätte die einzelnen Probleme schon im Urchristenthum, in der vorconstantinischen Kirche, in den Schriften der Väter, bei den bedeutenderen Scholastikern des Mittelalters, in der großen Litteratur aller Kulturvölker seit der Erfindung der Buchdruckerkunst längst angedeutet gefunden, und diese mannigfache Beziehung der socialen Fragen zur Dogmatik und Ethik, ja zur Exegese und Kirchenrecht hätte wohl ein Werk geboren, das für jeden späteren Socialpolitiker eine Fundgrube geworden wäre von unberechenbarem Einfluß und dauerndem Wert. So aber hat die Nachwelt von Ketteler, dem Schriftsteller, nur ein paar längst überholte Broschüren und Predigten überkommen, und was von seiner kräftigen Persönlichkeit übrig geblieben ist, das ist eigentlich nur der gewaltige Impuls, den er der Mitwelt gegeben hat und der sich auf die Nachwelt mächtig fortpflanzt.

Aber wir machen ja auch Columbus keinen Vorwurf daraus, daß er nicht gleich auf der ersten Weltfahrt das Festland Amerikas entdeckt hat; denn die Hauptsache war doch, einmal zu zeigen, daß der Weg nach Westindien keine Chimäre sei; und so sehr wir die weiteren Fahrten und

Forschungen der Bizarro's und Cortez' und wie sie alle heißen mögen, begrüßen, ebensowenig wird das Verdienst der Entdeckung einer neuen Welt dem kühnen Genuesen streitig gemacht.

So muß auch zugegeben werden, daß es über Ketteler hinaus noch überreiche Arbeit in Theorie und Praxis der Gesellschaftsordnung gibt; aber er ist und bleibt doch der erste katholische deutsche Bischof, der mit weiser Hand das Columbus-Ei der Socialreform auf die Spitze stellte — und siehe, es stand sofort und steht noch!

II.

Bei einer wesentlich impulsiven, schöpferischen Natur zeigen sich die Spuren dessen, was ihr später eine weltgeschichtliche Bedeutung erwirbt, in der Regel schon in Jünglingsjahren; die weitere Entwicklung dient dann mehr dazu, die dem frühreifen Aufbrausen stets anhaftenden Schlacken in langsamem Werdegange abzuschütteln und die ursprüngliche Idee den tatsächlichen Verhältnissen, für deren richtige Würdigung dem feurigen Jüngling natürlich die nöthige Erfahrung fehlt, anzupassen und so, wenn die Umstände es günstig fügen, wirklich Dauerndes zu schaffen. Bei einer so receptiven Natur wie Ketteler dagegen braucht man keine frühzeitigen Ansätze seiner socialpolitischen Thätigkeit zu suchen; die Grundlagen waren freilich, wie bei jedem katholischen Priester, in dem theologischen Hochschulunterricht gegeben, allein es bedurfte mächtig einwirkender äußerer Anlässe, um die Beziehung zu den neuen Richtungen in der erst erstehenden modernen Gesellschaftswissenschaft herzustellen.

Ketteler (geboren 1811) war bereits siebenunddreißig Jahre alt geworden und hatte schon längere Zeit als Landpfarrer in Hopsten gewirkt, als er, damals in seiner Eigenschaft als Mitglied der Reichsversammlung zu Frankfurt weilend, in der dort abgehaltenen „Ersten Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands“ im Anschluß an eine vorhergehende Rede des Vorsitzenden Hofraths Buss die gewichtigen Worte sprach:

„Ihr Vorsitzender hat nachgewiesen, wie die religiösen Vereine ihre Aufgabe lösen sollen. Eine Aufgabe für die nächste Zukunft rege ich in Ihrem Herzen nochmals an, die Aufgabe der Religion bezüglich der socialen Verhältnisse. Die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen, bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist, das ist die sociale Frage. Ich kann es mit aller Wahrheit aussprechen: die Schwierigkeit, die Größe, die Dringlichkeit dieser Aufgabe erfüllt mich mit der größten Freude. Nicht die Noth freut mich, die ich in Wahrheit im tiefsten Herzen mitfühle, nicht das Elend meiner Brüder, nein, sondern daß es jetzt sich zeigen wird und zeigen muß, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trage.

Es wird sich zeigen, daß der katholischen Kirche die endliche Lösung der socialen Frage vorbehalten ist; denn der Staat, mag er Bestimmungen treffen, welche er will, hat dazu nicht die Kraft. Einen ähnlichen Gedanken hat ein würdiger protestantischer Geistlicher in der Paulskirche ausgesprochen. Der Kampf zwischen protestantischem und katholischem Glauben auf dem Gebiete des Dogmas werde fortan ruhen, dagegen der Kampf entstehen auf dem Gebiete der socialen Frage . . .“ *)

In diesen Worten spiegelt sich deutlich der Gesichtswinkel, unter welchem später auch dem Bischof die sociale Frage erschien. Das wild gährende Leben des Revolutionsjahres 1848 hat auf Ketteler nachhaltigen Eindruck gemacht, und die Betheiligung am Frankfurter Parlament konnte den aus seiner idyllischen Ruhe aufgeschreckten Landpfarrer nur in der Anschauung bestärken, daß eine neue Zeit angebrochen sei. Wenn ein so hervorragender Führer der Katholiken wie Buis so energisch die Bedeutung der socialen Frage betont und wenn auf protestantischer Seite gerade auf diesem Gebiete ein Wettkampf zwischen Katholicismus und Protestantismus angekündigt wird, muß doch wohl eine Feuernatur wie Ketteler der inneren Begeisterung Raum geben. Er blieb aber nicht bei Worten stehen, sondern ließ ihnen auch alsbald die That folgen.

Ein anderer hätte sich jetzt vielleicht in eine große Bibliothek gesetzt, um sich in die einschlägige Litteratur einzuarbeiten; das war aber nicht Ketteler's Weise. Als katholischer Priester glaubte er sich gerüstet genug, um sofort (November und December 1848) im Dom zu Mainz eine Reihe von Predigten zu halten, welche das alles behandelten, was sich Ketteler damals unter dem Begriff „socialer Frage“ dachte, nämlich die Themata: Die sociale Frage, die wichtigste Frage der Gegenwart, Lehre vom Eigenthumsrecht, von der Freiheit und von der Bestimmung des Menschen, Ehe und Familie, Autorität der katholischen Kirche.

Ketteler ließ diese Predigten auch drucken, und so erschien sein erstes selbständiges Schriftchen unter dem Titel: „Die großen socialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten, gehalten im hohen Dom zu Mainz von Wilhelm von Ketteler, Pfarrer von Hopsten, Mitglied des deutschen Reichstages. Das Honorar zum Besten des wohlthätigen Vereines vom heiligen Vincenz von Paul zu Mainz“.

Natürlich wurde das Thema von der socialen Frage in den Predigten Ketteler's forthin oft berührt; allein eine sociale Thätigkeit im größeren Maßstabe konnte er weder als Pfarrer in Hopsten noch als Probst von

*) Bei Büßf, a. a. O., I, 164.

St. Hedwig in Berlin entwickeln, sondern sie war ihm erst gegönnt als Bischof von Mainz (1850 bis 1877).

Jetzt fand er die hochwillkommene Gelegenheit, hier Anstalten für verwahrloste Kinder, dort Krankenhäuser und ein Rettungshaus der Frauen vom guten Hirten ins Leben zu rufen; wohlthätige Vereine zu fördern oder neu zu organisieren u. dergl. Den Gesellenvereinen schenkte er seine ganz besondere Aufmerksamkeit, und es existiert noch der Entwurf eines dem deutschen Episcopat vorzulegenden Planes, wonach in jeder größeren katholischen Stadt Deutschlands ein Gesellenhaus mit eigenem Seelsorger zu gründen sei, an das die Pfarrer ihre den Wohnort wechselnden Handwerksburschen zu weisen hätten. *)

Selbstverständlich dehnte er sein Wirken auch auf die socialen und religiösen Verhältnisse des Bauernstandes aus.

Auf der XV. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, die vom 21. bis 24. September 1863 zu Frankfurt tagte und bei der sein Bruder Wilberich präsiidierte, spielte er eine hervorragende Rolle, und hier nahm das katholische Deutschland zum erstenmale zu der socialen Frage in ihrer Gesamtheit Stellung, so daß diese Generalversammlung wie keine frühere den Stempel des Socialen trug. Die hervorragendsten katholischen Socialpolitiker jener Zeit traten als Redner auf: der jetzige Cardinal und Fürsterzbischof von Wien Dr. Gruscha für den Gesellenverein, Schorlemer-Mst für die verwahrlosten Kinder, Rosen für die Arbeiterfrage, Schüren für die Handwerkerfrage, Kapuzinerpater Theodosius für das Fabrikwesen. Allein es mußten sehr viele Unklarheiten zutage getreten sein, so daß man zur Einsicht gelangte, es bedürfe noch sehr eingehender Studien: daher wurde der Antrag des Mainzer Domcapitulars Heinrich als Resolution angenommen: „Die katholische Generalversammlung . . . empfiehlt den Katholiken dringend, sich mit dem Studium der großen socialen Zeitfrage zu beschäftigen . . .“

Einen Widerhall fand diese Resolution sofort auf der in München unmittelbar darnach tagenden Theologenversammlung (eröffnet 28. September 1863) in dem Döllinger einen Antrag auf „eingehendere Beschäftigung des Clerus mit der socialen Frage“ stellte.

Ketteler war der erste, der es mit diesem Studium sofort Ernst nahm.

Im Jänner 1864 setzte er sich durch einen anonymen Brief mit Lassalle in Verbindung, der damals in außerkirchlichen Kreisen wohl die erste Autorität auf socialem Gebiete war. Lassalle ließ sich zwar unter Ver-

*) Pfäff, a. a. O., II., 175 ff.

weiß auf die Anonymität der Zusage nicht in Details ein, machte aber den Bischof auf einige seiner Schriften aufmerksam, in denen derselbe eine correctere Darstellung der Lassalle'schen Theorien finden könne, als sie in dem anonymen Brief, der sich nur auf Zeitungsartikel stützte, gegeben sei. Man ersieht aus Lassalle's Antwort, daß Ketteler offenbar bisher nicht einmal die bedeutendsten Schriften aus gegnerischem Lager eingesehen hatte, trotzdem er sich seit 1848 und schon früher mit den einschlägigen Problemen beschäftigt hatte; er war eben ein Mann der That und glaubte, daß Erfahrung und Beobachtung das meiste thue.*)

Daß Ketteler jetzt anfieng, Lassalle's Originalschriften eingehend zu studieren, steht außer Zweifel; es wäre eine wichtige und dankbare Untersuchung, festzustellen, was sich der katholische Bischof (in dem sofort zu besprechenden Buch und später) von dem berühmten Socialistenführer angeeignet hat, und wo er eigene Wege wandelt.**)

Da Lassalle sich auf eine anonyme Correspondenz nicht einließ und Ketteler seinen Namen nicht nennen mochte, so ließ letzterer — diesmal durch einen seiner Domcapitulare — an den durch socialpolitische Arbeiten bekannten Publicisten Victor Aimé Huber schreiben und erhielt auch eine sehr eingehende Antwort bezüglich der Arbeiterfrage. Schade, daß das umfangreiche Schreiben Huber's nicht vollständig vorliegt; es wäre sonst möglich, dessen Einfluß auf Ketteler festzustellen.***)

Jedenfalls gewinnen wir ein beiläufiges Bild davon, wie ernst Ketteler unter dem Eindruck der Frankfurter Generalversammlung von 1863 die theoretische Seite der socialen Frage zum Gegenstand seiner Beschäftigung machte. Als Frucht erschien schon im Frühjahr 1864 Ketteler's Hauptwerk: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum“.

Als Bischof interessiert ihn hier hauptsächlich die religiöse Seite der Sache: „Ich bin weit von der Anmaßung entfernt, diesen Gegenstand erschöpfen zu wollen; er ist überhaupt noch nicht spruchreif. Ich will vielmehr nur einen kleinen Beitrag dazu liefern und insbesondere eine Seite der Sache, nämlich ihr Verhältniß zum Christenthum, die bisher so wenig Berücksichtigung gefunden hat, mit allem Nachdruck hervorheben.“

Das Werk wirkte „bahnbrechend“, wie Windthorst in einem Vorwort zur vierten Auflage des Buches sechsundzwanzig Jahre später erklärte, indem er den längst verstorbenen Bischof als „von Allen verehrten Lehrer und Vorkämpfer katholisch-socialer Bestrebungen“ feierte: „Es ist und bleibt

*) Den Brief Ketteler's und Lassalle's Antwort s. bei Pfülf, II., 183 ff.

**) Bei Pfülf findet sich hierüber leider gar nichts.

***) Die Einleitung, datiert vom 29. Jänner 1864, steht bei Pfülf, II., 168

unser Ruhm, daß ein katholischer Kirchenfürst es war, welcher zuerst den Muth hatte, zu einer Zeit, da das Manchesterthum die ganze öffentliche Meinung beherrschte, . . . die Fahne der christlichen Socialreform aufzupflanzen.*)

Es war wirklich eine That. Infolge des Aufsehens, das die Schrift bei Freund und Feind erregte, begann man sich allmählich für die Sache selbst mehr und mehr zu interessieren. Die Publicistik griff lebhaft in die Discussion ein; es entstanden, dem neugewekten Bedürfnisse entsprechend, in Aachen die „Christlich-socialen Blätter“, redigiert von Schüren, der uns bereits auf der Frankfurter Katholikenversammlung an der Seite Cardinal Gruscha's als Redner begegnet ist, und von Caplan Schings; öfter hatten diese Blätter Anlaß, sich auf Ketteler als den „beredten bischöflichen Arbeiterfreund, unser Vorbild auf dem christlich-socialen Gebiete,“ zu berufen.**)

Durch sein Werk über die Arbeiterfrage war Ketteler mit einem Schlage eine maßgebende Persönlichkeit auf dem Gebiete der socialen Frage geworden. Seine Mitbrüder im Episcopat consultierten ihn, Katholiken und Protestanten des In- und Auslandes thaten desgleichen. Man war sich eigentlich erst bewußt geworden, daß die Lösung der socialen Frage ohne Preisgebung des Christenthums möglich sei. Und, was nicht zu unterschätzen ist, Ketteler's Begeisterung wie nicht minder sein herrliches Beispiel riß empfängliche Gemüther fort.

Wir haben bisher Ketteler von den ersten Anfängen seiner socialen Bemühungen in Frankfurt 1848 bis zum Höhepunkt seiner Entwicklung begleitet. Wir haben das Werden und Reifen jener That verfolgt, die ihm mehr noch als seine praktisch-social und innerkirchliche Wirksamkeit einen bedeutenden Platz in der Geschichte der Menschheit sichert.

Später nahmen die mit dem Vaticanum verbundenen Wirren und der Kulturkampf seine Kraft und seine Feder nach einer andern Seite dergestalt in Anspruch, daß die sociale Frage ein wenig zurücktrat; allein er hörte nie auf, sie aufmerksam zu verfolgen, und in seinen Papieren finden sich

*) Pfülf, II., 188.

**) Pfülf, II., 190. Es dürfte mit dem Erscheinen dieser Blätter der Ausdruck „christlich-social“ zum erstenmal als principielle Bezeichnung einer bestimmten Richtung — aber nicht in Verbindung mit einem bestimmten politischen Programm — in der Oeffentlichkeit als terminus technicus verwendet worden sein.

noch zahlreiche Entwürfe zu Abhandlungen und Broschüren über sociale Gegenstände.*)

Wenn aber Ketteler durch den Erfolg seines Buches über die Arbeiterfrage unsterblich geworden ist, dann müssen wir anerkennen, daß gerade damit sein Charakter sich dem unbefangenen Beurtheiler im günstigsten Lichte darbietet. Mögen nur alle, die sich berufen glauben, an der Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten, Ketteler's Mannesmuth mit Ketteler's Frömmigkeit und Ketteler's Wahrheitsliebe mit Ketteler's Selbstlosigkeit und aufopfernder Nächstenliebe vereinen! Dann wird die sociale Frage rascher gelöst werden, als es bisher den Anschein hat.

*) H. a. D., III, 288 ff.



In der Academia dell arte zu Venedig.

Von Philipp Wittkop.

Hier atmet hohe, feierliche Ruh',
Breit liegt die Sonne in den stolzen Sälen.
Nur dann und wann ruft dir von den Canälen
Weich und verschlafen eine Welle zu.

Ich-schreite zögernd durch die stolze Pracht.
Doch faß' ich's kaum, verwirrt und scheu verwundert,
Und staune, was Jahrhundert auf Jahrhundert
An Glanz und Liebreiz hier herbeigebracht.

Ein unermessner, bunter Segen quillt
Von allen Wänden strahlend auf mich nieder.
Und alles trifft sich doch in einem wieder:
Madonnenbild hängt an Madonnenbild.

In ihm eint sich die Sehnsucht aller Zeit
Harmonisch hier zur feierlichen Einheit,
Zum Hohenlied der Schönheit und der Reinheit,
Das triumphiert ob Staub und Niedrigkeit!



Wiener Kunstleben (Jänner bis Mai 1902).

Von Joseph Reutirh.

Der erste Schritt ins neue Jahrhundert hatte manch hoffnungsfrohen Ausblick in die Kunstbewegung der allernächsten Zukunft eröffnet; bereits der zweite löst manche Erwartung erfreulich ein und bringt eine ungewöhnlich große Fülle der mannigfachen Anregungen, deren Aufnahme an die Verarbeitungsfähigkeit des Publicums bereits ganz außerordentlich hohe Anforderungen stellt. Neue Unternehmer und Gedanken gliedern sich dem ohnehin schon weitgezogenen Kreise des Wiener Kunstlebens erfolgreich an und führen sich mit viel Geschmack und Geschick auf dem so kunstfreundlichen Boden Wiens recht glücklich ein.

An ihrer Spitze steht der Künstlerbund „Hagen“ mit seinen drei Ausstellungen, die im allgemeinen einen günstigen Eindruck machten. Der Architekt Joseph Urban hat ein Drittel der Markthalle in der Zedlitzgasse ansprechend für ein annehmbar beleuchtetes Ausstellungsgebäude zu adaptieren verstanden, dem ein Zug heiterer Festlichkeit eigen ist. In dem Fagadenrelief führt Wilhelm Hensda die machtvolle Gestalt der Pallas Athene als Beschützerin der Künste vor, deren Segnungen das vor ihr harrende Volk erwartet. Zeichnung und Farbengebung des aus farbigen Kunststeinen hergestellten Werkes haben etwas Plakatartiges an sich, das an der die Aufmerksamkeit fesselnden Stirnseite eigentlich nicht unangenehm wirkt und realistischer Redlichkeit selbst das Wort läßt. Für die bei aller Bescheidenheit anheimelnde Raumgestaltung, deren Decoration Raimund Germela und Rudolf Konopa übertragen war, ist man bei der Secession in die Schule gegangen und hat sich die Möglichkeit wechselnder Einteilung nach den jeweiligen Ausstellungsbedürfnissen gesichert. Es war nur ganz sachgemäß, daß gerade die erste Ausstellung des Hagenbundes den Schwerpunkt darauf legte, über die Richtung und Leistungsfähigkeit seiner Mitglieder selbst zu orientieren, sie mußte eigentlich nach den Verhältnissen unserer Tage, die ein klares Farbekennen fordern, einen programmatischen Charakter erhalten und dem Publicum die Augen öffnen darüber, was der Hagenbund will und anstrebt. Er ist keine zweite Secession, aber nicht frei von einem secessionistischen Einschlage, der in keine Übertreibungen verfällt, aber offenen Blick für die Bethätigung des Rechtes auf das Suchen nach neuen Formen und Ausdrucksmitteln befundet. Sicherem Schrittes schüttelt man den erstickenden Staub veralteter Auffassung beim rüstigen Vorwärtstreben von den Füßen, wo es noththut, ohne sich in himmelsstürmende Experimente der Geschmacklosigkeit zu verlieren, und meidet mit viel Takt die nicht immer geschmackvoll markierte Pose selbstgefälligen Vorkämpferthums. Diese vornehme Zurückhaltung steht dem Hagenbunde gut an und hat ihm rasch manchen Freund erworben. Die Eröffnungsausstellung des Bundes vereinigte eine ansehnliche Anzahl

guter Arbeiten, in denen ausnahmslos ein sehr ernstes Streben nach innerer Sammlung und Ausreifung, ein Festhalten an anerkannt Gutem und ein zielbewusstes Ringen nach Neuem einsetzen. — Der Mehrzahl der Theilnehmer der Eröffnungsausstellung begegnete man in der anfangs März eröffneten zweiten Ausstellung wieder, bei welcher der Schwerpunkt auf Zeichnungen, Radierungen, Illustrationen und Werken der Kleinkunst lag. Der Gipsabguß des für Linz bestimmten Stifter-Denkmales von Rathausky, eine brave, aber etwas trodene und spießbürgerliche Schöpfung, bildete in diesem Rahmen eine Ausnahme; das Wesen des Meisters sinnigster Naturschilderung ist in diesem Werke fast nur nebenbei gestreift, aber auch nicht annähernd erschöpft. Fast ein Viertel aller Ausstellungsobjecte hatten der in Dresden lebende Karl Mediz und seine Frau Emilie Mediz-Belikan beige-steuert; ersterer erweist sich als ein ganz hervorragender Charakter-schilderer von schärfster Beobachtung, der das Individuelle mit sicherem Griff hervorzuholen versteht. Ein Zug architectonischer Strenge geht durch die Bildanlage von Frau Mediz-Belikan, der das landschaftliche Stilleben besonders zusagt. Den Zauber des deutschen Märchens suchten 12 vortrefflich ausgeführte Aquarelle zu erschließen, um deren figürliche Compositionen von Vefler's Hand der Geschmack Jos. Urban's elegante, sinngemäße Umrahmung zu schaffen verstand. Sie knüpfen den Stoff an den Gedanken des Monatswechsels in mitunter äußerst feinfühligster Weise an, so das im Glasfarge ruhende Schneewittchen an den die Natur in Grabesruhe hüllenden Januar, das durch den Prinzenfuß zum Leben wieder erwachende Dornröschen an den neues Leben in die Gotteswelt zaubernden März. Überaus reizend wird das „Marienkind“ behandelt. Es mag sein, daß ab und zu eine dem Wesen des Märchens nicht ganz entsprechende Verfeinerung einer über das Volksthümliche etwas hinausrückenden Auffassung durchschlägt; aber im Ganzen befriedigt das Gebotene im hohen Grade. Das Project für die Ausschmückung einer Universitäts-Aula von Alexander Goltz, das in der Hauptdarstellung der Wissenschaft die vier Facultäten beige-sellt und ihnen Wahrheit und Phantasie zur Seite gibt, erscheint für seinen Zweck zu wenig großzügig und monumental; dagegen sind seine beiden Motive aus der Bretagne voll zarter Stimmung. In interessanter, obzwar durchaus nicht überall ansprechender Weise hat sich August Hoffmann von Westen-hof den Kampf des Minotaurus mit Theseus zurecht gelegt, bei welchem man die sich angstvoll drängende Mädchenschar nach ihrer Gewandbehandlung direct als eine fast ballettmäßige Zugabe nicht angenehm empfindet. Dagegen ist der prozig zum Angriff ansetzende Stier-mensch und sein in gesammelter Kraft ihm unerschrocken entgegentretender Gegner sehr wirkungsvoll ins Mittel gestellt. — Mit der am 21. April eröffneten Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ stellte sich der Hagenbund recht glücklich auf den Boden einer von viel Beifall begleiteten Gegenwartsbewegung. Die Unterrichts-verwaltung hatte sich von allem Anfange an des Gedankens, die von dem deutschen Buchgewerbevereine in Leipzig zusammengestellte Wanderausstellung, welche in Leipzig, Dresden, München, Nürnberg und Stuttgart so großen Anklang gefunden hatte, auch dem Wiener Publicum zugänglich zu machen, in freundlichster Förderung angenommen. Sehr treffend hob der Unterrichtsminister in der Eröffnungsansprache hervor, daß es eine der edelsten, von weiteren Bevölkerungskreisen unterstützungswerten Erziehungsaufgaben bleibe, „den Sinn des Kindes für das Schöne empfänglich zu machen, dadurch seine Phantasie zu bereichern und zu lenken, sein Gemüth zu beleben und zu veredeln und, indem für diesen Zweck geeignete Veranstaltungen in

Haus und Schule für die Kinder der Reichen und Armen ins Wert gesetzt werden, die große Masse des Volkes zu befähigen, an dem herrlichsten Schätze unserer Kultur, den uns die Kunst gegeben, genießend theilzunehmen.“ Um für eine solche Anregung eine möglichst breite Grundlage zu schaffen, der die Härte des Zwanges fernbleiben soll, werden Pädagogik und Kunst mit viel Überlegung und Zurückhaltung vorgehen müssen: denn das schüchtern sprossende Pflänzlein des allgemeineren Kunstinteresses, das die Kunst nicht als eine gern hervorgekehrte Nebensache des Luxus, sondern als menschenveredelnde Ergänzung des Lebens erfassen lehrt, verträgt nicht eine Treibhausentwicklung gewagter Experimente, sondern fordert rücksichtsvollste Pflege der Phantasie, des Gemüthes und Herzens. Schulmeisterliche Engherzigkeit wird dabei nicht auf ihre Kosten kommen, für diese Aufgabe thut weiter Blick doppelt noth. Ihn zeigten die Veranstalter der Ausstellung, Unterrichtsverwaltung, deutscher Buchgewerbeverein und Hagenbund, bei der reizvollen Form der Darbietung in hohem Grade. Ja, daß die Phantasie des Kindes so sehr beschäftigenden Spiele erhöhte Beachtung geschenkt wurde, hat den Ausstellungsrahmen mit Glück weitergezogen. Die beiden Kinderzimmer, welche Karl Hans Jaraß nach Entwürfen des Architekten Urban ausführte, sind mit all ihrem lieben Land der verschiedensten Spielzeugkategorien und mit den von Hagmann glücklich charakterisierten Thierbildern der Wände recht nett und enthalten in ihrer Ausstattung, ob man nun Puppen, Krippe, Jagd oder Bauerndorf ins Auge faßt, eine schier unabsehbare Fülle des Kinder-genusses. Sie lassen sich aber höchstens als interessante, auch entbehrbare Beigaben betrachten, denen allgemeine Bedeutung nur in einem recht beschränkten Grade zukommt, weil nicht viele die Mittel haben werden, sich solche Zimmer anzuschaffen. Was jedoch auf die Weckung der Kunstanschauung und Kunstfreude in der Kinder-menge, auf die Schaffung einer ertragreicheren und fruchtbareren Grundlage für die künstlerische Kultur des ganzen Volkes abzielt, muß mehr mit dem für breitere Bevölkerungsschichten Erreichbaren rechnen und nicht in erster Linie an den Besitz eines reich gefüllten Beutels gebunden erscheinen. Für die Kunstankegung des Kindes in weiten Kreisen wird das auch bescheidenen Mitteln wirklich Erreichbare sich an erster Stelle behaupten. Von großem Interesse war die Gruppe historischen Spielzeuges. Der stellenweise nach alten Lebzelterformen hergestellte Wandschmuck knüpfte glücklich in der Raumausstattung an Märcheneinzelheiten an, die immer wieder das Kinderherz ganz erfüllen. Im allgemeinen traten die Hauptzwecke der Ausstellung scharf hervor: Herstellung des künstlerischen Wandschmudes für das Schulzimmer und die Kinderstube, um frühe Genusssfähigkeit und Freude an der Kunst in den jungen Herzen zu wecken; eine mehr künstlerische Ausstattung des modernen Bilderbuches, in der ja die Gerlach'sche Jugendbücherei bereits ganz Hervorragendes leistet; Umgestaltung des Zeichenunterrichtes, der mehr an die Natur und die Anschauungswelt des Kindes anknüpfen soll. Dr. Volkmann aus Leipzig suchte durch einen Vortrag im österreichischen Museum die Gesichtspunkte zu beleuchten, welche für die Zusammenstellung des dem Leipziger Buchgewerbevereines gehörigen Ausstellungsgrundstückes maßgebend waren. Damit kann man sich einverstanden erklären, daß es sich nicht um Aufbüdung eines neuen Unterrichtsgegenstandes handle, sondern daß man das Kind in eine Umgebung bringe, in der es die Dinge von selbst künstlerisch sehen lernt. Auch Director Julius Leisching vom mährischen Gewerbe-museum in Brünn, der sich für die ganze Frage sehr lebhaft interessiert, unterstützte das Ausstellungsunternehmen mit einem Vortrage.

Eine andere Ausstellung der „Kunst im Leben des Kindes“ wurde in der Ottakringer Bürgerschule veranstaltet. Hier hat der Zeichenlehrer Joseph Blachfelner den Versuch gemacht, mit der alten Methode des Zeichenunterrichtes nach direct gezeichneten Vorlagen, speciell nach geometrischen Figuren zu brechen und die Kinder unmittelbar nach der Natur, nach Blättern — auch in getrocknetem Zustande — und Blüten, nach verschiedenen anderen Gegenständen zeichnen zu lassen. Die Ausstellung dieser Schülerarbeiten überzeugt ganz augenfällig von dem Ersprießlichen dieses Vorganges, den nur umsichtigste Anleitung und sorgfältigste Lehrmittelauswahl so ungemein ertragfähig machten. Es ist in hohem Grade erfreulich zu sehen, welche Sicherheit der Auffassung und welche Gewandtheit der Reproduction die Kinder binnen einer verhältnismäßig kurzen Zeit erreichten. Hier handelt es sich thatsächlich um allgemein gangbare Pfade der Kunst im Leben des Kindes. Jedenfalls verdient das von Blachfelner Erreichte für die Lösung der Frage einer Reform des Zeichenunterrichtes volle Beachtung der maßgebenden Kreise.

Durch längere Zeit begegnete man in den Tagesblättern der Rubrik „Wiener Kunstwanderungen“. Dieselben galten der Besichtigung der Kunstschätze der Wiener Paläste und Privatsammlungen und vermittelten außerdem Zutritt und Einblick in die Ateliers Wiener Künstler, deren Schaffensstätte kennen zu lernen für Viele keinen geringeren Reiz hat als das Schwelgen in Kunstschöpfungen der Vergangenheit und der Geschmack der Wohnraumausstattung der Gegenwart. Die Zuwendung des Kartenerlöses für wohlthätige Zwecke machte die Befriedigung des Kunstbedürfnisses der über die erforderliche Zeit verfügenden Kreise zugleich der Humanitätsförderung dienstbar. Vielleicht hat gerade die Rücksicht darauf in einzelnen Fällen die gewiß nicht ungerechtfertigten Bedenken zurückgedrängt, einer großen Besuchermenge die Pforten des kunstgeschmückten Heims zu öffnen. Welche Fülle der Schätze in Wiener Palästen, Privatsammlungen und Ateliers enthalten, zeigte die Reichhaltigkeit des Programmes für die vom 15. Februar bis 15. April reichenden Wanderungen, welche mit dem Palais Schönborn begannen. Außer demselben waren die k. k. Hofburg, das Finanzministerium (Stadtpalast des Prinzen Eugen), die Palais Landoronski, Kinsky, Auersperg, Hoyos-Amerling, Bourgoing, Schönburg, Paul v. Schöller, Mautner-Marxhof, Pallavicini, Liechtenstein; die Interieurs bei Herrn v. Schenk, bei Frau Mankiewicz, Dr. August Heymann, die Galerien Czernin, Alfred Strasser, Ludwig Lobmayr; die Ateliers Ries, Kundmann, Zumbusch, Probst, Vaszlo, Angeli, Schmid, Lautenhayn, Rauffungen, Tina Blau, Seib, Marshall, Horowitz, Charlemont, Kasparides, Fröschl, Waschmann u. a. zugänglich. Im Palais des Unterrichtsministeriums konnte man die Erwerbungen für die moderne Galerie besichtigen, unter welchen Rud. v. Alt am stärksten vertreten ist. Mit großem Danke begrüßten es die Kunstwanderer, daß ihnen die Liebenswürdigkeit der Frau Baronin Ferstel es ermöglichte, den in Wiens Baugeschichte eine so große Rolle spielenden Architekten auch als Sammler kennen zu lernen, dessen Kunstsinnbethätigung bestimmte Rückschlüsse auf die persönlichen Anschauungen des Meisters vermittelt. Bei dem Fabrikanten G. Taussig überraschte außer der Farbenpracht der Engelhardt'schen Wandgemälde namentlich die geschmackvolle Gediegenheit modernen Mobiliars. Von ganz besonderem Interesse war das mit außerlesenen Schätzen und einem wohl nur selten wiederbegegnenden Kunstverständnisse geschmückte Palais Landoronski, bei dessen Besichtigung die Besucherzahl so groß war, daß das Comité für einige Zeit die Thore sperren lassen mußte. Hier ist alles auf den persönlichen Geschmack des Be-

ners, der die alte Kunst ebenso hoch schätzt, als er die Gegenwartsbestrebungen werthtätig fördert, in der feinfühligsten Weise gestimmt und bildet wirklich eine Sehenswürdigkeit Wiens. Es würde viel zu weit führen und eigentlich einen Sonderartikel beanspruchen, wollte man, selbst nur im Fluge, des Allerwichtigsten gedenken, was die Aufmerksamkeit der Kunstwanderer Wiens an jeder einzelnen Stätte ganz besonders erregte. Altberühmte Stücke, oft an glänzende Meisternamen anknüpfend, und manche Schöpfungen der Moderne wurden bei dieser Gelegenheit Ausgangspunkte einer über den näheren Bekanntenkreis der Besitzer hinausgreifenden Kunstfreude. Man darf die damit gegebene Anregung nicht unter-, aber auch nicht überschätzen. Denn im Verhältniß zur Gesamtbevölkerung Wiens war die Anzahl der Theilnehmer an den Kunstwanderungen durchaus nicht zu groß, weil gar Mancher, der sich sonst sehr gerne angeschlossen hätte, nicht über die freie Zeit für das so umfangreiche Programm verfügte. Wer übrigens einzelne Objecte näher und mit Genuß besichtigen will, wird nach wie vor an die liebenswürdige Sondererlaubnis der Besitzer appellieren, die ja meist sonst gern erteilt wird. Im Zusammenhange mit den Kunstwanderungen war es nicht unwillkommen, daß der im Wiener Kunstbesitz so vortrefflich orientirte Kunstforscher Dr. Theodor v. Frimmel in mehreren Heuiletons über die Galerie Czernin, über die Galerie Schönborn-Buchheim, die Sammlung Ferstel, andere „verborgene Kunstwerke in Wien“ und über die allerdings nach Amerika gewanderte Gemäldesammlung Preyer sehr sachgemäße Ausführungen brachte. Das Comité, welches dem wohlthätigen Zwecke ein Reinerträgniß von 26.356 Kronen zuwenden konnte, plant für den nächsten Winter eine Wiederholung der Kunstwanderungen mit gleicher Absicht der Ertragsverwendung.

Durch einen Bezeichnungsanflug fühlt man sich vielleicht gedrängt, den Kunstwanderungen unter den auf Wiener Boden neuen Erscheinungen das im Saale X des österreichischen Museums seit 24. April ausgestellte Wandermuseum des Ministeriums für Cultus und Unterricht anzureihen. Dasselbe soll in erster Linie den nicht über öffentliche Kunstwanderungen verfügenden Provinzstädten die Anregung zu künstlerischem Genießen und Verständnis vermitteln. Das ausgestellte Material umfaßt meist vorzügliche einfarbige Reproduktionen von Kunstwerken der Plastik und Malerei des 19. Jahrhunderts und legt das Hauptgewicht auf die Einführung in die Bestrebungen der Gegenwartskunst. Es hat ja gewiß viel für sich, gerade über diese weitere Kreise aufzuklären, denen der regelmäßige Besuch von Ausstellungen und Sammlungen nicht möglich ist. Das Bedürfnis nach einer sachmännischen Orientierung läßt sich nicht bestreiten. Ihre Vertiefung ist geplant durch die Veranstaltung von Vorträgen, welche an den für die Ausstellung gewählten Orten bei der Ausstellungseröffnung oder während der Ausstellungsdauer abgehalten und durch die Vorführung von Skioptikonbildern belebt werden sollen; letztere bietet die Möglichkeit, geschichtlich wichtige Entwicklungsmomente durch die Anschauung klar zu machen. Diese einleitenden Vorträge waren dem Custos des österr. Museums Dr. Moriz Dreger übertragen, der am 22., 24. und 26. April mit sehr sachgemäßen Erläuterungen die neue Unternehmung einführte. Sie hat für die mit Kunstsammlungen gezeugnete Residenz weniger Bedeutung als für die kleine Provinzstadt, deren Bewohnern sie die Augen öffnen helfen will für das Erhebende der Kunst. In dieser Hinsicht kann sie mit der Zeit hoffentlich manchen Nutzen stiften und zur Veredelung des allgemeinen Kunstverständnisses wesentlich beitragen.

Endlich sei unter den neuen Erscheinungen für die Hebung der Kunstpflege, die gleichfalls über den Wiener Boden hinaus fruchtbar zu werden versprechen, das Ergebnis der auf Anregung der Leo-Gesellschaft erfolgten Preisconcurrenten verzeichnet, von welchen jene für eine einfache Pfarrkirche und für ein Reliquiar zur Aufbewahrung eines Craniums durch das Ministerium für Cultus und Unterricht, die für ein heiliges Grab und den Hochaltar einer Domkirche durch die Leo-Gesellschaft selbst eingeleitet und erledigt wurden. Am lebhaftesten war der Wettbewerb für eine einfache Pfarrkirche, für welchen nicht weniger als 44 Projecte eingereicht wurden. Die rege Betheiligung ließ in sehr erfreulicher Weise erkennen, daß es nur einer von maßgebenden Stellen ausgehenden Anregung bedarf, um die Architekten unserer Tage für die Lösung der Aufgaben kirchlicher Baukunst wirklich zu interessieren. Principielle Bedenken machten sich gegen irgend eine Formengebung als solche nicht geltend. Für die Zuerkennung der Preise, die zu je 1000 Kronen Leopold Bauer, Wunibald Deininger und J. Zásche zufielen, gab, abgesehen von der Berücksichtigung liturgischer Erfordernisse, der künstlerische Wert der Entwürfe den Ausschlag. Die in den sogenannten historischen Stilen gehaltenen Projecte boten nicht viel Berücksichtigungswertes und waren gegenüber den Anhängern der Moderne oder den der letzteren sich bald mehr, bald minder ausgesprochen nähernden Projectanten in der Minderzahl. Diese Thatsache gibt für die Möglichkeit dauernder Behauptung der traditionellen Stilformen ernstlich zu denken und ist nicht zu unterschätzen. Die Kühnheit der Moderne hat sich mit unbestreitbarem Erfolge auch auf das Gebiet des Kirchenbaues gewagt und wird sich, wenn das heute noch oft anhaftende Absonderliche, Überladene und Mißverständene überwunden ist, vielleicht auf demselben zu behaupten wissen. Denn es steckt viel Ernst und zielberufstes Wollen, eine frisch pulsierende Lebenskraft in diesem Einsetzen, dem die historischen Stile mit einer ausgesprochenen Morosität, matten Greisenhaftigkeit und sehr trockenen Nüchternheit gegenüberstehen. Mag auch der Kirchenbau heute nicht mehr die führende Rolle wie in den Tagen der Gotik haben, so bleibt er doch noch das künstlerisch weithellste Problem der Baukunst. Für seine Lösung sich mit einer Anzahl neuer Gedanken eingesetzt zu haben und ernstlich in Betracht gekommen zu sein, bezeichnet für die Moderne ein Vordringen auf bisher verschlossenes Gebiet. Es wird von ihrem Takte abhängen, ob sie sich auf demselben behaupten und erhöhte Geltung zu erringen vermag, da hier das Zurückdrängen der Tradition schwerer als anderswo ist. In der Reliquiarconcurrentz, für welche nur sieben Entwürfe eingereicht waren, wurde der erste Preis von 500 Kronen dem Bildhauer Helešny zuerkannt und von der Zuerkennung des zweiten Preises abgesehen, obzwar einige Entwürfe beachtenswerte künstlerische Einzelheiten boten. Die von der Leo-Gesellschaft selbst erledigten Concurrenten für ein heiliges Grab und den Hochaltar einer Domkirche verliefen ergebnislos. Für ersteres waren von 9 Bewerbern 11 Projecte übergeben worden, deren verhältnismäßig bestes wegen wesentlicher liturgischer Bedenken betreffs der Ausgestaltung des Expositoriums einen Preis nicht erlangen konnte. Um aber ein billiges und würdiges heiliges Grab, das für den praktischen Gebrauch empfohlen werden könnte, in absehbarer Zeit zu erlangen, wurde dem Directorium der Leo-Gesellschaft empfohlen, bei gleichzeitiger Erhöhung der Preise, für welche bereits die Gesamtsumme von 2000 Kronen bewilligt erscheint, einen neuen beschränkten Wettbewerb einzuleiten. Von den zwei Hochaltarentwürfen errang keiner den Preis. Eine vom Ministerium in Aussicht genommene Publication wird über die vier Con-

currenzen und dabei auch über Vorzüge der nicht mit Preisen bedachten Entwürfe weitere Kreise orientieren. Die Ausstellung aller Entwürfe in der Akademie der bildenden Künste bot denselben ohnehin Gelegenheit, das Gesamtmaterial unmittelbar nebeneinander kennen zu lernen. Die zum Theil negativen Ergebnisse sind nicht minder lehrreich. Sie zeigen, daß die Bewältigung der gestellten Aufgaben den Künstlern unserer Zeit etwas seitab liegt und Schwierigkeiten macht, weil Aufträge dieser Art nicht alltäglich sind und Berücksichtigung von Gesichtspunkten fordern, mit welchen nur eine wirkliche Vertiefung in den kirchlichen Zweck sich erfolgreich abzufinden vermag. Daß für eine solche in unseren Tagen mit den in Rede stehenden Wettbewerbern die Vermittlungsbrücke geschlagen wurde und an ihnen sich das Interesse der Künstler für die Ausführung kirchlicher Arbeiten sich neubelebte, bleibt der unbestreitbare, in die Augen springende Erfolg der durch die Leo-Gesellschaft veranlaßten Action.

Unter den ständigen Veranstaltungen unseres Kunstlebens behaupteten nach der Stärke des Besuches und nach der Lebhaftigkeit der Discussion wieder die Ausstellungen der Vereinigung bildender Künstler Österreichs „Secession“ den ersten Platz. Jede derselben hatte ein besonderes Zugstück. Für die Februar- und Märzausstellung war es Böcklin's „Meeresidylle“, welche bekanntlich das Unterrichtsministerium für die moderne Galerie erwarb. Sie zählt zu jenen Meeresdarstellungen des Meisters, die in das feuchtplätschernde Tritonenleben und seine von Seehunden und anderem Meergethier belebte Umgebung führen. Die Raumausnützung für die Composition, die Bewegungsmotive, Wellenschlag und Wolkenzug zeigen die volle Reife der Ausführung. An Leuchtkraft der Farbe die bei der keineswegs sehr glücklichen Aufstellung nicht recht zur Geltung kam, steht das Werk hinter anderen Böcklin-Schöpfungen etwas zurück, wird aber ein guter Vertreter des Meisters auf Wiener Boden bleiben. Die Ausstellung war auf österreichische und deutsche Künstler (aus München, Berlin, Breslau, Stuttgart, Dresden) beschränkt. Die Münchener Künstlervereinigung „Scholle“ betheiligte sich corporativ; einzelne der ihr angehörigen Maler Gustav Bechler, Max Eichler, Erich Erler-Samaden und Fritz Erler, Walther Georgi, Adolf Münzer, Franz Voigt und Robert Weise waren sogar mit zwei bis drei Werken vertreten. Ein eigentlich packendes Bild von großer Gestaltungskraft befand sich nicht unter ihnen. Rudolf v. Alt ermöglichte an zwei aus den Jahren 1873 und 1901 stammenden Bildern („Pantheon in Rom“ und „Goisern“) den interessanten Vergleich seiner Arbeitsweise vor mehr als einem Vierteljahrhundert und in der Gegenwart. Einige Landschaften von Gust. Klimt zeigten bereits bekannte Vorzüge. Die Ausstellung eines von ihm noch nicht vollendeten Porträts war ein Mißgriff. Ein solches Stück aus der Hand eines verstorbenen Künstlers begegnet pietätvoller Aufnahme, vom lebenden verlangt man — und das mit Recht — das Fertige. Vielleicht ließe man eine solche Extravaganz noch ruhig über sich ergehen, wenn das Werk ganz Außergewöhnliches zu sagen hätte, was hier gar nicht der Fall war. Denn auch ein halbes Jahr später hätte dies Bildniß kaum eine hochgehende Discussion erregt. Manchen Besucher verstimmten die in Farbe und Zeichnung zarten „Goldfische“ Klimt's, in welchen gewisse Einheiten des menschlichen Körpers zum Mindesten auf eine der größeren Menge nicht gerade sympathischen Weise etwas ostentativ in den Vordergrund gerückt wurden. Wenn auch das Übrige ganz brillant gemalt ist, thut es doch der Wirkung eines Gemäldes Eintrag, wenn das Gefühl mancher Besucher sich zu seiner näheren Besichtigung erst

durchkämpfen muß. Volle Beachtung fanden die von Emil Orlik ausgestellten Stücke, welche die Vielseitigkeit des jungen Künstlers recht günstig zur Geltung brachten. Ein fast einjähriger Aufenthalt in Japan selbst erklärt seine Meisterschaft in der Kunst des Farbenholzschnittes, in welcher Orlik nach Motiven und Formsprache fast Japaner geworden zu sein scheint. Aus Allem spricht eine kraftvolle Persönlichkeit von starkem Wollen und Können, die bei Zuverlässigkeit der Zeichnung geschmackvoll componiert und prächtig coloriert. Die zeichnenden Künste kamen abgesehen von Orlik auch in der Collection der Originale zu „Gerlach's Jugendbücherei“ zum Worte, die in Berthold Reffler's Darstellungen zu „Des Knaben Wunderhorn“, in den von Karl Fahringer, Ign. Taschner und A. Weißgärber gearbeiteten Bildern zu den Grimm'schen Märchen, in Gjeschka's Illustrationen zu Hebel's „Schachtelstein“ oder in den an Eichendorff's Gedichte anschließenden Compositionen von Horst-Schulke sehr glücklich die nunmehrige Unabhängigkeit der deutschen Buchillustration — besonders des Märchens — von der Nachahmung Walther Crane's veranschaulichten. Das quillt wirklich in der Sprache deutscher Kunst aus den Tiefen des deutschen Gemüthes und greift mit seinem Humor, seiner sprudelnden Einbildungskraft und wieder mit der Schlichtheit des Tones an's Herz. Im Allgemeinen war der Eindruck der 13. Secessionsausstellung günstig, der Verlauf für die Künstler, welche mehr als ein Drittel der ausgestellten Werke verkauften, auch materiell befriedigend.

In einer bisher noch nicht dagewesenen Weise machte die 14. Ausstellung der Secession ein einziges bedeutendes Kunstwerk zum Hauptanziehungspunkte der Darbietungen, nämlich Max Klinger's nach 15jähr. Arbeit vollendeten „Beethoven“. Für seine weihevollen Aufstellung, der ein kleinerer Raum und eine etwas andere Beleuchtung wahrscheinlich günstiger gewesen wären, suchten die Wiener Künstler einen eigenartigen Rahmen zu schaffen, einen der Wirkung der Klinger-Schöpfung sich unterordnenden und sie zugleich hebenden Raum, dessen möglichst unaufdringliche Ausschmückung der Malerei und Bildnerei zufallen sollten. Einem gemeinsam ausgearbeiteten Plane zufolge betheiligte sich fast jedes Secessionsmitglied an der Ausführung dieser Arbeit, welche an die Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit der Künstler insofern hohe Anforderungen stellte, als diese Ausschmückung nach Schluß der Ausstellung theilweise herabgeschlagen werden und der Vernichtung anheimfallen muß. Es läßt sich gar nicht bestreiten, daß etwas Großes in einer solchen zielbewußten Ausgestaltung des Innenraumes liegen kann, daß eine durch vieler Hände Arbeit entstandene Raumschöpfung dieser Art, die mit allen schönen Redensarten immer noch nicht zum Ansage einer modernen Tempelkunst hinaufgeschraubt werden kann, schon eine gewisse Weihe an sich trage. Hier erschien sie als eine Huldigung für das Werk Klinger's, aber zugleich auch als Versuch einer einheitlich schaffenden Raumkunst, der ja manches recht Übertriebene geboten, jedoch nicht minder manch wertvollen Fingerzeig für neue Ziele gegeben hat. Nur empfiehlt es sich nicht, daß man die Sache der Öffentlichkeit gegenüber so darstellt, als ob überhaupt jetzt erst durch die Raumkunst die Secession und ihre Bestrebungen entdeckt worden wäre. Sie ist den großen Römerbauten, dem romanischen und gothischen Stile, der Renaissance- und Barock-epoche bereits wohl bekannt gewesen. Man denke z. B. nur an das System romanischer Kirchenbemalung, an die allerdings seltenen Beispiele wohlerhaltener Wand- und Glasmalereien der gothischen Periode. Und es wird gewiß noch lange dauern, ehe die moderne Bewegung uns so vornehme Räume schenken und schmücken wird, wie sie in den österreichischen Klöstern St. Florian, Klosterneuburg, in den

Bibliotheksälen zu Admont und der Wiener Hofbibliothek in wirklich monumentaler Weise ausgeführt wurden.

Die künstlerische Gesamtleitung lag in den Händen Joseph Hoffmann's, der den Ausstellungsräumen den Charakter der Monumentalität sichern wollte und in der Anwendung durchaus echten Materiales sowie in der Formensprache größte Einfachheit anstrebte. Die architektonische Gliederung der Wände wurde durch den Wechsel rauhen Bewurfes und glatt verputzter Flächen versucht. „Alle stärker für sich selbst sprechenden Theile“ des gemalten und plastischen Wandschmuckes blieben auf die Seitensäule beschränkt, um die Ruhe für den Genuß des Hauptwerkes zu wahren. Da letzteres durch Öffnungen der Seitensäule gegen den Mittelsaal von erhöhtem Standpunkte und aus der Entfernung sichtbar war, wurde der an einen vorgeschriebenen Rundgang gehaltene Besucher mit einer gewissen künstlerischen Absicht auf das Beethovendenkmal vorbereitet. Unstreitig lag in dem Ganzen trotz alles Strebens nach Einfachheit schon etwas zu viel künstlerisches Raffinement, das dem im Kunstgenusse bereits etwas verwöhnten Gaumen des Gegenwartsmenschen durch besonders gewürzte neue Lederbissen zu reizen sucht. Auf das Bekünstelte wurde wiederholt stärkeres Gewicht gelegt als auf die Kunst. Am meisten besprochen wurden die an den oberen Wandhälften des linken Seitensaales friesartig hinlaufenden Wandgemälde, die Gustav Klimt in Kasainfarbe auf aufgetragenem Stuck ausgeführt hat. Sie schilderten in zusammenhängender Folge: die Sehnsucht nach dem Glück und die Leiden der Menschheit, deren Bitten den wohlgerüsteten Starken zum Ringen nach dem Glücke bestimmen, die feindlichen Gewalten und die darüber hinwegfliegenden Wünsche der Menschen, die Stillung der Glückessehnsucht in der Poesie und das Hinüberführen durch die Kunst ins Reich des Idealen, reinsten Freude und reinsten Glückes in dem der Chor der Paradiesesengel jubelt: „Freude, schöner Götterfunke! Diesen Kuß der ganzen Welt.“ Diese Bilderfolge als eine Schöpfung zu betrachten, die, wie manche glauben machen wollten, an Gestaltungskraft und Gedankeninhalt selbst einen Michelangelo in Schatten stelle, dürfte wohl nur einigen unbedingt Gläubigen des neuen Kunstevangeliums beschieden gewesen sein. Selbst ein aufrichtiger Freund der modernen Bestrebungen, der die guten Einzelheiten des Klimt'schen Werkes gern zugesteht, konnte sich kaum für die Anerkennung der Gesamtleistung erwärmen. In ihr stecken so viel aufdringliche Unflätigkeiten, daß man sich, ohne den Tugendbold spielen zu wollen, direct angewidert fühlen muß. Sie zum Schmucke eines auf möglichst zahlreichen Besuch rechnenden Ausstellungsunternehmens zu machen, das in erster Linie zur Veredlung des Geschmacks und zur Bildung des Herzens beitragen will, scheint zum mindesten ein Mißgriff zu sein. Giulio Romano hat im Palazzo del Te in Mantua ja auch so manches dargestellt, das etwas sehr freie Scenen in ganz unzweideutiger Weise behandelt; aber die damit bedachten Räume waren vom Anfang an nicht allgemeinem Besuche zugänglich. Und wenn man sich darauf beruft, daß das Wahre das Wesen der Kunst ausmache und überall dort, wo es sich um ernste Kunstbestrebungen handle, ohne Einschränkung zum Worte kommen solle, so läßt sich dieser Grundsatz keineswegs ohne eine gewisse Rücksichtnahme auf Ort und Zeit derart anwenden, daß gerade das am meisten abstoßende am augenfälligsten enthüllt werden muß. In mündlicher Mittheilung läßt sich für das bitterste Wahre oft eine milde Form der Vermittlung finden; ja, man hält es sogar für eine Pflicht guten gesellschaftlichen Verkehrs, nicht jede Wahrheit, die man kennt, weiteren Kreisen im vollen Umfange mitzutheilen. Die Form künstlerischer

Mittheilung wird daher wohl ebenso wenig in das Gebiet des brutal Wahren greifen dürfen, wenn sie sich an die große Menge wendet, die nicht abgestoßen, sondern angezogen werden soll. Auch in der zurückhaltenden Abmessung dessen, was in Fällen wie in dem vorliegenden vor ein großes Publicum gebracht werden darf, liegt eine Kunst. Wenn man sich zum Verbreiter einer neuen starken Kunst, des Wahren und des Geschmacksvollen aufwirft und das Volk für die Anerkennung neuer Ideen erziehen will, dann soll man ihm nicht zur Einführung schlechte Kost vorsehen, welche die Mehrheit unbedingt anwidert und abstößt, und sich keineswegs damit trösten, die Gesamtheit werde auch an solche Verhheiten sich gewöhnen. Die Art ihrer Auffassung und Darstellung mag immerhin viel Kunst zeigen, für deren ganz unbefangenen, von jeder sinnlichen Regung freibleibenden Genuß aber die Allgemeinheit nicht reif ist und nicht so leicht reif werden wird. Zurückweisung und Verspottung sonst förderungswerter Bestrebungen geradezu herausfordern und bisherige ausgesprochene Begünstigung in eine das Weitere vorsichtig abwartende oder bereits direct ablehnende Stellung hineindrängen, ist mindestens unflug. „Viel Feind, viel Ehr!“ ist ein sehr beherzigenswerthes Wahrmort; es kann und soll auch zur künstlerischen Selbstsucht führen, deren Hochhaltung stets zur Hebung wahrer Kunst mehr beigetragen hat als irgend eine in eingebildeter Freiheit schwelgende Geschmackslosigkeit. Doch genug davon! — In der äußeren Anordnung wich man von der bisherigen Gepflogenheit der Nummernbeigabe insofern ab, als man den einzelnen Werken statt der Zahlen die mitunter recht hübschen Künstlermonogramme beigab. Dieselben wurden auch den Angaben des Kataloges beigelegt, den Originalholzschnitte von Andri, Zettmar, Friedr. König, Kurzweil, Max Venz, Wilhelm Vist, Elena Lufsch-Makovsky, Moll, Koloman Moser, Fel. v. Myrbach, Orlit und Ernst Stöhr schmückten. Daß zumeist der Darstellungsgegenstand verschwiegen wurde, bei dem ja doch nicht ausschließlich der Aufschluß über die in jedem Einzelfalle gehandhabte Technik, sondern zugleich der Darstellungsinhalt interessiert, soll vielen Ausstellungsbesuchern abgegangen sein. Die Einschaltung der Ausführungen über Raumkunst aus Klinger's Schrift „Malerei und Zeichnung“ galt gleich dem Vorworte von Ernst Stöhr der Erklärung der Gedanken, welche zu dieser neuen Ausstellungsform geführt hatten. Ein ausgesprochener Mißgriff war das Ausstellungsplakat, dessen Selbstzweck mit dem Ausschnitte aus einem Ausstellungswerke gänzlich aufgegeben wurde.

Klinger's „Beethoven“ selbst war bei vortrefflicher Beleuchtung in dem Mittelsaale aufgestellt und kam in einsamer Größe wirklich zu einer ergreifenden Wirkung. Denn die beiden im rückwärtigen Theile des Saales angeordneten Brunnennischen mit den von Rich. Lufsch aus blauem Stampfbeton modellierten Figuren, deren gebundene Auffassung an manches Vorbild aus dem Alterthume gemahnt, drängten sich ebensowenig vor als die Kranzträgerinnen von Rud. Bacher auf den Pfeilern vor der Stirnwand; auch an ihnen sind Anklänge an die Kunst des Alterthums ganz unverkennbar. Die große Menge interessierte an dem Beethoven-denkmale zunächst die so augenfällige Mannigfaltigkeit des Materiales; vier Marmorarten, Bronze, Elfenbein und Halbedelsteine vereinigen sich hier zur künstlerischen Verkörperung eines großen Gedankens. Aus den Pyrenäen stammt der wolkenartig sich vorschiebende Unterbau und der auf ihm kauernde Adler, aus Paros das kostbare Weiß der sichtbaren Fleischtheile; goldgelber, reichgeaderter Laaser Onyx ist für das die Beine verhüllende Gewand verwendet. Den mit Flachreliefs ringsum geschmückten Broncesessel, eine hervorragende Leistung moderner Gießkunst, ziert ein

aus Onyx- und Opalstücken gebildeter Mosaikstreifen, von dem fünf Engelköpfe in Elfenbeinschnitzerei sich prächtig abheben, obzwar dabei etwas von der monumentalen Ruhe des Ganzen verloren geht. Daß einer derselben mit dem Zeigefinger des vorwiegend neben dem rechten Flügel sich vorstreckenden Händchens nach dem Haupte Beethoven's hindeutet, ist recht naiv gedacht. Die Darstellung des Gewaltigen trägt den Stempel hoher Kunst an sich. In der etwas vorgeneigten, jeden Augenblick zu thatenfrischem Erheben und Losbrechen bereiten Haltung, in den gesammelten Kraft kündenden geballten Fäusten ist bei aller Weltverlorenheit und Abkehr von der Alltagsumgebung das große Wesen Beethoven's monumental verkörpert. Wie das Antlitz und der vorgebeugte Oberkörper mit dem kräftigen Hals und Nacken, sowie mit den tragfähigen Schultern ins geistige Mittel gestellt sind und ihnen alles Beiwert sich in einer ganz bestimmten Abstufung unterordnet, erscheint feinfühlig abgewogen. Der symbolische flugbereite Adler, der sich wie der Componist von der Welt abkehrt und, schon auf dem Wolkenrande lauernd, noch in höhere Regionen sich erheben möchte, nimmt das Hauptmotiv der Compositionsinhalte nochmals geradezu unauffällig auf und verstärkt das Mächtige seiner Wirkung. Bei dem Schöpfer des noch immer vielgenannten Gemäldes „Christus im Olymp“, das die Gegenüberstellung des Höchsten zweier einander entgegengesetzten Welten behandeln will, befremdet uns in den Reliefs des Thronsessels keineswegs das Eingehen auf die gleichen Vorstellungskreise, auf antikes Heidenthum und Christenthum. Tantalusqual und Sündenfall schlagen verwandte Saiten menschlichen Hochmuthes und Frevels an. Und wenn der Meister das Golgathadrama an der Rückseite über die den Wellen entsteigende Schönheitsgöttin stellt, so wird darin unstreitig die künstlerische Hindeutung auf den Sieg des Christenthumes über die Ideale der Antike erblickt werden dürfen. Die Haltung des Gekreuzigten zeigt mehrere nicht gerade ansprechende Härten. Das Leuchten und Blinken der abgeschliffenen Seitenwangen beeinträchtigt die Ruhe des Eindrucks, während das von den Engelköpfen durchbrochene blaue Opalband die Rücklehne wirkungsvoll abschließt. Ohne die Trompetenstöße verstärken zu wollen, daß man sich zum Vergleiche mit erstklassigen Meisterwerken des Phidias oder Michelangelo gedrängt fühle, wird man vorurtheilsfrei und gern zugeben, daß Klinger's „Beethoven“ unstreitig die hervorragendste Schöpfung deutscher Plastik unseres jungen Jahrhunderts sei. Sie gerade in Wien zum erstenmale vor ein großes Kunstpublicum gebracht zu haben, bleibt ein großes Verdienst der Seceßion, für deren Ausstellung Klinger außerdem einen sehr anziehenden und feinen Mädchenkopf aus Marmor und einen kraftvollen Bronze-Athleten beige stellt hatte. Die hohe künstlerische Bedeutung des Werkes läßt es leicht begreiflich erscheinen, daß bald nach der Ausstellungseröffnung die Verwirklichung des Gedankens ins Auge gefaßt wurde, das Beethovendenkmal bleibend für Wien zu erwerben, das damit zweifellos eine hervorragende Sehenswürdigkeit in der nicht unbeträchtlichen Zahl seiner ersten Kunstschätze hinzugewonnen hätte. — Trotz mancher direct abstoßender Einzelheiten war die 14. Seceßionsausstellung in der Hauptsache immerhin eine eigenartige, über Gewohnheitsdarbietungen zielbewußt hinausgehende künstlerische Unternehmung, deren Theilnehmer den Segen einer Zweck und Bestimmung habenden Arbeit an sich erfahren und lernen wollten. Hoffentlich lernt man für die Zukunft geschmacklose Mißgriffe meiden, die dem Fördernswerten der neuen Richtung nur abträglich sind und den zahlreichen Gegnern derselben Wasser auf die Ablehnungsmühle treiben. Denn daß alles, was die Ausstellung bot, schön und über jeden Tadel erhaben war, glauben doch die Seceßionsmitglieder

selbst nicht; als Menschenwert war sie ja von allem Anbeginne bestimmt, nur Stückerwert zu sein und trotz eines gewiß ganz seltenen Kunstgenusses den Stempel des nicht durchaus Befriedigenden, des in gewisser Beziehung Unvollendeten an sich zu tragen.

Die Seceffionsausstellung mit dem Klinger'schen „Beethoven“ als Mittelpunkt veranlaßte den Univ.-Prof. Dr. Guido Adler, in seinen Vorlesungen sich über die äußere Erscheinung des Componisten und die Beethoven-Bildwerke näher auszusprechen und auf die Ebenbürtigkeit der Schöpfungen von Zumbusch und Klinger hinzuweisen, welche verschiedene Probleme zu lösen versuchen. In der Budget-Commission des Herrenhauses wurde mit hauptsächlichlicher Heranziehung der Werke Klimt's die „frankhafte Geschmacksentwicklung“ der Zeit erörtert und verlangt, daß das Unterrichtsministerium eine solche Kunst nicht unterstützen, sondern alles aufbieten solle, um diese Richtung einzudämmen. Minister Dr. v. Hartel lehnte die directe Einflussnahme auf die Entwicklung einer Kunststrichtung mit Recht ab, da es weder in seiner Macht liege, noch er es für richtig halte, die freie Entwicklung der Kunst zu hemmen, selbst wenn er die Macht dazu hätte. In der Verwaltung des Kunsttrefforts habe er nicht seinen eigenen Geschmack durchzusetzen, sondern müsse sich den verschiedenen Kunststrichtungen gegenüber objectiv verhalten und alles unterlassen, was die Kunstentwicklung hemmen könnte. Gewiß darf jedermann über ein öffentlich ausgestelltes Kunstwerk sein Urtheil aussprechen; aber bei bevorzugter Stellung muß dies stets auch mit Rücksicht auf die Bedeutung des für die Erörterung gewählten Ortes geschehen.

Einen solchen ungewöhnlich starken Anziehungspunkt, wie ihn die rührige Seceffion in Klinger's „Beethoven“ gewonnen hatte, besaßen die verschiedenen Veranstaltungen im Künstlerhause nicht. Ihre Reihe eröffnete die Ausstellung von Werken Eduards v. Lichtenfels und des künstlerischen Nachlasses von Eugen Jettel, welche den Unterschied der Auffassung und Behandlung beider Künstler in interessanter Weise veranschaulichte und die Gelegenheit zur Vergleichung der sogenannten alten Technik mit den modernen Darstellungsgrundsätzen bot. Gleichzeitig stellte Koppay im mittleren Parterresale des Künstlerhauses Porträts mehrerer Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses aus, denen sich noch die Bildnisse verschiedener Persönlichkeiten der vornehmen Wiener Gesellschaftskreise, wie des ehemaligen Obersthofmeisters Ihrer Majestät der verstorbenen Kaiserin, Baron Nopcsa, der Erbprinzessinnen Karl und Johann Schwarzenberg, der Frau Käthe Dreher, anschlossen. Unter diesen Werken Koppay's wurde das Bildnis der neuvermählten Fürstin Elisabeth zu Windischgrätz als das anmuthigste gerühmt. Noch im Januar eröffnete der Aquarellistenclub seine 16. Ausstellung, deren Werke nicht gerade zu oft über Mittelmäßigkeit hinausgiengen. — Die am 22. März 1902 eröffnete Jahresausstellung der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens umfaßte wieder weit über 500 Werke, worunter ja manches interessante, wenn auch nicht gerade viel hervorragendes war. Mit einiger Befriedigung konnte man feststellen, daß die einheimischen Maler, obzwar dieselben im Vergleiche zu früheren Ausstellungen an Zahl weniger brachten, gegen das besonders durch Berlin und Paris vertretene Ausland nicht zurückstanden. Denn der Localverein der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft hatte mehr Verfehltes als Gelungenes beigelegt. Die Franzosen wurden fast von den Pariser Amerikanern übertroffen, die freilich gleichfalls nicht durch besondere Darbietungen fesselten. Es gab im Ganzen manches Ansprechende, bei dem man auch länger als einen Augenblick gern verweilte. Aber man wurde beim Vergleiche mit den Unternehmungen des Hagenbundes oder Seceffion die Empfindung nicht los, daß ein gewisser Druck

des Müden auf der Veranstaltung laste und der Zug einer fröhlichen Darbietung fehle oder wenigstens stark zurücktrete. Mehrere recht tüchtige Leistungen umfaßte die Gruppe der Bildnisse, für welche J. E. Vászlo das Porträt Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII. und jenes des Cardinals Rampolla beige stellt hat. Letzteres war vielleicht das beste Bildnis der Ausstellung, bedeutend in Auffassung und Ausführung. Auch in dem Lueger-Porträte von Hochmalski stecken gute Züge eines Repräsentationsbildes, das bei malerischer Schlichtheit lebenswahre Wirkung erreicht. Leopold Horowitz, dessen interessantes Selbstbildnis etwas geschlechtlich aussah, blieb in dem Bildnisse Sr. Majestät des Kaisers eigentlich von dem bestrickenden Zauber liebenswürdiger Persönlichkeit in innigster Fühlung mit menschlicher Hoheit sehr viel schuldig. Die Vertretung der religiösen und geschichtlichen Malerei konnte nicht befriedigen. Wenn Jehudo Epstein in seinem „Hiob“ seine eindringliche Farbenbeherrschung mehr der virtuellen Behandlung des Massentypischen als einer großen Herausforderung des erschütternden Motivs zuwendet, so bleibt er uns eben die Hauptsache schuldig. Fast dasselbe begegnet bei „Pharao's Trübsinn“ von Jean Decombe de Roux oder bei „Jesus ruht bei Martha und Maria aus“ von Jos. Marius Aoy. Was der Berliner Otto S. Engel als „Beweinung Christi“ ausstellt, kommt mit einem unverkennbaren Schwanken zwischen älteren und jüngeren Vorbildern trotz guten Willens über gesuchte Pose nicht hinaus und rührt keineswegs an den Saiten herzbewegender Tragik gerade dieses Stoffes, bei dessen Betrachtung auch unsere Seele bis zu einem gewissen Grade schmerz erfüllt mitvibrieren muß. Ein derb zugreifendes Spektakelstück brachte der Münchener Ferdinand Götz in seiner „Versuchung des heil. Antonius“, welche die Würde religiöser Erbauungsdarstellung eigentlich ganz preisgibt. Hitchcock erscheint in seinem „Heil. Genovefa“ betitelten Werke für alles andere mehr interessiert als dafür, in der Hauptgestalt auch einen allgemeiner bekannten Hauptzug der Legende künstlerisch zu verkörpern; was sie als Beiwerk umgeben sollte, ist so zur Hauptsache geworden, daß die Heilige direct zur Staffage herabsinkt, wobei es ausgesprochene Geschmacklosigkeit bleibt, dies Werk auch nur dem Titel nach auf das Gebiet religiöser Darstellungen hinüberzurücken. Solche Beiläufigkeitsmotive verdienen entschiedenste Ablehnung; sie nützen der ernsten Kunst gar nichts und bringen das erzählende Kirchenbild nur in Mißcredit. Das eigentliche Geschichtsbild vertraten am augenfälligsten, aber nicht am glücklichsten Sichstätt „Zwischen Vigny und Belle-Alliance“, Messerschmitt „Tilly's Verwundung“, Werner Schuh „Der große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin“ und Röber „Der letzte Staatsrath des großen Kurfürsten“. Die Bedeutung der Darstellungsmomente läßt sich gar nicht bestreiten; umsomehr jene der Darstellung selbst, die in eine solche Platttheit eines wohlanstehenden Vortragstones verfällt, daß eher alles andere als eine politisch-patriotische Erhebung erzielt werden kann. Solange die Geschichtsmalerei solche Tendenzpfade wandelt, wird sie kaum höheren Credit erlangen. Es ist bei uns selbst nicht viel besser. Das lehrt uns „Die Gefangennahme Cola Rienzi's durch Karl IV. auf dem Grabschrein in Prag“ des jüngst verstorbenen tschechischen Malers W. Brožík. Sie ist ebenso voll hohler Phrase wie das bekannte Gemälde „Tu felix Austria nube“; ja aus letzterem und anderen Brožík-Werken sind manche Figuren und Darstellungseinzelheiten einfach herübergenommen und fast in der Art professionsmäßigen Abschreibens ganz geistlos verwertet. So entwürdigt sich die Geschichtsmalerei selbst, die nicht mit der Größe des Stoffes und der Behandlung als Führerin sich behauptet, sondern in Gefälligkeitsdiensten verflacht und

herabkommt. Einen frischeren Ton schlägt Ludwig Koch an in seinem Gouachebilde „Ein Oberstlieutenant des 2. Infanterie-Regiments überbringt am 22. Juni 1757, nach damaligem Gebrauche von 20 Postillonen gefolgt, an die Kaiserin Maria Theresia nach Schönbrunn die Nachricht vom Siege von Rolin.“

Unter den plastischen Ausstellungsobjecten verdienten nähere Beachtung die tüchtigen Schöpfungen unserer einheimischen Medailleure Schwarz, Waschmann, Breithut, Pawlit und Marschall. Würdig präsentiert sich das in großzügiger Einfachheit gehaltene Denkmal für den Pfarrer Jos. Strauß von Theodor Charlemont, der nicht minder in den Marmorreliefs „Singende Mädchen“ und „Zeichner“ mit feiner Empfindung auf die Lebenswahrheit einer von Nebensächlichem freibleibenden Darstellung das Hauptgewicht legt. Während seine für ein Grabmal berechnete „Trauer“, der Anklänge an das Christinengrabmal Canova's nicht ganz fremd sind, ihrem Zwecke entsprechend wird, stößt Zinsler's „Auferstehung“ mit ihrem Mißverhältnisse zwischen Figur und Raum geradezu ab. Ansprechender gelingt es dem Münchener Balthasar Schmitt in der Marmorbüste „St. Adalbero von Lambach“ und im Gipsrelief „St. Maximilian“ eine gewisse Wiederbelebung mittelalterlicher Darstellungsweise, welche von wirklicher Durchgeistigung erfüllt ist. Die Widerhofer-Büste von Rauffungen und die Kaiserbüste von Pendl sind immerhin achtenswerte Arbeiten. Weigl's „Beethoven“ hatte gerade gegenüber dem in der Seceffion ausgestellten Klingerwerke einen schweren Stand; sein Porträtrelief der verstorbenen Kaiserin Elisabeth gehört zweifellos zu den besseren Darstellungen dieser Kategorie. Die Unterstüßung der kunstfinnigen Herrscherin ermöglichte dem Bildhauer Karl Schwanzer die Vollendung der ausgestellten Reconstruction des öffentlichen Parthenongiebels, über welche der genannte Künstler im Repräsentationssaale des Künstlerhauses einen Vortrag hielt. Für letzteres wurde die Schaffung eines Präsidensales beschlossen, in welchem Büsten oder Bildnisse aller bisherigen Präsidenten der Genossenschaft dauernd zur Aufstellung gelangen sollen.

Das österreichische Museum für Kunst und Industrie veranstaltete in der Berichtsperiode keine Ausstellung im großen Stile. Aber einige kleinere Ausstellungen des rührigen Institutes, in welchem, wie bereits früher, Führungen durch die Sammlungen von den einzelnen Abtheilungsvorständen allwöchentlich zweimal seit dem 2. April wieder aufgenommen wurden, boten anregende Abwechslung. Den Zeitvertreib einer vornehmen Dame des 18. Jahrhunderts illustrierten die bunten Lichtdrücke von Velloir für das Werk »Une femme de qualité«. Keine Einzelheit des frivolen Lebens der erwähnten Epoche ist übersehen, manche mit einer behaglichen Schlüpfrigkeit, Vieles wirklich geistreich behandelt. Die Blumenmalerin Irma Komlosy, welche durch mehrere Jahre Lehrerin der Erzherzogin Maria Theresia war, stellte eine größere Anzahl von Arbeiten aus, denen sich liebevollstes Studium der Natur und größte Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Ausführung nicht absprechen ließen. Eine Zeit lang beherbergte das österreichische Museum auch die Collection des vom österreichischen Unterrichtsministerium begründeten Wandermuseums, von dem schon oben die Rede war. Das Ergebnis der Concurrenz für Entwürfe kunstgewerblicher Objecte aus dem Hoftelaltarfond war keineswegs besonders günstig, da die Schreibzimmer eigentlich nichts Empfehlenswerthes boten und selbst bei den etwas mehr ansprechenden Speisezimmer-einrichtungen nur der zweite Preis dem Architekten Otto Wyttrlik zuerkannt wurde. Für den Entwurf einer Plaque wurde eine mit 31. December 1902 befristete Concurrenz mit drei

Breien aus dem Hoftiteltarfond (2500, 1500 und 800 Kronen) ausgeschrieben, an welcher österreichische Staatsangehörige oder innerhalb des Gebietes der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ansässige Künstler sich betheiligen können. Nicht minder eifrig betheiligte sich das Museum an den Vorbereitungen für die Ausstellungen in Turin und London; an letzterem Orte will das österreichische Kunstgewerbe darauf ausgehen, den in eine Anzahl von Interieurs zerfallenden Ausstellungsräumen den künstlerisch vornehmen Charakter eines einheitlich geschlossenen Bildes zu geben und zugleich den Typus eleganter Gesellschaftsräume zu bieten, welcher den specifisch österreichischen Ton durchklingen lassen soll. Während der Wintermonate wurden auch mehrere Vortragscyclen, zum größten Theile in Verbindung mit Lichtbildervorführungen, veranstaltet; es sprachen Professor Neuwirth über „Mittelalterliche Kunst in Oesterreich“, Professor Reisch über „Pompeji“, Maler Seligmann über „Costüm- und Decorationswesen von einst und jetzt“ und Prof. Julius v. Schlosser über „Kunstsammler und Kunstsammlungen in alter und neuer Zeit“. Großen Beifall fanden die Vorträge des Malers Emil Orlik über „Leben und Kunst in Japan“, deren lebensvolle Darlegungen überall auf Thatfachen basierten, welche der Künstler selbst während seines längeren Aufenthaltes in Japan an Land und Leuten, an Lebensführung und Kunstschöpfungen kennen gelernt hatte.

Die Ausstellung der Vereinigung österreichischer bildender Künstler und Künstlerinnen in der Riemergasse bot manches gut gemeinte, aber nicht immer gut gelungene Werk. Über Mittelmäßigkeit gieng eigentlich keines hinaus. Der österreichische Kunstverein, welcher infolge der Niederreißung des Schönbrunnerhauses durch längere Zeit seine Ausstellungsthätigkeit sistiert hatte, eröffnete am 19. April im neuen Rathhause seine Ausstellung: auch diese brachte nichts Erwähnenswerthes.

Die Kunstsalons blieben in den Bahnen ihrer bekannten Rührigkeit. Vom rein künstlerischen Standpunkte begegnete großem Interesse die am 9. März im Salon Bisko eröffnete Ausstellung von Arbeiten des Deutschböhmen Emil Orlik, die zahlreiche Studien aus Böhmen, Holland, England und Japan umfaßten und einen Künstler von wirklich ausgeprägtem Charakter erkennen lassen. Er beherrscht die verschiedenartigsten Techniken mit hoher Meisterschaft und stellt überall das thatsächlich Wirkungsvolle in den Vordergrund. In Holzschnitten, Steindruck und Radierungen beschäftigt ihn hauptsächlich die mit wenigen Strichen lebenswahr hingesezte menschliche Figur. Seine Ex-libris zeigen zum Theil seine Erfindung. Selbst in den japanischen Motiven verleugnet Orlik nirgends seine eigene Natur und betont immer nur entschiedener das auch durch fremde Vorbilder und Studien im fremden Lande geläuterte Bestreben, stets das Wesentliche mit natürlicher Anmuth hervorzuheben. Beim Vergleiche mit den vor der Japanfahrt liegenden Stücken ist es augenfällig, daß Orlik herber geworden ist, aber in der Ferne ganz außerordentlich viel für seine Kunst gelernt hat. Und um dieselbe Zeit, in welcher diese Ausstellung Gelegenheit bot, die abwechslungsreiche Sprache der Kunst Orlik's kennen zu lernen, verstärkte der junge Meister den Eindruck durch die oben erwähnten Vorträge im Oesterreichischen Museum, die darauf abzielten, manche falsche Vorstellungen der Europäer über Japan und seine Verhältnisse richtig zu stellen; auch hier zeigte er seine volle Herrschaft über ungezwungenen, schlichten, aber wirksamen Ausdruck. — Der Kunstsalon Artaria lenkte in zweifacher Weise die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf sich. In den Pfingsttagen wurde der nach den Plänen des strebsamen Architekten Dr. Fabiani vollendete Neubau des Kunsthauses

eingeweiht, für dessen Verkaufsräume reiche Lichtzufuhr sehr gut vermittelt ist. Den schönen Ausstellungsraum schmückten drei große Originalbilder Tiepolo's, ein alter Familienbesitz aus der Villa Girola am Comersee, die im 18. Jahrhunderte Francesco Artaria, dem Großvater des derzeitigen Firmainhabers, gehörte. Vor 30 Jahren nach Wien gebracht und in den Depots bis zum October 1900 vergessen, feierten sie mit dem neu erstehenden Hause eine Art Auferstehung. Sie bieten mythologische Allegorien von Luft, Erde und Wasser mit der ganzen köstlichen Farbenfreude der Venezianer, ja im Meere mit einer Frische gemalt, die von selbst einen Vergleich mit Böcklin ausdrängt. Aber außer diesen Schöpfungen alter Kunst interessierte die Gröffnungsausstellung bei Artaria auch durch Werke von Gauermann, Uhde, Waldmüller, Moll, Radierungen von Ferdinand Schmuizer, durch Bilder und Lithographien von Myrbach, kleine Bronzearbeiten von Gurschner u. A. — Die Kunsträume des „Dorotheums“ bezog zuerst die Collection der Weltreisebilder von Josef Hoffmann im Vereine mit anderen Werken desselben Meisters; diese Ausstellung hatte auch den Zweck, behufs Verkaufes dem Publikum eine bequeme Besichtigungsgelegenheit zu geben, für welche sich die Kolowrat- und Emminger-Säle gut eignen. — Eine Ausstellung eigener Art vereinigten das Eisenbahn- und Handelsministerium in der — Gepäckhalle des Westbahnhofes, nämlich jene besonders malerischen Städtebilder und Alpenlandschaften Oesterreichs, welche für die Ausschmückung des Concertsaales und eines als Reisebureau zu gestaltenden Raumes der Londoner Ausstellung bestimmt und darnach angethan sind, die hohe landschaftliche Schönheit unserer Heimat in ihrer entzückenden Mannigfaltigkeit vor einem Weltpublikum auch im Auslande zu Ehren zu bringen. — Einem kleinen Kreise von Kunstfreunden war die Besichtigung von Bildern Hans Gantner's ermöglicht, des einzigen Malers des Fürstenthums Liechtenstein, welcher sich vorwiegend der Behandlung von Stoffen dieses Gebietes mit viel Geschick und flotter Beherrschung der Farbe widmet. Die ihn beseelende Natürlichkeit klingt besonders aus seinen Porträtskizzen, Dorfstypen und Thierstudien hervor, die durchwegs feine Empfindung erfüllt. — Die Repräsentationsräume des Ministerraths-Präsidiums öffneten sich für die Zeit vom 21. bis 24. Februar einer Ausstellung von Gemälden, Sculpturen und Nippes, an welcher sich nur Amateure aus dem Kaiserhause sowie aus den ersten Gesellschaftskreisen (aus dem Hochadel wie aus dem diplomatischen Corps) betheiligten. Das Erträgnis der Veranstaltung von mehr als 2000 Kronen wurde dem Kinderasyl in Breitenfee zugewendet. Unter den Ausstellern befanden sich die Erzherzoge Otto und Karl Stephan, die Erzherzoginnen Marie Valerie, Marie Josepha, Maria Theresia, Elisabeth Clotilde und Clotilde Marie, die Herzogin von Württemberg, Herzogin und Prinzessin von Parma, Fürstin Alfred Windischgrätz, Fürstin von Thurn und Taxis, die Prinzessinnen Windischgrätz, Brede, Auersperg, Marie Liechtenstein, Borghese, die Töchter des deutschen Botschafters Fürsten Eulenburg u. A. Manche der Arbeiten zeigten in erfreulichster Weise, mit welchem Ernste und Verständnisse Persönlichkeiten des Hofes und des Wiener Adels der Kunstübung selbst sich widmen; mehr als eine hätte auch in Ausstellungen von Berufskünstlern verdiente Beachtung gefunden. — Im Kunstgewerbevereine waren die Geschenke und Adressen ausgestellt, welche dem Erzherzoge Rainer und der Erzherzogin Marie anlässlich ihrer goldenen Hochzeit aus weiten Kreisen der Bevölkerung, von künstlerischen und gelehrten Körperschaften entgegengebracht wurden. Viele der Gegenstände zeichneten sich durch hohen Kunstwerth und geschmackvolle Ausführung aus. Die Zahl der Besucher dieser Ausstellung überstieg weit 30.000.

Für die Architektur kommt das schon früher besprochene Ergebnis der durch die Leo-Gesellschaft angeregten Kirchenbauconcurrentz in erster Linie in Betracht. Es war mannigfachen Angriffen -- auch in nicht immer taktvollen Sonderschriften -- ausgesetzt, fand aber auch warme Vertheidiger. Schon die nächsten Jahre werden ja lehren müssen, was sich dauernd zu halten vermag, eventuell weitere Geltung erringen wird. Bloße Redensarten geben hier nicht den Ausschlag. Ein Artikel Joseph Bajer's behandelte „Die Moderne und die historischen Baustile“. An einer anderen Stelle setzte sich derselbe Ästhetiker mit der Richtung Otto Wagner's und ihren Grundsätzen auseinander. Die Frage der Errichtung eines neuen Monumentalbaues für das Kriegsministerium hielt die Künstlerkreise immer noch in lebhafter Erregung und führte sogar zu einem gemeinsamen Schritte der sonst selten geeint vorgehenden Parteien. Am 3. April überreichte eine Deputation des Ingenieur- und Architektenvereines, der Genossenschaft bildender Künstler und der Seceffion Sr. Majestät dem Kaiser ein Gesuch, das damit schloß, es möge angeordnet werden, daß alle Künstler Oesterreichs und Ungarns zu einem öffentlichen Wettbewerbe für diesen Monumentalbau herangezogen würden. Die Berücksichtigung der Wünsche der Künstler wurde in huldvoller Weise in Aussicht gestellt, wenn die Thatsache spruchreif wäre. Man darf sich im Interesse der Kunst nur freuen, daß beim Bekanntwerden der Absicht des Kriegsministeriums, die Pläne für den Neubau durch seine eigene Bauabtheilung ausarbeiten zu lassen, die Künstlerkreise in einer gemeinsamen Interessenvertretung wieder zusammengeführt wurden. Mit Recht wurde in den Vorberathungen über den zu unternehmenden Schritt in der Künstlergenossenschaft darauf hingewiesen, daß dem künstlerischen Wettbewerbe bei der Ausführung von Staatsbauten ein so geringer Spielraum gegönnt sei; liegt doch gerade in ihm die Gelegenheit zu einer freieren Entfaltung der Kräfte.

Durch mehrere Wochen stand die Angelegenheit der Restaurierung des Riesenthores bei St. Stephan auf der Tagesordnung. Das Unterrichtsministerium lehnte nach Beschluß seiner Kunstcommission die Ausführung des noch von Friedrich von Schmidt herstammenden Projectes ab, welches bekanntlich vor nahezu zwei Jahrzehnten mit nahezu gleicher Lebhaftigkeit bekämpft und zurückgestellt worden war. Das größte Recht zur Einsprache vindicierte sich die „Seceffion“, welche auch in diese Angelegenheit handelndes Schriftchen Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Freiherrn von Helfert mit einer scharfen Gegenerklärung beantwortete. Gelegenheit und Berechtigung zu einer Gegenvorstellung wird in einem solchen Falle kein Einsichtiger den wirklichen Kunstinteressenten bestreiten wollen, wenn sie dabei ihren Standpunkt mehr mit eigenen Ansichten und sachgemäßer Überzeugung als mit dem Schilde der Gegnerschaft Ruskin's gegen sogenannte Restaurierungen decken. Darüber hat sich ja auch Neumann in seinem Aufsatze „Ruskin und die Renovierung von St. Stephan in Wien“ (Zeit, Heft 380) ausgesprochen. Mit ruhiger Sachlichkeit, die wohlthuend von anderen manchmal wüthig sein sollenden, aber etwas albern gerathenen Bemerkungen abstach, erörterte Alois Riegel das Für und Wider. Se. Excellenz Freiherr von Helfert als Präsident der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale und Dombaumeister Hermann fanden in einer Privataudienz Gelegenheit, Sr. Majestät dem Kaiser die Pläne des gegenwärtigen und des projectierten Bestandes des Riesenthores vorzulegen und zu erklären. Im Gemeinderathe der Stadt Wien wurde der Antrag eingebracht, der Stadtrath möge sich mit Festhaltung des Gemeinderathsbeschlusses vom 9. Mai 1882 aus architektonischen, historischen und künstlerischen

Rücksichten gegen jede so einschneidende Änderung wie die in Vorschlag gebrachte des Riesenthores zu St. Stephan aussprechen. Professor Dr. W. A. Neumann, der bekanntlich seit langer Zeit schon an einer Geschichte von St. Stephan arbeitet und jede damit zusammenhängende Frage vertritt, hielt am 13. Mai im Stadtrathsitzungssaale für die Gemeinderatsmitglieder einen durch Lichtbilder erläuterten Vortrag über die Angelegenheit. Es geht wohl bei solchen wichtigen Actionen nicht gut an, die anderwärts — wie bei der Frage der Restaurierung und des Ausbaues des Heidelberger Schlosses — mit vollstem Rechte vorgebrachten Bedenken für jeden anderen Fall einfach zu generalisieren. Wie gar mancher der einst als mustergiltig gepriesenen Grundsätze Viollet le Duc's und anderer sich überlebt hat, so wird auch Ruskin gerade für Restaurierungsarbeiten gewiß nicht allzeit die höchste Offenbarung der Kunstgerechtigkeit bleiben. Man hat ja ohne Ruskin durch leider sehr beklagenswerte Restaurierungs-Mißgriffe schon viel gelernt, wie man manches nicht machen soll. Und die seit einigen Jahren so lebhaft einsetzende Bewegung der Denkmalpflege wird uns gewiß über Ruskin hinaus den richtigen Weg finden lassen. Denn die Gegnerschaft gegen pietätloses oder stilwidriges Vorgehen bei Restaurierungen regt sich, wie z. B. die Krakauer Mißbilligungsfundgebung gegen die Renovierung der Wawelkirche zeigt, derzeit allgemein und wird uns vom Verfehlten zum Richtigen führen. Man darf gespannt sein, wofür man sich an maßgebender Stelle, nachdem bei der letzten commissionellen Besichtigung des Riesenthores alle Sachverständigen die Baugebrechen des derzeitigen Zustandes und die Unmöglichkeit ihrer Weiterbelassung festgestellt haben, nunmehr entscheiden wird. — Die Verhandlungen über die Restaurierung der Minoritenkirche sind eben im Zuge. Ihre Grundlage bildet das von Professor Lutz entworfene und vom Unterrichtsministerium angekaufte Project, das nach den Wünschen des Actionscomités noch einigen Umgestaltungen unterzogen werden muß. Der Anbau des Pfarrhauses an der Südfacade dürfte wohl bald in Angriff genommen werden. Für Wiens Denkmälerbestand ist es von größter Wichtigkeit, daß endlich den wiederholten Anträgen der oben erwähnten Centralcommission betreffs der Restaurierung der Karlskirche stattgegeben werde, deren allernächste Umgebung soeben starken Änderungen unterworfen ist. Es bleibt abzuwarten, ob auch alle der Wirkung des herrlichen Bauwerkes zustatten kommen werden. Dringende Abhilfe erheischen aber zahlreiche am Äußeren sichtbare und in Besorgnis erregender Weise wachsende Baugebrechen, deren Nichtbehebung für den Fortbestand eines berühmten Denkmals vaterländischer Kunst eine schwere Gefahr bedeuten würde; hier muß rasch, aber im vollem Umfange der Nothwendigkeit eingegriffen werden und läßt sich ohne irgendeine Preisgebung wesentlicher Theile der ganze ursprüngliche Bestand sichern. In Erwägung dieser Thatfachen hat der Stadtrath an die Statthalterei das Ansuchen gerichtet, die Renovierung der Karlskirche baldigst in Angriff nehmen und jedenfalls bis zu dem Zeitpunkte durchführen zu lassen, in welchem der Neubau des städtischen Museums abgeschlossen sein wird. Eine auf dem Boden der Denkmälererhaltung stehende Angelegenheit war der Antrag des Dombaumeisters Hermann, die aus drei Figuren bestehende Steingruppe des dem Abbruche verfallenen Winterbierhauses, welche als ein Wiener Wahrzeichen bekannt ist, an dem Neubau wieder entsprechend anzubringen oder für das städtische Museum zu erwerben. In den Sitzungen des Budgetausschusses und des Parlamentes wurde die Frage der Denkmälererhaltung überhaupt öfter und eingehender als in früheren Jahren erörtert. In der Herrenhaus-sitzung vertrat Se. Excellenz Freiherr von Helfert neuerlich seinen Antrag auf

Erlassung eines Gesetzes betreffend den Schutz von Baudenkmalen mit wesentlicher Erweiterung der Begründung und erreichte die Zuweisung desselben an eine Specialcommission, der nebst anderen Freiherr v. Gautsch, Graf Landcoronski, Ludwig Lobmeyr und Graf Friedrich Schönborn angehören. Damit wäre nach mehrjährigen vergeblichen Versuchen endlich der erste entscheidende Schritt gethan, von dem sich eine fachgemäße und gesetzlich geregelte Erhaltung des vaterländischen Kunstbesizes erhoffen läßt.

Neben den Werken der Plastik, die schon im Rahmen einzelner Ausstellungen besprochen wurden, lassen sich nicht gerade viel selbständig auftretende Sculpturschöpfungen verzeichnen. Vor dem Parlamentsgebäude werden eben die Vorbereitungen zur Aufstellung des Monumentalbrunnens getroffen; zur Verfertigung der aus zwei Theilen bestehenden Hauptfigur, der Minerva und der anderen Figuren von großem Gewichte müssen eigene Krähne angefertigt werden, da die sonst gebräuchlichen nicht ausreichen. Kundmann hat die sechs Meter hohe Hauptfigur und die beiden Personificationen der Elbe und Save bereits vollendet, ebenso Hugo Haerdtl den Inn und die Donau, welche die Vorderseite des Brunnens schmücken sollen. Lautenhayn stellte nicht minder die allegorischen Gestalten der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt fertig. Viel besprochen wurde die zur Marmorausführung bestimmte Barbara-statue der Bildhauerin Theresa Feodorovna Ries; sie ist ein Auftrag des Unterrichtsministeriums. In dem Porträt des Grafen Hans Wilczel erreichte dieselbe Künstlerin eine allgemein anerkannte lebensvolle Ähnlichkeit. Auf Einladung des Comités für die Errichtung eines Brahmsdenkmales erklärten sich Max Klinger, Johann Bent, Karl Kundmann und Rudolf Weyr bereit, an der Bewerbung sich zu betheiligen. Für Cormons bei Görz vollendete Edmund Hoffmann von Alpernburg das Gipsmodell eines eben zur Gussausführung übergebenen Standbildes Maximilians I., dessen Aufstellung im Jahre 1900 anlässlich der 400jährigen Vereinigung von Görz und Gradiska mit dem habsburgischen Hausbesitze beschlossen wurde. Dem Strauß-Vanner-Denkmalcomité stellte der Stadtrath, welcher dem Bildhauer Fritz Zerritsch die Bronceausführung einer von ihm modellierten Büste des Erzherzogs Rainer übertrug, eine Subvention von 6000 K zur Verfügung, sobald die für die Denkmalsherstellung nöthige Summe von 70.000 K gesichert sein würde. Als Schmuck für den vor der evangelischen Schule liegenden Theil des Karlsplatzes ist ein Monumentalbrunnen in Aussicht genommen, für welchen die im Gemeindebesitz befindliche Figur „Anabe mit Fisch“ von Tilgner in Bronze ausgeführt werden soll. Vorzügliche Bildnistreue erreichte der Bildhauer Schroer in einem Gipsmodell für das Grabrelief des evangelischen Pfarrers Formen. Im Atelier Carlo Banni konnte man die in Carraramarmor überlebensgroß hergestellte Gruppe „Das Sphinxgeheimnis“ von Madame van der Hoeven, der Gemahlin des ehemaligen niederländischen Gesandten, sehen. Für Neutitschein vollendete Brenel ein würdiges Kaiser Josef-Denkmal. An dem Hause Nr. 72 der Hadifgasse in Penzing wurde am 22. Mai eine von Joh. Bent ausgeführte Richard Wagner Gedenktafel enthüllt, deren Mitte ein Reliefbrustbildnis des berühmten Componisten schmückt; derselbe arbeitete hier 1863—1864 „während der trübsten Zeit seines Lebens“ an seinem jonigsten Werke „Die Meistersinger“. Zwei Tage nach dieser Enthüllungsfeier fand in Linz die Enthüllung des schon erwähnten Stifterdenkmals von Rathauskn statt. Betreffs der in der vorjährigen Sitzung des Kunstathes erörterten Aufstellung von Büsten österreichischer Dichter im Volksgarten eröffnete das Obersthofmeisteramt, daß eine Entscheidung erst erfolgen könne, wenn

ein Sr. Majestät dem Kaiser zur Genehmigung vorlegbares bestimmtes Project ausgearbeitet sei. Jedenfalls ist ein Vorrücktkommen der Angelegenheit, deren Kostenfrage noch der Lösung harret, nicht sobald zu erwarten. Für die künstlerische Belegung der dem Stephansplaz zugetehrten freien Wand der Peterskirche hat Rudolf Weyr drei Entwürfe angefertigt. Das Comité hat sich für einen entschieden, der Karl den Großen als Gründer der Peterskirche darstellt. Auch hier ist die für Ertheilung des definitiven Auftrages so wichtige Kostenbedeckung noch nicht vorhanden.

Mit Freude begrüßte man die Wiedereröffnung der Ausstellung der ephesischen Funde in dem Tempel des Volksgartens, in welcher neben den schon bewunderten Stücken (Ephebe, Knabe mit der Gans, junge Griechin, Lampen-träger) eine Anzahl neuer Funde, besonders das Relief der sterbenden Amazone, interessierte. Auch die am 21. Mai abgehaltene Jahresversammlung des archäologischen Institutes lenkte mit der Veröffentlichung der dabei erstatteten Berichte die Aufmerksamkeit des kunstfinnigen Publicums auf die Ephesus-Unternehmung, die in Wien von allem Anfange an die größte Förderung fand. Der Verein „Carnuntum“, der schon nahezu zwei Jahrzehnte die alte Römerniederlassung durchforscht, steht im Begriff, in Deutsch-Altenburg nach den von Ohmann und Kirstein ausgearbeiteten Plänen ein ansehnliches Sammlungsgebäude zu errichten, das zu Beginn des nächsten Jahres vollständig eingerichtet der staatlichen Verwaltung übergeben werden soll. Bei der Aufführung von Neubauten in der Bogner- und Rothenthurmstraße wurden Reste der alten Römeranlage gefunden. Außer Ziegelstempeln der 10., 13. und 14. Region legte man an der Ecke der Rothenthurm- und Kohlmeßergasse die runde Ecke der Umfassungsmauer des römischen Lagers bloß, die interessante Aufschlüsse über die Befestigungsart bot. Dem Heeresmuseum wurde von Sr. Majestät dem Kaiser Sochor's großes Gemälde „Das Cavalleriegefecht bei Streßetitz am 3. Juli 1866“ geschenkt. Das Unterrichtsministerium wies derselben Sammlung die Gussformen zu dem Erzherzog Karl-Denkmal in Wien und zu der Laibacher Hadeskybüste, sowie das Originalmodell zu dem Löwen von Alpern — insgesamt von Fernhorn — zu. Nach dem Testamente des kürzlich verstorbenen Privatiers und eifrigen Kunstjammers Karl Goldschmidt sollen beim Ableben seiner Gattin mehrere wertvolle Kunstwerke, darunter „Die Steinigung des heiligen Stephanus“ von Gentile da Fabriano, eine Marmorbüste des Cosimo I. von Medici von Simone Bianco, in den Besitz des Hofmuseums übergehen. Für die städtischen Sammlungen wurde der Ankauf des Slavacek'schen Kolossalgemäldes „Wien vom Kahlenberge aus“ und der Huber'schen Gemälde Karl von Lothringen und Ernst Rüdiger von Starhemberg, sowie einer Wiener Type von Kupfer beschloßen.

Von der Organisation des Kunstamtes, die Oberbaurath Professor Otto Wagner vor einiger Zeit im Kunstrathe zur Sprache gebracht hat, ist eigentlich nur laut geworden, daß nunmehr auch der Ingenieur- und Architektenverein sowie die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens die Erwägung der Verwirklichung dieser Frage ins Auge gefaßt und besondere Comités dafür gewählt haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine solche Institution, wenn sie von Bureaukratismus sich ebenso frei zu halten wüßte wie von einseitiger künstlerischer Bevormundung, für die Entwicklung der bildenden Kunst in Oesterreich manchen bestimmten Nutzen stiften würde. Allerdings dürfte die praktische Durchführung, wenn sie wirklich unvoreingenommen erfolgt, auf große Schwierigkeiten stoßen; denn mit radikalem und rücksichtslosem Vorgehen allein läßt sich noch nicht alles, vielleicht höchstens

noch größere Verbitterung einzelner Parteien erzielen. Aber eine mehr einheitliche Auffassung, eine gleichmäßigere Beachtung aller mit der Kunstpflege zusammenhängenden Fragen könnte nicht schaden. In weiteren Kreisen erregte es Befremden, daß der Kunstrath zu keiner Sitzung einberufen wurde, obzwar es an allgemein zu erörternden Angelegenheiten nicht fehlt.

Der Errichtung der modernen Gallerie wollen Staat, Land und Stadt sich vereint annehmen. Für die Unterbringung der Sammlung, welche Werke der Malerei, der graphischen Künste, der Plastik, des Kunstgewerbes, Pläne und Entwürfe für Bauten enthalten und die Entwicklung der Kunst in Oesterreich seit dem Regierungsantritte Sr. Majestät des Kaisers veranschaulichen, zugleich aber auch Meisterwerke des Auslandes enthalten soll, ist das neu zu errichtende historische Museum der Stadt Wien in Aussicht genommen. Von Seiten der oben genannten Erhaltungsfactoren sollen jährlich je 60.000, 30.000 und 20.000 K für neue Erwerbungen gewidmet werden; Staat und Stadt theilen sich in die Regiekosten, Ersterer trägt außerdem die Kosten für das vom Unterrichtsministerium zu bestellende Personal, dessen Director einem mit dreijähriger Functionsdauer zu ernennenden Curatorium die Vorschläge für Neuwerbungen erstattet. In diesem Curatorium, für welches ein bestimmter Schlüssel der Vertretung aufgestellt wurde, wäre die Künstlerchaft selbst mit sechs Vertretern zu bedenken. Der Ankauf von Kunstwerken aus den Mitteln zweier oder aller vertragsschließenden Theile müßte nach Thunlichkeit vermieden werden und dürfte nur erfolgen, wenn man sich vorher über das Eigenthumsrecht geeinigt hätte. Bei Widmungen ohne Zumeisung in ein bestimmtes Eigenthum erfolge letztere in einer von vornherein durch das Los festzustellenden Reihenfolge. Die Galeriebestände verbleiben selbst bei Auflösung des Vertrages für immerwährende Zeiten in Wien. Die Anlage des Ganzen muß als eine recht schwerfällige und complicierte bezeichnet werden. Die Erwerbungen wirklich bedeutender Werke dürften bei der Rücksicht auf die verschiedenen Fonds zu manchen Verwicklungen führen, die der vorschlagende Director bald als Bleigewichte guten Willens kennen lernen würde. Es wäre gewiß großer Tact erforderlich, um trotz all dieser Beschränkungen eine künstlerisch vornehme Sammlung zusammenzubringen, die jeden Augenblick wieder in drei Sammlungen zerfallen kann. Dieser Ausweg wird der Sache kaum zu jener Bedeutung verhelfen, die den Anregern vorschwebte. Auch das Provisorium einer Unterbringung in einem anderen Museumsbaue läßt sich nicht als glückliche Lösung, sondern nur als ein kaum empfehlenswerter Verlegenheitsausweg bezeichnen. Will man das Große, dann wolle man es ganz, ohne von allem Anfange das Stadium einer gewissen Versumpfung zu schaffen, in deren lähmender Atmosphäre die Entwicklungsfähigkeit langsam, aber sicher abstirbt. Ihm sollte ein der Gegenwartskunst so förderliches Project nicht in den ersten Ausführungsansätzen geopfert werden.

Ende Mai gelangten die ersten Exemplare der neuen 50 K-Noten zur Ausgabe, an welchen sich die technische Vervollkommenung der Ausführung auf den ersten Blick erkennen läßt. Die Zeichnung des Notenbildes, dessen figuralen Theil Rudolf Högl besorgte, indes die ornamentalen Details nach Angaben des Bankdruckereidirectors Arthur Naderhyn von Rudolf Berndt ausgeführt sind, steht unter dem Einflusse der Moderne. Man darf sich freuen, daß in unsere neuen Notenbilder im Vergleiche zu manchen älteren wenigstens der Ansatz zu einem mehr künstlerischen Zuge gekommen ist.

Der Kauf lust des Publicums war bei den verschiedenen Ausstellungen und Auctionen mannigfach Gelegenheit geboten, den Kunstbesitz durch Ankäufe zu vergrößern. Das Unterrichtsministerium erwarb in sehr anerkennenswerter Weise manch wirklich hübsches Stück für den Bestand der modernen Gallerie, welche, wie die anlässlich der Kunstwanderungen im Unterrichtsministerium ausgestellte Collection zeigte, gerade von dieser Seite die Zuwendung einer nicht unbeträchtlichen Anzahl beachtenswerter Schöpfungen erwarten darf. Selbst Arbeiten einzelner Damen, z. B. eine im Salon Bischof erworbene Studie von Marie Müller, haben unter dieselbe bereits Aufnahme gefunden. Starken Absatz erfreuten sich die abwechslungsreichen Leistungen Orlik's, deren eigenartige Formensprache im Herzen gar manches Kunstfreundes das Verlangen nach einzelnen Stücken aufsteigen ließ. In der Auction des reichhaltigen Kunstlagers S. Kende kamen unter Ölgemälden und Aquarellen alter und moderner Meister auch Werke von Lenbach, Schödl u. a. zur Versteigerung; die Abtheilung seltener Kupferstiche, Schabkunstblätter, Radierungen und Holzschnitte, Städteansichten, österreich-ungarischer Adelsporträts umfaßte auch die ebenso interessante als wertvolle Sammlung des Freiherrn v. Felder, welche allein 20.000 alte Porträts berühmter Persönlichkeiten aller Zeiten und Länder zählt. Eine Collection ähnlicher Art, nämlich die Hyrtl-Friedlowsky'sche Porträtsammlung berühmter Ärzte und Naturforscher (10.000 Blätter) wurde für das Kupferstichcabinet der k. k. Hofbibliothek erworben, das mit Hinzurechnung der erst jüngst erfolgten Einverleibung der 20.000 Nummern umfassenden Porträtsammlung der k. k. Hoftheaterintendanz in der Porträtabtheilung nunmehr rund 100.000 Blätter besitzt. Professor Dr. A. Friedlowsky hatte den berühmten Anatomen zur Anlage einer solchen Sammlung angeregt, die Hyrtl Anregung und Zerstreuung in seiner Berchtholdsdorfer Einsamkeit bringen sollte, und ergänzte den Hyrtl'schen Bestand von 2000 Nummern seit 1885 mit viel Umsicht und großen Opfern bis auf 10.000. Die in ihrer Art einzige Sammlung, welche ganze Bildnisreihen einer und derselben Persönlichkeit in verschiedenen Lebensaltern bietet, hat wegen ihres wohl einzig dastehenden Reichthumes an Bildnissen Wiener Ärzte auch eine gewisse localgeschichtliche Bedeutung; die künstlerische liegt wohl nicht in letzter Linie in den für die Entwicklung der Lithographie interessanten Blättern, die ja während der Epoche Kriehuber's nicht bloß durch die Persönlichkeit des Dargestellten, sondern auch durch die Darstellungsart interessieren. Es war daher ein doppelt glücklicher Gedanke, gerade dieses für Wien besonders schätzenswerte Material durch bleibende Einreihung in den Bestand eines unserer größten öffentlichen Institute vor Zersplitterung zu bewahren und dem Wiener Boden in seiner auch durch die Person des ersten Besitzers interessanten Geschlossenheit zu erhalten. — Im Versteigerungsamte des Dorotheums, das durch Verschickung von Versteigerungslisten den Interessentencreis über die Erwerbungsfähigkeit verschiedenartigster Objecte auf dem Laufenden erhält, hatten mehrere Kunstauktionen einen recht guten Erfolg; so wurden die Sammlungen von Rudolf Sattler und Raphael Kirchner von einem bekannten Kunstfreunde im Ganzen erworben. In dem an dieser Stelle auch allgemeiner Besichtigung zugänglichen Kunstbesitz der Familie Stadler verdienten nächst guten alten Profaneinrichtungsgegenständen mehrere gothische und byzantinische Stücke aus alten Kirchen und Klöstern, prächtige Reliquiare alle Beachtung. Vom 13. März an gelangten bei Gilhofer und Ranschburg zahlreiche Kupferstiche, Aquarelle und Handzeichnungen (gegen 1900 Nummern) zur Versteigerung, darunter der Theatersaal, das Feketin-

zimmer und das *Bieur-Laque-Zimmer* in Schönbrunn von Rud. Alt, Studien von Danhauser, R. Donner, Fr. Gauermann, zwei Porträtaquarelle von Kriehuber, verschiedene Miniaturporträts, zwei derselben aus der berühmten Kunstkammer Rudolf II. in Prag. Im Schönbrunnerhause kam Ende April die wertvolle Kupferstichsammlung aus dem Nachlasse des Professors Dr. J. J. Pohl zum Verlaufe; außer theilweise sehr seltenen alten englischen und französischen Kupfer- und Farbestichen, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien, Porträts, Städteansichten, historischen und besonders Wiener Blättern enthielt sie auch sehr hübsche Aquarelle von Opiz und manche gesuchte Autogramme, so drei sehr interessante Briefe von Richard Wagner. Unter dem Versteigerungsgute einer anderen Privatsammlung befanden sich vier Werke von Jan Griffier.

Unter den Publicationen seien an erster Stelle die von Hofrath v. Wedbeder besorgte dritte Auflage des Handbuchs der Kunstpflege in Oesterreich genannt, welche gegen ihre Vorgängerin an Umfang sehr beträchtlich gewachsen ist. Was in den verschiedenen Gebieten unseres weiten Vaterlandes irgendwie mit Kunst sich beschäftigt, in ihre Pflege und Förderung berufsmäßig oder bloß vom Standpunkte der Kunstfreundlichkeit und des Sammelns eingreift, erscheint in diesem Handbuche fachgemäß und übersichtlich eingereiht. Die knappen, gut orientierenden Angaben zeigen uns erst den ganzen Reichthum unseres einheimischen Kunstgutes, die weit ausgreifende Organisation des Kunstunterrichtes, die vielseitige Interessenbethätigung kunstfördernder Körperschaften; man gewinnt hier eine zuverlässige Vorstellung davon, wie die öffentliche Kunstpflege und private Initiative einander die Hand reichen, um der Allgemeinheit in Ausübung und Wertschätzung der Kunst werththätig zur Seite zu stehen. Das planmäßige Zusammenwirken von Behörden, Vereinen, öffentlichen und privaten Sammlungen, von Unterrichtsanstalten aller Art wird nach dem im Handbuche der Kunstpflege vereinigten Materiale erst in vollem Umfange verstanden und gewürdigt werden; es ist um manches besser, als man in Künstlerkreisen und in der Oeffentlichkeit vielfach gelten lassen will, statt sich vom Herzen des Vorhandenen zu freuen. Als eine Auslese der allerbedeutendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst im Jahre 1901 repräsentiert sich die von dem Wiener Verleger Max Perzig herausgegebene »Ars Nova«, deren 45 sorgfältig ausgeführte Heliogravüren großen Formates Baron Myrbach mit viel Geschmack und Tact ausgewählt hat. Oesterreicher, Magnaren, Deutsche, Franzosen, Russen, Spanier, Skandinavier und Schweizer fanden Aufnahme; den über die Jahresentwicklung orientierenden Text lieferte Julius Meier Graefe, der Inhaber des Pariser »Maison moderne«, der zwar geistreich, aber auch recht oberflächlich schreibt. Auch die Heliogravüren, die ja plastische Werke so vortrefflich zur Geltung kommen lassen, erweisen sich für die Wiedergabe von Gemälden nicht überall als einwandfrei. Das vom Unterrichtsministerium herausgegebene Segantini-Werk darf als eine hervorragende Leistung einheimischer Buchausstattungskunst bezeichnet werden; die 63 Kunstbeilagen, theils in Heliogravüre, theils in Farbendruck ausgeführt, verdienen zumeist aufrichtiges Lob. Das selbe kann man dem Texte, den Dr. Franz Servaes, der Kunstreferent der „Neuen Freien Presse“ geschrieben hat, nicht durchwegs zollen. So glücklich er auch dem Lebenswege des Meisters nachgegangen ist und mit viel Umsicht wiederholt neues Material einzuflechten verstand, ist das Buch doch nicht mit der auch für diesen Fall unerläßlichen Objectivität geschrieben. Begeisterung für den Darstellungsgegenstand steht jedem Biographen gut an; ohne sie ist eine wirklich gute Lebensbeschreibung überhaupt nicht denkbar. Aber sie darf nicht stellenweise zur Uebertreibung werden.

als ob es Ähnliches überhaupt noch nie gegeben hätte, geschweige denn je wieder geben könnte. Sonst ergeben die Lobesfanfaren unangenehmen Mißklang, der hier ab und zu wirklich durchschlägt. Nach dieser Seite läßt sich die Darstellung des Lebensganges nicht mustergiltig nennen; sie ist nicht frei von Sünden gegen den guten Geschmack, den eine so vornehm auftretende Kunstpublication nie aus den Augen verlieren darf. Möge bei anderen ähnlichen Unternehmungen auch nie vergessen werden, daß solche Veröffentlichungen, die gewiß ein künstlerisches und litterarisches Ehrendenkmal für einen hervorragenden Meister bedeuten, um so größeren künstlerischen Nutzen stiften, in je weitere Kreise sie kommen, daß ihnen nach der Verkaufsmöglichkeit eine größere Verbreitung auch in dem Mittelstande gesichert sei; denn auf das wirklich Große soll nicht in erster Linie der Geldsack, sondern das Kunstbedürfnis der Allgemeinheit Anspruch haben. Daß letzteres Segantini derzeit wirklich als einen ihm sympathischen Meister betrachtet, den man näher kennen lernen will, beweist am besten die zweite Auflage der im Wiener Verlage erschienenen Monographie über „Giovanni Segantini,“ deren Illustrations schmuck Vieles recht gut veranschaulicht. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat sich eine neue große Aufgabe gestellt, indem sie den Antrag annahm, die groß angelegte „Geschichte der graphischen Künste“, von welcher die dem Abschlusse nahe „Vervielfältigende Kunst der Gegenwart“ nur einen Theil bildet, weiterzuführen und dem bekannten Dresdener Specialforscher Professor Max Lehmann die Abfassung einer Geschichte des deutschen und niederländischen Kupferstiches des 15. Jahrhunderts zu übertragen. Die k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale hat beschlossen, alljährlich an Stelle ihrer vierteljährlich erscheinenden „Mittheilungen“ zwei Publicationen herauszugeben. Die noch den Titel „Mittheilungen“ festhaltenden Monatsblätter sollen Normalien und Personalien, Sitzungsreferate, Angaben über Vermehrung der Bibliothek und des Archivs der Centralcommission sowie kleine bisher als Notizen veröffentlichte Mittheilungen bringen: am Ende eines jeden Jahres soll ein Jahrbuch größere wissenschaftliche Abhandlungen und Mittheilungen, sowie eine systematisch geordnete Uebersicht der wissenschaftlichen Bewegung und Ergebnisse auf dem Arbeitsgebiete der k. k. Centralcommission veröffentlichen. Für beide Publicationen ist das gleiche Format und ein gemeinsames Register in Aussicht genommen. Die Redaction liegt bei den Universitätsprofessoren Dr. Wilhelm Kubitschek und Dr. Alois Riegl in guten Händen. Die Bearbeitung der Ergebnisse der von der Leo-Gesellschaft angeregten künstlerischen Wettbewerbe, über die oben berichtet wurde, in der vom Ministerium geplanten Publication hat Universitätsprofessor Dr. Heinrich Swoboda übernommen, der sich um das Zustandekommen der ganzen Action die meisten Verdienste erworben hat und der Fühlung der Kirche mit der Kunst der Zeit sehr entschieden das Wort redet. In wissenschaftlichen Kreisen erregte großes Aufsehen die von Hofrath Prof. Dr. Joseph Karabacek in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften gemachte Mittheilung über die Auffindung des Khalifen Schlosses Koffeir Amra in der nordarabischen Wüste. Sie ist dem jungen Priester der Elmüzer Erzdiocese Dr. Alois Musil und dem Maler Alphons L. Mielich in Wien zu danken, der mit unjäglichen Mühen die dem 9. Jahrhunderte entstammenden Wandgemälde des alten, einst prächtig geschmückten Badeschlosses aufnahm. Ihre wissenschaftliche Bearbeitung wird uns neue Aufschlüsse über die mohammedanische Kunst und ihre Darstellungsformen bringen und voraussichtlich mit mancher bisher landläufigen Anschauung aufräumen.

Auch ohne einen neuen Vortrag des Kunstgewerbereformators Henri van de Velde ist die Frage der Reform der Frauenkleidung nicht zur Ruhe gekommen. In dem zum 1. März ausgegebenen Hefte der „Dokumente der Frauen“ sind die Ergebnisse einer über diesen Punkt bei Künstlern, Ärzten, Ästhetikern, Schneidern und Frauen gehaltenen Umfrage mitgetheilt. Es hat viel für sich, wenn Professor Alfred Holler im Namen der männlichen Künstler die Mitverantwortung für die künftige Frauentracht ablehnt, da man als Frau gelebt haben müsse, um über Frauenkleidung auch von einem anderen als vom decorativen Standpunkte mitzureden. Als Wortführerin der Reformkleidbewegung hielt im Frauenclub am 24. März Baroness Fiala über „Das Reformkleid in ästhetisch-künstlerischer Beleuchtung“ einen großen Vortrag, an dessen Spitze sie stellte, daß die Frauenkleidung keineswegs auf Kosten der Schönheit reformiert werden solle. Sie sieht in dem Künstler weniger einen Führer als einen anregenden Berather und will die immer gleichen Forderungen der Natur mit dem natürlichen Schönheitsgeföhle in Einklang gebracht wissen. Die Rednerin schloß ihre von Begeisterung für die Sache getragenen Ausführungen: „Ich zweifle nicht, daß wir manches Schöne aufgeben müssen, wenn wir unsere Kleidung einschneidend verändern“ — Eingebildetes, aber auch wirklich Schönes. Wir verlieren aber nichts dabei; denn wir tauschen es nur gegen andere Schönheiten ein und gegen größere und werthvollere, vor Allem gegen die Schönheit der ungehemmten frohen Kraft und Gesundheit“. Ob ein solches Aufgeben und Eintauschen dort, wo die weibliche Eitelkeit ein so gewichtiges Wort mitzureden hat, so leicht und rasch durchgreifend wird, bleibt wohl mit Recht abzuwarten. Wo Wechsel und Gegensatz sich wie in dieser Frage bisher ausschließlich in die Führung theilten, wird ein allgemeines Einlenken in andere Bahnen voraussichtlich lange auf große Schwierigkeiten stoßen, die sich weder mit Enquêtes noch mit Vorträgen beseitigen lassen. Manch lebhafte Entgegnung riefen die Ausführungen des Dr. Friß Wolff hervor, der im Frauenclub am 28. Februar über „Die künstlerische Bewegung in Deutschland und die Frau“ sprach und auf die Einseitigkeit der heutigen Frauenbewegung ziemlich scharf hinwies, da man stets nur von einer Frauenrechtsbewegung, niemals von einer Frauenpflichtbewegung höre. Er trat dafür ein, daß die Frau gewissermaßen die Pflicht habe, den Mann zur Kunst zu erziehen und erwartet nur von den unberührten Frauen eine Reorganisation der Kunst.

So dürfen die ersten Monate des Jahres 1902 in den Kunstdarbietungen und Kunst Anregungen wirklich als abwechslungsreich und manches Gute bringend bezeichnet werden. Manche Thatfachen sprechen für eine Belebung und Vertiefung des Interesses an allgemeinen Kunstfragen, deren Erörterung nicht wenig zur stärkeren Geltendmachung des wirklich Berechtigten beitragen wird. Unsere Zeit ist viel weniger als eine andere darnach angethan, sich etwas als Kunst aufzwingen zu lassen, was das Wesen der Kunst verleugnet und in einem unbegreiflichen Cult verbohrtester Selbstherrlichkeit ausartet. Die Zukunft wird lehren, was davon als triebkräftiger Zweig am Baume der Kunst sich behauptet oder abstirbt.





Das Rothkehlchen.

Von Selma Lagerlöf.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Es war zu der Zeit, als Unser Herr die Welt erschuf, als er nicht nur Himmel und Erde schuf, sondern auch alle Thiere und Pflanzen, und ihnen zugleich ihre Namen gab.

Es gibt viele Geschichten aus jener Zeit; und wüßte man sie alle, so wüßte man auch die Erklärung für alles in der Welt, das man jetzt nicht verstehen kann.

Damals war es, daß es sich eines Tages begab, als Unser Herr im Paradiese saß und die Vögel malte, daß die Farbe in Unseres Herrn Farbenschale ausgieng, so daß der Stieglitz ohne Farbe geblieben wäre, wenn Unser Herr nicht alle Pinsel an seinen Federn abgetrocknet hätte.

Und damals war es, daß der Esel seine langen Ohren bekam, weil er sich nicht merkte, welchen Namen er erhalten hatte. Er vergaß es, sowie er nur ein paar Schritte auf den Fluren des Paradieses gemacht hatte, und dreimal kam er zurück und fragte, wie er heiße, bis Unser Herr ein klein wenig ungeduldig wurde, ihn bei beiden Ohren nahm und sagte: „Dein Name ist Esel, Esel, Esel.“

Und während er so sprach, zog er seine Ohren aus, damit er ein besseres Gehör bekam und sich merkte, was man ihm sagte.

Am selben Tage war es auch, daß die Biene gestraft wurde. Denn als die Biene erschaffen war, begann sie sogleich Honig zu sammeln, und Thiere und Menschen, die merkten, wie süß der Honig duftete, kamen und wollten ihn kosten. Aber die Biene wollte alles für sich behalten und jagte mit ihren giftigen Stichen alle fort, die sich der Honigwabe näherten. Dies sah Unser Herr und allsogleich rief er die Biene zu sich und strafte sie. „Ich verlieh dir die Gabe, Honig zu sammeln, der das Süßeste in der Schöpfung ist,“ sagte Unser Herr, „aber damit gab ich dir nicht das Recht, hart gegen deinen Nächsten zu sein. Merke dir nun, jedesmal, wenn du jemanden stichst, der deinen Honig kosten will, mußt du sterben!“

Ach ja, damals war es, daß die Grille blind wurde und die Ameise ihre Flügel einbüßte; es begab sich so viel Wunderliches an diesem Tage.

Unser Herr saß groß und mild den ganzen Tag da und schuf und erweckte zum Leben, und gegen Abend kam es ihm in den Sinn, einen kleinen grauen Vogel zu erschaffen.

„Merke dir, daß dein Name Rothkehlchen ist!“ sagte Unser Herr zu dem Vogel, als er fertig war. Und er setzte ihn auf seine flache Hand und ließ ihn fliegen.

Aber als der Vogel ein Weilchen umhergeflogen war und sich die schöne Erde ansehen hatte, auf der er leben sollte, bekam er auch Lust, sich selbst zu betrachten. Da sah er, daß er ganz grau war, und seine Kehle war ebenso grau wie alles

andere. Das Rothkehlchen wendete und drehte sich und spiegelte sich im Wasser, aber es konnte keine einzige rothe Feder entdecken.

Da flog der Vogel zurück zu Unserem Herrn.

Unser Herr thronte gut und milde, aus seinen Händen giengen Schmetterlinge hervor, die um sein Haupt flatterten, Tauben gurrten auf seinen Schultern, und aus dem Boden rings um ihn sproßten die Rose, die Lilie und das Tausendschönchen.

Das Herz des kleinen Vogels pochte heftig vor Bangigkeit, aber in leichten Bogen flog er doch immer näher und näher zu Unserem Herrn und schließlich ließ er sich auf seiner Hand nieder.

Da fragte Unser Herr, was sein Begehren wäre.

„Ich möchte dich nur um Eines fragen,“ sagte der kleine Vogel.

„Was ist es, das du wissen willst?“ fragte Unser Herr.

„Warum soll ich Rothkehlchen heißen, wenn ich doch ganz grau bin vom Schnabel bis zum Schwanz? Warum werde ich Rothkehlchen genannt, wenn ich keine einzige rothe Feder mein Eigen nenne?“

Und der Vogel sah Unseren Herrn flehend mit seinen kleinen schwarzen Auglein an und wendete das Köpfchen. Rings umher sah er Fasane, ganz roth unter einem leichten Goldstaub, Papageien mit reichen rothen Halskrägen, Hähne mit rothen Kämme, gar nicht von den Schmetterlingen, Goldfischen und Rosen zu sprechen. Und natürlich dachte er, wie wenig nothwendig war, nur ein einziger kleiner Tropfen Farbe auf seine Brust, und er war ein schöner Vogel und sein Name schickte sich für ihn.

„Warum soll ich Rothkehlchen heißen, wenn ich ganz grau bin,“ fragte der Vogel abermals und wartete, daß Unser Herr sagen sollte:

„Ach, mein Freund, ich sehe, daß ich vergessen habe, deine Brustfedern roth zu malen, aber warte nur einen Augenblick, so wird es geschehen.“

Aber Unser Herr lächelte nur still und sagte:

„Ich habe dich Rothkehlchen genannt, und Rothkehlchen sollst Du heißen, aber du mußt selbst zusehen, daß du dir deine rothen Brustfedern verdienst.“

Und damit erhob Unser Herr die Hand und ließ den Vogel auf's neue in die Welt hinausfliegen.

Der Vogel flog unter tiefen Grübeleien hinab ins Paradies. Was sollte wohl ein kleiner Vogel, wie er, thun können, um sich rothe Federn zu verschaffen?

Das Einzige, was ihm einfiel, war, sein Nest in einen Dornenbusch zu bauen. Er nistete zwischen den Stacheln in dem dichten Dornengestrüpp. Es war, als hätte er erwartet, daß ein Rosenblatt an seiner Kehle haften bleiben und ihr seine Farbe geben würde.

* * *

Eine unendliche Menge von Jahren war verflossen seit diesem Tage, der der froheste der Erde war. Seit dieser Zeit hatten sowohl Thiere als Menschen das Paradies verlassen und sich über die Erde verbreitet. Und die Menschen hatten es so weit gebracht, daß sie es erlernt hatten, den Boden zu bebauen und das Meer zu befahren, sie hatten sich Kleider und Bieraten verschafft, ja sie hatten schon längst gelernt, große Tempel und mächtige Städte zu bauen, wie Theben, Rom und Jerusalem.

So brach ein neuer Tag an, der auch in der Geschichte der Erde lange nicht vergessen werden sollte, und an dem Morgen dieses Tages saß das Rothkehlchen

auf einem kleinen nackten Hügel vor den Mauern Jerusalems und sang seinen Jungen vor, die in einem kleinen Nest in einem niedrigen Dornenbusch ruhten.

Das Rothkehlchen erzählte seinen Kleinen von dem wunderbaren Schöpfungstage und von der Benennung, sowie jedes Rothkehlchen es erzählt hat, von dem ersten an, daß Gottes Wort gehört und aus Gottes Hand hervorgegangen war.

„Und seht nun,“ schloß es betrübt, „so viele Jahre sind verflossen, so viele Rosen haben geblüht, so viele junge Vögel sind aus ihren Eiern getrocknet, seit dem Schöpfungstage, so viele, daß keiner sie zählen kann, aber das Rothkehlchen ist noch immer ein kleiner, grauer Vogel, es ist ihm noch nicht gelungen, seine rothen Brustfedern zu erringen.“

Die kleinen Jungen rissen ihre Schnäbel weit auf und fragten, ob ihre Vorfahren nicht versucht hatten, irgend eine Großthat zu vollbringen, um die unschätzbare rothe Farbe zu erringen.

„Wir haben alles gethan, was wir konnten,“ sagte der kleine Vogel, „aber wir sind alle gescheitert. Schon das erste Rothkehlchen traf einmal einen anderen Vogel, der ihm völlig gleich, und es begann sogleich, diesen mit so heftiger Liebe zu lieben, daß es seine Brust erglühen fühlte. Ach, dachte es da, nun verstehe ich, es ist Unseres Herrn Absicht, daß ich so heiß liebe, daß meine Brustfedern sich von der Liebesglut, die in meinem Herzen wohnt, roth färben. Aber es scheiterte, so wie alle nach ihm scheiterten, und so wie auch ihr scheitern werdet.“

Die kleinen Jungen zwitscherten mißvergnügt, sie begannen schon darüber zu trauern, daß die rothe Farbe nicht ihre kleine flaumige Brust schmücken sollte.

„Wir hofften auch auf den Gesang,“ sagte der alte Vogel, in langgezogenen Tönen sprechend. „Schon das erste Rothkehlchen sang so, daß seine Brust vor Begeisterung schwellte, und es wagte wieder zu hoffen. Ach, dachte es, die Sangesglut, die in meiner Seele wohnt, wird meine Brustfedern roth färben. Aber es scheiterte, sowie alle nach ihm gescheitert sind, sowie auch ihr scheitern werdet.“

Wieder hörte man ein trübseliges Piepsen aus den halbnackten Kehlen der Jungen.

„Wir hofften auch auf unseren Muth und unsere Tapferkeit,“ sagte der Vogel. „Schon das erste Rothkehlchen kämpfte tapfer mit anderen Vögeln, und seine Brust glühte von Kampfeslust. Ach, dachte es, meine Brustfedern werden sich roth färben von der Streitmuth, die in meinem Herzen flammt. Aber es scheiterte, so wie alle nach ihm scheiterten, so wie auch ihr scheitern werdet.“

Die kleinen Jungen piepften muthig, daß sie es doch versuchen wollten, den erstrebten Preis zu gewinnen, aber der alte Vogel antwortete ihnen betrübt, daß dies unmöglich sei. Was konnten sie hoffen, wenn so viele ausgezeichnete Vorfahren das Ziel nicht erreicht hatten? Was konnten sie mehr thun als lieben, singen und kämpfen? Was konnten — — —

Der Vogel hielt mitten im Sage inne, denn aus einem der Thore Jerusalems kam eine Menschenmenge gezogen, und die ganze Schar eilte den Hügel hinan, wo der Vogel sein Nest hatte.

Da waren Reiter auf stolzen Rossen, Krieger mit eisenbeschlagenen Sandalen, Senkernknechte mit Nägeln und Hämmern, da waren würdig einherschreitende Priester und Richter, weinende Frauen und allen voran eine Menge wildumherlaufenden Volkes, ein greuliches, heulendes Geleite von Landstreichern.

Der kleine graue Vogel saß zitternd auf dem Rande seines Nests. Er fürchtete den Augenblick, daß der kleine Dornenbusch niedergetreten und seine kleinen Jungen

getödtet werden würden. „Nehmt euch in acht,“ rief er den kleinen schutzlosen Jungen zu, „kriecht zusammen und verhaltet euch still! Hier kommt ein Pferd, das gerade über uns dahingeht! Hier kommt ein Krieger mit eisenbeschlagenen Sandalen! Hier kommt die ganze wilde Schar herangestürmt!“

Mit einem Male hörte der Vogel mit seinen Warnungsrufen auf, er wurde still und stumm. Er vergaß beinahe die Gefahr, in der er schwebte.

Plötzlich hüpfte er hinab in das Nest und breitete die Flügel über seine Jungen.

„Nein, das ist zu entsetzlich,“ sagte er. „Ich will nicht, daß ihr diesen Anblick seht — da sind drei Missethäter, die gekreuzigt werden sollen.“

Und er breitete ängstlich die Flügel aus, damit die Kleinen nicht sehen konnten. Sie vernahmen nur donnernde Hammerschläge, Jammerrufe und das wilde Gejchrei des Volkes.

Das Rothkehlchen folgte dem ganzen Schauspiel mit Augen, die sich vor Entsetzen weiteten. Es konnte die Blicke nicht von den drei Unglücklichen wenden.

„Wie grausam diese Menschen sind!“ sagte der Vogel nach einem Weilchen. „Es ist ihnen nicht genug, daß sie diese armen Wesen auf's Kreuz nageln, nein, auf dem Kopfe des einen haben sie noch eine Krone aus stechenden Dornen befestigt.“

„Ich sehe, daß die Dornen seine Stirne verwundet haben, so daß Blut fließt,“ fuhr es fort. „Und dieser Mann ist so schön und sieht mit so milden Blicken um sich, daß Jeder ihn lieben müßte. Es ist mir, als gieng eine Pfeilspitze durch mein Herz, wenn ich ihn leiden sehe.“

Der kleine Vogel begann ein immer stärkeres Mitleid mit dem Dornengekrönten zu fühlen. „Wenn ich mein Bruder, der Adler, wäre,“ dachte er, „würde ich die Nägel aus seinen Händen reißen und mit meinen starken Klauen all' diese verschrecken, die ihn peinigen.“

Es sah, wie das Blut auf die Stirne des Gekreuzigten tropfte, und da konnte es nicht mehr in seinem Neste stille bleiben.

„Wenn ich auch nur klein und schwach bin, muß ich doch etwas für diesen armen Gequälten thun können,“ dachte der Vogel, und er verließ sein Nest und flog hinaus in die Luft, weite Kreise um den Gekreuzigten beschreibend.

Er umkreiste ihn mehrere Male, ohne daß er sich getraute heranzukommen, denn er war ein scheuer kleiner Vogel, der es nie gewagt hatte, sich einem Menschen zu nähern. Aber so allgemach faßte er Muth, flog ganz nahe heran und zog mit seinem Schnabel einen Dorn aus, der in die Stirn des Gekreuzigten gedrungen war.

Aber während er dies that, fiel ein Tropfen von dem Blute des Gekreuzigten hinab auf die Brust des Vogels. Der verbreitete sich rasch und färbte all die kleinen zarten Brustfedern.

Wie der Vogel wieder in sein Nest kam, riefen ihm seine kleinen Jungen zu:

„Deine Brust ist roth, deine Brustfedern sind röther als Rosen!“

„Es ist nur ein Blutstropfen von der Stirne des armen Mannes,“ sagte der Vogel. „Er verschwindet, so wie ich in einem Bach bade oder in einer klaren Quelle.“

Aber wie der kleine Vogel auch badete, verschwand doch nicht die rothe Farbe von seiner Brust, und als seine kleinen Jungen herangewachsen waren, leuchtete die blutrothe Farbe auch von ihren Brustfedern, so wie sie auf jedes Rothkehlchens Brust und Kehle leuchtet, bis auf den heutigen Tag.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser
Folge stets als Beilage zur
Zeitschrift „Die Kultur“.

HERAUSGEGEBEN VON DER
ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern
der Leo-Gesellschaft unent-
geltlich zugesendet.

INHALT: I. Sitzungen des Directoriums der Leo-Gesellschaft. — II. Sitzungen der Sectionen. — III. Preis-
concurrenzen der österreichischen Leo-Gesellschaft. — IV. Programm der „Theologischen Studien
der Leo-Gesellschaft“. — V. Stand der Publicationen der Leo-Gesellschaft. — VI. Vorträge. —
VII. P. T. Neue Förderer und Mitglieder der Leo-Gesellschaft

I. Sitzungen des Directoriums der Leo-Gesellschaft.

In der Sitzung am 29. Jänner 1902 wurden

1. aufgenommen 4 lebenslängliche und 129 Mitglieder mit Jahresbeiträgen;
2. wurde die Rechnung für 1901 und der Voranschlag für 1902 genehmigt;

ferner beschlossen, das Epos „Plus ultra“ des Neulateiners Mikl in 400, den Zehnjahresbericht in 3000, die „Kultur“ in 3200 Auflage herzustellen, für Dr. Pogatscher in Rom auch pro 1902 K 2000 Stipendien auszuwerfen, ein von Dr. Swoboda vorgelegtes Manuscript von Pichler über Religionsunterrichtsvorlagen drucken zu lassen; die Generalversammlung der Leo-Gesellschaft für das Jahr 1902 in Vorarlberg (Bregenz) abzuhalten. Mehrere Bücherspenden wurden bewilligt.

In der Sitzung am 14. März 1902 wurden

1. 1 Förderer, 3 lebenslängliche und 17 Mitglieder mit Jahresbeiträgen aufgenommen.

2. Sr. bischöfl. Gnaden Herr Dr. Col. Belopotocky übergab als Spende einer ungenannten adeligen Dame in Prag K 2000.

3. Es wurde mitgetheilt, dass auf das Preisconcurrenzausschreiben der Leo-Gesellschaft für einen Hochaltar einer Domkirche von 2 Concurrenten 2 Entwürfe, für ein hl. Grab von 9 Concurrenten 11 Entwürfe eingelaufen sind und dass das Preisrichter-Collegium dahin entchied, dass keinem der Concurrenz-entwürfe ein Preis zuzuerkennen sei. Die eingelaufenen Entwürfe werden zugleich mit den auf das Preisausschreiben des k. k. Unterrichtsministeriums eingelangten (44 für eine Pfarrkirche, davon 3 preisgekrönt; 7 für ein Reliquiar, davon 1 preisgekrönt) in der Akademie der bildenden Künste zu öffentlichen Besichtigung ausgestellt werden

4. Zum 2. Vicepräsidenten der Leo-Gesellschaft wurde Univ.-Prof. Dr. Josef Hirn gewählt.

Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur“.

5. Es wurde beschlossen, eine neue beschränkte Preisconcurrentz für ein hl. Grab mit zusammen K 2000 für Preise und Skizzenhonorare auszuschreiben; die Section für Kunst wird genauere Anträge über die Modalitäten des Ausschreibens vorbereiten. Ferner wird beschlossen, das Manuscript von Dr. Alois Lang-Graz, „Acta Salisburgensia“ für den Druck in Aussicht zu nehmen, 2 andere Manuscript-Anbote werden zurückgewiesen. Die Generalversammlung für 1902 in Bregenz soll auf Wunsch von Vorarlberger Mitgliedern in der 2. Hälfte des September abgehalten werden.

II. Sitzungen der Sectionen.

1. Philosophisch-theologische Section.

In der Sitzung am 17. März 1902 berichtete Univ.-Prof. Dr. Bernh. Schäfer über „Die Funde von Tel Amarna und die Bibel“. Vortragender gibt zuerst eine kurze Geschichte von der Auffindung, Entzifferung und Vertheilung der Thontafeln, erörtert die historische Situation zur Zeit ihrer Entstehung und bespricht dann die wissenschaftlichen Resultate überhaupt und speciell im Verhältnis zur heiligen Schrift. Dieser Ertrag kommt der Chronologie zugut, der Philologie, der Profangeschichte, da ein wichtiges Blatt für die Geschichte der Nil- und Euphratländer gefunden ist. Noch wichtiger sind die Funde für die Geschichte der palästinensischen Völker zur Zeit des Moses. Referent wagt es zwar nicht, die Arabiri mit den unter Josue in Palästina einziehenden Israeliten zu identificieren, sondern glaubt, dass dieses Volk ein semitisches oder hebräisches in weiterem Sinne ist, wie Ismaeliten oder Edomiten. Die historischen und culturellen Verhältnisse, welche die Tafeln voraussetzen, sind dieselben, die uns in den Büchern Mosis, Josue und der Richter entgentreten.

Prof. Dr. F. M. Schindler machte Mittheilungen über den Stand der „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft“ und des Werkes „Sociales Wirken der katholischen Kirche in Österreich“.

2. Section für Geschichtswissenschaften.

In der Sitzung am 10. März 1902 legte der Vorsitzende Univ.-Prof. Dr. J. Hirn den Bericht von Dr. H. Pogatscher über die vatikanischen Arbeiten vor und stellte Anträge zur Förderung der Edition derselben. Univ.-Prof. Dr. A. Ehrhard berichtete über ein von Dr. Al. Lang in Graz zur Geschichte der Metropole Salzburg im Manuscript vorgelegtes Urkundenwerk und beantragte dessen Herausgabe durch die Leo-Gesellschaft dem Directorium zu empfehlen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

3. Section für Gesellschafts- und Rechtswissenschaften.

I. In der Sitzung am 12. December 1901 referierte Graf Franz v. Kufstein über die in den bevorstehenden Zollverträgen einzuhaltenden Grundsätze. Referent stellte eine Reihe von Thesen auf, welche sodann einer eingehenden und im Ganzen zustimmenden Besprechung unterzogen wurden. Dieselben lauten:

A. Autonomer Tarif.

1. Es soll die Landwirtschaft derart geschützt werden, dass sie den inländischen Bedarf an den nothwendigen Lebensmitteln soweit als möglich decken könne.

2. Die Industrie soll in dem Maße geschützt werden, dass sie soweit als möglich die wichtigsten Industrieartikel im Inlande erzeugen und die höher bewerteten Arbeiten unternehmen könne.

3. Der Schutz ist in dem Maße der Landwirtschaft und der Industrie zu gewähren, dass beide Haupttheile der wirtschaftlichen Thätigkeit dabei ihrer Aufgabe nachkommen können.

4. Dort wo die inländische Urproduction den entsprechenden Urstoff (Rohstoff) liefern kann, ist vor allem diese leistungsfähig zu machen, respective zu erhalten; erst in zweiter Linie sind die feineren Arbeiten stufenweise aufwärts zu schützen.

5. Der Zollschutz soll nie die erziehlich wirkende Concurrenz ausschließen, und wirklich wichtige Arbeitszweige dürfen durch anderen gewährte Schutzzölle in ihrem Bestande nicht gefährdet werden.

6. Das für die industrielle Verarbeitung nothwendige Rohmaterial, welches im Inlande in entsprechender Weise und Menge nicht gewonnen werden kann, soll von Zöllen möglichst frei bleiben.

7. Die Zollpolitik soll die Production der zu verarbeitenden Halbfabricate derart schützen, dass diese im Inlande hergestellt werden können, ohne deren Weiterverarbeitung zu vernachlässigen.

8. Die Zollpolitik soll anstreben, die höher bewerteten Arbeiten heimisch zu machen und zu kräftigen, den bereits geschulten Arbeitern die Arbeitgelegenheit zu erhalten.

9. Zunächst sollen jene Wirtschaftszweige geschützt werden, welche die größte Zahl von Arbeitskräften beschäftigen, während die Rücksicht auf die höhere Bewertung der Einzelarbeiten in zweite Linie zu stellen ist.

10. Die Einfuhr jener Arbeitsmittel, welche geeignet sind, die Arbeitsgelegenheit im Inlande zu vermehren und zu verbessern, soll ermöglicht und in manchen Fällen direct gefördert werden, insolange diese Arbeitsmittel im Inlande nicht in genügender Menge und Güte hergestellt werden können.

11. Die Tarifpolitik soll den Zweck verfolgen, die inländischen Unternehmungen insoweit vor ausländischer Concurrenz zu schützen, dass ihre Inhaber in der Lage seien, die von ihnen beschäftigten Arbeiter in einem genügenden — bei zunehmender Productivität auch zunehmenden — Maße zu entlohnen.

B. Handelsverträge.

12. Bei Abschluss der Handelsverträge gelten dieselben oben für den autonomen Tarif ausgesprochenen Grundsätze. Die Reihenfolge ihrer Anwendung hängt jedoch vielfach von den thatsächlich bestehenden Verhältnissen ab, welche in einzelnen Fällen es geboten erscheinen lassen können, die grundsätzliche Reihenfolge zu verschieben, um einen wichtigen Arbeitszweig heimisch zu machen und zu kräftigen. In diesem Falle ist darauf zu achten, dass das harmonische Zusammenwirken im großen staatlichen Wirtschaftskörper nicht gestört und die Arbeitgelegenheit nicht verringert werde. In der Regel sollen die Tarifconcessionen in der umgekehrten Ordnung der Schutzbedürftigkeit zugestanden werden.

13. Beim Abwägen der zu erzielenden Concessionen gegen die zu gewährenden ist die Thatsache nicht aus dem Auge zu verlieren, dass der

Inlandverkehr wichtiger ist, als der ausländische. Niemals soll eines augenblicklichen Vortheils willen, den die erleichterte Ausfuhr gewähren kann, ein für das Inland wichtiger Productionszweig geschädigt werden.

14. Bezüglich der Bestimmung des Maßes der Tarifsätze und der Concessionen sind die inländischen Productionsbedingungen jedes einzelnen zu schützenden Zweiges mit denen eines jeden Vertragslandes — mit Einbeziehung der Transportkosten — in Vergleich zu stellen; die Differenz, um welche das eigene Land theurer produciert, bestimmt das Maß des erfordernten Zollschatzes, insoweit nicht die genügende Versorgung des eigenen Marktes eine diesem Zwecke dienende Ermäßigung begründet.

15. Beim Abschluss der Handelsverträge ist soviel als möglich dahin zu streben, dass einerseits das Inland vor Überschwemmung mit fremder unterwertiger Ware verschont werde und anderseits die eingeschlagene Zollpolitik weder durch die von Trusts und Cartellen geförderte Hausse- noch durch die vom sogenannten „börsenmäßigen Terminhandel“ begünstigte Baisse-Speculation des internationalen Capitals vereitelt werde.

II. In der Sitzung am 30. Jänner 1902 legte Univ.-Prof. Doctor F. M. Schindler die Grundlinien eines socialen Programms auf christlicher Grundlage vor. Die Besprechung führte zu dem Beschlusse, das im Ganzen gebilligte Programm mit kurzen Erläuterungen zu drucken und sodann in den Einzelheiten nochmals einer Discussion zu unterziehen.

III. In der Sitzung am 13. März 1902 besprach Dr. V. Kienböck die Reform des Pressrechtes in Österreich.

Der Vortragende begann mit einem Rückblick auf die Geschichte des Pressrechtes, in welcher sich die Epochen der kirchlichen Censur, der weltlichen Censur und der Pressfreiheit unterscheiden lassen. Eine zukünftige Gesetzgebung würde vielleicht in die Lage kommen, die Pressfreiheit gegen die Monopolisierung des Presswesens durch bestimmte Kreise („Ringe“) zu schützen. Als Brennpunkte des gegenwärtigen Interesses wurden die nachstehenden Fragen eingehender behandelt: 1. Die Frage der Regelung der Verantwortlichkeit. Hier trat der Referent für eine Verschärfung des gegenwärtigen Rechtszustandes ein und zwar für Aufstellung einer Rechtsvermuthung der Thäterschaft des Redacteurs. 2. Die Frage des objectiven Verfahrens. Referent hält dasselbe für ein unentbehrliches Correlat der Schwurgerichts-Competenz in Presssachen. Es wären jedoch Verbesserungen des Verfahrens dringend zu fordern. Mit dem objectiven Erkenntnis wären Geldstrafen gegen das Unternehmen zu verbinden. 3. Die Frage des Berichtigungszwanges. Die Bestrafung des bona fide sich weigernden Redacteurs wäre nach deutschem Vorbild zu beseitigen. Die Zulassung des Wahrheitsbeweises ist nicht zu wünschen. 4. Colportage und fliegender Buchhandel. Referent ist für Freigabe der nicht gewerbsmäßigen Verbreitung von Druckschriften, kann jedoch Zulassung der gewerbsmäßigen Verbreitung an öffentlichen Orten auch dann nicht empfehlen, wenn der Polizei die Befugnis ertheilt wird, jene Druckschriften zu bezeichnen, deren Colportage erlaubt sein soll. Hierin läge ein Mittel zur weiteren Corruptierung der Presse. — Referent hofft, dass seine Vorschläge zur Verwirklichung eines durchgreifenden Rechtsgüterschutzes dienlich, daher im wahren Sinne fortschrittlich seien. — In der Besprechung wurden einzelne der Vorschläge des Referenten meistens zustimmend beleuchtet.

IV. In der Sitzung am 20. März 1902 referierte Graf Stanislaus Badeni über die Enquête im mährisch-schlesischen Kohlengebiete 1901.

Referent besprach eingehend die nationalen, wirtschaftlichen und moralischen Verhältnisse der Arbeiter dieses Gebietes unter Mittheilung zahlreicher in eigener längerer Beobachtung gewonnener Details. An den reich illustrierten Vortrag knüpfte sich eine längere Besprechung, vorzüglich über die Mittel zur Abstellung der beobachteten Schäden.

4. Section für bildende Kunst.

In der Sitzung am 21. März 1902 wurde der Vorschlag berathen, welcher über die zur Betheiligung an der neuen Preisconcurrentz für Entwürfe zu einem hl. Grabe einzuladenden Künstler an das Directorium der Leo-Gesellschaft zu machen war. Es wurden sechs Künstler bezeichnet. — Der Obmann der Section, Dr. H. Swoboda, berichtete über den Erfolg der Preisausschreiben der Leo-Gesellschaft und des k. k. Unterrichts-Ministeriums für Gegenstände kirchlicher Kunst.

III. Preisconcurrentzen der österreichischen Leo-Gesellschaft.

A. Begründung der Entscheidung des Preisgerichtes im künstlerischen Wettbewerbe für ein heiliges Grab.

Für diesen Wettbewerb langten von 9 Bewerbern 11 Projecte ein, von denen einige zunächst leicht auszuschneiden waren. Dies geschah in der Sitzung vom 10. März 1902, in deren weiterem Verlauf eine eingehende Prüfung der Projecte vorgenommen wurde. Das Ergebnis derselben war aber ein negatives. Selbst dem relativ besten Entwurf konnte wegen wesentlicher liturgischer Bedenken über die Ausgestaltung des Expositoriums ein Preis nicht zugesprochen werden. Dies dürfte umso richtiger erscheinen, als es der in den Bedingungen der Ausschreibung deutlich ausgesprochene Zweck des Wettbewerbes war, ein billiges und würdiges heiliges Grab für den praktischen Gebrauch empfehlen zu können. Schließlich wurde der Antrag einstimmig angenommen, dem Directorium der Leo-Gesellschaft eine neue beschränkte Ausschreibung unter gleichzeitiger Erhöhung der Preise zu empfehlen.

Bei der Directorialsitzung der österreichischen Leo-Gesellschaft vom 14. März 1902 wurde diesbezüglich ein bejahender Beschluss gefasst. Die Bedingungen des neuen Wettbewerbes werden in nächster Zeit ausgeschrieben werden.

B. Begründung der Entscheidung des Preisgerichtes im Wettbewerbe für den Hochaltar einer Domkirche.

Von den zwei Projecten, welche für den Hochaltar einer Domkirche eingelaufen sind, ist das eine als nicht dem Programm entsprechend abzulehnen wegen Anbringung eines Tabernakels und Expositoriums, obwohl die Form des letzteren an und für sich nicht uninteressant gelöst ist. Das andere Project konnte trotz lobender Anerkennung der decorativen Wirkung unter Rücksicht auf die unklare constructive Lösung nicht als mustergiltig empfohlen werden.

Nähere Angaben über die in der Ausschreibung erwähnte geplante Publication sind nach der Beendigung des neuen Wettbewerbes in Aussicht genommen.

Dr. Alexander Freiherr von Helfert, Präsident der Leo-Gesellschaft, Vorsitzender des Preisgerichtes;

Hofrath Professor Dr. Schindler, Stellvertreter des Vorsitzenden.

Ministerialrath Dr. Karl Ritter von Wiener, als Vertreter des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht;

Baurath Richard Jordan;

Dr. Richard Kralik Ritter von Mayerswalden;

Director der Kunstgewerbeschule Freiherr von Myrbach-Reinfeld;

Maler Josef Reich;

Universitäts-Professor Dr. Heinrich Swoboda;

Professor August von Wörndle,

als Mitglieder des Preisgerichtes.

IV. Programm der „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft“.

Unter dem Titel »Theologische Studien« hat die Leo-Gesellschaft ein neues Organ für wissenschaftliche Theologie gegründet, das sie als eine Erweiterung ihrer »Apologetischen Studien« betrachtet wissen will.

Maßgebend für diese Erweiterung war einerseits die Wahrnehmung, dass durch die Beschränkung auf die Apologetik ihren »Studien« zu enge Grenzen gezogen waren, anderseits der Wunsch der Leo-Gesellschaft, ihr Organ für wissenschaftliche Theologie allen theologischen Schriftstellern der Gegenwart im Bereiche ihres Wirkungskreises zugänglich zu machen. Nicht das letzte Motiv für die Erweiterung des Organes bildete ihr Bestreben, dadurch dem jüngeren Nachwuchs an theologischen Autoren, die in der Regel größere Schwierigkeiten zu überwinden haben, um ihre ersten Arbeiten auf den literarischen Markt zu bringen, nach Kräften entgegenzukommen. Dabei gibt sie sich der Hoffnung hin, dass auch die bereits bewährten theologischen Schriftsteller geeignete Publicationen ihr anvertrauen werden.

Da nur theologische Studien größeren Umfanges, die eine selbständige Publication verlangen, in das neue Organ Aufnahme finden werden, so kann in demselben keine Concurrenz den bestehenden theologischen Zeitschriften gegenüber erblickt werden. Sodann überhebt die erfreuliche Thatsache, dass die bisherigen ähnlichen Unternehmungen dem Angebote an Einzelstudien nicht genügen konnten, der Nothwendigkeit, die Gründung des neuen Organes innerhalb der gegebenen Grenzen zu rechtfertigen.

Die »Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft« werden sich auf das ganze, reiche Feld der theoretischen und praktischen Theologie erstrecken, mit Einschluss sowohl der Grenzgebiete der Theologie und der weltlichen Wissenschaften als derjenigen Hypothesen und Resultate der heutigen Geistes-, Geschichts- und Naturwissenschaften, welche für die katholische Theologie eine wie immer geartete Bedeutung besitzen.

Die »Theologischen Studien« erscheinen in zwanglosen Heften, deren Umfang von den inneren Grenzen der darin zur Behandlung kommenden Fragen abhängig sein wird. Innerhalb jedes Kalenderjahres wird jedoch die Zahl von 60 Druckbogen nicht überschritten werden können.

Die einzelnen Hefte werden nicht zu je vier oder fünf in Bände zusammengeschlossen, sondern mit fortlaufenden Nummern bezeichnet werden und einzeln käuflich sein.

Die Regelung der Honorarfrage wird der Vereinbarung zwischen den einzelnen Autoren und der Redaction vorbehalten.

Die Leo-Gesellschaft hegt die freudige Hoffnung, durch die Gründung dieses Organes einen neuen Anstoß zur Hebung der literarischen Thätigkeit auf dem Arbeitsfelde der katholischen Theologie zu geben.

Das Wachsen der theologischen Literatur und die Steigerung ihres inhaltlichen Wertes muss in der That jedem einsichtsvollen Beobachter des heutigen Geisteslebens als eine unabweisbare Forderung für die Erfüllung der hohen und wichtigen Aufgaben erscheinen, die jedes Zeitalter der Kirchengeschichte der katholischen Theologie in neuer und eigenartiger Weise stellt.

V. Stand der Publicationen der Leo-Gesellschaft.

1. Erschienen sind:

Schindler F., Die Leo-Gesellschaft 1891—1901, 128 Seiten.

„Die Kultur“, III. Jahrgang, Heft 1—5.

„Allgemeines Litteraturblatt“, XI. Jahrgang, Nr. 1—6.

2. Im Druck sind:

Schmidmayer, Abt Mikl's Plus ultra (neulateinisches Epos über die Entdeckung Amerikas).

Theologische Studien der Leo-Gesellschaft, 1—4 Heft.

Schindler Jos., Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Erzdiöcese Prag.

Pichler, Über Bilder zum Unterricht in der biblischen Geschichte und im Katechismus.

VI. Vorträge.

An den Montagsabenden fanden Vorträge statt von: Univ.-Prof. Doctor W. Neumann über das Riesenthor von St. Stefan; Prof. Rud. R. v. Larisch über moderne Schriften; Prof. Dr. Wotke über Erzbischof Milde und die Reform des Gefängniswesens in Österreich; Hochw. J. Heidenreich über P. Hartmann's Oratorium „Der hl. Franz von Assisi“; Prof. Wilh. Trabert: Einige interessante Einzelheiten in der Temperaturvertheilung von Österreich; Dr. L. Sennfelder: Die Katakomben von St. Stefan; H. Obermaier: Der antediluvianische Mensch.

VII. P. T. Neue Förderer und Mitglieder der Leo-Gesellschaft.

(Seit Ausgabe des Berichtes für 1891—1901.)

Förderer:

Georg Graf Eszterhazy, Oszlop, Ungarn, 400 K.

Lebenslängliche Mitglieder (à 200 K).

Alex. Matth. Beschorner, Fabriksbesitzer, k. k. Hoflieferant, Wien.

Gordian Freiherr von Gudenus, päpstlicher Ehren-Kämmerer, Schloss Thannhausen, Steiermark.

Ferdinand Fürst Lobkowitz, Unterbeřkowitz, Böhmen.

Mitglieder (10 K, Akademiker 2 K).

- Bludenz (Vorarlberg): Pfurtscheller Dr., prakt. Arzt.
 Braitenfurth (N.-Ö.): Dorfinger Johann, Pfarrer.
 Graz: Meran, Graf Johann v. — Seipal Norb., stud. med.
 Hannover: Wrochem v., stud. med.
 Innichen (Tirol): Schwingshackl Josef, Canonicus.
 Innsbruck: Pramberger Richard, O. S. B., stud. theol.
 Karbitz (Böhmen): Mattauch Gustav, bischöfl. Vikär und Dechant.
 Kremsmünster (Ob.-Ö.): Huemer Adalbert, O. S. B., Professor.
 Kuens bei Meran (Tirol): Lintner Matth., Pfarrer.
 Mais bei Meran (Tirol): Tschirf Gerard, O. Cist., Pfarrverweser.
 Meran (Tirol): Gufler Andreas, Präfect.
 Münster: Kreutz E., Frl., stud. phil.
 Prüm (Rheinland): Hilger R., Gymnasial-Oberlehrer.
 Rom: Strohsacker, Dr. Hartmann, O. S. B., Professor der Theologie am Anselmianum.
 Sindelburg (N.-Ö.): Hörmann Siegfried, O. S. B.
 Sobiesak (Böhmen): Kromer Franz, Dechant.
 Waidhofen a. d. Th. (N.-Ö.): Landes-Real-Gymnasium.
 Wien: Baumgartner, Dr. Karl, Weltpriester. — Bündsdorf Katharina, k. k. Landesgerichtsraths-Witwe. — Ehrlenspiel Rudolf, Bankbeamter. — Faber Gustav, k. k. Notar. — Gloning Karl, Professor. — Habacht Theodor, stud. theol. — Hinner Heinrich, stud. theol. — Hösslinger, Dr. Guido, n.-ö. Landessecretär. — Schaludek Franz, stud. theol. — Schönborn, Graf Dr. Friedrich, Exc., k. u. k. Geh. Rath. — Steffl Wenzel, stud. theol. — Stiftshofmeisteramt Heiligenkreuz. — Tomek Ernst, stud. theol. — Weber Franz, stud. theol. — Zaussinger Eduard, stud. theol.
 Wocheiner-Feistritz (Krain): Klodič-Sabladowski Max Ritter v., Ingenieur, Bauadjunct der k. k. Staatsbahnen.
 Gestorben sind: Stiftsdechant Johann Breselmayer, St. Florian. — Stadtpfarrer Franz Eichmayer, Waidhofen. — Prälat Michael Hornsteiner, Prag. — Kurpriester Karl Jung, Wien. — Se. Eminenz Cardinal-Fürsterzbischof Dr. Jacob Missia, Görz. — Weltpriester Dr. R. Wehofer, Wien. Reichstagsabgeordneter Dr. Ernst Lieber, Camberg.

Zur Kenntnissnahme diene den p. t. Mitgliedern der Leo-Gesellschaft, dass die bis Ende Mai l. J. nicht eingezahlten Jahresbeiträge für 1902 durch Postauftrag eingehoben werden, indem vorausgesetzt wird, dass die betreffenden Mitglieder diese Art der Einhebung wünschen. Wir machen darauf aufmerksam, dass sich dadurch der Jahresbeitrag (K 10.—) um die Postgebühr erhöht, während die Einzahlung mittels Postchek (liegt Heft 3 der Kultur bei) unentgeltlich geschieht. Zusendungen jeder Art werden erbeten unter der Adresse: Leo-Gesellschaft, Wien, I. Annagasse 9.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser
Folge stets als Beilage zur
Zeitschrift „Die Kultur“.

HERAUSGEGEBEN VON DER
ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern
der Leo-Gesellschaft unent-
geltlich zugesendet.

INHALT: I. XI. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft (für das Jahr 1902.) — II. Sitzung des Directoriums. — III. Stand der Publicationen der Leo-Gesellschaft. — IV. Montagsabende der Leo-Gesellschaft. — V. Neue Mitglieder der Leo-Gesellschaft.

I. XI. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft (für das Jahr 1902).

Die XI. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft wird am 24. und 25. September l. J. in Bregenz (Vorarlberg) stattfinden. Die Tagesordnung für dieselbe wird später bekannt gegeben werden.

Schon jetzt ersucht das Directorium die Mitglieder der Leo-Gesellschaft, an dieser Versammlung in der freundlichen Bodenseestadt zahlreich theilzunehmen. Die Versammlung wurde auf Wunsch der Mitglieder in Vorarlberg örtlicher Verhältnisse wegen auf eine verhältnismäßig späte Jahreszeit angesetzt. Mögen trotzdem recht viele Mitglieder auch aus anderen Kronländern die Versammlung durch ihren Besuch auszeichnen! Es ist eine Ehrensache für unsere Gesellschaft, ihre jährlichen Hauptversammlungen möglichst glänzend zu gestalten.

Das Directorium der Leo-Gesellschaft.

II. Sitzung des Directoriums.

In der Sitzung des Directoriums der Leo-Gesellschaft am 5. Mai 1902 wurden

1. aufgenommen 1 lebenslängliches Mitglied, 1 lebenslänglicher Theilnehmer und 31 Mitglieder mit Jahresbeiträgen,

2. wurde mitgetheilt, dass der »Verlag der Leo-Gesellschaft« in Wien für alle Verlagswerke der Leo-Gesellschaft behördlich concessionirt wurde; dass die neue Preisconcurrentz der Leo-Gesellschaft für Entwürfe zu einem heiligen Grabe mit Beschränkung auf 6 speciell einzuladende Künstler demnächst ausgeschrieben wird.

3. Es wurde beschlossen, zur Ermöglichung der Aufstellung der Bibliothek der Leo-Gesellschaft ein neues Mietlocal in Verbindung mit der »Katholischen Ressource« aufzunehmen und für die Kosten einer einfachen Einrichtung des

Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur“.

Locales aufzukommen. Prof. Hirn und Prof. Schindler wurden mit den diesbezüglichen weiteren Schritten betraut. Hochwürden H. Heidenreich ist zu ersuchen, als Bibliothekar der Leo-Gesellschaft die Bücherei zu besorgen. Ein Manuscript wurde abgewiesen. — Bücherspenden wurden an 9 katholische Vereine bewilligt.

III. Stand der Publicationen der Leo-Gesellschaft.

Es wurden herausgegeben:

1. Schmidmayer Rudolf, Des Neulateiners Mikl (Abtes von Hohenfurth) Epos Plus ultra über die Entdeckung Amerika's mit Einleitung.
2. Theologische Studien der Leo-Gesellschaft, herausgegeben von Dr. Alb. Ehrhard und Dr. Franz M. Schindler, Professoren an der Wiener Universität.
 1. Dr. Waldmann, Die Feindesliebe im Heidenthum, Judenthum und Christenthum.
 2. Dr. Seydl, Das ewige Gesetz in der antiken Literatur und in der christlichen und neueren Philosophie.
 3. Dr. Scherer, Die Gotteslehre des Imm. H. Fichte.
 4. Dr. Faulhaber, Katenen zum Hohenliede.
3. Allgemeines Litteraturblatt, XI. Jahrg., Heft 5—II.
4. Die Kultur, III. Jahrg., Heft 6, 7.

Demnächst erscheint:

1. Dr. Schindler Josef, Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Erzdiöcese Prag.
2. Commentar zu den Büchern des Alten Testaments: Der Prophet Daniel von Dr. Paul Riessler.

IV. Montagsabende der Leo-Gesellschaft.

Vorträge wurden gehalten von: Univ.-Prof. Dr. H. Swoboda »Zur Kirchenbaubewegung in Wien«; Dr. Woitsch »Chinesisches Schriftwesen«; Dr. Josef Mantuani »Wiener Kunstfragen«.

V. Neue Mitglieder der Leo-Gesellschaft.

Lebenslängliches Mitglied:

Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Theresia 200 K.

Lebenslänglicher Theilnehmer:

Hermann Franz, Secretär der I. österr. Sparcasse, Wien, 100 K.

Mitglieder (10 K, Akademiker 3 K):

Bocholt (Westfalen): van Haag, Dr., Oberlehrer.

Bonn a. Rh.: van Dorp Anton, stud. theol. — Göbbels Adolf, stud. theol. — Heiner Michael, stud. theol. — Hochgürtel Michael, stud. theol. — Kellermann Wilh., stud. theol. — Krötz Peter, stud. theol. — Lennards Peter, stud. theol. — Limbach Philip, stud. theol. — Melder Adolf, stud. theol. — Pesch Ferdinand, stud. theol. — Schäfer Ferdinand, stud. theol. —

- Schäfer Johann, stud. theol. — Schaffer Bernhard, stud. theol. — Schmitz Josef, stud. theol. — Wirth Wilhelm, stud. theol. — Witte Karl, stud. theol.
- Bozen (Tirol): Franciscanerkloster.
- Graz: Seipal Norbert, stud. theol.
- Heiligenkreuz (N.-Ö.): Fitz Justin, O. Cist., stud. theol. — Giesing Paulus, O. Cist., stud. theol. — Schachermaier Ludwig, O. Cist., stud. theol. — Schedl Eugen, O. Cist., stud. theol. — Strutzenberger Balduin, O. Cist., stud. theol. — Watzl Walther, O. Cist., stud. theol.
- Köln a. Rh.: Dollendorf Johann, cand. theol. — Klein Franz, cand. theol. — Lenné Albert, cand. theol. — Piepers Peter, cand. theol. — Plankermann Ernst, cand. theol. — Schneider Bartholomäus, cand. theol. — Störmann Anton, cand. theol. — Stoffels Josef, cand. theol. — Vogels Heinrich, cand. theol. — Werr Robert, cand. theol.
- Krakau: Straszewski, Dr. Moritz, k. k. Universitätsprofessor.
- Krems (N.-Ö.): Landes-Oberrealschule, n.-ö.
- Kwassitz (Mähren): Thun, Graf Dr. Jaroslav.
- Leitmeritz (Böhmen): Bensch Cam., stud. theol.
- Osnabrück: Meyer Karl, stud. theol.
- Wien: Hirsch, Dr. Leopold, Weltpriester. — Kotzurek Hans, stud. archit. — Schultschik, Dr. Johann, Hof- und Gerichtsadvokat. — Wissgott Norbert, k. k. Polizei-Commissär.
- Gestorben sind: Gräfin Leopoldine Thun, Prag. — Historienmaler August v. Wörndle, Wien. R. I. P.

Zur Erinnerung! Die p. t. Mitglieder, welche mit ihrem Jahresbeitrage für 1902 noch im Rückstande sind, werden nochmals freundlich ersucht, denselben möglichst bald unter Benützung des dem 3. Hefte der Kultur (Jahrgang 1902) beigelegten Postcheks einzusenden (Leo-Gesellschaft, Wien, I. Annagasse 9). Es wird vorausgesetzt, dass jene Mitglieder, welche ihren Beitrag bis ungefähr zur Jahresmitte nicht beglichen haben, die Einhebung desselben durch Postauftrag wünschen — ein Einhebungsmodus, der immerhin bedeutende Arbeit und Kosten verursacht, und deswegen von den p. t. Mitgliedern selbst durch frühere Einzahlung nach Möglichkeit überflüssig gemacht werden möchte.



MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser
Folge stets als Beilage zur
Zeitschrift „Die Kultur“.

HERAUSGEGEBEN VON DER
ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern
der Leo-Gesellschaft unent-
geltlich zugesendet.

INHALT: Programm der (XI.) Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und ihres Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg für das Jahr 1902 zu Bregenz in Vorarlberg am 24. und 25. September l. J.

Programm

der (XI.) Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und ihres Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg für das Jahr 1902 zu Bregenz in Vorarlberg am 24. und 25. September l. J.

Mittwoch, 24. September: Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier im Saale des Hotels »Zur Krone«.

Donnerstag, 25. September: Früh 8 Uhr: Hochamt in der Stadtpfarrkirche.

9 Uhr: Sitzung der Section für Geschichte im Hotel »Österreichischer Hof«:

1. Vortrag des Landesarchivars V. Kleiner in Bregenz über »Die Bodenseeflotte in den Kriegen von 1799 u. 1800«;
2. Vortrag des Prof. J. s. Fischer S. J. in Feldkirch über »Die Entdeckungen der Normannen in Grönland und Amerika.«
3. Anträge.

9 Uhr: Sitzung der Section für Literatur im Hotel »Österreichischer Hof«:

1. Vortrag des Prof. Dr. Nikolaus Nessler in Brixen über »Altgermanisches im Geistesleben unseres Volkes mit besonderer Berücksichtigung Vorarlbergs«;
2. Vortrag des Prof. Tassilo Lehner in Kremsmünster über »Tacitus und der Neulateiner Simon Rettenbacher«;
3. Anträge.

Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur“.

